UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 01089900 3

REINHOLD KOSER

FRIEDRICH der Große

Presented to
The Library
of the
University of Toronto
by
Mrs. Raymond Daniell

Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/friedrichdergros00kose

J. H. Chr. Franke gem. H. Meyer gest. Verlag von E. H. Schroeder, Berlin

Friedrich der Große

Friedrich der Große

Von

Reinhold Koser

Volksausgabe

Mit einem Bildnis des Königs
nach dem Gemälde von J. H. Chr. Franke

2.—5. Auflage

UNIVERSITY OF TORONTO

Stuttgart und Berlin 1911
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger

Alle Rechte vorbehalten

627013
17.1.56

Zum 24. Januar 1912

Vorwort

Nach der freundlichen Aufnahme, welche die drei ersten Auflagen meiner Biographie Friedrichs des Großen gefunden haben, hat die Verlagshandlung im Ausblick auf den bevorstehenden zweihundertsten Geburtstag des Königs mir den Wunsch ausgesprochen, neben der im nächsten Jahre erscheinenden vierten Auflage eine volkstümliche Ausgabe in gekürzter Fassung für Leser zu veranstalten, denen es auf einen schnelleren Überblick ankommt.

Indem ich mich bereit fand, dieser Anregung zu entsprechen, habe ich, um die Farbe des Originals nicht zu verwischen, davon abgesehen, einen sich auf alle Teile gleichmäßig erstreckenden Auszug herzustellen. Vielmehr sind, unter Ausscheidung der Einzelheiten über diplomatische Verhandlungen, militärische Vorgänge und Verwaltungstätigkeit, diejenigen Kapitel, die vorzugsweise biographisches Interesse bieten, im wesentlichen ohne Kürzung wiedergegeben und durch Überleitungen zu einem einheitlichen Lebensbilde verbunden worden.

Für die Bindestücke sind zum Teil meine einschlägigen Sonderschriften, unter anderem mein in dem durch G. v. Alten herausgegebenen „Handbuch für Heer und Flotte" enthaltener

Beitrag über „die Kriege Friedrichs des Großen", benutzt worden. Das einleitende Kapitel gibt den Inhalt meines Buches „Friedrich der Große als Kronprinz" (2. Aufl. 1902), in den Hauptzügen so wieder, wie ich ihn bei Gelegenheit in mündlichem Vortrag dargelegt habe.

Berlin, 18. Oktober 1911.

Reinhold Koser.

Inhalt

	Seite
Kronprinz Friedrich	1
Regierungsanfang	33
Erster schlesischer Krieg	65
Ursprung und Verlauf des zweiten schlesischen Kriegs	107
Neue Aufgaben	147
Innere Politik bis 1756	168
Sanssouci	193
Ausbruch des siebenjährigen Krieges	250
Rückblick und Ausblick	264
Bis zur Schlacht von Kolin	277
Von Kolin nach Leuthen	290
Das Jahr 1758	311
Das Jahr 1759	322
Feldzüge von 1760 und 1761	339
Siebenter Feldzug und Friedensschluß	356
Heimkehr aus dem Felde	371
Staatsverwaltung nach 1763	390
Erwerbung von Westpreußen	405
Landrecht und Staatsform	416
Der alte König und die neue Bildung	429
Auswärtige Politik der letzten Jahre	460
Ausgang und Ergebnisse	468

I

Kronprinz Friedrich

„Morgen wird man den Prinzen taufen," so schrieb am 30. Januar 1712 König Friedrich I. von Preußen an einen Vertrauten; „ich denke, er wird nur den einen Namen Friedrich erhalten. Sie wissen, daß dieser Name meinem Hause glückbringend gewesen ist. Hoffen wir, daß dieses Kind eines Tages ebenso glücklich sein wird, wie seine Vorfahren."

Das Sonntagskind, das am 24. Januar um die Mittagsstunde im Schlosse zu Berlin geboren war, wurde von dem Könige, seinem Großvater, und dem kronprinzlichen Elternpaare mit um so freudiger bewegtem Herzen begrüßt, als die vorangegangenen Brüder beide noch im ersten Lebensjahre gestorben waren. Die Geburt eines neuen Prinzen gab dem alternden Könige die Beruhigung, den einzigen Sohn im Besitz eines Erben zu hinterlassen, auf dessen Haupte die neue preußische Königskrone bei dem Stamm ihres ersten Trägers blieb.

Wenn die gleiche Erziehung überall an den gleichen Früchten erkannt würde, so hätte der Kronprinz Friedrich das Ebenbild seines königlichen Vaters werden müssen, das dieser offenbar aus ihm zu machen beabsichtigte. Eine Französin, Frau von Rocoulle, wurde die Erzieherin des Sohnes, weil sie vor zwei Jahrzehnten die Erzieherin des Vaters gewesen war. Je mehr Friedrich Wilhelm trotz der im zartesten Alter empfangenen Eindrücke von jeder Vorliebe für die Franzosen und französisches Wesen sich frei fühlte,

um so weniger mochte er Bedenken tragen, auch die erste Erziehung seines Erben einer Fremden anzuvertrauen, die mitten unter Deutschen der deutschen Sprache unkundig geblieben war. Und dann wurde an dem vierjährigen Kinde das Werk der französischen Wärterin durch einen französischen Lehrer, den Hugenotten Duhan de Jandun, fortgesetzt. So half der König selber eine Saat ausstreuen, die er, als sie in die Höhe schoß, als Unkraut hätte ausrotten mögen.

Wieder glaubte Friedrich Wilhelm, um in dem Sohne sich selbst gleichsam zu wiederholen, nicht sicherer gehen zu können, als wenn er den militärischen Gouverneuren, die der sechsjährige Prinz erhielt, dieselbe Instruktion in die Hände gab, die einst bei seiner eigenen Erziehung sich bewährt hatte. Ein guter Christ, ein guter Soldat und zum dritten ein guter Wirt sollte der Prinz werden; so sollten ihn die Erzieher zu „Menage, Sparsamkeit und Demut anhalten". Schon damals will Friedrich Wilhelm an dem Kinde aufgeblasenen Stolz und Neigung zur Verschwendung wahrgenommen haben.

Der König wollte seine Kinder ganz patriarchalisch, ganz bürgerlich erziehen. Unmittelbar unter seinen Augen sollten sie aufwachsen, an seinem Tische nahmen sie die Mahlzeit ein und des Abends durften sie ihr Lager nicht aufsuchen, ohne dem Vater gute Nacht geboten zu haben. Vor allem sein Ältester, so hatte er es sich gedacht, sollte sich auf das engste an ihn anschließen, sollte „brüderliche Liebe" zu ihm empfinden, sollte sein bester Freund, sein zweites Ich werden. Geradezu mit Eifersucht hatte er dem vorzubeugen gesucht, daß das Kind zu der Mutter größeres Zutrauen fasse als zu dem Vater; deshalb hatten die Erzieher ein für allemal die Weisung erhalten, ihrem Zögling, so oft er Anlaß zur Unzufriedenheit gab, immer nur mit einer Klage bei der Königin zu drohen: „und müssen sie ihn mit derselben allezeit schrecken, mit mir aber niemalen" — eine Vorschrift, die in ihrer gutmütigen Naivität einen rührenden Einblick gewährt in die Tiefen des weichen Herzens unter der rauhesten Brust. Der Vater bettelte nahezu um die Liebe des Kindes;

er glaubte von sich versichern zu dürfen, daß er alles getan habe, das Vertrauen des Prinzen, „ja sozusagen dessen Gnade" zu gewinnen.

Aber bei allem guten Willen traf Friedrich Wilhelm von vornherein nicht den richtigen Ton. Sein vornehmster Fehler als Vater und Erzieher war doch, daß es ihm nicht gegeben war, sich in die Welt des Kindes zu versetzen, daß er es überhaupt nicht vermochte, in die Welt eines anderen hineinzuschauen, aus seinem eigenen starren und engen Vorstellungskreise herauszutreten.

Bald kam es dahin, daß dem Vater an dem Sohne alles und jedes mißfiel bis zum Geringfügigsten. Friedrich Wilhelms Verdruß und Zorn über des Kronprinzen Vorliebe für alles Französische, für französische Sprache und Bildung, französische Mode ist nur ein einzelnes Blatt aus der Geschichte dieser unaufhörlichen Hofmeisterei. Der König tadelt an dem Prinzen die Haartracht, den Gang, die Haltung, die Gebärden. Ist des Prinzen Miene ernst und nachdenklich, so gilt er als unfreundlich, verschlossen, mürrisch; lacht er, so heißt er ein Narr, ein Affe. Als die Verwandten in London um ein Bild des Kronprinzen bitten, verfügt der König: man soll eine große Meerkatze malen lassen, das ist sein Porträt.

Der Wunsch des Prinzen, eine der englischen Prinzessinnen zu heiraten, lieh dem Zerwürfnis zwischen Vater und Sohn auch einen politischen Hintergrund. Auf eine Familienverbindung mit dem Hause Hannover, das 1714 die großbritannische Königskrone gewonnen hatte, führte die Überlieferung zweier Generationen. Sowohl Friedrichs Großmutter, die philosophische Königin Sophie Charlotte, wie seine Mutter Sophie Dorothee waren welfische Prinzessinnen von der hannoverischen Linie. Bald aber hatten sich politische Bedenken herausgestellt. Nach der Meinung des Londoner Hofes sollte die Erneuerung der Familienbande die Grundlage für ein politisches Bündnis werden. Davon wollte Friedrich Wilhelm nichts hören. Er hatte vielmehr seit 1726 seine Politik auf das Einvernehmen mit dem kaiserlichen

Hofe zu Wien eingestellt, der mit England damals überworfen war. Dagegen stand die Königin ganz auf der Seite der englischen Verwandtschaft.

Sophie Dorothee galt als gütig und verbindlich, „viel humaner als manche adeliche Dame"; aber gegen den, der ihr entgegen war, konnte sie rücksichtslos und verletzend sein. Ihr Sohn preist neben der Milde an der Mutter die Festigkeit. Auf der einen Seite weich, sich ein wenig verzärtelnd, schreckhaft, so daß man plötzliche Gemütserregungen von ihr fernhalten mußte, führte sie doch wiederum ein straffes Regiment im Hause und war gegen die Töchter in ihrer Art ebensowenig nachsichtig, wie der Vater in der seinen gegen die Söhne; ihr Verhältnis zu der ältesten Tochter gestaltete sich, nach allem, was wir wissen, nicht eben erfreulich. Dagegen hat der älteste Sohn stets mit wahrhaft rührender Pietät an der Mutter gehangen und sie und ihr Andenken weit über das Grab hinaus bis an das Ende des eigenen Lebens dankerfüllt geehrt. Zu den verschiedensten Zeiten hat er ihr ein Zeugnis ausgestellt, wie sie sich als Erzieherin ihrer Kinder bewährt habe: „Keine Mutter hat sich mehr als sie um alle ihre Kinder verdient gemacht." Von ihr erbten die Kinder inmitten der banausischen Prosa, unter der sie aufwuchsen, die reiche Mitgift an idealem Sinne, die Freude an der gefälligen Außenseite der Dinge, den gewählteren Geschmack, das Auge für das Schöne, die literarische Ader. Sophie Dorothee hat sich nicht selber schriftstellerisch versucht, aber sie las viel in der Einförmigkeit ihres täglichen Lebens. Fremden zeigte sie gern in Monbijou ihre Bibliothek, während ihr Gemahl alle Bücher verachtete. Hier in Monbijou schuf sie sich ihre kleine Welt, aber der Zwang des Königs griff doch auch in diese Sphäre über. Daß seine Gemahlin ihre Gesellschaften bis zu später Stunde bei sich behielt, sah er ungern, wenn er es auch nicht einfach zu verbieten wagte. Einst rühmte man die Redegabe und all die glänzenden Eigenschaften der Gemahlin Karls VI., der Kaiserin Elisabeth; Sophie Dorothee meinte: „Wem der Geist frei und zufrieden bleibt, wem die Welt

lacht, der kann die Dinge ganz anders ansehen, als wer beständig unter dem Drucke lebt."

Der Kronprinz und seine um drei Jahre ältere Schwester Wilhelmine waren frühzeitig die Vertrauten ihrer Mutter geworden. In das zarte Gefäß dieser Kinderseelen schüttete sie aus, was ihr Herz bewegte, auch alle Bitterkeit ihres Herzens. In dem Maße, als die Kinder in die heimlichen Kümmernisse der Mutter eingeweiht wurden, entfremdeten sie sich dem Vater. Den Spion der Mutter bei dem Vater, so nannte die österreichische Partei am Berliner Hofe den Kronprinzen.

Auch das Gebiet der innern Politik haben diese Gegensätze innerhalb der königlichen Familie gestreift. Der König bemerkte mißfällig, daß seine Regierungshandlungen und Verwaltungsgrundsätze von dem Kronprinzen bekrittelt wurden; man warnte diesen, es nicht zu halten wie Absalom, der die Entscheidungen seines Vaters David schalt und ihm die Herzen der Männer in Israel stahl, wenn sie kamen vor Gericht zum Könige. Und gewiß war der Kronprinz Friedrich ganz eine Erscheinung, die Herzen zu stehlen, mit der Anmut seiner Jugendlichkeit, mit dem einschmeichelnden Klange seiner Stimme, mit dem hellen Blick seines Auges.

Es wäre also ungerecht, in dem traurigen Zerwürfnis alle Schuld auf seiten des Vaters sehen zu wollen. Verbittert und verstockt, eigensinnig, aber auch leichtsinnig, tat der Prinz das Seine, den Riß zu vergrößern. Je enger er gehalten, je schärfer er beaufsichtigt wurde, um so geneigter war er, über die Stränge zu schlagen. Wo der Vater den Rücken kehrt, macht der Übermut, die Überhebung, der Leichtsinn des Prinzen sich Luft, da hält er mit seiner scharfen Zunge, seiner Spottlust nicht zurück. Er geht auf Abenteuer aus, sobald er einmal bei Tage oder bei Nacht auf ein paar Stunden unbeobachtet ist und sich fortschleichen kann; dann begeht er übermütige Streiche, schwärmt durch die Straßen, schlägt ehrbaren Bürgern die Fenster ein. Er macht Schulden auf Schulden, und daß ein großer Teil der geborgten Summen für Bücher und für Noten ausgegeben wird, ist in des Vaters

Augen, der die Lektüre nicht minder verpönt hat als das Flötenspiel, kein Milderungsgrund.

„Ich glaube nicht, daß es noch einmal ein solches Paar in der Welt gibt, wie diesen Vater und diesen Sohn," so hat ein aufmerksamer Beobachter kopfschüttelnd geurteilt. Weder die Anlage noch die Bildung, weder die Neigung noch die Gewohnheiten stimmten zueinander; schon im äußeren Auftreten zeigte sich die Verschiedenheit, schon in der Stimme, die bei dem Sohne wunderbar weich und klangvoll war und blieb, „wohltönend selbst beim Fluchen", während der Vater auch in der Unterhaltuug den schnarrenden, näselnden Kommandoton anschlug. Und wenn der Gaumen des Königs die derbe Kost liebte, der des Kronprinzen die Speisen mit feiner Würzung, so war dies gleichsam sinnbildlich für die ganze Art beider. Die Eigenschaft, in der sie sich gleich waren, erleichterte das Verständnis und die Verträglichkeit am wenigsten: die Lebhaftigkeit und Leidenschaftlichkeit, das cholerische Temperament. Brauste Friedrich auf, dann wurde man unwillkürlich an den Zorn des Vaters erinnert: „es ist überraschend, wie er in gewissen Augenblicken unserm Jupiter mit dem Donnerkeil gleicht," heißt es einmal von dem Neunzehnjährigen.

So war statt der brüderlichen Liebe „scheue Furcht, knechtischer Respekt und Submission" zuwege gekommen, gerade das, was der Erziehungsplan abgewendet wissen wollte. Des Sohnes Auge senkte sich, wenn es den Vater erblickte, und dieser litt in nicht mehr bezähmbarer Abneigung seinen Erstgeborenen beim Mahle nicht an seiner Seite, sondern wies ihm den Platz unten an der Tafel an. Schon hieß es, der bloße Anblick des Sohnes sei dem Vater unerträglich. Als demnächst die Sachen zum äußersten trieben, da hat Friedrich Wilhelm Gott und die Menschen zu Zeugen angerufen, daß ihn keine Schuld treffe: „Ich habe vor Gott und der Welt ein rein Gewissen, ich habe vermahnet, ich habe gestrafet, mit Güte und Gnade, es hat alles nichts geholfen; ich habe mehr als hundert Zeugen, das ist meine Konsolation." Durfte er so leicht sich trösten? Oder verteilte sich die Schuld nicht

vielmehr auf beide Seiten und traf dann den Vater härter als den Sohn, den gereiften Mann härter als den unfertigen Knaben?

Friedrich Wilhelm hat es als seinen pädagogischen Grundsatz ausgesprochen, daß er seinem Tadel soviel Öffentlichkeit als möglich gegeben habe. Er schalt den Prinzen vor der Dienerschaft, dann vor den Offizieren seines Regiments, vor den Generalen, schließlich, wie er sagt, „vor allen Leuten". Er sagte ihm unbarmherzig, ein anderer Offizier, dem des Königs Gesicht mißfalle, könne seinen Abschied nehmen; aber er, der Prinz, der Sohn, müsse wohl oder übel bleiben und sich dem Könige „konformieren", oder er werde ein saures Leben haben. Und der König schalt nicht allein, er schlug. Sogar vor Zeugen, sogar vor Fremden, sogar beim Besuche des kursächsischen Lustlagers zu Radewitz, wo aller Augen auf den Vater und den Sohn gerichtet waren.

Das Maß der Verschuldung von jener Seite war voll, als Friedrich Wilhelm einst einer Züchtigung in haltlosem Jähzorn das arge Wort folgen ließ: Wäre er von seinem Vater so behandelt worden, so hätte er sich totgeschossen; aber Friedrich achte nichts, er lasse sich alles gefallen.

Der Kronprinz griff nicht zur Pistole, aber er sann auf Flucht.

Vierzehn Jahre vor diesen Ereignissen im preußischen Königshause ist der Zarewitsch Alexei von Rußland der harten Hand seines Vaters durch eine Flucht entronnen, die ihn bis an die äußersten Enden Europas geführt hat, ehe die Sendlinge Peters des Großen ihn erreichten und unter trügerischen Versprechungen zur Rückkehr bestimmten. Der Fluchtversuch des Kronprinzen von Preußen ist über den allerersten Anlauf nicht hinausgekommen. Die Reise zum Besuch der süddeutschen und rheinischen Fürstenhöfe, auf der Friedrich seinen Vater im Sommer 1730 begleitete, schien eine günstige Gelegenheit zu unbemerktem Entweichen zu bieten. Aber der militärische Begleiter des Kronprinzen, der Oberstleutnant von Rochow,

hatte ein allzu wachsames Auge. Als am 5. August zu frühester Morgenstunde Friedrichs Vertrauter, des Königs Page Keith, die für die Flucht beschafften Reitpferde heranführte, schritt ihm Rochow schon entgegen und schickte ihn mit einem kräftigen Wort kurzerhand fort. Alles wäre erledigt gewesen, hätte sich nicht zwei Tage nach dem mißglückten Anlauf dem Pagen das Gewissen geregt: nach dem sonntäglichen Gottesdienst in Mannheim warf er sich dem Könige zu Füßen und offenbarte ihm, was vorgewesen.

Friedrich Wilhelm war nicht gesinnt, wie Rochow über den Zwischenfall hinwegzusehen. Er verwickelte und verschärfte die Lage, indem er den Fluchtversuch unter den Gesichtspunkt der militärischen Desertion rückte. Aber das Kriegsgericht, vor das er den „Deserteur" stellte, erklärte sich in dieser „Staats- und Familiensache" als unzuständig. Der König hat die Absicht gehabt, seinen Erstgeborenen von der Thronfolge auszuschließen. Er hatte schon vordem das Ansinnen zu freiwilligem Verzicht auf die Krone an den Kronprinzen gestellt und ist in seinem Zweifel, ob in dieses Prinzen Händen sein eigenes Lebenswerk und die Zukunft des Staates treu aufgehoben sein werde, durch den Fluchtversuch nur noch bestärkt worden. Er hat sich dann gleichwohl für Begnadigung entschieden, dem Sohn den kronprinzlichen Titel wieder zugestanden und die Strafe auf Festungshaft beschränkt. Von den beiden Offizieren, die sich dem Kronprinzen anzuschließen gelobt hatten, war der eine aus seiner Garnison Wesel nach England entronnen, der andere, Leutnant v. Katte in Berlin, hatte sein Regiment noch nicht verlassen, als ihn ein Haftbefehl überraschte. Das Kriegsgericht erkannte ihm wegen des Vorsatzes zur Fahnenflucht lebenslängliche Festungshaft zu, aber der König, um für Manneszucht und Schwurtreue eine eherne Norm aufzustellen, schärfte den Spruch in ein Todesurteil. Und den Anstifter des „Komplotts", den Kronprinzen, traf er härter als durch jede andere Strafe, indem am 6. November 1730 er die Hinrichtung des Freundes durch das Schwert unter dem Fenster von Friedrichs Küstriner Gefängnis vollziehen ließ.

So erschütternd diese Eindrücke gewesen waren, der junge Fürst hat sich den Lebensmut nicht brechen lassen. Die Übergänge zwischen seinen Stimmungen sind jederzeit sehr schnell und nicht selten unvermittelt gewesen. Die Erlösung von der qualvollen Ungewißheit über das eigene Schicksal, die Freilassung aus der engen Einzelhaft, die zuversichtliche Hoffnung, bald noch ein größeres Maß von Freiheit zugestanden zu erhalten, das leichte Blut des Achtzehnjährigen — alles das wirkte zusammen, dem Prinzen bald seine ganze natürliche Munterkeit wiederzugeben. „Se. Königliche Hoheit sind lustig wie ein Buchfink", schreibt der Küstriner Kammerdirektor Hille am 19. Dezember 1730.

Friedrich hatte sich schnell zu seinen „Vorgesetzten", die ihn während seiner Festungshaft in die Aufgaben des Verwaltungsdienstes einführen sollten, ein vortreffliches Verhältnis geschaffen. Sie sahen doch immer den Thronerben in ihm; und zudem, wie sollten sie sich dem Zauber seiner liebenswürdigen Frohnatur entziehen? Wenn „unser illustrer Auskultator" in der Sitzung humoristische Referate abstattete, dann würde sich auch das finsterste Amtsgesicht geglättet haben; nun aber waren der Präsident v. Münchow und der Kammerdirektor ganz und gar nicht starre Bureaukraten, sondern Männer von sehr urbaner Gesinnung.

Friedrichs Festungszeit hat nahezu anderthalb Jahre gewährt. Wir werden uns hüten müssen, seine Entwicklung uns so vorzustellen, als sei diese Küstriner Zeit die entscheidende Epoche seiner Jugend gewesen, als sei er nun als ein ganz anderer aus Küstrin zurückgekehrt, als habe er hier eine völlige Umwandlung, eine sittliche Wiedergeburt erfahren. Friedrich selber datiert ein neues Leben von einem späteren Zeitpunkte an.

„Ein Hauptmann von der Leibwache des Kaisers Commodus wurde ohne Grund vom Hofe verwiesen. Als er in der Verbannung den Tod vor sich sah, setzte er seine Grabschrift auf: hier liegt, der sieben Jahre gelebt hat. In Wahrheit hatte er siebenundsechzig Jahre gelebt, aber nur die letzten in der Verborgenheit. Wenn ich heute meine Grabschrift

machte, so würde sie lauten: hier liegt, der ein Jahr gelebt hat."

Es war im Oktober 1737, als der Kronprinz diese Worte schrieb. Seit dem Herbst 1736 also zählt er sein Leben, seit seinem Einzug in Rheinsberg.

Zwischen den Rheinsberger und den Küstriner Tagen liegen zwei einschneidende Vorgänge: die Wiederaufnahme des Kronprinzen in das Heer unter Ernennung zum Obersten des in Ruppin liegenden Infanterieregiments im Frühjahr 1732, und seine Vermählung mit der Prinzessin Elisabeth Christine von Braunschweig-Wolfenbüttel am 12. Juni 1733. Friedrich ist diese politische Konvenienzehe gezwungen eingegangen. „Aus Gefälligkeit für den Wiener Hof vermählte der König seinen ältesten Sohn mit einer Nichte der Kaiserin", berichtet er nachmals mit Bitterkeit in seinen „Denkwürdigkeiten zur Geschichte des Hauses Brandenburg". „Die Prinzessin ist nicht häßlich und nicht schön, sie ist ein gottesfürchtiges Mensch und das ist alles, und comportabel mit Euch und mit den Schwiegereltern" — mit diesen Worten hatte Friedrich Wilhelm dem Sohne in einem Briefe nach Küstrin die getroffene Entscheidung angekündigt, nachdem er doch zuvor erklärt hatte, ihm zwischen drei Prinzessinnen die Wahl lassen zu wollen. Als den „Kaufpreis" für seine Freilassung aus der Festungshaft bezeichnete der Kronprinz seine nach heftigem Sträuben erteilte Zusage. Elisabeth Christine erhielt nach der Hochzeit ihren Hofhalt in Berlin eingerichtet. Sie hat in Ruppin nie residiert. Wie die meisten preußischen Offiziere jener Zeit führte der Kronprinz dort in seiner kleinen Garnison ein Dasein, dessen Geselligkeit nur die derbere Würze des Spiels und des Trunks kannte. Die äußerlich merkbarste Veränderung, die seine Lebensweise mit der Übersiedlung nach Rheinsberg erfuhr, war die Vereinigung seiner bescheidenen Offizierswirtschaft mit der höfischen Haushaltung des Kronprinzen. Durch die Gegenwart der Prinzessin und ihrer Hofdamen erhielt das gesellschaftliche Leben nicht nur neue Formen, sondern auch neuen Inhalt.

Die Rheinsberger Jahre waren die Lichtzeit dieses unfrei-

willigen Ehebundes. Der Kronprinz hatte sich gegen das Joch der Ehe insgemein und gegen die Vermählung mit dieser Prinzessin insbesondere gesträubt, aber die wirkliche Begründung des häuslichen Herdes hier in Rheinsberg hat an der harmonischen Gesamtstimmung der nächsten Jahre ohne Frage ihren Anteil gehabt. Hat doch Friedrich später selbst die Verheiratung als das sicherste Mittel betrachtet, die allzu stürmische Art eines seiner jüngeren Brüder zu größerer Stetigkeit zu gewöhnen; er kannte den erziehlichen Einfluß der Ehe aus Erfahrung. Elisabeth Christine hatte nichts, was bestechen und fesseln konnte, aber ihre anspruchslose Hingebung, ihre stille Freundlichkeit ließen sich auf die Dauer nicht kalt zurückstoßen. Der Gatte mußte sich sagen, daß er über dieses harmlose Wesen, auf welches er sich nun einmal angewiesen sah, unbillig geurteilt hatte; er bekannte schon vor den freundlicheren Rheinsberger Tagen ohne Vorbehalt: „Ich müßte der niedrigste Mensch auf dem Erdboden sein, wenn ich meine Frau nicht aufrichtig hochschätzen wollte, denn sie ist das sanfteste Gemüt, so gelehrig, wie sich nur denken läßt, und gefällig bis zum äußersten, so daß sie mir alles an den Augen absieht, womit sie glaubt, mir Freude machen zu können.“ Aber demselben Vertrauten, vor dem er dieses Loblied anstimmte, sagte er zum Schluß von alledem, daß er dieser Gemahlin gegenüber nie etwas von Leidenschaft empfinde, daß er nie in sie verliebt gewesen sei.

Die Macht der Gewohnheit, die Gemeinschaft des täglichen Lebens in ländlicher Abgeschlossenheit schuf dann zwischen den beiden Gatten ein Verhältnis, das mehr als ein konventionelles war, dem es selbst an Herzlichkeit nicht fehlte. Wenn der Kronprinz während der wenigen Jahre dieses ehelichen Zusammenlebens sich auf Tage oder Wochen von der Gemahlin trennte, hat er ihr posttäglich geschrieben, um ihr seine Reiseerlebnisse mitzuteilen oder ihr kleine Besorgungen aufzutragen, wie sie einer guten Hausfrau in Abwesenheit des Mannes zufallen. Sie schrieb ihm wieder, und er sagte wohl, wenn er die Briefe las, daß sie doch ganz guten Witz habe. Die Sprache seiner eigenen Briefe

aus dieser Zeit ist immer freundlich und ungezwungen; selbst der Ton ritterlicher Verbindlichkeit wird mitunter angeschlagen: „Ich freue mich sehr auf Rheinsberg und noch mehr auf das Vergnügen, Sie zu umarmen".

„Ich habe noch nie so glückliche Tage verlebt wie hier," schrieb Friedrich nach dem ersten Vierteljahre seines Rheinsberger Aufenthaltes seinem alten Freunde Suhm. Sein Gemüt gewann die Freiheit und Zufriedenheit, die seine Freunde bisher an ihm vermißt hatten. „Ich lebe jetzt wie ein Mensch", äußert er abermals nach einigen Monaten, „und ziehe dieses Leben der majestätischen Gewichtigkeit und dem tyrannischen Zwang der Höfe weitaus vor. Ein Leben nach der Elle ist nichts für mich." Er nannte Rheinsberg sein „Sanssouci".

Schnitt der Kronprinz sein Tagewerk auch nicht nach der Elle zu, so fehlte es doch keineswegs an einer geregelten Zeiteinteilung. Man unterschied am Rheinsberger Hofe zwischen den nützlichen und den angenehmen Beschäftigungen. Zu den nützlichen zählte das Studium der Philosophie, der Geschichte, der Sprachen; die der Erholung bestimmten Stunden wurden mit Musik, Theaterspiel und Maskeraden ausgefüllt. „Den ernsten Beschäftigungen bleibt immer die Prärogative," sagt Friedrich gleichsam entschuldigend; „ich kann versichern, daß wir für Vergnügungen nur vernünftige Anwendung haben: wir ziehen sie nur heran, um den Kopf nicht zu überanstrengen, und als Gegengewicht gegen gelehrte Verdrießlichkeit und gegen das Zuviel der philosophischen Gravität, die sich die Denkerstirn nicht ganz gutwillig durch die Grazien glätten läßt." Er findet, daß ein Übermaß von Weisheit und ein Übermaß von Narrheit gleich lächerlich sind: „Um uns am Tollhause glücklich vorbeikommen zu lassen, müssen Ernst und Scherz sich paaren."

Die vier Rheinsberger Jahre sind Friedrichs fruchtbarste Studienzeit gewesen. Nur zu vieles hatte er nachzuholen, was er einst in Duhans Schule versäumt hatte; jetzt beim Eintritt in den „Sommer des Lebens" beklagte er dem alten Lehrer gegenüber die einst so unbesonnen vergeudete Zeit

und legte ihm das Bekenntnis ab, daß er die verständigen Mahnungen überhört, daß er allzusehr sich den Zerstreuungen hingegeben habe. Es galt jetzt, „unter Büchern vergraben", noch so gut es ging einen Mundvorrat von Kenntnissen und Wahrheiten anzuhäufen. Friedrich bildete sich seine eigene Lernmethode. Er hat später erzählt, daß er in Rheinsberg Lesen und Schreiben im Laufe des Tages miteinander abwechseln ließ, so etwa, daß er um 4 Uhr früh sich vom Lager erhob, nach sechsstündiger Lektüre zwei Stunden exzerpierte, nachmittags zu der Arbeit zurückkehrte, ja in später Stunde noch einmal sein Buch zur Hand nahm, um mitunter erst um die zweite Morgenstunde sein Lager aufzusuchen. Der kühne Versuch, sich des Schlafes gänzlich zu entwöhnen, mußte nach vier Tagen aufgegeben werden.

Mit der Betriebsamkeit und dem Sitzvermögen allein war es freilich nicht getan. „Kann Er lesen?" so fragte einmal der „alte" Fritz einen seiner jungen Adjutanten, und gab dann dem Erstaunten zu der seltsamen Frage die Erläuterung: „Lesen heißt denken." Friedrich las, hier in Rheinsberg und später, mit der Feder in der Hand, um was ihm zu denken gab, einstweilen anzustreichen, auch wohl, um die zuströmenden Gedanken sofort in geschriebene Worte abzuklären und den Rand des Buches mit eiligen Bemerkungen anzufüllen. Mehr als eine seiner schriftstellerischen Arbeiten ist unmittelbar durch die Lektüre eines Autors, der seine Zustimmung fand oder seinen Widerspruch herausforderte, angeregt worden. Regelmäßig aber wurden aus den gelesenen Büchern Auszüge gemacht; sie dienten als Grundlage für die Wiederholung, für die Aneignung des Inhalts der Lektüre. Einige dieser Zusammenstellungen, wie er sie nach und nach sich anlegte, hat Friedrich später zu seinem Handgebrauche drucken lassen: einen Auszug aus Bayles Lexikon, einen gedrängten Abriß der Kirchengeschichte Fleurys, eine Blumenlese aus den heute halbverschollenen Dichtungen des Anakreontikers Chaulieu und der Madame Deshoulières.

Mit Vorliebe hat sich Friedrich ob seiner Ausdauer im Lesen mit den emsigen Benediktinermönchen verglichen, und

so durfte er sein Schloß, trotz der Gegenwart der Damen, sein kleines Kloster nennen. Es kamen Tage, wo er an seinem Studiertische nicht zu sagen wußte, wie draußen das Wetter aussah, weil „auf der Hin- und Herreise zwischen dem Arbeitsraum und der Bücherei" sich zu meteorologischen Beobachtungen keine Gelegenheit bot. Seine Ärzte hätten ihm das allzu eifrige Studium zuzeiten mit Rücksicht auf seine Neigung zu Magenkrämpfen gern untersagt, aber er erklärte, lieber krank am Körper als am Geiste sein zu wollen: „Wenn ich nicht lesen und schreiben kann, bin ich wie die starken Tabakschnupfer, die vor Unruhe sterben und tausendmal in die Tasche fahren, wenn man ihnen ihre Dose genommen hat."

Friedrich hat sich nun nie zu der Ansicht zu bekennen vermocht, die einst einer seiner Freunde aufstellte, daß ein Gelehrter, der inmitten seiner Bücher lebe, auch ohne Freunde glücklich sein könne, daß die Freundschaft zum menschlichen Glücke nicht unbedingt notwendig sei. Sehr bestimmt erklärte er gegen diese Behauptung: „Ein Mensch, der die Wissenschaften pflegt und ohne Freunde lebt, ist ein gelehrter Werwolf." Was ihm in Ruppin bei dem Beginne des Studiums gefehlt hatte, war die Anregung, welche die unmittelbare Berührung der Geister, der mündliche Gedankenaustausch mit Gefährten von gleichartiger Bildung, verwandten Interessen und sympathischer Persönlichkeit gibt. Das geistige Leben in der kleinen Garnison war nicht minder öde gewesen als das gesellschaftliche. Friedrichs abwesende Freunde bedauerten damals, daß ihm nicht erlaubt wurde, seinen Umgang nach Belieben zu wählen; sie sagten, daß unter den Ruppiner Offizieren kaum drei seien, die vier vernünftige Worte zu schreiben vermöchten. Wenn er nicht seinem Vater zu Gefallen sich die meiste Zeit auf den Umgang mit den jungen, der Mehrzahl nach höchst unbändigen und höchst unwissenden Regimentskameraden angewiesen sähe, sondern mit verständigen und geistvollen Männern verkehren könnte, so würde er eines der schönsten Genies seiner Zeit werden und die seiner Geistes- und Herzensbildung noch anhaftenden

kleinen Fehler leicht abstreifen. Jetzt endlich in Rheinsberg wurde ihm für die Wahl seiner Gesellschaft kein Zwang mehr auferlegt. Im Begriff, in sein neues Heim überzusiedeln, macht er Suhm erfreut die Mitteilung, daß Jordan und Keyserlingk, Fouqué und der Major Stille seine Hausgenossen sein werden. Mit ihrem Einzuge wurde der Musensitz Rheinsberg vor allem das Heiligtum der Freundschaft: ihr habe er diese Stätte geweiht, erklärte der Besitzer, nicht anders als einst ein König von Frankreich sein Reich der heiligen Jungfrau zu eigen gegeben habe.

Jordan, damals sechsunddreißig Jahre alt, hatte die Welt und die Menschen gesehen. Eine Reise durch Frankreich, Holland und England, die er nach dem Tode seiner jungen Gattin und nach Niederlegung seiner uckermärkischen Pfarrstelle unternahm, hatte ihn mit den Häuptern der geistigen Bildung Europas, Fontenelle und Voltaire, Pope und s'Gravesande in persönliche Berührung gebracht. Mit seinem allgemeinen Wissen, seinem sicheren Gedächtnis, seiner glücklichen Gabe, der Gelehrsamkeit ein gefälliges Gewand umzuhängen, war dieses bewegliche Kind der Berliner französischen Kolonie ganz die Persönlichkeit, die der Kronprinz für seine Zwecke brauchte. Jordan wurde sein Sekretär, in Wirklichkeit sein literarischer Berater. „Kopist und Kritiker in einer Person", wird er im Scherz von seinem Gebieter angeredet, und in der Tat, Friedrich hat mehr als einmal seine literarischen Versuche Jordan zur Begutachtung und Verbesserung vorgelegt und seine französischen Briefe vor der Absendung von ihm durchsehen lassen. In der an sich durchaus untergeordneten Stellung ist Jordan in vollstem Maße Friedrichs Freund geworden. Mehr als Geist und Gelehrsamkeit galt ihm an Jordan der Charakter, die Herzensgüte, der unerschöpfliche Fonds von Menschenliebe. Dieselben Eigenschaften, die dem Prediger einst die allgemeine Verehrung seiner Pfarrkinder eingetragen hatten, gelangten jetzt bei Hofe zu nicht minder einstimmiger Anerkennung. Was dem nicht fehlen durfte, der dem Prinzen nähertreten wollte, die weltmännische Sicherheit des Auftretens, die

Gabe der leichten, anregenden Unterhaltung, das hatte Jordan gleichfalls ganz zu eigen. So war er seinem Gebieter und Freunde das Ideal eines Gelehrten, der kein Pedant ist, wenn Friedrich auch gern über die staunenswerte Belesenheit spottete, mit der jener „berühmte" Autoren zitierte, „die niemand zu kennen die Ehre hat". Auch Jordans Furcht vor dem Weltuntergang, den das Erscheinen eines großen Kometen herbeiführen sollte, gab zu fortwährenden Neckereien Veranlassung.

Der gute Jordan liebt nächtlich gelehrtes Wachen:
Cäsarion zieht vor, die Flaschen leer zu machen, —

in diesen Versen stellt der Kronprinz seinem Freunde Jordan den Mann gegenüber, der mehr noch als jener sich seiner Zuneigung zu erfreuen hatte. Wenn Friedrich die Leute, die er gern sah, für den scherzhaft-vertraulichen Verkehr umzutaufen liebte, so hat in seinem Munde keiner den ihm erteilten Beinamen so ausschließlich geführt, als „Cäsarion"-Keyserlingk. Dietrich von Keyserlingk 1729 dem Prinzen als Stallmeister zugeteilt, hatte nach den Küstriner Tagen seine Stellung nicht wieder erhalten, sondern war bei seinem Regiment in Rathenow geblieben. Erst jetzt erlaubte ihm der König, zu dem Prinzen zurückzukehren; ja er soll sein Gefallen daran geäußert haben, daß sein Sohn an Keyserlingk sich so eng anschloß. Friedrich begrüßte Cäsarions Erscheinen „wie den Durchbruch der Sonne durch frostigen Winternebel". Er gab sich dem um vierzehn Jahr älteren Freunde mit einer Spur von Empfindsamkeit hin, die an die Freundschaften der Genieperiode unserer Literatur erinnert; er sagte, daß Cäsarion sein alles sei. Wiederum hat von allen seinen Freunden wohl keiner mit solcher Hingebung ihm angehört, als dieser kurländische Edelmann. Erschien ein Fremder, so ließ sich Keyserlingk nichts angelegener sein, als alle Vorzüge seines Gebieters in das strahlendste Licht zu stellen: „er wollte, daß alle Welt Friedrich sähe, kennen lernte, lieben lernte." Seine Lebhaftigkeit hatte etwas Stürmisches: „wie Boreas im Rosenballet" wirbelte der untersetzte, dunkelbrünette Kavalier durch den Schwarm der Gäste. Die Kenntnisse, die

er sich erworben, wußte er in der geschicktesten Weise glänzen zu lassen. Auf der Schule hatte er als Wunderkind gegolten, die Universitätszeit in Königsberg hatte er gut genutzt, und ein zweijähriger Aufenthalt in Paris gab endlich seiner Bildung den eleganten Schliff, der den Kronprinzen entzückte. Für die Rheinsberger Gesellschaft war er in seiner Vielseitigkeit unentbehrlich: leidenschaftlicher Jäger, unermüdlicher Tänzer, wackerer Zecher, dabei Sänger, Komponist, Dichter, der horazische Oden und die damalige Modeepopöe, den „Lockenraub", ins Französische übertragen hat. Das Entscheidende für sein Verhältnis zu Friedrich blieb, daß mit den glücklichen Talenten und der sprudelnden Beweglichkeit sich die Vornehmheit der Formen und der Adel der Gesinnung, bewährte Zurückhaltung und Verschwiegenheit verbanden, alle Eigenschaften des vollendeten Edelmannes.

Keyserlingk und der Hauptmann de la Motte-Fouqué, der Großmeister des von dem Schloßherrn gestifteten Bayardordens, erschienen 1737 einem Besucher als die beiden „Helden" der Rheinsberger Gesellschaft. Noch ein „Matador" — Friedrich hat selbst den Ausdruck gebraucht — war „der verschlagene Normanne, der heute der Diana, morgen der Venus seine Dienste weiht", Franz Isaak von Chasot. Wenn der Kronprinz von einer Gruppe in seiner Umgebung spricht, die für ihn jage und für die er studiere, so war Chasot unter den Nimroden unübertroffen. Von Friedrich wurde er zu der unbarmherzigen Schar der geborenen Spötter gezählt; seine Redeturniere mit Jordan wurden zum Ergötzen der Anwesenden Abend für Abend neu aufgenommen.

Die Zahl der Hausgenossen wechselte. Im ersten Winter bestand die Tafel für gewöhnlich aus zweiundzwanzig bis vierundzwanzig Gedecken. Friedrichs Grundsatz war: „Ein kleines Häuflein voller Geist ist die Gesamtheit in der Quintessenz." Gäste von außerhalb waren deshalb nur in dem Falle willkommen, daß „die Materie den Geist nicht überwog"; ein sächsischer Kavalier, bei dem dies nicht verbürgt werden konnte, blieb ohne die von ihm erwartete Einladung.

Wer als Gast in Rheinsberg zugelassen wurde, rühmte die völlige Freiheit, die einem jeden dort für sein Tun und Treiben gelassen werde. Niemand verstehe vortrefflicher den liebenswürdigen Wirt zu machen, als der Prinz. General Grumbkow erklärte in einem überschwenglichen Briefe, die Gastfreiheit der Germanen des Tacitus in Rheinsberg wiederaufleben zu sehen, und der Hamburger Kaufmannssohn Bielfeld, der 1738, bei Friedrichs Rückkehr von der holländischen Reise, in Braunschweig der Aufnahme des erlauchten Novizen in den Freimaurerbund beigewohnt hatte und demnächst eine Einladung nach Rheinsberg erhielt, glaubte in die stimmungsvolle Welt der Genrebilder Watteaus hineinzutreten.

Friedrichs Lieblingsstudium hier in Rheinsberg ist die Philosophie geworden; sie diente zu seinem stillen Frieden am meisten.

Schon 1728 hat Friedrich in einem Briefe sich als „Frédéric le Philosophe“ unterzeichnet. Die Spekulation wandte sich, wie es zu geschehen pflegt, zunächst gerade den Lehren zu, die im Religionsunterrichte als unanfechtbare Wahrheiten gelernt waren. Der Fatalitätsglaube in der Form des kirchlichen Prädestinationsdogmas war das erste abweichende Ergebnis, zu dem den Prinzen der Zweifel führte. Sein Anschluß an die orthodoxeste Formulierung der reformierten Lehre war mehr philosophischer als theologischer Natur, nicht die Wirkung des Religionsunterrichtes, wie der König im ersten Augenblick annahm, sondern die Frucht des Grübelns und der Lektüre von Büchern wie Bossuets Wandlungen der reformierten Kirche.

Das ist gewiß, daß sich Friedrich den Katholiken gegenüber sehr lebhaft als Protestant und den Lutheranern gegenüber als Reformierter fühlte. Wenn er in Küstrin in der Verzweiflung daran gedacht hat, durch den Verzicht auf die Erbfolge und die Verheiratung mit einer Erzherzogin sich die Freiheit zu erkaufen, so machte er die Beibehaltung seines

Glaubens unter allen Umständen zur Bedingung. „Die Religion wird er nie ändern, und könnte er auch alle Schätze der Welt dadurch gewinnen", das war der Eindruck, den seine Umgebung damals hatte.

So wenig wie von dem römischen, wollte er von einem lutherischen Papsttum wissen, und seine lutherische Braut hätte er gern zur reformierten Lehre übertreten sehen.

Unverkennbar aber war dieser sein Protestantismus mehr ein politischer als ein religiöser. Wie ganz sein reformierter Standpunkt jede konfessionelle Färbung verlor, beweisen am besten die Worte, welche er 1737 an den einzigen Berliner Geistlichen, dessen Predigten Eindruck auf ihn machten, den greisen Beausobre richtete: „Man braucht weder Luther noch Calvin, um Gott zu lieben."

Wer ihn des Atheismus zeihen wollte, den strafte Friedrich Lügen. In der cartesianischen Philosophie, in die ihn schon sein Lehrer Duhan eingeführt zu haben scheint, fand er den unumstößlichen Beweis für das Dasein Gottes. Der Atheismus ist ihm ein Dogma, „dem man nur anhängen kann, wenn das Gehirn in Verwirrung geraten ist; man muß auf das Licht des Verstandes und der Vernunft verzichten, die Augen schließen, sich die Ohren verstopfen und allen Organen des Körpers ihre Funktion untersagen, damit sie nicht gegen das Geschöpf zugunsten eines Schöpfers Zeugnis ablegen, da es notwendig und unzweifelhaft ist, daß die Welt einen Ursprung hat."

Wenn Friedrich von dem Dasein Gottes die volle Überzeugung hatte, so schien ihm ein anderes der großen Probleme, denen er eine unmittelbare Beziehung auf sich selbst geben konnte, um so dunkler. In nächtlichen Unterhaltungen zu Berlin während des Karnevals von 1736 bemerkte sein alter Freund, der sächsische Gesandte Suhm, daß die Einwände des Materialismus gegen die Unsterblichkeit der Seele großen Eindruck auf ihn gemacht hatten. Schon zeitig aber kündigte er jenem an, 27. März 1736, daß eine neue Fackel ihm zu leuchten begonnen habe, bei deren

Schein er Gewißheit zu erlangen hoffe: die Wolffsche Philosophie.

Suhm hatte es übernommen, Wolff für Friedrich ins Französische zu übersetzen. Diesem sächsischen Diplomaten, einer weichen, ein wenig melancholischen Natur, blieb bis an seinen frühen Tod die Freundschaft des preußischen Königssohnes unverändert erhalten. Es war für Suhm eine Befriedigung und eine Lust, wie dieser Prinz, den er seit den Knabenjahren kannte, immer mehr an Geist und an Herz sich entwickelte; er preist das Bestreben des für den Thron Bestimmten, das Glück vorerst in sich selbst zu finden, um dereinst andere glücklich machen zu können. Das gemeinsame Studium Wolffs schuf jetzt ein neues Band zwischen beiden. „Wenn die Philosophie mich aufklärt", schreibt Friedrich an Suhm, „so tut sie es durch Sie; Sie haben die Schranken niedergerissen, die mich von der Wahrheit trennten."

Bereits am 18. April 1736 legte Friedrich in einem Briefe an Manteuffel, dem aus dem sächsischen Staatsdienst in die preußische Heimat zurückgekehrten Verehrer der Wolffschen Philosophie, das folgende „Glaubensbekenntnis" ab: „Es genügt mir, daß ich von der Unsterblichkeit meiner Seele überzeugt bin, daß ich an Gott glaube und an den, welchen er gesandt hat, die Welt aufzuklären und zu erlösen; daß ich mich tugendhaft zu machen bestrebe, soviel als ich durch meine Kräfte wirken kann; daß ich die Dienste der Anbetung verrichte, welche das Geschöpf seinem Schöpfer schuldet, und die Pflichten erfülle, die ich als guter Bürger gegen Meinesgleichen, die Menschen, habe. Dann kann ich sicher sein, daß die Zukunft mir nicht verderblich sein wird; nicht als ob ich glaubte, den Himmel durch meine guten Werke zu verdienen, was widersinnig und der Gipfel der Lächerlichkeit sein würde, sondern in meiner festen Überzeugung, daß Gott ein Geschöpf nicht ewig unglücklich machen wird, das ihn mit aller der Erkenntlichkeit liebt, welche die Wohltat, von Gott geschaffen zu sein, verdient, ein Geschöpf voll Fehler und Sünden, deren Ursache aber in seinem Temperament und nicht in seinem Herzen liegt." „Endlich einmal", damit umschreibt er seinen

Standpunkt nach beiden Seiten hin, „kann man die Philosophie bekennen erhobenen Hauptes und ohne Furcht so vor dem Gespenst der Irreligiosität wie vor den zuchtmeisterlichen Verdammungsstrahlen eines zum rachsüchtigen Tyrannen verzerrten Gottes."

Ohne Frage bedeutete nach Friedrichs bisheriger Entwicklung sein Anschluß an Wolff eine entschiedene Wiederannäherung an die positive Religion. Und doch war es so, wie er sagte: „Wir studieren Wolff unsern Priestern zum Ärgernis." Wieder wurde dem Könige zugetragen, daß sein Sohn ein Mensch ohne Religion sei, und Suhm und Manteuffel wurden als die Verführer verdächtigt.

Das war gerade zu der Zeit, da der Kronprinz die Lehren, mit welchen jene beiden ihn bekannt gemacht hatten, voll Eifer gegen die empirisch-materialistische Weltanschauung verfocht, zu deren literarischen Vorkämpfer sich Voltaire gemacht hatte.

Am 8. August 1736 richtete Friedrich seinen ersten Brief nach Cirey, Voltaires Einsiedelei. Wenige Tage später äußerte er gegen Manteuffel seine Freude über die neu gewonnenen Beziehungen zu dem liebenswürdigen, eleganten, geistreichen Voltaire.

Zunächst hat Friedrich geglaubt, Berührungspunkte zwischen Voltaire und den älteren Freunden schaffen zu können. Gleich dem ersten Briefe, den Friedrich an Voltaire schickte, war die Verteidigung Wolffs gegen die Anklagen der geistlichen Eiferer beigeschlossen; die Zusendung der theoretischen Schriften wurde in Aussicht gestellt. Junge Bekanntschaft ist warm, und Friedrich bezeichnete deshalb ohne weiteres den deutschen Denker, in dessen Schriften er seit einigen Monaten schwelgte, als den ersten Philosophen der Gegenwart. Voltaire hatte von diesem berühmten Zeitgenossen bisher nichts gewußt oder doch nichts gelesen. Er hatte seine philosophischen Studien in England als Jünger Lockes gemacht, und die Predigt, die er dort vernommen, hatte mit der deutschen Philosophie nichts gemein und verkündete von „der goldenen Kette, die Himmel und Erde verbinden sollte", nichts. Zu der Ver-

schiedenheit der Weltanschauungen trat zwischen ihn und Wolff in gewissem Grade ein persönlicher Gegensatz. Voltaire war nicht bloß Lockes Jünger, er wollte auch sein Apostel sein; da stieß er auf Wolff, den Apostel von Leibniz. Hier stand der französische Schöngeist, der mit der Leichtigkeit und dem einschmeichelnden Reiz seiner Rede eine internationale Hörerschar für Lockes Empirismus bestach, dort der deutsche Professor, der den spiritualistischen Lehren von Leibniz durch systematische Ausbildung und hausbackene Einkleidung bei den deutschen Landsleuten ihre Stätte sicherte.

Der Prinz hatte ihn aufgefordert, seine eigene Metaphysik zu entwickeln. Voltaire begann mit der Übersendung eines Aufsatzes über die Willensfreiheit; das sei die interessanteste Frage, die sich aufwerfen lasse, weil von ihr die ganze Moral abhange. Voltaire will das Leibniz-Wolffsche Prinzip des zureichenden Grundes, der gesetzmäßigen Verkettung alles Geschehenden, gelten lassen, aber er erklärt, dadurch sei die menschliche Willensfreiheit nicht ausgeschlossen. Damit war die Lanze in das Lager des Leibnizischen Determinismus geworfen, nach welchem auch der menschliche Wille sich dem, was geschehen muß und geschehen soll, nicht entziehen kann.

In seinem Küstriner Gefängnis hatte Friedrich gegen einen lutherischen Prediger zur Verfechtung des reformierten Prädestinationsglaubens das Gleichnis von einem Uhrwerk gebraucht, das nicht anders gehen könne, als der Mechanismus seiner Räder es bedinge. Dasselbe Gleichnis hält jetzt sein philosophischer Determinismus Voltaire entgegen. „Der Mensch hat die Freiheit eines Pendels; er hat seine gewissen Schwingungen, er kann Handlungen vornehmen, aber sie sind sämtlich seinem Temperament und seinem weniger oder mehr beschränkten Denkvermögen unterworfen. Auch der Stupideste wird immer einen Grund für seine Handlungen anführen; ein Grund bestimmt ihn, er handelt also nach einem Gesetz, dem Ton gemäß, auf den der Schöpfer ihn gestimmt hat." „Ein Gott, der sich mit der Weltregierung befaßt, läßt sich auch auf die kleinsten Kleinigkeiten derselben ein; was würde

sonst aus der Unendlichkeit Gottes?" Ein solcher Gott erscheint dem Prinzen bewunderungswürdiger, als ein Gott, der nach dem Beispiel der nur der Muße hingegebenen spanischen Granden sich um nichts kümmert, oder der mit armseligen Zeitungsschreibern im Kaffeehause über die politische Lage debattiert und auf die neuesten Nachrichten gespannt ist, um zu erfahren, ob er sich bei dem freien Spielraum des menschlichen Willens in seinen Vermutungen nicht betrogen hat. Was aber die schlechten Handlungen der Menschen anbetrifft, so meint Friedrich, daß sowohl die Anhänger der absoluten Fatalität wie die der freien Selbstbestimmung nicht umhin können, Gott dafür verantwortlich zu machen. „Mag Gott uns die Freiheit lassen, übel zu tun, oder mag er unmittelbar uns zum Verbrechen drängen, das kommt ungefähr auf dasselbe heraus." Alles in allem erklärt er, eine Art Trost in dieser absoluten Fatalität zu finden, „in dieser Notwendigkeit, die alles verfügt, unsere Handlungen lenkt und die Geschicke bestimmt".

Trotz des Nachdrucks, mit dem sich Friedrichs fatalistische Grundstimmung der ihr entgegengestellten Einwände erwehrte, enthielt die englisch-französische Philosophie, für die man um ihn warb, doch auch vieles, was ihn ansprach. Die philosophische Diskussion mit Voltaire wurde seit dem Sommer 1738 nicht mehr systematisch fortgesetzt. Im stillen aber sann und suchte Friedrich weiter, um zu den einmal an ihn herangetretenen Fragen eine bestimmtere Stellung zu gewinnen. Eine Erkrankung im Februar 1739 wurde ihm Veranlassung, Voltaire zuzugestehen: „Die Wechselwirkung zwischen Geist und Körper, ihre enge Verbindung, ist ein starker Beweis für die Ansicht Lockes. Der Geist scheint leider nur ein Anhängsel des Körpers zu sein, er gerät in Unordnung zugleich mit der Organisation unserer Maschine, und die Materie kann nicht leiden, ohne daß der Geist in Mitleidenschaft gezogen würde." Die hier zum ersten Male anklingende Anschauung bildete in späteren Jahren eine Lieblingsthese Friedrichs. So schlug er sich allmählich die Brücke, die ihn, immer mit dem ganzen Gefolge seiner dem

Studium Bayles entnommenen Zweifel und Vorbehalte, in das Land Lockes hinüberführte. Bald bedeutete ihm Lockes Auftreten die Vollendung der neuen philosophischen Entwicklung.

Durch die Beschäftigung mit der englischen Philosophie wurde Friedrich in seinen Rheinsberger Jahren auch auf physikalische Studien geführt, wieder unter unmittelbarer Anregung von Frankreich her. Newtons „Mathematische Prinzipien der Naturphilosophie" wurden ihm, der des Lateinischen nicht mächtig war, erst durch die Übersetzung zugänglich, welche Voltaires gelehrte Freundin, die Marquise du Châtelet, in Cirey verfaßte. Gleichzeitig warb für Newton der junge Venezianer Algarotti, der den Newtonismus „für die Damen" popularisierte.

Schon 1738 hatte der Prinz sich eine physikalische Bibliothek angelegt; auch ein Observatorium erhielt Rheinsberg. Er experimentierte an der Luftpumpe, bemühte sich, meteorologische Gesetze zu entdecken, und ließ sich von Kirch und Lieberkühn in Berlin Unterricht erteilen. Gleichwohl blieben die Erfahrungswissenschaften, wie ein einsichtiger Beurteiler bemerkt hat, stets die „Achillesferse" seiner Bildung. Gegen die Geometrie hegte er von Anfang an eine unüberwindliche Abneigung.

Die Abwendung von der deutschen Philosophie zu der englisch-französischen war nur eine Seite in der Entwicklung, durch die Friedrichs Geistesbildung in diesen Jahren ein immer bestimmteres Gepräge erhielt. Je klarer ihm der Vorsprung zur Wahrnehmung kam, den die westeuropäische Kultur vor der deutschen damals gewonnen, um so fester und bewußter wurde sein Vorsatz, durch Aneignung der fremden Bildungselemente sich über das Niveau seiner Landsleute zu erheben und wenigstens an seinem Teile die vorgeschrittenen Nachbarn einzuholen. Es mag paradox klingen, aber es geschah von dem preußischen Kronprinzen in einer Art nationalen Ehrgeizes, daß er die glänzende Rüstung der Franzosen anlegte, um unter fremden Farben kämpfend dem Auslande die geistige Ebenbürtigkeit eines Deutschen zu beweisen.

Seinen Entschluß, in die Spuren der Franzosen zu treten, teilte er Voltaire gleich in einem seiner ersten Briefe mit. „Frankreich und England sind die beiden einzigen Staaten, wo die Künste in Ansehen stehen. Bei ihnen also müssen die andern Nationen lernen. Die, welche jenen Ländern nicht einen persönlichen Besuch abstatten können, müssen wenigstens in den Büchern Eurer berühmten Schriftsteller Kenntnisse und Belehrung suchen und demgemäß die Sprachen studieren, zumal die französische, die nach meinem Urteil in Eleganz, Feinheit und Energie und in allen ihren Wendungen eine eigenartige Anmut besitzt."

Am augenfälligsten zeigte sich den Deutschen gegenüber die Überlegenheit der gallischen Nachbarn doch in der Dichtkunst. Die Namen der Führer der deutschen Literatur waren dem Kronprinzen nicht unbekannt, aber er spottete über die „verunglückten Schöngeister" in Berlin, „welche Haller über Horaz stellen und Gottsched als den Herrscher des Parnaß verehren". Das relative Verdienst, das Gottsched um die deutsche Bühne sich erwerben sollte, stand noch aus, der Hanswurst war von den Brettern noch nicht vertrieben. Die wenigen Besuche, die Friedrich der deutschen Komödie gegönnt hat, reichten hin, ihn mit Widerwillen gegen ihre teils rohen, teils schalen Späße zu erfüllen, und in seiner Erinnerung blieb immer nur die typische Schneidernatur Kilian Brustfleck der Vertreter der Nationalbühne. Seine nachmalige Versicherung, er habe von Jugend auf kein deutsches Buch gelesen, ist nicht eben wörtlich zu nehmen; aber Suhm hat sich doch 1736 vergeblich bemüht, ihn zum Studium Wolffs in der Ursprache zu vermögen. Die Wahl zwischen Gottsched und Voltaire konnte ihm unter keinen Umständen schwer fallen.

Anfänglich hatte er gewünscht, Gresset, den Dichter des Vert-Vert, an dessen heiterer Muse er großes Gefallen fand, für seinen Rheinsberger Hof zu gewinnen. Jetzt war keiner der Geister zweiten Ranges, sondern der König im Reiche des Geschmackes sein Lehrer geworden; in wessen Schule konnte der Königssohn freudiger lernen?

Indes schickte Friedrich seine poetischen Versuche das erste Mal nicht ohne ein gewisses Zagen nach Cirey. Voltaire, der sich damit vor die Aufgabe gestellt sah, nicht bloß Kunstrichter, wie der Prinz es wünschte, sondern einfach auch Sprachlehrer zu sein, war vor allem Weltmann genug, um allen Anforderungen gerecht zu werden und gleichwohl nicht anzustoßen. Die Kunst, mit der er an die Lobsprüche, an seine überschwenglichen Lobsprüche, allmählich Ausstellungen zu knüpfen begann, ist von unvergleichlicher Feinheit. Einer Berichtigung elementarer Sprachfehler, die im Munde jedes andern pedantisch klingen würde, weiß er stets irgend eine prickelnde Wendung zu geben, in der selbst die Rüge den Schüler nicht verstimmen konnte, sondern ihm ein zustimmendes Lächeln abgewinnen mußte. Friedrich war einsichtig genug, um sich zu sagen, daß er von den Lobsprüchen stets „drei Viertel" abzuziehen habe: die Ausstellungen ließ er sich voll und ganz gesagt sein. Und als nun der Meister für die Vorlegung der Schülerarbeiten, die er mustern sollte, mit der Zusendung seiner vollendeten Kunstwerke dankt, da stellt der erfreute Empfänger diesen ungleichen Austausch in eine Linie mit dem amerikanischen Handel der Holländer, die für die Glasscherben, welche sie den Wilden geben, Gold einheimsen.

Es waren glückliche Tage und Jahre, da dieser Austausch zwischen Rheinsberg und Cirey stattfand. Noch trübte keine Enttäuschung die junge Freundschaft. Friedrich verehrte in Voltaire aufrichtig den freien Denker, den anmutigsten der Dichter und den vielseitigsten der Schriftsteller; er glaubte, auch die liebenswürdigste Persönlichkeit, den lauteren Charakter, den selbstlosen Freund in ihm gefunden zu haben. Und Voltaire empfand zum ersten Male den Reiz, dem er nie in seinem Leben zu widerstehen vermocht hat: er sah sich durch einen der in Purpur Geborenen des vertraulichen Verkehrs gewürdigt und mit Weihrauch bestreut. Freilich berechnete Voltaire, daß auf hundert Menschen neunzig Dummköpfe kämen und erst auf zwanzig Millionen Menschen ein Monarch, daß also achtzehn Millionen gegen zwei zu wetten seien, ein

König werde ein armseliger Tropf sein; und Friedrich selbst scherzte, er sei kein Großmannskandidat, sein Name werde allem Anschein nach nur dazu dienen, irgend einen genealogischen Stammbaum zu zieren, um alsbald in das Dunkel der Vergessenheit zu sinken; höchstens in Voltaires Schriften werde er auf die Nachwelt kommen. Wie aber, wenn der Prinz, der einen Voltaire zum Mentor wählte, wirklich der aus Millionen einmal herausgefundene Eine war? Dann mochte die Stunde da sein, das politische Ideal des Mentors zu verwirklichen, das Ideal des aufgeklärten weltbeglückenden Despotismus, wie es der Dichter der Henriade in dem Helden seines Epos aufgestellt hatte. „Er wird das Glück seiner Untertanen besiegeln mit derselben Hand, mit der er Wahrheiten in Verse bringt; er wird bei Gelegenheit Schlachten gewinnen." Ein Buch mit weißen Blättern lag die Zukunft dieses Adepten, der so empfänglich und begeisterungsfrisch sich dem Lehrer hingab, vor Voltaires dichterischer Phantasie: was wird die Geschichte auf diesen Blättern verzeichnen?

Wenn Friedrich die Feierstille der Rheinsberger Tage damals und später als die glücklichste Zeit seines Lebens bezeichnet hat, so darf dies doch nicht dahin verstanden werden, daß der beglückende Kultus der Kunst und Wissenschaften inmitten eines auserwählten Freundeskreises und in schriftlichem Gedankenaustausch mit den ersten Geistern Europas seinem Leben einen völlig befriedigenden Inhalt gegeben hätte. Seine poetischen Versuche aus dieser Zeit preisen die Ruhe und den heitern Genuß; nur wenn er 1734 während des Reichskrieges gegen die Franzosen mit dem preußischen Kontingent in das Feldlager an den Rhein zieht, richtet er unter den Waffen eine Ode an den Ruhm. Mit welchem inneren Anteil und welcher Gespanntheit der Verehrer der Musen dem Gange der preußischen, der europäischen Politik folgte, das wußten mit dem Minister Grumbkow, seinem alten Widersacher, mit dem er nach der Katastrophe von 1730 klüglich

eine Interessenallianz geschlossen hatte, nur einige wenige Vertraute. Von den Vorgängen der hohen Politik durch Grumbkow unterrichtet, aber von dem Könige nie um seine Meinung befragt, verzehrte sich der Prinz in quälender Ungeduld. Mit zerrissenem Herzen, so erzählte er später, empfanden alle preußischen Patrioten die Nichtachtung der Mächte gegen Friedrich Wilhelm I. und das Brandmal, das die Welt dem preußischen Namen aufdrückte.

Zwei europäische Ereignisse bildeten vornehmlich das Thema seines politischen Meinungsaustausches mit Grumbkow: der Friedenschluß von 1735, durch den Frankreich hinter dem Rücken seiner Verbündeten, der Könige von Spanien und von Sardinien, sich mit Kaiser Karl VI. verständigte, und der bald darauf beginnende diplomatische Feldzug der Großmächte gegen Friedrich Wilhelm I. zur Herbeiführung einer Entscheidung über die jülich-bergischen Erbansprüche des Hauses Brandenburg.

Wir sehen in Friedrichs Briefen an Grumbkow seit 1735 die Schrift gleichsam keimen, deren Ausarbeitung vier Jahre später abgeschlossen war, den Antimachiavell, die Kritik des Buches vom Fürsten, worin einst der ebenso oft geschmähte wie gepriesene Florentiner die Grundsätze entwickelt und empfohlen hatte, nach denen er die ausschließlich von dem Staatsinteresse erfüllte und geleitete Politik seiner Zeitgenossen, der Renaissancefürsten, handeln sah. Friedrich hat seine Widerlegung des Principe als die Nachwirkung der Henriade bezeichnet, in der Voltaire Heinrich IV. von Frankreich als das Musterbild des gerechten, wohlmeinenden, wohltätigen Fürsten verherrlicht hatte. In demselben Maße aber ist der Antimachiavell die Nachwirkung des tiefen und peinlichen Eindrucks gewesen, den die Politik der Staatslenker der Gegenwart auf den preußischen Kronprinzen machte, insonderheit die des leitenden französischen Ministers, des alten Kardinals Fleury, den Friedrich den geweihten Machiavell, den Machiavell in der Kutte zu nennen sich gewöhnte. Fleury gilt ihm seit dem Frieden von 1735 als der Typus des falschen Freundes und treulosen Verbündeten, der seine Mitstreiter

skrupellos preisgibt und der mit der Erwerbung von Lothringen die öffentlichen Beteuerungen französischer Uneigennützigkeit Lüge werden läßt.

Andern Ursprungs sein Zorn gegen den Wiener Hof. Der Kronprinz hat für die Durchführung der preußischen Ansprüche auf das Herzogtum Berg, wie der König, zunächst vom Kaiser erwartet, auf Grund des österreichisch-preußischen Vertrages von 1728, bis sich dem Vater und dem Sohne 1737 über die wirklichen Absichten der österreichischen Politik die Augen öffneten. Karl VI. veranlaßte damals den König von Frankreich und weiter die Seemächte England und Holland zu gemeinsamem diplomatischen Vorgehen gegen Preußen, zur Überreichung identischer Drohnoten, um den König zu zwingen, seine Ansprüche der Entscheidung der Großmächte, zu überlassen — wie einem göttlichen Gebot, sagte der Kronprinz ingrimmig. Dieses Verhalten Österreichs in der bergischen Frage ist für Friedrich in der Folge die Richtschnur geworden für seine eigene Stellung zu dieser Macht. Von nun an freute er sich der militärischen Mißerfolge und der politischen Verlegenheiten des bisherigen Bundesgenossen und sagte mit sicherem Blicke die Schicksalsstunde des Wiener Hofes voraus: wenn der Kaiser sterben und nun ein jeder ein Stück von seinem Nachlaß begehren wird.

Ohne daß ein Plan im einzelnen ihm bereits feststehen konnte, ist der Kronprinz entschlossen, den Staat, dessen Erbe er sein wird, auf die Bahn der Tat zu führen. Wie ein Abbild der Beengung, die er in seinen persönlichen Verhältnissen empfand, mochte ihm der auf seinem Vaterlande lastende Druck einer unentschiedenen und durch ihre Mißerfolge entmutigten Politik erscheinen: „Wir sind in guter Positur nach der militärischen Seite, aber unsere Verhandlungen haben keinen Nachdruck; es scheint, daß eine verderbliche Erstarrung unsere auswärtige Politik betäubt hat.“ „Der König von Preußen“, ruft er in schmerzlichem Zorn, „muß sein wie der edle Palmbaum: du willst ihn beugen, aber hoch schnellt er seinen stolzen Wipfel.“ Den bedenklichen Grumbkow bedeutet er, daß die Klugheit zwar sehr geeignet ist, zu er-

halten, was man besitzt, aber daß allein die Kühnheit gewinnen läßt. Wie eine Fanfare tönt es aus dem Briefe vom 1. November 1737: wenn die Stunde der preußischen Ansprüche nicht mehr bei Lebzeiten seines Vaters schlägt, dann soll, so gelobt der Kronprinz, niemand ihn anklagen, daß er die eigenen Interessen denen anderer Mächte aufopfert. Eher, so fürchtet er, wird man ihm ein Zuviel an Verwegenheit und Lebhaftigkeit vorwerfen, er glaubt sich von der Vorsehung bestimmt und vorbehalten für die glorreiche Anwendung der großen Vorkehrungen, welche Weisheit und Voraussicht seines Vaters für den Kriegsfall getroffen haben.

Da steht einer, der mich eines Tages rächen wird, hat Friedrich Wilhelm I. im Jahre 1736, auf den Kronprinzen weisend, zu Grumbkow gesagt, in zorniger Erregung über den Wiener Hof, und er hat dieses prophetische Wort auch in ruhigeren Augenblicken immer von neuem variiert.

An Mißverständnissen, Mißvergnügen, Mißtrauen, Gereiztheit zwischen Vater und Sohn hat es bis zuletzt nicht gefehlt. Aber die versöhnliche Stimmung überwog. Der Prinz hat vor allem das Wesen und die Erfolge der Verwaltungskunst seines Vaters je länger je mehr zu würdigen und bewundern gelernt und seine Regententätigkeit in aller Folge als Muster betrachtet. Wiederum gewann der König allmählich die Überzeugung, daß der Sohn sein Werk nicht zerstören, sondern fortsetzen werde; die Zukunft der Finanzen vor allem und die Zukunft des Heeres glaubte er sichergestellt. Während seiner letzten Krankheit sagte er zu seiner Umgebung, es liege ihm nichts mehr am Leben, da er einen Sohn hinterlasse, der alle Fähigkeiten, gut zu regieren, besitze. Und bei dem ergreifenden letzten Wiedersehen, drei Tage vor seinem Tode, hat er vor vielen Zeugen den Ausdruck seines Vertrauens, seiner freudigen Zuversicht, in tiefster Bewegung wiederholt.

Friedrich Wilhelm hatte vordem seinem Sohne das Lehrgeld zu ersparen gedacht, indem er nach seinem besten Wissen

und seinen trefflichsten Erfahrungen gleichsam jeden Schritt und Tritt ihm vorzeichnete und seinen Bildungsgang just in den Geleisen einsetzen und fortlaufen lassen wollte, in denen er selbst von Jugend an einhergewandelt war. Es liegt eine eigentümliche Tragik darin, daß dieser König, der krasseste, unumschränkteste Selbstherrscher, der in die weitesten Kreise befehlerisch, keinen Widerspruch duldend, mit seiner rauhen Hand sich eindrängte, nun im engsten Bereiche, in seinen persönlichen Verhältnissen als Hausherr und Vater, die Grenzen seiner Allgewalt gewahr werden mußte. Er hatte 1730 dem Sohne den Willen gebrochen und hatte in Küstrin bei dem ersten Wiedersehen nach der Katastrophe nicht unterlassen, den Gedemütigten an die Tatsache, daß er mit seinem harten Kopfe nicht durchgedrungen sei, nachdrücklich zu erinnern. „Ich habe eine Art Schiffbruch in meinem Leben erlitten," bekannte Friedrich später einem Freunde. Das heiße Blut der Jugend war zum ersten Male abgekühlt, der trotzige Knabe hatte gelernt und hat es für sein ganzes Leben nicht vergessen, daß der Eigensinn mitunter sich bescheiden und daß der Flug der Entwürfe in allzu großer Höhe sich senken muß. Das war eine dauernde Frucht der harten Erziehung, eine heilsame Wirkung jenes grausamen Eingreifens der Vaterstrenge.

Aber, so sagt Friedrich später, „alles, was die Erziehung leisten kann, ist eine Herabminderung der Gewaltsamkeit der Leidenschaften: den Charakter zu ändern, das vermag keine Macht der Welt." Vor dieser Schranke mußte auch Friedrich Wilhelm einhalten. Er begann innezuwerden, daß es dem Menschen nicht gegeben ist, den andern nach seinem Bilde zu schaffen.

„Ich war unbändig in meiner Jugend wie ein Füllen ohne Zaum, das sich auf der Weide tummelt" — so hat Friedrich nach langen Jahren es selbst bezeugt. Der erste Übermut war abgeschäumt, in das allzu unruhige Blut war größere Stetigkeit gekommen; aber noch stand er mitten in der Arbeit an sich selbst, als die Arbeit für seinen Staat beginnen mußte. Also lautete das Bekenntnis, das der Kron-

prinz wenige Wochen vor seiner Thronbesteigung einem väterlichen Freunde, dem Obersten Camas, ablegte:

Camas, der stets es treu mit mir gehalten,
Die junge Knospe sahst du sich entfalten,
Das Unkraut sprießen meines Blumenhages,
Den tollen Irrtum meines jungen Tages.
Du sahst und rügtest meiner Fehler Menge:
Sei stets mir ein Erzieher treu und strenge,
Daß sich das echte Gold im Feuer kläre,
Unedler Schlacken endlich sich erwehre.

II

Regierungsanfang

Noch am Abend des 31. Mai 1740, an dem König Friedrich Wilhelm I. die Augen geschlossen hatte, verließ König Friedrich II. Potsdam und fuhr durch die hereinbrechende Nacht seiner Hauptstadt zu; gegen zehn Uhr hielt sein Wagen vor dem einfachen Palast gegenüber dem Zeughause, den er als Kronprinz bewohnt hatte.

Das in den letzten Tagen und Stunden Erlebte, die milde Herzlichkeit des Empfanges durch den sonst so strengen König, die gewichtige Ansprache, in welcher der Sterbende dem Thronerben sein politisches Testament übermachte, die öffentliche Anerkennung, welche das versöhnte Vaterherz der Trefflichkeit des Sohnes gegeben, die feierliche Übertragung der Regierung in der Morgenfrühe nach der letzten Nacht, das erschütternde Schauspiel der nachfolgenden heldenmütigen Kämpfe, die weihevollen Schauer endlich der Todesstunde — alles das hatte sich dem erregbaren Gemüt des jungen Fürsten tief eingeprägt, und wer wollte die Aufrichtigkeit des Schmerzes bezweifeln, in welchem man ihn an der Leiche des Vaters knieen sah. „Der König ist auf das schmerzlichste ergriffen gewesen," schreibt die neue Königin, aus Rheinsberg herbeigeeilt, um ihren Gatten in Berlin als König zu begrüßen; „der Anblick von Gegenständen, die dem Toten gehört haben, bewegt ihn immer von neuem."

Jetzt gehörte nur noch Potsdam dem alten Herrscher, dessen sterbliche Reste, in die blaue Uniform gehüllt, dort im Stadtschlosse vier Tage lang öffentlich zur Schau gestellt

wurden und dann in der Garnisonkirche aufgebahrt der feierlichen Beisetzung harrten. Das Aussehen der kleinen Soldatenstadt blieb unverändert, und die Grenadiere der Riesengarde taten ihren Ehrendienst bei dem Toten wie vordem bei dem Lebendigen. Für Berlin aber war das Alte vergangen; hier weilte von Stund an jeder Gedanke nur bei der Gegenwart und bei der Zukunft. Dem Gewimmel des aus seiner Alltäglichkeit aufgestörten Haufens, dem geschäftigen Andrang seiner Hofleute, Beamten und Offiziere zu entrinnen, zog sich der König schnell nach Charlottenburg zurück; je gewaltiger es in seinem Innern arbeitete, um so dringender bedurfte er für ruhige Sammlung der gewohnten Einsamkeit.

Seit Jahren hatte seine rastlose und glühende Einbildungskraft sich die Bilder der Zukunft ausgemalt, seit Monaten stand es fest, daß keine Kunst der Ärzte dem todkranken König Rettung zu schaffen vermochte. „Es ist die Zeit unseres Schlummers und unserer Untätigkeit, wenn ihre Frist erfüllt ist, wird ihr eine andere folgen" — so hatte Friedrich vor wenigen Wochen geschrieben. Er wußte, was die bevorstehende Veränderung ihm brachte, und wußte, was sie ihm nahm. Die Entfernung vom Hofe, die Verborgenheit in einem kleinen Landschlosse, er hatte dieses ihm beschiedene Los nach anfänglichem Murren bald lieb gewonnen, in dem Maße, als dies zurückgezogene Leben einen Inhalt erhielt, als der leere Seelenraum, wie ein Gedicht des Kronprinzen den Ausdruck wählte, durch Selbstbelehrung sich ausfüllte. Mit Wehmut sagte sich der Einsiedler von Rheinsberg, daß an der immer näher rückenden großen Wegscheide seiner Geschicke das freundliche Geleite der letzten vier schönen Jahre, der ersten vier, die er in Wahrheit gelebt zu haben meinte, zurückbleiben werde, und entbot seinem stillen Glück ahnungsvoll — es war zwei Monate vor des Königs Tode — den Scheidegruß:

Ach, schon werd' ich mit rauhem Stoß
Vom Sturm hinweggetragen,
Schon zwingt ein unerbittlich Los
Mich auf Fortunas Wagen.

Fahr wohl, du traute Friedensfülle,
Fahr wohl, Genuß, so lind und weich,
Fahr wohl, geweihte Arbeitsstille,
Von nun an leb' ich ohne euch!

Von nun, so gelobt er sich abermals, jetzt da er König ist, von nun an will er keine anderen Götter haben neben dem Volk, dem seine Liebe gehört, und neben seiner Pflicht.

Die freudigen Zurufe dieses seines Volkes bei der Einfahrt in die Residenz gaben es ihm greifbar kund, welche Hoffnungen an seinen Regierungsantritt geknüpft wurden. Gar verschieden von der leeren und einförmigen Jugend anderer Fürstenkinder hatte das Leben, das hinter dem Achtundzwanzigjährigen lag, sich gestaltet: das Zerwürfnis mit dem Vater, der Fluchtversuch, die Festungshaft hatten der Welt ebensoviel Betrachtungsstoff geboten, wie nachher der Musenkultus zu Rheinsberg; und schon ging das Gerücht um, daß dieser Fürst ein Schriftsteller sei und demnächst mit einem Buche vor die Öffentlichkeit treten werde. „Alle Welt," versichert ein fremder Diplomat, der im letzten Jahre Friedrich Wilhelms I. nach Berlin kam, „hatte von dem Erben der preußischen Krone das günstigste Vorurteil." „Der Prinz wurde beklagt und wurde geliebt von der ganzen Nation, seine Persönlichkeit bildete ihr Entzücken," schreibt ein zweiter. Noch ein anderer spricht von der Sehnsucht, mit der die Untertanen ihn auf dem Throne zu sehen erwarteten, und von den Vergleichen, die zwischen der Strenge und Härte des Vaters und den Eigenschaften des Sohnes, seiner Weichherzigkeit, Leutseligkeit und dankbaren Gesinnung, seiner Zuverlässigkeit in der Freundschaft, seinem Verstand und seiner Lernbegierde angestellt worden seien. Sollte wirklich das Reich des „Roi charmant", des Prinzen aus Märchenland, begonnen haben? Dieser Fürst, meinte ein Zweifler in den Tagen des „ersten allgemeinen Enthusiasmus", „dieser Fürst wird eine schwere Aufgabe zu erfüllen haben, wenn er der Meinung genügen will, welche die Welt von ihm hat." Aber so hochgespannt die Erwartungen waren, mehr noch als alle anderen verlangte der junge Herrscher selber von sich. Die

Huldigungen, in denen seine Umgebung und die Bevölkerung wetteiferten, konnten ihn nicht berauschen; die Kränze hingen höher, mit denen er sein Haupt schmücken wollte und in deren Anschauen seine Seele schwelgte.

Wohl äußerte der neue König, man müsse viel Geduld mit ihm haben und ihm Zeit lassen, sich langsam in der neuen Bahn fortzuhumpeln. In Wahrheit aber verraten diese ersten Schritte irgendwelche Unsicherheit nicht. Längst hatte er zu all den Aufgaben, die ihn erwarteten, im stillen, im Zwiegespräch mit sich selbst, Stellung genommen; seine Ansichten waren scharf ausgeprägt. Eine zusammenfassende Ankündigung der Grundsätze der neuen Regierung hätte nicht in den Überlieferungen dieses patriarchalischen Staatswesens gelegen; eine Kundgebung an die Untertanen erfolgte nur mittelbar durch Veröffentlichung des Erlasses, welcher den Behörden den Thronwechsel meldete und den Grundsatz hinstellte: „Wir wollen nicht, daß Ihr Euch bestreben sollet, Uns mit Kränkung der Untertanen zu bereichern, sondern vielmehr, daß Ihr sowohl den Vorteil des Landes als unser besonderes Interesse zu Eurem Augenmerk nehmet, inmaßen wir zwischen beiden keinen Unterschied sehen" — eine schriftliche Wiederholung dessen, was der König den versammelten Ministern bei ihrer Vereidigung mündlich erklärt hatte: er wolle, daß künftig, wo sein besonderes Interesse dem allgemeinen Besten des Landes zuwider scheinen möchte, dieses jederzeit vor jenem den Vorzug behalten solle.

Auf das Besondere war seine Ansprache an die Minister nicht eingegangen. Dazu boten sich nun die Anlässe bei Erledigung der vorliegenden Verwaltungsangelegenheiten, bei der Aufarbeitung des geschäftlichen Nachlasses der vorigen Regierung. Und der geistvolle Fürst verstand es, dem Einzelfalle eine allgemeine Anwendung, eine höhere Bedeutung zu geben, so daß aus einer einzigen kurzen Randentscheidung ein ganzes Programm herausgelesen werden konnte.

„Ich treibe hin und her zwischen zwanzig Beschäftigungen," so schreibt er am 12. Juni, „und beklage nur die Kürze des Tages, der mir vierundzwanzig Stunden zu wenig zu haben

scheint. Ich arbeite mit beiden Händen, mit der einen für die Armee, mit der anderen für das Volk und die schönen Künste."

Nicht das Heer und nicht das Volk, wohl aber die Künste und Wissenschaften waren in Preußen während des letzten Menschenalters arg vernachlässigt worden. Eben zu der Zeit, da Voltaire seinen „Tempel des Geschmacks" schrieb, war in Berlin der Geschmack aus dem Tempel hinausgestoßen worden, und die Akademie der Wissenschaften hatte aus den ihr kärglich genug zugewiesenen Mitteln die Besoldung der Spaßmacher Friedrich Wilhelms I. bestreiten müssen. Es war eine Reinigung des Heiligtums, wenn König Friedrich gebot, daß „die odiöse Ausgabe für die sämtlichen königlichen Narren" von nun an wegfallen solle. Hier war ein Gebiet, auf dem mit den vorgefundenen Zuständen von Grund aus gebrochen werden mußte. Was der neue Herrscher hier tat und sofort tat, entsprach ganz den Erwartungen, die man von dem Jünger Voltaires und Wolffs hegte, und fesselte die allgemeine Aufmerksamkeit vielleicht mehr als irgend etwas anderes:

Laß ihrer gleisnerischen Tugend Fetzen
Den andern Königen, den falschen Erdengötzen;
Laß sie durch Trug und Krieg die Welt verheeren,
Die du vorherbestimmt bist aufzuklären!

— so hatte Voltaire dem Erben der preußischen Krone zugerufen: jetzt bekannte sich dieser Fürst in der Tat zu dem Ehrgeiz, ein Vorkämpfer der Aufklärung, ein friedlicher Eroberer zu sein, wenn er sechs Tage nach seiner Thronbesteigung dem Freunde Christian Wolffs, dem Berliner Propste Reinbeck, schrieb, daß ihm die Wiedergewinnung des aus Preußen Vertriebenen eine „Conquete im Lande der Wahrheit" dünken werde. Nicht nach Halle, an die Stätte seines alten Ruhmes, wollte der König den Philosophen zurückführen; nach Berlin, in seine unmittelbare Nähe, wollte er ihn ziehen; hier wäre Wolff an die Spitze der Akademie getreten. Berlin, das Voltaire schon das neue Athen nannte, sollte der Vereinigungspunkt für die erlauchtesten Geister werden; das erheischte

ebenso das Ansehen der Landeshauptstadt wie das ganz persönliche Bildungsbedürfnis des Königs, der von sich sagte: „Wenn ich etwas mit Inbrunst wünsche, so ist es, gelehrte und geschickte Männer um mich zu sehen; das ist eine Huldigung, die ihrem Verdienst geschuldet wird, und ein Eingeständnis der Nötigung, sich durch sie aufklären zu lassen."

So erließ denn dieser König zur Kundmachung seines Regierungsantritts gleichzeitig mit den herkömmlichen Rundschreiben an die gekrönten Häupter seine Einladungen an die Fürsten der Wissenschaft. Nicht alle sind gekommen, an die sein Ruf erging: der Philosoph und Mathematiker s'Gravesande, die Zierde der Universität Leiden, lehnte ab; ebenso nach längeren Verhandlungen der berühmte Mechaniker Vaucanson in Paris und sein Landsmann Gresset, an dessen heiterer Muse Friedrich stets ein besonderes Gefallen gefunden hat; von Voltaire war es vorweg bekannt, daß er sich zur Übersiedlung, zur Trennung von seiner „göttlichen Emilie", der Marquise von Chatelet, nicht entschließen werde. Wolff endlich war nur für Halle zu gewinnen, denn er wollte auf das ihm liebgewordene akademische Lehramt nicht verzichten. Und so ist nicht der deutsche Gelehrte, nicht Leibnizens bedeutendster Schüler, der Wiederhersteller der verfallenen Schöpfung von Leibniz geworden, sondern ein Franzose: Maupertuis, der seit seiner Forschungsreise in die arktischen Länder als Entdecker der polaren Abplattung der Erdkugel Weltruf besaß, und den Voltaire schon vor zwei Jahren als die geeignete Kraft bezeichnet hatte, dereinst in Berlin eine Akademie ins Leben zu rufen. Moreau de Maupertuis sagte ohne langes Besinnen zu, als Friedrich ihn, welcher der Welt ihre Gestalt geoffenbart habe, in schmeichelhaften Worten aufforderte, einer Akademie die Form zu geben und einem wilden Schößling das edle Reis der Wissenschaft aufzupfropfen. Neben Maupertuis sollte der Mathematiker Leonhard Euler, der aus Petersburg in die Heimat zurückkehrte, eine Hauptstütze der neuen Akademie werden. An die feierliche Eröffnung, an die Aufnahme der gemeinsamen Arbeiten, konnte

vorerst nicht gedacht werden, so lebhaft auch die Ungeduld des königlichen Schirmherrn war.

Auf daß aber das geistige Leben der Hauptstadt sofort einen literarischen Mittelpunkt gewinne, ließ Friedrich schon an seinem zweiten Regierungstage einem der bisherigen Akademiker, dem Professor Formey, den Auftrag zur Begründung einer französischen Zeitung für Politik und Literatur erteilen; er bot sich selbst als Mitarbeiter an und ermächtigte den Verleger dieses Anfang Juli ins Leben tretenden „Journal de Berlin", den Buchhändler Haude, zugleich eine deutsche Zeitung, die „Berlinischen Nachrichten", herauszugeben, womöglich in etwas höherem Stile als die schon bestehende „Berlinische Zeitung" des Buchhändlers Rüdiger. Ja er verfügte, daß der nichtpolitische Teil der Zeitungen der Zensur nicht unterworfen sein sollte; denn, so begründete er dem bedenklichen Minister Podewils diesen Entschluß zu einem Versuche mit der Preßfreiheit: Gazetten, wenn sie interessant sein sollten, müßten nicht geniert werden.

Auch den Künsten ward ein neues Heim in Berlin gegründet. Große Aufgaben, wie einst in den glänzenden Tagen des ersten Königs, waren von dem zweiten weder den Bildhauern, noch den Malern gestellt worden; nur nach Porträts war noch Nachfrage gewesen. Der gefeierte Antoine Pesne aus Paris, bei dem Thronwechsel von 1713 unter beträchtlichen Gehaltsabzügen in seiner Stellung als erster Hofmaler bestätigt, malte die Damen der Hofgesellschaft zu ihrer vollständigen Genugtuung in einer Verschönerung, in der man sie gerade noch erkennen konnte, während der Märker Weidemann durch die militärisch steife Haltung seiner Figuren und durch seine billigen Preise sich das Wohlgefallen des Königs erwarb: die kümmerlichen Reste der unter seiner Leitung stehenden Kunstakademie hatte Weidemann immerhin durch dieses eiserne Zeitalter hindurch zusammengehalten. Geradezu geächtet war die dramatische Muse, weil ja Friedrich Wilhelm alle Komödien und Maskeraden „vor Sünde" hielt und nur ausnahmsweise und vorübergehend dem „starken Mann" Eckenberg mit seiner „Kompanie von Komödianten,

Seiltänzern und Luftspringern" die Schaustellung von „honetten Sachen" gestattet hatte. Jetzt kam es, wie der alte König gefürchtet und vorhergesagt hatte. Die Absicht zur Errichtung eines Opernhauses wurde sofort ausgesprochen, und die Ausführung des Kunstbaues wurde, ebenso wie die Wiederaufnahme der Baupläne Eosanders von Goethe für die Erweiterung des Charlottenburger Schlosses, dem berufenen Meister anvertraut, dessen hervorragende Begabung bei dem Ausbau und der inneren Ausschmückung des Rheinsberger Schlosses ihre ersten Proben abgelegt hatte: im August 1740 trat Georg Wenzel von Knobelsdorff eine neue große Studienreise an, um wie früher in Italien so jetzt in Frankreich und in den Niederlanden sich an großen Mustern weiterzubilden. Zugleich begab sich Friedrichs Kapellmeister Graun, mit ansehnlichen Summen ausgestattet, nach Italien, um Sänger und Sängerinnen zu gewinnen, und der Schauspieler de La Noue in Paris erhielt durch Voltaires Vermittlung den Auftrag, eine vollzählige französische Truppe für Tragödie und Lustspiel zu sammeln und nach Berlin zu führen.

Den Zustand der Künste und Wissenschaften hatte der Kronprinz Friedrich als den Gradmesser für die materielle Entwicklung eines Staates bezeichnet, da Wohlstand, Reichtum, Glückseligkeit die Vorbedingungen für die Entfaltung jener Blumen seien, „die nur auf fettem Boden und unter einem heiteren Himmel gedeihen, in der Dürre und im Nordsturm verkümmern". Noch waren in Preußen diese äußeren Grundlagen der Geisteskultur schmal genug. Treulich war Friedrich Wilhelm I. für das Wohl seiner Untertanen besorgt gewesen; das erkannte niemand dankbarer und freudiger an, als der Nachfolger; indes wie wenig weit hatten die vorhandenen Mittel gereicht. Sodann aber hatte der alte König durch die harte, unwirsche Strenge, mit der das Gute und Nützliche anbefohlen und aufgezwungen wurde, sich um den besten Teil des Dankes für seine Wohltaten selbst betrogen. So bis zuletzt, wenn er in die allzulang verweigerte Öffnung der staatlichen Kornspeicher, um in diesem schlimmen Teuerungsjahre den Bäckern einen billigen Markt zu schaffen, un-

mittelbar vor seinem Tode noch willigte, und wenn nun die ganze Popularität der sehnlich erharrten Maßregel dem Nachfolger zugute kam. Welch eine freundliche und zugleich gerechte Fügung, die diesem vergönnte, so gleichsam noch auf den Stufen zum Throne sich in den echt menschlichen Aufgaben des fürstlichen Berufs zu üben, von denen er vordem das schöne Bekenntnis abgelegt hatte: „Des Fürsten Amt ist, hilfreich zu sein; wie das Herz aus allen Gliedern das Blut in sich aufnimmt und es ihnen widergibt, so nimmt der Fürst Treue und Gehorsam von seinen Untertanen entgegen und spendet ihnen dafür Überfluß, Glück und Ruhseligkeit." Der Frohgemute, der den Wert heiteren Lebensgenusses im Kreise munterer Gesichter zu schätzen wußte, trat jetzt in frischer Begeisterung mit dem hochherzigen Gelöbnis vor sein Volk, seine größte Sorge solle darauf gerichtet sein, einen jeden seiner Untertanen „vergnügt und glücklich" zu machen: so verkündete es jenes offene Rundschreiben an die Behörden, und so hatte schon der Kronprinz sich gern mit dem Gedanken beschäftigt, wie man einem Volk, wenn man es auch nicht reich zu machen vermöge, wenigstens das Gefühl geben könne, glücklich zu sein, „glücklich so, wie ein Armer, wenn er ein glänzendes Fest, ein erhebendes Schauspiel sieht, seine Bedrängnis vergißt über die großen Vorgänge, die seine Phantasie erfüllen". Als noch Friedrich Wilhelms schwerer Schritt über das Pflaster der Residenz hindröhnte, da war alles vor ihm geflüchtet, und das Erscheinen des Gefürchteten in der Nähe eines Wirtshauses hatte genügt, die harmloseste Tischgesellschaft wie eine Verbrecherbande auseinanderstieben zu lassen; es war ein ungewohntes Bild für die Berliner, wenn ihr neuer Herrscher am ersten Sonntage seiner Regierung, dem Pfingstsonntage, zur Nachmittagszeit durch die Straßen spazieren fuhr und Geld vom Wagen aus unter die Menge ausstreuen ließ. Das machte niemanden reich und hörte bei der nächsten Ausfahrt auf, und niemals hätten die knappen Hilfsmittel des Staates es gestattet, der Armut der Bewohner durch umfassende Vorkehrungen zu Hilfe zu kommen oder auch nur auf irgend einen Teil der lastenden Steuern

zu verzichten. Immer aber verstand es Friedrichs echte Leutseligkeit, hie und da schon mit kleinstem Aufwande das karge und trübe Los der Mühseligen und Beladenen ein wenig freundlicher zu gestalten. Da hatten seit alters die kleinen Eigentümer auf dem platten Lande in der Kurmark sich zur Saat- und Erntezeit ihren „Haustrunk" steuerfrei selbst gebraut, bis Friedrich Wilhelm vor einigen Jahren, um den Unterschleifen bei Erhebung der Bierziese zu steuern, dieses Winkelbrauen gänzlich untersagt hatte; jetzt trug es des neuen Königs Namen bis in die kleinste Hütte, daß diesen genügsamen und gequälten Bauern und Kossäten unverzüglich verstattet wurde, ihr kümmerliches Dünnbier sich fortan wieder selbst anzurühren. Und wenn Friedrich in den Städten bei aller inneren Verachtung gegen das „ganz nichtsnutzige Vogelschießen" die von seinem Vater aufgehobenen Schützengilden huldreichst ohne Zaudern wieder anerkannte, so durfte er sicher sein, daß wo immer in den preußischen Städten ehrsame Spießbürger sich zu den festlichen Schießständen drängten, sie dem Wiederhersteller ihrer Schützenherrlichkeit ein Hoch ertönen ließen.

Aber König Friedrich hatte den Stadtgemeinden auch reichere Gaben zu bieten. Er erklärte sich für den Schirmer und Förderer ihres Handels und ihres Gewerbfleißes. Die preußische Industrie befand sich 1740 noch in den ersten Anfängen; noch weniger entwickelt aber war der Handel des Landes. In Küstrin durch den kenntnisreichen und grundgescheiten Kammerdirektor Hille auf die Beschäftigung mit den handelspolitischen Zuständen und Fragen geführt, hatte Friedrich das Interesse an diesen Gegenständen nicht wieder verloren. Von Rheinsberg aus hatte er mit Vertretern der Geschäftswelt persönliche Verbindungen angeknüpft, der junge Kaufmann Gotzkowsky aus Berlin mußte dem König auf der Rückkehr von der Leipziger Messe über deren Verlauf Bericht erstatten. Jetzt wurde Gotzkowsky in Charlottenburg wiederum empfangen, an früher Besprochenes erinnert, durch die Zusage von Staatsunterstützung zur Vergrößerung und Vermehrung seiner Manufakturen, zur Heranziehung sachver-

ständiger Arbeitskräfte aus dem Ausland ermutigt. Von allgemeinerer Bedeutung war die Errichtung einer besonderen Behörde für Handel und Gewerbe, die dem Finanzamte, dem Generaldirektorium, unter Gleichstellung mit den schon bestehenden Abteilungen als „fünftes Departement" angegliedert wurde. Von den unter seine vier Kollegen provinzweise verteilten allgemeinen Aufgaben der Finanzverwaltung entbunden, sollte der neue Handelsminister mit zwei Räten seine Tätigkeit ausschließlich jenem bisher wenig einheitlich und wenig erfolgreich angebauten Gebiete zuwenden.

Noch in einem anderen Bereiche des inneren Staatslebens hatte Friedrich Wilhelm I. seinem Nachfolger so gut wie alles zu tun übriggelassen. Die große Aufgabe der Justizverbesserung hatte die vorige Regierung zwar zu keiner Zeit aus dem Auge verloren, aber alle Anläufe waren ohne ein nennenswertes Ergebnis geblieben. Akte der Kabinettsjustiz, willkürliche Hemmungen des regelmäßigen Laufes der Gerechtigkeit, waren in Fülle zu verzeichnen gewesen, obgleich die Landtagsabschiede der früheren Zeiten die Rechtspflege nachdrücklich dem Kammergericht zuwiesen und für Gericht und Recht ungehinderten Gang ausbedangen. König Friedrich bestätigte jetzt diese alten Vorschriften, er verfügte, „daß die Justiz- und Gnadensachen nicht mehr vermengt werden sollten, sondern daß es in den ersten schlechterdings bei den Gesetzen, Rechten und Gerichten sein Bewenden haben müsse", und die anläßlich seiner Thronbesteigung geprägte Schaumünze trug die verheißungsvolle Umschrift: Für Wahrheit und Gerechtigkeit: veritati et iustitiae. In Zuständigkeitsstreitigkeiten mit den Gerichten hatten die Verwaltungsbehörden für ihre Übergriffe bisher an höchster Stelle fast immer Rückhalt gefunden; es überraschte deshalb die rechthaberischen Herren von der Kriegs- und Domänenkammer zu Halberstadt nicht wenig, als in ihrem ärgerlichen Zwist mit der Justizbehörde der Provinz, der Halberstädter Regierung, eine unmittelbare Verfügung des neuen Königs die Ansprüche des Fiskus ablehnend beschied. Eine durchgreifende Neugestaltung des gesamten Rechtswesens erforderte

Vorbereitungen von langer Hand her; zwei Generationen von Rechtsgelehrten haben in der Folge unter Friedrichs Augen an dieses Werk die Kraft ihres Lebens gesetzt. Somit beschränkte sich der König zunächst darauf, aus dem Strafrecht einige Auswüchse fortzuschneiden, über die sein Gefühl entschied, ohne daß er seine Weisen zu fragen brauchte: vor allem den Brauch, den er als „ebenso grausam wie unnütz" bezeichnet hat, die Anwendung der peinlichen Frage. Ein Fall, in welchem die Unsicherheit dieses Beweismittels grell hervorgetreten war, hatte vor einiger Zeit die Tortur bei den Juristen wie beim Volk in erhöhten Verruf gebracht, nachdem sie vom wissenschaftlichen Standpunkt aus wiederholt, zuletzt und am wuchtigsten von einem preußischen Universitätslehrer, dem großen Thomasius, bekämpft worden war. Dem preußischen Staate war der Ruhm zu teil, mit seinem Beispiel voranzugehen. Noch hob Friedrich die Tortur nicht bedingungslos auf; aber die Klausel seines Ediktes vom 3. Juni 1740, die bei Anklagen wegen Hochverrates oder Massenmordes den alten Brauch noch zuließ, ist 1755 durch neue Verordnungen in Wegfall gekommen, nachdem inzwischen die Folter wohl nur ein einziges Mal zur Anwendung gelangt war. Die Strafe der Kindesmörderinnen war bisher der Tod durch Ertränken gewesen; solch eine Unglückliche hatte den ledernen Sack, in welchem sie den Fluten übergeben werden sollte, selbst nähen müssen. König Friedrich verbot das grausame Säcken und ordnete die Hinrichtung durch das Schwert an. Ein garstiger Unfug in der Handhabung des Eherechtes war es, wenn sich für Heiraten, denen ein kirchliches Verbot wegen zu naher Verwandtschaft entgegenstand, landesherrliche Erlaubnisscheine für Geld erlangen ließen; indem der König diese Übung seinen Behörden untersagte, gab er zugleich die Eheschließungen für alle die Fälle bedingungslos frei, in denen die Ehe nicht „klar in Gottes Wort" verboten sei. Die zunächst dabei maßgebenden Forderungen der herrschenden Staatswirtschaftslehre, die im Interesse der Volksvermehrung die Ehehindernisse bekämpfte, begegneten sich mit dem protestantischen Bewußtsein, das die

Vertilgung jenes „Ablaßkrames" freudig als die volle Herstellung evangelischer Freiheit begrüßte.

Die gleiche Verbindung staatswirtschaftlicher und religiöser Gesichtspunkte bemerkt man in dem drastischen Bescheid auf das Ansuchen eines Katholiken um das Bürgerrecht in Frankfurt an der Oder: „Alle Religionen sind gleich gut, wann nur die Leute, so sie profitieren, ehrliche Leute sein, und wenn Türken und Heiden kämen und wollten das Land peuplieren, so wollen wir sie Mosqueen und Kirchen bauen." Die Weite und Unbestimmtheit seines persönlichen Glaubensbekenntnisses bewahrt diesen Fürsten vor dem Widerstreit blinder Unduldsamkeit und gesunder Politik, in welchem das Frankreich des vierzehnten Ludwig den kostbarsten Stoff an schöpferischer Arbeitskraft eingebüßt hatte. Von einer Gleichstellung der Bekenntnisse im bürgerlichen Leben war allemal nicht die Rede; was jeder Religionsgemeinschaft verheißen und gewährt wurde, war lediglich öffentliche Anerkennung ihres Gottesdienstes und Schutz der Glaubensfreiheit, Schutz gleichmäßig gegen staatlichen Gewissenszwang wie gegen geistlichen Bekehrungseifer. Denn diesen zwiefachen Sinn hatte das berühmte Wort, das über der Eingangspforte der friderizianischen Kirchenpolitik steht: den Antrag seines geistlichen Ministeriums, die unter der vorigen Regierung den Katholiken für die Soldatenkinder ihres Bekenntnisses zugestandenen Schulen als Herde der Propaganda zu schließen, wies Friedrich mit der Entscheidung zurück: „Die Religionen müssen alle tolerieret werden, und muß der Fiskal nur das Auge darauf haben, daß keine der anderen Abbruch tue; denn hier muß ein jeder nach seiner Fasson selig werden." So hielt er es auch nicht seines oberstbischöflichen Amtes, die Unterschiede im Ritus der beiden protestantischen Kirchen durch Eingriffe von oben her auszugleichen. Unbedenklich gab er den Lutheranern, auf ihre in rund neunzig steifen Alexandrinern abgefaßte poetische Bittschrift, ihre „Mitteldinge" wieder frei, die ihnen Friedrich Wilhelm I. genommen hatte: ihre Chorhemden und Meßgewänder, das Absingen der Einsegnungsworte beim Abendmahl und die Vorantragung der Kreuze

und Lichter bei der Kommunion und bei Begräbnissen. — Schon damals, in den ersten Monaten der neuen Regierung, ist an Friedrichs Bescheiden auf die Berichte und Anfragen seiner Behörden die Vereinigung von scharfem Geschäftsblick und lakonischem Ausdruck bewundert worden, und mehr als eines dieser epigrammatisch zugespitzten Königsworte ist seither in den Zitatenschatz der Deutschen übergegangen. Wie weit aber war dieser Fürst bei aller Sicherheit und allem Selbstbewußtsein von der Hast und Überstürzung mancher neuen Regierung entfernt, die ihre Selbständigkeit dadurch bekunden zu müssen glaubt, daß sie zu dem Überkommenen sich in Gegensatz stellt. Wie täuschten sich die, welche da meinten, des Königs „Marotte" sei, in allem seinem Tun außergewöhnlich, ein Original, neu, sozusagen sein eigener Schöpfer zu sein: so fabelte sein Vertrauter von ehedem, der seit jetzt zehn Jahren in Berlin weilende Graf Manteuffel, in einem geheimen Berichte an den Dresdener Hof, und setzte hinzu, Friedrich lasse die alten Ordnungen nur da gelten, wo abzuweichen ein Ding der Unmöglichkeit sein würde. Manteuffel mochte sich erinnern, wie vorlaut einst der Kronprinz über die Staatswirtschaft seines Vaters abgeurteilt hatte. Aber all das Gerücht von dem Bevorstehen eines durchgreifenden Systemwechsels in der inneren Politik und alle daran sich knüpfenden Hoffnungen oder Befürchtungen zerstreute das Rundschreiben, das den Verwaltungsbehörden den Entschluß des Königs eröffnete, die bestehenden Finanzeinrichtungen auf das genaueste beizubehalten, die Akzise als indirekte Steuer der Städte, die direkte „Kontribution" auf dem platten Lande, die Zölle, die Verpachtung der Domänen auf den bisherigen Grundlagen. Am wenigsten in dem Beamtentum, dem Triebwerk der kunstvollen und pünktlich arbeitenden Maschine, durften Zweifel über die vollständige Wesenseinheit des alten und des neuen Preußen aufkommen. Den Unbelehrbaren blieb als letzter Trost die Sage, „daß Se. Majestät sich gegenüber Ihrem Herrn Vater hat verpflichten müssen, die Sachen während des ersten Jahres auf dem Fuße zu lassen, auf dem sie vorgefunden".

Nicht einmal in der Besetzung der Stellen fanden Veränderungen statt. Da blieb vor allem ein Mann wie Boden Minister, der ehemalige Domänenpächter, der Vielgehaßte, der als die Verkörperung des drückenden Finanzsystems galt. Die wenigsten wußten, daß schon der Kronprinz diesen Mann nach seinem Werte schätzen gelernt hatte; so wunderte man sich jetzt, daß dieser „Sparsamkeitsprediger" noch größeren Eingang als bei der vorigen Regierung fand. Nur von einem der Beamten, die das Vertrauen seines Vaters genossen hatten, sagte Friedrich zur allgemeinen Genugtuung sich los: der Geheime Finanzrat von Eckart, ein zugewanderter Projektenmacher, der sich im preußischen Staatsdienst offenbarer Erpressungen schuldig gemacht hatte, ward in Königsberg, wo er sich eben befand, festgenommen, abgesetzt und des Landes verwiesen. Die Anforderungen des Dienstes wurden gegen früher womöglich noch gesteigert; schnell lernten alle Schichten des Beamtentums den neuen strengen Zuchtmeister fürchten. So die Steuererheber, als jetzt an mehr als einer Stelle Unordnungen in der Kassenführung aufgedeckt wurden, die selbst dem scharfen Auge eines Friedrich Wilhelm entgangen waren; so die höheren Behörden, wo immer ihre Vorschläge Sachkenntnis und Zweckmäßigkeit vermissen ließen. Die kurmärkische Kriegs- und Domänenkammer mag für ihren eilfertigen Antrag, 195 Taler auf die Ausbesserung des Weges von Rheinsberg nach Ruppin zu verwenden, eine besonders gnädige Aufnahme erwartet haben, aber der König donnerte die Behörde barsch an: „Ich kenne den Weg und muß mir die Kriegskammer vohr ein großes Beest halten"; er strafte zugleich das der Kammer vorgesetzte Ministerium für die Befürwortung des Antrags mit der höhnischen Frage: ob das Generaldirektorium nicht demnächst 100000 Taler für eine Wegebesserung zwischen Berlin und Charlottenburg in Ansatz bringen werde. Der anfängliche Freudentaumel wich nur zu bald starker Ernüchterung und Enttäuschung. Die lustige Person des preußischen Hofes, Baron von Pöllnitz, war der erste, der es aussprach: „Ich wollte hundert Pistolen geben, wenn ich den alten Herrn wieder haben könnte." An-

fang Auguſt meinte Manteuffel, unter Tauſend treffe man höchſtens zwei Optimiſten; wenn das ſo weiter gehe, werde ſchließlich noch der Vater im Vergleich zu dem Sohne für einen Verſchwender, für den Liebling des Volkes gelten. Mißvergnügter von Woche zu Woche mit dem neuen Herrn, der ihn mit Kälte und nicht unbegründetem Mißtrauen behandelte, wollte Manteuffel das Wort des Seneca von neuem beſtätigt ſehen: Nullum magnum ingenium sine mixtura dementiae fuit.

Auch die täuſchten ſich, welche Akte perſönlicher Rache erwartet hatten. „Der König von Frankreich erinnert ſich nicht der Beleidigungen, die dem Herzog von Orleans zugefügt wurden" — das hochherzige Wort Ludwigs XII., das der Kronprinz Friedrich in einem ſeiner Briefe voll Bewunderung anführt, wurde die Richtſchnur ſeines eigenen Auftretens als König. Ein Derſchau, den einſt der Kronprinz in Tagen dunkler Verzweiflung als ſeinen ärgſten Feind und Verfolger gehaßt hatte, wurde in beabſichtigter Auffälligkeit durch die ſofortige Beförderung zum Generalmajor geehrt; ein anderer der Günſtlinge des Vaters, ein Mann allerdings, mit dem der Sohn ſchon ſeit Jahren ſeinen Frieden gemacht hatte, der Oberſt von Hacke, wurde Generaladjutant und der erſte Ritter des neugeſtifteten Verdienſtordens.

Die Auszeichnung Derſchaus überraſchte um ſo mehr, als auf ihn vornehmlich die Worte bezogen worden waren, die der König am Morgen nach dem Tode ſeines Vaters in eine Anſprache an die in Berlin anweſenden Generale eingeflochten hatte: „Gegen einige von Ihnen liegen Klagen über Habſucht, Härte und Übermut vor; ſtellen Sie die Klagen ab." Was Friedrich ſonſt bei dieſem Anlaß noch ſagte, iſt von denen, die von den Hörern Mitteilungen erhielten, im einzelnen verſchieden wiedererzählt worden. Genug daß der König ſich als den Kameraden ſeiner Generale bezeichnete, ihnen für ihre Mitarbeit an dem Werke des Verſtorbenen, der Bildung dieſes ſchönen Heeres, Dank und Anerkennung ausſprach, ihrer Treue und ihrem Eifer die gleiche Huld verhieß, die ihnen ihr alter

Herr bewiesen habe. Am meisten Beachtung fand, neben einer Äußerung, daß die Truppen ebenso gut und brauchbar als schön sein müßten, eben jene Forderung einer größeren Menschlichkeit gegen die Untergebenen wie gegen die Bevölkerung: ein Heer dürfe dem Lande, das es beschützen solle, nicht verderblich werden; ein Soldat müsse ebensowohl menschlich und vernünftig sein, als herzhaft und brav.

Was in den nächsten Tagen auf dem Gebiete des Heerwesens geschah, schien die Ansicht derer zu bestätigen, die in den Worten der Ansprache den ersten Hinweis auf einen beabsichtigten Bruch mit dem ganzen bestehenden Militärsystem sehen wollten. Am 4. Juni erging an sämtliche Regimenter der Befehl, bei Verlust von Ehre und Reputation in ihren Kantonen, den Aushebungsbezirken, die Plackereien gegen die Dienstpflichtigen einzustellen; alle gewaltsame Werbung mit ihren „gewohnten Brutalitäten" wurde überhaupt und für immer verboten. Ebenso wurde in der neuen Dienstvorschrift für die Kadettenanstalt das „Fuchteln" der Kadetten streng untersagt; der Kommandeur sollte verantwortlich sein, daß seine Offiziere und Feldwebel den Zöglingen nicht plump noch bäurisch begegneten, da diese wie Edelleute und künftige Offiziere, nicht aber wie Bauernknechte behandelt werden müßten.

Von allen Truppenteilen hatte keiner stärkeren Zuwachs durch das berüchtigte Fahnden auf lange Kerls gehabt, als das Königsregiment in Potsdam; es stand und fiel mit der jetzt verpönten Menschenjagd. Dazu kam, daß schon Sparsamkeitsrücksichten gegen die Beibehaltung dieser Truppe sprachen; soll doch eben aus diesem Grunde noch der alte König seinem Nachfolger die Auflösung dieser seiner Lieblingsschöpfung, von der er selbst sich nie zu trennen vermocht hätte, angeraten haben. Bei der Leichenparade Friedrich Wilhelms I., am 22. Juni, erschienen die Riesen zum letzten Male beieinander, dann ward das Regiment aufgelöst; nur ein Bataillon blieb als „Grenadiergarde" bestehen und sollte „zum glorwürdigsten Andenken des nun in Gott ruhenden Königs Majestät" in allem und jedem, „in Ordnungen, Mon-

tierungen, propreté, insbesondere auch Gewehren und Patronentaschen" ewiglich unverändert bleiben.

Nun konnte Voltaire in jubelnden Versen das Verschwinden der „Kriegskolosse" der Welt verkünden. In London aber verbreitete sich das Gerücht, der Auflösung der langen Garde werde eine Verminderung des preußischen Heeres etwa um die Hälfte des Bestandes folgen; gleich bei der ersten Besprechung mit seinen Ministern habe der König die Frage gestellt, ob man die Truppenzahl nicht auf 45000 Mann herabsetzen könne, und offenkundig sei, daß er bei einer Fahrt über Land tausend Knaben, die sich mit der roten Halsbinde, dem Erkennungszeichen der zum Waffendienst Vorgemerkten, an seinen Wagen gedrängt hätten, auf ihr flehentliches Jammergeschrei die Aufhebung der Kantoneinrichtung, der Wehrpflicht der Landeskinder, zugesagt habe.

Gerade das Gegenteil beabsichtigte Friedrich für die Wehrbarkeit seines Staates. An dem Tage nach der Leichenfeier begann im Zusammenhang mit der Auflösung des großen Grenadierregiments die umfassende Heeresvermehrung, durch die zu einem Stamm von noch nicht 80000 Mann neue Zehntausend hinzutraten.

Später hat Friedrich Vermehrungen seines Heeres jedesmal streng geheim zu halten gesucht; dieses erste Mal lenkte er die Augen der Welt geflissentlich auf die preußischen Rüstungen hin und gab ihnen eine vielsagende Deutung. Der Oberst von Camas, den er anläßlich seiner Thronbesteigung an den französischen Hof schickte, nahm die Weisung mit: „Die Augmentation, die während Ihres Aufenthaltes in Versailles bei meinen Truppen vor sich gehen wird, wird Ihnen Gelegenheit geben, von meiner lebhaften und stürmischen Sinnesart zu sprechen. Sie können sagen, es sei zu fürchten, daß diese Augmentation ein Feuer anzünde, welches ganz Europa in Brand zu stecken vermöge; daß es in der Art der Jugend liegt, unternehmend zu sein, und daß die lockenden Bilder des Heldenruhms die Ruhe unzähliger Völker auf der Welt stören können und gestört haben." Die eigenhändige Instruktion für Camas ist die erste politische

Denkschrift aus des Königs Feder: hart beieinander zeigt sie die Hitze der Jugend und kühl, schier unheimlich kühl die berechnende Staatskunst, der dieses Jugendfeuer selbst als ein Mittel der diplomatischen Aktion dienen muß. Friedrich wollte, daß man ihn fürchte, ihn und seine hunderttausend Gewappneten, auf daß man mit ihm rechne. Es galt, die Welt zu entwöhnen von dem Glauben: die Preußen schießen nicht. Preußen schien in einen Zauberschlaf versunken und kannte seine eigene Stärke nicht, da kam dieser junge Königssohn, den Bann zu lösen. Erregung und Überlegung, Temperament und Politik, Pflicht und Ehrgeiz, Zwang der Umstände und innerer Drang wirkten zusammen, ihn zu rascher, kühner Tat anzutreiben, zu einer Politik des Entschlusses und des Handelns nach den Tagen des Zuschauens und der Unentschiedenheit, und die erste Äußerung dieser neuen Politik war jene ihre franke Selbstankündigung durch den Mund eben des nämlichen Botschafters, der das Ereignis des Thronwechsels feierlich kundzugeben hatte.

Auch den eigenen Beratern gegenüber hielt es der König für erforderlich, seiner Grundauffassung von dem, was dem Staate nach außen not sei, deutlichen und kräftigen Ausdruck zu geben. An der Spitze des „Departements der auswärtigen Affären" stand neben dem durch das Alter stumpfen, halb blinden General von Borcke und dem geschäftserfahrenen und kenntnisreichen Kabinettsminister Thulemeier jener Heinrich von Podewils, welcher der Zeuge der letzten politischen Unterredung zwischen dem sterbenden König und dem Kronprinzen gewesen war, der Neffe und Schwiegersohn des verstorbenen Feldmarschalls Grumbkow. Podewils wußte in den ersten Tagen nicht genug die Unermüdlichkeit zu rühmen, mit welcher König Friedrich in die auswärtigen Fragen sich hineinarbeite; sehr bald aber überzeugten sich die Minister, daß es für sie schwer sein werde, die Meinung des Gebieters zu treffen.

Er forderte ihr Gutachten über die Irrungen mit dem Bischof von Lüttich, die Einmischung dieses Prälaten in die Angelegenheiten der 1732 an Preußen gekommenen Herr-

schaft-Herstal. Die drei Minister bezeichneten den Fall als einen sehr schwierigen, denn hinter dem Bischof stünden sowohl der Kaiser wie der französische König; Anwendung von Gewalt könne leicht zu einem Zusammenstoß mit den beiden großen Mächten führen. Schroff genug schrieb der König an den Rand der Denkschrift: „Wenn die Minister von Politik reden, so sind sie geschickte Leute, aber wenn sie von Krieg reden, so ist es, als wenn ein Irokese von Astronomie spricht." Es ist nicht gerade richtig, was später die Diplomaten in Berlin sich erzählten, den würdigen Thulemeier habe angesichts dieses Bescheides der Schlag getroffen; lebte doch Thulemeier noch fast zwei Monate, nachdem das Gutachten vom König zurückgekommen war; gewaltig aber wird die Bestürzung der drei Minister über die unwirsche Abfertigung allerdings gewesen sein.

Als der König demnächst, im September, mit seiner Selbsthilfe gegen den Bischof von Lüttich Ernst machte, war das Aufsehen aller Orten. In dem Stile des bei diesem Anlasse veröffentlichten, von Friedrich eigenhändig aufgesetzten Manifestes wollten die fremden Diplomaten in Berlin die „Sprache Ludwigs XIV." wiedererkennen. Dem König war es eben recht, wenn sein kurzer Entschluß, sein rasches Handeln den Vergleich mit der unerschöpflichen Langmut des Vorgängers herausforderte, wenn bei der ersten Gelegenheit Europa nach langer Entwöhnung endlich einmal eine preußische Tat zu sehen bekam. Die geduldige Hinnahme der Demütigungen, wie sie nicht nur die Großen, sondern selbst die Kleinen der Krone Preußen bereiteten, war dem Erben dieser Krone als die Vollendung der Selbsterniedrigung erschienen. Der Unterschied des alten und des neuen Kurses war jetzt mit hinreichender Deutlichkeit kenntlich gemacht.

Für die Reisen, auf denen der junge König sich seinen Untertanen in den Provinzen zu zeigen und ihre Huldigungen entgegenzunehmen beabsichtigte, wurde im ganzen nahezu ein Vierteljahr in Aussicht genommen; lagen doch die Grenzen

des langgestreckten Staatsgebietes nach Ost und West hin weit genug auseinander.

Der Begutachtung der Ärzte wurde der Reiseplan nicht vorgelegt. Sie waren mit der Gesundheit des jungen Fürsten nicht ganz zufrieden und hatten ihn inmitten der Aufregungen und Anstrengungen der ersten Regierungswochen einer Brunnenkur unterworfen, die er gewissenhaft einhielt. „Ich erhebe mich um vier Uhr," so schildert Friedrich in einem Briefe vom 27. Juni sein Tagwerk, „trinke bis acht den Brunnen, schreibe bis zehn und besichtige bis gegen Mittag Truppen; bis fünf schreibe ich wieder und abends erfrische ich mich in guter Gesellschaft. Werde ich meine Reisen hinter mir haben, so wird mein Leben ruhiger und geregelter sein, aber noch zur Zeit habe ich den gewöhnlichen Lauf der Geschäfte mitzumachen und habe obendrein die neuen Veranstaltungen, und bei alledem muß ich viel unnütze Komplimente drechseln, Rundschreiben erlassen et cetera."

Die Residenz Charlottenburg, das künstlich gegründete und schnell wieder verkommene Ackerstädtchen mit seiner breiten pflasterlosen Hauptstraße, die durch große, notdürftig mit Bohlenlagen überbrückte Sümpfe und Lachen hindurchführte, war in diesen Tagen das Wanderziel der Neugierigen; zumal zur Mittagsstunde, wenn der König mit seinem militärischen Gefolge im gestreckten Galopp von den Truppenübungen zurückkam, drängten sich die Einheimischen und die Fremden, seinen Anblick zu erhaschen.

Ein Fremder, der den Kronprinzen Friedrich zwei Jahre vor der Thronbesteigung kennen lernte, war erstaunt ob seinem überaus jugendlichen Aussehen und nannte ihn frischweg das niedlichste Menschenkind im ganzen Königreiche. So zeigt auch das naturwahre Profilbild des Kronprinzen, das Knobelsdorff 1737 malte, um Mund und Nase noch fast knabenhafte Züge. Von vorn betrachtet erschien das Gesicht jetzt voll und rund; auch die zierliche, mittelgroße Gestalt nahm allmählich Fülle an: „ziemlich wohlgenährt, ohne zu stark zu sein" — so lautet im Juni 1740 die Beschreibung; ja bald finden wir die Ansicht ausgesprochen, der König werde es mit der

Zeit an Beleibtheit seinem Vater gleichtun. Sein Gang war trotz der etwas schwer geformten Beine leicht und fest, schnell, beinahe hastig; an der Haltung bemerkte man eine nachlässige Neigung des Kopfes nach der linken Schulter: das würde ihn, heißt es, in der fremdartigsten Verkleidung sofort verraten. Das Antlitz hatten Luft und Sonne bereits stark gebräunt, so daß die Gesichtsfarbe grell gegen das zarte Weiß der kleinen, mit kostbaren Ringen geschmückten Hände abstach, die beim Sprechen, wie es schien nicht ohne Selbstgefälligkeit, lebhafte Gebärden machten. Das gepuderte braune Haar, nach französischer Mode in gefälligen Locken die hohe Stirn umkräuselnd und im Nacken in den mit schwarzem Band umwundenen Zopf auslaufend, stand zu dem freien, edlen Antlitz „über die Maßen wohl" — so bezeugen es auch die Tadelsüchtigen. Und spielte vollends ein unwiderstehlich gewinnendes Lächeln um den feingeschnittenen Mund, so nahm dies Antlitz eine Freundlichkeit an, „die dem schüchternsten Menschen ein Herz machet, sich freimütig mit ihm zu unterreden". Dann verklärte sich das große, lebhafte Auge, dessen Ausdruck durch Kurzsichtigkeit nicht verlor, in warmem seelenvollem Glanze; diesen Blick vergaß niemand wieder, und den steifen Schwulst der patriotischen Reimereien aus diesen Jahren durchbricht ein Ton wahrer Empfindung, wo der leuchtenden blauen Augen des jungen Königs gedacht wird.

Ein mehreres als die Poeten lasen in Friedrichs Zügen die Diplomaten. „Sein Auftreten", schreibt der Marquis Beauvau, der die Glückwünsche des Königs von Frankreich zur Thronbesteigung überbrachte, „ist ungezwungen und gewinnend, seine Stimme ist weich und anmutend und könnte auf eine große innerliche Bescheidenheit, fast auf ein wenig Furchtsamkeit schließen lassen, zumal wenn er zu reden anfängt oder wenn er mit jemandem zum ersten Male spricht, und das trägt nicht wenig dazu bei, ihm die Herzen zu gewinnen, wenn es ihm beliebt zu berücken. Schaut man aber nur ein wenig schärfer zu, so gewahrt man sofort den spöttischen und verächtlichen Zug, den der Schleier der Milde

und der Güte nur oberflächlich verhüllt." Auch dem ständigen Verteter Frankreichs, Marquis Valory, galt der König als im Grunde des Herzens hochfahrend, trotz seiner Höflichkeit und seiner Geflissenheit, verbindliche Dinge zu sagen. Er könne sich, wo er Lächerlichkeiten entdecke, eine feine und boshafte Anspielung nicht versagen; er nehme es indessen nicht übel, setzt Valory mit Selbstbewußtsein hinzu, wenn man ihm antworte und kräftig antworte, vorausgesetzt, daß die Antwort treffend sei. Er berichtet, daß Friedrich ihm einmal gesagt hat: „Man muß nicht viel auf die kleinen Sticheleien achten, die mir entfahren; das ist so meine angeborene Ausdrucksweise."

Immer kündete das spöttische Zucken um die Mundwinkel nur leichte Plänkeleien an; Sturmzeichen aber waren es, wenn dunkle Schatten sich über die Stirn breiteten und es aus den Augen hervorleuchtete „wie ein trübes Feuer". „Er ist," sagt jener Beauvau, „aufbrausend und heftig bis zur Haltungslosigkeit, ob er immer, zur Zeit da er in Ungnade stand, sich ein wenig zu mäßigen gelernt hat."

Für die Kräftigung seiner Gesundheit erwartete man das Beste von seiner einfachen Lebensweise, der unsere Berichterstatter, auch die mißgünstigen Diplomaten, alle Anerkennung zollen. In Abhärtung und in Gewöhnung an das angestrengteste Leben gehe er allen mit seinem Beispiele voran.

Auch damit sollte ein Muster gegeben werden, daß Friedrich die Uniform seines Regiments als tägliches Gewand weiter trug. Solange bei Hofe das Staatskleid mehr gegolten hatte als der Waffenrock, hatten die vornehmen und wohlhabenden Offiziere vor ihren minder gut gestellten Kameraden mit reichen Modekleidern geprunkt; deshalb hatte schon König Friedrich Wilhelm in der zweiten Hälfte seiner Regierung die Uniform nur noch während des mehrwöchentlichen Herbstaufenthaltes zu Wusterhausen abgelegt, wo er inmitten seiner Jagdgründe das grüne Weidmannsgewand mit dem Hirschfänger trug. Friedrich hatte in den Blütetagen seines Knabentrotzes, seiner unreifen Aufsässigkeit, den knappen „Justaucorps" verächtlich seinen Sterbekittel geschol-

ten; jetzt gab sich sein oft geäußertes Gefallen an prächtigen Gewändern nur dadurch Ausdruck, daß er seine Pagen und die zahlreiche Dienerschaft, mit welcher der bisherige kärgliche Hofstaat vermehrt wurde, reich und geschmackvoll einkleidete. Neuen Glanz und die unentbehrliche äußere Würde gab dem königlichen Haushalte auch die Wiedereinrichtung der großen Hofämter, die seit 1713 fast alle geruht hatten. Für den gewöhnlichen Dienst um seine Person verzichtete indes der König auf die Mühewaltung nicht bloß dieser Würdenträger, sondern auch der mit unverhohlener Geringschätzung betrachteten Kammerherren, und für die Gesetze der Etikette hatte er zum Entsetzen der Sachverständigen nur Spott. Seine Umgebung bildeten ausschließlich die Adjutanten und der kleine Kreis der vertrauten Gesellschafter, die alsbald aus Rheinsberg nach Charlottenburg übersiedelt waren und sich dort überzeugten, daß der Bereich ihres Einflusses eng begrenzt bleiben sollte.

Es wird erzählt, daß Dietrich von Keyserlingk, der Lieblingsfreund, sich im Rausch der ersten Wonne schon als den Allmächtigen an dem neuen Hofe betrachtete und mehrere Schreiber zur Beantwortung der an ihn gerichteten Glückwunschschreiben in Tätigkeit hielt; aber es währte nicht lange, so trug man sich in der Hofgesellschaft mit einer Äußerung des Königs, durch die der Günstling sehr deutlich in seine Schranken zurückgewiesen worden sei: „Mein lieber Keyserlingk, du bist ein sehr netter Mensch, du hast viel Witz und hast viel Belesenheit, du singst hübsch und du scherzst hübsch, aber deine Ratschläge sind die eines Toren." Kein Wunder, daß Keyserlingk nun einem fremden Diplomaten, der ihn für einen politischen Entwurf zu gewinnen suchte, ausweichend erwiderte, daß die größte Vorsicht geboten sei, denn der König sei argwöhnisch und auf seine Autorität allzu eifersüchtig; er fürchte alsbald, man wolle ihn leiten. Es kam hinzu, daß Keyserlingks angegriffene Gesundheit Schonung erheischte; zum Generaladjutanten befördert, wurde er doch für den aufreibenden Dienst im Stabe des obersten Kriegsherrn nicht wie die anderen Adjutanten in Anspruch ge-

nommen. Der gelehrte Jordan, „der liebenswürdigste und wunderlichste Sterbliche", wie ihn sein königlicher Freund nannte, sah sich zum obersten Leiter der Waisenhäuser, Spittel und Armenanstalten ernannt und beklagte, daß das zum öffentlichen Arbeitshaus bestimmte Gebäude mit dem Ochsenkopf als Wahrzeichen ganz oben in der Wilhelmstraße am äußersten Ende der Hauptstadt gelegen sei. Noch ein anderer aus der Rheinsberger Gesellschaft, der junge Bielfeld, wollte bei der ihm anvertrauten Stellung eines Legationssekretärs ganz und gar nicht den entsprechenden Schauplatz für die Entfaltung seiner staatsmännischen Talente erkennen; er gestand, das heiße ein wenig klein anfangen, und tröstete sich damit, daß für die Erwartungsvollen insgemein der Tag des Thronwechsels eine wahre journée des dupes geworden sei. Der erhoffte Goldregen war ausgeblieben; auch in diesen Kreisen wurde auf die Knauserei, die Mesquinerie des neuen Herrn gescholten: der Erbfehler übertriebener Sparsamkeit sei geradezu Modetugend geworden.

Gewiß wurde die persönliche Hingebung auf eine ernste Probe gestellt, wenn von den Freunden der Entschluß gefordert wurde, eben nichts weiter als Freunde sein zu wollen. So hat Friedrich dem treuen Suhm, dem sächsischen Gesandten in Petersburg, in seinem dringenden Einladungsschreiben die Gewissensfrage vorgelegt, ob er Manns genug sei, auf die diplomatische Laufbahn zu verzichten, um das bedachtsame Leben eines Weisen zu führen, und ob er in der Gesellschaft des Freundes Ersatz genug für die Politik finden werde. Suhm schlug freudig ein; er verließ Rußland und den sächsischen Staatsdienst, aber er trug den Todeskeim in sich und sollte sein gelobtes Land nur aus der Ferne schauen; noch im Hafen, so klagt es der rührende Abschiedsbrief des Sterbenden, litt er Schiffbruch. Auch Algarotti, der „Schwan von Padua", sagte zu, aber er nicht ohne den heimlichen Ehrgeiz, eine glänzende politische Rolle zu spielen; aus London herbeigeeilt, traf er noch im Juni in Charlottenburg ein, und der Glanz seiner vielseitigen Bildung wie der Reiz seiner Persönlichkeit wirkte auf Friedrich noch ebenso bezaubernd, wie

im Herbst zuvor während des kurzen Besuches in Rheinsberg. Anderen erschien der lebhafte Südländer nach wie vor herzlich oberflächlich und zudem jetzt unerträglich anmaßend.

Noch manch anderer Schöngeist wäre gern herangeflattert; aber von einem französischen Herrchen, mit dem er durch Algarotti bekannt wurde, meinte Friedrich, der bleibe besser da, wo er sei: „Nehmen wir nur die Blüten des menschlichen Geschlechts und beschneiden wir die unnützen Blätter und die modernden Wurzeln; ein Blumenstrauß muß gewählt sein."

Mit kleinstem Gefolge war der König am 7. Juli aus Berlin aufgebrochen. Als vor vierzig Jahren sein Großvater zur Krönung nach Königsberg reiste, belief sich sein Troß auf mehr als zweihundert Staatskutschen, Küchenkarren und Rüstwagen; diesmal fuhren im ganzen nicht mehr als drei Wagen durch das Land; den seinen teilte der König mit Keyserlingk und Algarotti, den beiden in witziger Unterhaltung wetteifernden Sprudelköpfen, und dem einsilbigen, grobkörnigen, hünenhaften Generaladjutanten von Hacke. Bewaffnete Begleitung hatte schon Friedrich Wilhelm I. auf seinen Reisen verschmäht; nur auf der Strecke durch das Polnische pflegte sich ein Dragonertrupp als Bedeckung anzuschließen. Je kleiner der Reisezug war, um so schneller gelangte man vorwärts; für die achtzig Meilen zwischen Berlin und Königsberg, die Friedrich I. in zwölf bis vierzehn Tagen zurückzulegen pflegte, haben seine beiden Nachfolger für gewöhnlich trotz des schlechten Zustandes der Wege nicht mehr als vier Tage gebraucht. Man fuhr mit untergelegten Bauernpferden, die nach Maßgabe der Vorspannordnung gestellt werden mußten; doch wußten die Frondienstpflichtigen, daß der Landesherr sie bei diesem Anlaß gut entschädigte. Alle Empfänge, Aufzüge, Ehrenpforten und sonstige Feierlichkeiten hat sich der neue Herr von vornherein verbeten; aber wo er erwartet wurde, boten doch die Ortschaften ein buntes und bewegtes Bild; die Bevölkerung aus der ganzen Umgegend war zusammengelaufen, die Vorspannpferde standen in Reihe und Glied, daneben festlich geschmückt

die Bauern, die bis zum nächsten Gespannwechsel mitzureiten hatten; andere hielten Eimer voll Wasser bereit, die heißen Wagenräder während des Umspannens zu übergießen. Am ersten Haltorte in jedem Kreise mußte der Landrat zur Stelle sein; auch die königlichen Amtleute und die Dorfschulzen aus der Nachbarschaft hatten sich einzufinden. Vorreiter, die dem Wagen um eine Viertelstunde vorausſprengten, überzeugten sich, daß nichts fehlte. Hielt dann der König, so begann ohne lange Begrüßungsreden das Verhör der Beamten über die Zustände und Bedürfnisse des Orts und der Gegend. Auch der gemeine Mann durfte reden, wenn er etwas Erhebliches vorzubringen hatte. Mitunter hat wohl, wenn die Fahrt fortgesetzt wurde, ein Amtmann eine Wegstrecke neben des Königs Wagen herreiten müssen, um weiteren Bescheid zu geben. Zu Mittag und zu Nacht hat Friedrich auf seinen Reisen mit Vorliebe in den Dörfern Rast gemacht und zwar der Regel nach bei den Predigern, die dann ein ansehnliches Geschenk erhielten.

Der König hatte, bevor er nach Königsberg ging, den Umweg durch Litauen genommen, um seinem Minister Podewils Zeit zu lassen, mit den zur Huldigung beschiedenen Ständen über ihre Beschwerden und Forderungen eins zu werden. Denn hier in Ostpreußen betrat man alten Kampfesboden. Das Land, auf das die Souveränität und die Königswürde gegründet war, beanspruchte eine Ausnahmestellung im Gesamtleben des Staates. Fester als irgendwo anders wurzelten hier die Erinnerungen an die alte Freiheit und Selbstverwaltung.

Der schmiegsame Podewils hat in Königsberg mit den adeligen Häuptern des Landes sehr geschickt verhandelt. Die Stände versprachen die Huldigung, auch ohne die begehrte Zusage für wiederholte und regelmäßige Einberufung des Landtags zu erhalten. Von dem Trotz und der persönlichen Gehässigkeit der alten Zeiten war 1740 doch keine Spur mehr wahrzunehmen. Die ganze Bewegung kam endlich auf ein paar anzügliche Sätze in der Huldigungsrede des Landesdirektors von der Gröben hinaus: der Redner legte dem

König die preisliche Absicht unter, durch den wiederbesetzten Landrat und die zusammengerufenen Stände die Not des durch manches Ungemach entkräfteten Königreichs Preußen aufs genaueste erforschen zu lassen, und schalt diejenige Staatskunst eine irrende, welche in einem verweigerten Landtag den Anwachs unumschränkter Macht und Oberhoheit sehen wolle.

Der König ließ solche Worte unerwidert, aber in seinen Augen war an der Tatsache nicht zu rütteln, daß sein Land, wie er eben hier in Königsberg gegen Podewils mit scharfer Betonung geäußert hat, ein monarchischer und despotischer Staat sei. Die Krönung hielt er nicht für erforderlich, wie vor ihm schon sein Vater; „die heilige Salbflasche" und die sonstigen Zeremonien bezeichnete er als unnütze und nichtige Erfindungen des Aberglaubens.

Nach viertägiger Rückreise traf der König am 25. Juli wieder in Berlin ein. Für den 2. August war die Erbhuldigung der kurmärkischen Stände angesetzt. Der König stand vor dem Thronsessel, hinter ihm seine Brüder und seine Vettern, die Generale und die hohen Staatsbeamten. Der Etatsminister von Arnim betrat eine Bühne und hielt zuerst der Ritterschaft, dann den Abgeordneten der Städte eine feierliche Ansprache; er versicherte den Bürgerschaften, daß ihr König kein Bedenken tragen würde, „in dem Schoß eines jeglichen seiner Untertanen sicher und ruhig zu schlafen", ohne sich erst der Treue durch Eidesleistung zu versichern. Ein Sprecher vom Adel und der Bürgermeister von Berlin antworteten in freudig bewegter Rede. Dann ward die Huldigungsformel verlesen und alle schworen dem Könige. Draußen auf dem großen Platze, nach der Breitenstraße und der alten Domkirche zu, drängte sich das Volk; der König trat mit seinem Gefolge auf den Altan; dreimaliger Zuruf brauste empor. Unerwarteterweise verweilte Friedrich fast eine halbe Stunde, den Blick fest und ernst auf die unermeßliche Menge zu seinen Füßen gerichtet: „er schien in tiefe Betrachtung verloren".

Für den Besuch, den er seinen westlichen Provinzen zudachte, wählte der König den Umweg durch das deutsche

Oberland, um in Franken die den Markgrafen von der brandenburgischen Nebenlinie vermählten Schwestern zu begrüßen.

Er hat vor seiner Abreise wohl den Gedanken geäußert, seine Reise nach Frankreich auszudehnen und die Bekanntschaft des Kardinals Fleury zu machen. Doch würde man den Ausflug, den er jetzt von Baireuth aus nach Straßburg gemacht hat, nicht als eine Wiederaufnahme dieses Gedankens, nicht als den Anlauf zur Reise in das Innere von Frankreich auffassen dürfen. Die lang verhaltene Lust zu einer Vergnügungsreise, der unwiderstehliche Antrieb, sich einmal ganz frei von jedem Zwang, unerkannt und womöglich unbeobachtet, zu bewegen und zu tummeln, den Einfällen der Laune einmal freien Lauf zu lassen, der eigentümliche Reiz, den Unbilden des Reisens, der Unzuverlässigkeit der Fuhrleute und der Prellerei der Wirte, der Grobheit der Postmeister und Zollbeamten wie ein gewöhnlicher Sterblicher ausgesetzt zu sein, vielleicht auch die Grille, just dieses Straßburg sehen zu wollen, das vor jetzt zehn Jahren dem in die Ferne und in die Freiheit Hinausstrebenden ein unerreichbares Ziel gewesen war, endlich die Begierde, die Franzosen bei sich zu Hause und vor allem französische Offiziere und französische Truppen zu sehen — das alles, und nicht irgendwelche hohe und geheime politische Absichten, waren die Beweggründe zu dieser abenteuerlichen Entdeckungsfahrt, von der Friedrich nach Jahren gesagt hat: „Wenn man sich einen vergnügten Augenblick verschaffen kann, ohne jemandem zu nahe zu treten, so soll man es nicht versäumen; eine gewisse Straßburger Reise war auch nicht besonders weise."

Ein Teil der Reisegesellschaft ging am 19. August aus Baireuth nach Wesel auf dem geraden Wege voran, so der Erbprinz von Dessau und der Generaladjutant Hacke; bei dem Könige blieben nur der Prinz August Wilhelm, Graf Wartensleben und Algarotti. „Unser Aufzug," so erzählt Friedrich selbst, „mußte wohl etwas höchst Seltsames haben, denn an jedem Ort, wo wir durchkamen, hielt man uns für etwas anderes." Über Ansbach, Heilbronn, Bruchsal, Rastatt wurde

der Rhein erreicht. Nicht einmal an Pässe hat man gedacht; erst vor dem Grenzhause an der Kehler Brücke gewahrte man am Nachmittag den 23. August den Mangel, um ihn nun im letzten Augenblicke, verdächtig genug, mit Hilfe des in des Königs Siegelring eingeschnittenen preußischen Wappens zu ersetzen; noch ist der von der Hand des Kämmerers Fredersdorf eilfertig und wenig kanzleigerecht aufgesetzte, von dem Könige unterschriebene Notpaß für den Grafen Schaffgotsch — denn diesen Namen hatte der Prinz gewählt — und seinen Begleiter Algarotti erhalten. Einen zweiten Paß stellte Friedrich für den Grafen Dufour und Gefolge aus, d. h. für sich selbst. Um das Aufsehen zu mindern, blieben der Prinz Wilhelm und Algarotti für die Nacht in Kehl zurück; der König stieg mit Wartensleben gegen Abend zu Straßburg im Gasthof zum Raben ab und ließ sich sofort aus einem benachbarten Kaffeehaus ein paar Offiziere vom Regiment Piemont zu Gast laden, die von Neugierde getrieben die seltsame Einladung annahmen.

Gouverneur der Festung war der alte Marschall Broglie. Gegen die geheimnisvollen, sich auffällig benehmenden Fremdlinge in nicht geringem Grade argwöhnisch, unterzog er am anderen Morgen die Offiziere einem genauen Verhör, nahm indes sehr artig den Besuch auf, den ihm die aus Kehl eingetroffenen Nachzügler nebst Wartensleben abstatteten. Auch erlaubte er den Reisenden die Besichtigung der Zitadelle und der Wachtparade und die Besteigung des Münsterturms. Als dann auch der Graf Dufour, erst am dritten Tage, sich melden ließ, war sein Geheimnis durch einen preußischen Deserteur, der vordem den Kronprinzen oft genug gesehen hatte, bereits entdeckt. In seiner allerdings eigentümlichen Lage, in dem Zweifel, ob er seinem Gast königliche Ehren erweisen, ob er das Inkognito achten solle, scheint der Graf von Broglie sich nicht eben geschickt und taktvoll benommen zu haben, und Friedrich hielt es jetzt für das geratenste, unverzüglich den Rückzug anzutreten. Die Erinnerung an eine Episode des italienischen Feldzugs von 1734, wo sich der Feldhauptmann Broglie in seinem Quartier hatte über-

raschen lassen und als Sansculotte vor den Feinden geflohen war, ließ den alten Invaliden in Friedrichs Augen von vornherein als eine komische Persönlichkeit dastehen, und somit ist in der übermütigen, halb prosaischen, halb gereimten Reisebeschreibung, die auf frischer Tat an Voltaire geschickt wurde, der Marschall, der für das Überraschtwerden geschaffen scheine, nicht eben glimpflich fortgekommen.

Der König hatte Voltaire, der sich seit einiger Zeit in geschäftlichen Angelegenheiten in Brüssel aufhielt, eine Begegnung in Antwerpen vorgeschlagen; jetzt mußte er ihm nach der Ankunft in Wesel am 2. September mitteilen, daß er ein Wechselfieber mitgebracht habe, welches hartnäckiger sei als ein Jansenist; so möge nun vielmehr Voltaire den Weg zu ihm machen, ihn durch seinen Anblick zu heilen.

Und so traten denn am 11. September in dem kleinen Schlosse Moyland bei Kleve die beiden zum ersten Male in den gleichen Raumbereich, die sich von Stund an immer von neuem anziehen und abstoßen sollten. Wie es scheint, war man auf beiden Seiten von dem ersten Eindruck nicht völlig befriedigt, und nach den vorher ausgetauschten Überschwenglichkeiten war dies wohl kaum anders möglich. Da hatte Friedrich geschrieben, daß er nicht glücklich leben und nicht ruhig sterben könne, bevor er den Freund umarmt haben werde, und der „Göttliche" hatte geantwortet: „Simeon wird sein Heil schauen; die Franzosen sind allesamt Preußen; mein Herz kündet mir, daß die Stunde naht, wo ich von den Lippen des gekrönten Apollo die Reden hören werde, die das weise Altertum bewundert haben würde." Nun kam Voltaire zur ungünstigen Stunde; Friedrich lag in einem heftigen Anfall seines Fiebers und schreibt nachher: „Mit Leuten von seinem Schlage darf man nicht krank sein, man muß sich sogar sehr wohl befinden, womöglich mehr als gewöhnlich wohl befinden." Aber auch der Gast hatte keinen ganz guten Tag; er war enttäuscht von der Einfachheit dieses ambulanten Hoflagers, von dem er späterhin mit dick aufgetragenen Farben eine boshafte Schilderung entworfen hat; er war abgespannt von der Reise, nervös, mehr aufgeregt als angeregt. Dazu versichert Alga-

rotti, daß Voltaire, der sich schon in seinen letzten Briefen einige gute Lehren und Verhaltungsmaßregeln zu geben erlaubt hatte, aus der Sprache der Anbetung allzu schnell zu einem vertraulichen, ein wenig unehrerbietigen Tone übergegangen sei, der mißfallen habe. Voltaires Landsmann Valory hatte, so wie er den Unvorsichtigen kannte, das nicht anders erwartet und gleich gemeint, es wäre nicht unmöglich, daß seine Gegenwart die vorgefaßte hohe Meinung etwas herabstimmte.

Das alles schloß nicht aus, daß der Dichter Voltaire durch den Vortrag seines Mahomet-Manuskriptes die auserlesene kleine Gemeinde zu heller Begeisterung hinriß, und dem bestrickenden Zauber seines Gesprächs hat Friedrich nach dieser ersten Begegnung nachgerühmt, daß aus den glücklichen Einfällen, die jener hervorsprudele, ein Mensch, der nicht denke, sondern nur ein gutes Gedächtnis habe, ein glänzendes Werk zusammenstellen könne.

III

Erster schlesischer Krieg

Das augenfälligste Kennzeichen der politischen Lage Europas im Zeitpunkte der Thronbesteigung Friedrichs II. war die Spannung zwischen den beiden großen Westmächten. Das Jahr zuvor hatte England an Spanien, den Bundesgenossen Frankreichs, den Krieg erklärt, während dessen neunjähriger Dauer fast jede einzelne europäische Macht zu den Waffen gegriffen hat. Es war vorauszusehen, daß es zwischen Frankreich und England demnächst unmittelbar zum Kampf kommen würde.

Auf diesen französisch-englischen Gegensatz hat der neue König von Preußen von vornherein seine Rechnung gestellt. Er nahm an, daß er im Kriegsfalle an einer der beiden Mächte unter allen Umständen einen Bundesgenossen finden würde.

Zunächst sollte nach Friedrichs Absicht der preußische Erbanspruch auf das Herzogtum Berg der Prüfstein für die von beiden Seiten her bei seiner Thronbesteigung ihm laut angepriesene freundschaftliche Gesinnung sein. Denn nach menschlichem Ermessen mußte der niederrheinische Erbfall für Friedrich der erste Anlaß zu einer großen politischen Aktion werden.

Weder in Hannover, wo damals König Georg II. von England zum Besuch seiner Kurlande weilte, noch in Versailles erzielte Friedrich in der bergischen Frage irgendwelche greifbare Zusagen. So gab er denn seinem Minister Podewils die Losung aus: „Ruhig abwarten, wie die europäische Krisis sich abwickeln wird."

Am englischen Hofe wünschte man eine Familienverbindung mit Preußen, wie ja Friedrich sie vor zehn Jahren für sich persönlich erhofft hatte. Es war eine schwere Enttäuschung für die britischen Verwandten, daß er jetzt seinen Bruder und voraussichtlichen Thronfolger, den Prinzen August Wilhelm, mit einer braunschweigischen Prinzessin, der Schwester seiner eigenen Gemahlin, verlobte.

Am französischen Hofe betrieb man den Abschluß eines Bündnisses, wie es der mit Friedrich Wilhelm I. wegen Berg vereinbarte Vertrag von 1739 ausdrücklich in Aussicht nahm. Die beste, die einzig vorteilhafte Allianz für Preußen sei die französische, so klangen die Lockrufe; im Einverständnis mit Frankreich könne der König von Preußen dereinst beim Tode des Kaisers seine Geschäfte auf mehr als eine Art regeln. Friedrich sah die Vermutung bestätigt, der er schon wenige Tage nach seiner Thronbesteigung Ausdruck gegeben hatte, daß die französische Politik auf den Augenblick jenes Todesfalles schon vorbereitet sei. Dem Bündnisantrage wich er aus.

Am 20. Oktober starb der Letzte vom Stamme Habsburg auf seinem Lustschloß Favorita vor Wien eines unerwarteten Todes, erst 55 Jahre alt.

„Wenn der Kaiser heute oder morgen stirbt," so hatte Friedrich vor drei Jahren vorhergesagt, „welche Umwälzungen würde man in der Welt erleben!" Jetzt schrieb er an dem 26. Oktober, da er die Todesbotschaft aus Wien erhielt: „Es ist der Augenblick der völligen Umwandlung des alten politischen Systems; der Stein hat sich gelöst, den Nebukadnezar auf das Bild von vier Metallen rollen sah und der sie alle zerstörte. Ich werde meinem Fieber den Laufpaß geben, denn ich habe meine Maschine nötig."

Wenn er als Kronprinz während des letzten Türkenkrieges von Kampf und Sieg gehört hatte, so hatte ihm das Herz gepocht, wie er einmal sagt, gleich dem Schauspieler, der begierig ist, daß die Reihe an ihn kommt, seine Rolle zu spielen. Sein Stichwort war ihm jetzt gegeben.

Er hatte nicht ahnen können, daß die Lebenstage dem letzten Habsburger so karg zugemessen waren. Früher denn

diese Kunde mußte er eine andere erwarten, den Tod des Besitzers von Jülich und Berg, des alten zweiundsiebzigjährigen Kurfürsten von der Pfalz, der schon so oft am Sterben gesagt worden war, und andere Entschließungen würden von ihm geheischt worden sein. Überrascht aber hat ihn das plötzliche Ereignis nicht. „Ich gehe nicht nach Berlin," schreibt er am 28. Oktober; „eine Bagatelle wie der Tod des Kaisers erfordert nicht große Bewegungen. Alles war vorhergesehen, alles war vorherbedacht. Also handelt es sich nur um die Ausführung von Entwürfen, die ich seit lange in meinem Kopfe bewegt habe."

Den brandenburgischen Patrioten war es unvergessen, daß es in Schlesien ein verlorenes Gut gab, welches die Altvordern gegen das Haus Habsburg nicht zu behaupten vermocht hatten. Der alte Kanzler von Ludewig in Halle hatte kaum die Nachricht von des Kaisers Tode erhalten, als er die Anzeige an seinen jungen König nach Rheinsberg sandte, daß er seit vierzig Jahren die Belege für die preußischen Ansprüche auf Schlesien gesammelt habe; er bezeichnete als den, durch welchen er dazu veranlaßt worden sei, den verstorbenen Minister von Ilgen, den Berater dreier Herrscher, den sein dankbarer König Friedrich Wilhelm einen alten treuen brandenburgischen Vater genannt hatte. Ilgen, so setzte Ludewig hinzu, sei der Meinung gewesen, daß beim Erlöschen des Mannesstammes vom Hause Österreich, über kurz oder lang, diese Ansprüche erhoben werden würden.

An demselben 1. November, an dem Ludewig dies aus Halle schrieb, machte von Kleve aus der Kammerpräsident von Rochow auf einen alten Entwurf des Großen Kurfürsten zur Erwerbung von Schlesien aufmerksam, dessen Urschrift sich vor neun Jahren auf dem königlichen Vorwerke Ruhleben bei Spandau in einem vergessenen Schreibspind aufgefunden hatte. Der Fund sei ihm lieber als ein Geschenk von 100 000 Dukaten, hatte Friedrich Wilhelm I. damals gesagt, und

Rochow hielt es jetzt für seine Pflicht, den Nachfolger auf das Wort des Vaters und den Plan des Ahnherrn hinzuweisen. König Friedrich antwortete dankend, daß er die Schrift kenne; sein Vater wird sie ihm gegeben haben, und wenn das Vorhaben seit lange bedacht war, so wird die Erinnerung an den Entwurf des Urgroßvaters ihren Anteil an dem Entschlusse gehabt haben.

Wie Friedrich persönlich die Rechtsfrage auffaßte, läßt ein eigenhändig von ihm aufgesetzter Bericht der preußischen Ansprüche auf Schlesien ersehen: „Die Besitzer Schlesiens haben die preußischen Rechte so gut zugegeben, daß sie mit dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm einen Vertrag geschlossen haben, durch den der Kurfürst gegen den Kreis Schwiebus seinen Rechten auf die anderen Fürstentümer und Herzogtümer von Schlesien entsagen sollte; die Verzichtleistung würde gültig sein, wenn nicht durch die schwärzeste Treulosigkeit der Kaiser Leopold den Kreis Schwiebus Friedrich I. entrissen hätte. Da also das Äquivalent, welches die Voraussetzung der Verzichtleistung war, zurückgegeben ist, so treten unsere Rechte vollständig wieder in Kraft, und die ganze Akte, die mit dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm geschlossen worden ist, wird null und nichtig." Eingehender beschäftigt sich Friedrich sodann mit dem Verhältnis seiner schlesischen Ansprüche und seiner Unternehmung zu der Pragmatischen Sanktion Kaiser Karls VI., die, wie der Abriß ausführt, hier überhaupt nicht in Betracht komme, da man nicht erben könne, was den Erblassern gar nicht gehört habe. Doch gesetzt den Fall, die Pragmatische Sanktion solle hier gelten, so sei doch Preußen gar nicht veranlaßt, diese Erbordnung anzuerkennen. Der König von Preußen habe dem Kaiser die Pragmatische Sanktion garantiert unter der Bedingung der Gewährleistung des Herzogtums Berg; nun aber habe der Kaiser seinen Vertrag verletzt, indem er seither den vorläufigen Besitz von Jülich und Berg dem Hause Sulzbach gewährleistet habe.

Der Minister Podewils hat demgegenüber den Einwand geltend gemacht, daß man Rechte auf Schlesien besessen habe, aber nicht mehr besitze, da der Wiener Hof, allerdings be-

trügerischer Weise, das Haus Brandenburg verleitet habe, auf so bedeutende Ansprüche gegen Kleinigkeiten zu verzichten. Indes, so setzte er hinzu, man wird immer Mittel finden, diese alten Rechte wieder ins Leben treten zu lassen und sich über unerhörte Übervorteilung zu beschweren.

Mit größerem Nachdruck, mit Zähigkeit hat Podewils bei den Beratungen, zu denen der König auf die Todesnachricht aus Wien ihn und den Feldmarschall Schwerin nach Rheinsberg einlud, auf die politischen Bedenken und Gefahren des Planes hingewiesen, den der König den beiden Beratern entwickelte. Mit unantastbarer Pflichttreue und unermüdlicher Arbeitskraft, mit treffendem Urteil über Personen und Verhältnisse, der genauesten Kenntnis des diplomatischen Terrains und glattester Fertigkeit in den Künsten der Verhandlung, verband Heinrich von Podewils, damals im sechsundvierzigsten Jahre stehend, eine Scheu vor durchgreifenden Entschlüssen und vor dem Einlenken in ungewohnte Bahnen, eine Vorsicht und Ängstlichkeit, in der sein jetziger Gebieter einen Erbfehler der preußischen Staatsmänner aus der Schule des alten Ilgen zu erblicken geneigt war. Nicht ohne Grund führte Podewils in einer vor mehreren Jahren in der Hauptstadt zusammengetretenen geselligen Vereinigung den Namen „der Fürsichtige"; und als ein „Zitterer von Natur", als ein Mann, der bei dem bloßen Wort Krieg zusammenfahre, galt er den Vertretern fremder Mächte.

Des Königs Entschluß stand bereits fest. Nur über Mittel und Wege der Ausführung wurden Podewils und Schwerin zu Rate gezogen. Drei Tage lang weilten sie in Rheinsberg. Die Verhandlung war so lebhaft und ununterbrochen, daß der König zu Mittag gegen seine Gewohnheit an der Tafel der Königin ausblieb.

Den Kernpunkt dieser Erörterungen hat der König, als die Berater Rheinsberg wieder verlassen hatten, in die Frage an den Minister zusammengedrängt: „Ich gebe Ihnen ein Problem zu lösen. Wenn man im Vorteil ist, soll man ihn für sich geltend machen oder nicht? Ich bin bereit mit meinen

Truppen und mit allem; mache ich mir das nicht zu nutze, so halte ich ein Gut in meinen Händen, dessen Bestimmung ich verkenne; nütze ich es aus, so wird man sagen, daß ich die Geschicklichkeit habe, mich der Überlegenheit, die ich über meine Nachbarn habe, zu bedienen."

Es ist, als hätte Friedrich, als er diese Worte schrieb, gewußt, wie man in Wien über seinen Vater gesprochen hatte. „Der König von Preußen wird nicht marschieren lassen, denn er ist ein Poltron," das hatte sich Graf Sinzendorff, der Hofkanzler, wenn ihm einmal wegen Preußens bange ward, zum Troste sagen lassen. Von dieser Rechnung war die Politik des Wiener Hofes gegen Friedrich Wilhelm I. immer ausgegangen.

Friedrich sandte dann am 6. November dem Minister in ausführlicher Begründung seine „Ideen über die anläßlich des Todes des Kaisers zu entwerfenden politischen Projekte" und bat ihn, mit aller möglichen Freiheit seine Einwände zu machen. Gegen den Lehrsatz, daß kein Krieg begonnen werden darf ohne Bundesgenossen, beharrt er bei seiner These, daß die volle Schlagfertigkeit unbedingt Preußens Hauptvorteil, seine Stärke ist und ihm zur Stunde eine unendliche Überlegenheit über alle europäischen Mächte verschafft. Warten, bis Sachsen und Bayern, die gleichfalls Ansprüche auf die österreichische Erbschaft geltend zu machen haben, mit dem Angriff das Beispiel geben, heißt völlig gegen das Interesse Preußens den sächsischen Nachbarn sich vergrößern lassen. Der Minister verlangt nach Bundesgenossen: der König entgegnet ihm in dem klaren, einfachen Grundgedanken, von dem alle seine politischen Kombinationen seit der Thronbesteigung ausgegangen waren: „England und Frankreich sind miteinander überworfen; wenn sich Frankreich in die deutschen Angelegenheiten mischt, wird England es nicht dulden können, und auf diese Art wird eine der beiden entgegengesetzten Parteien mir allemal eine gute Allianz bieten; wenn man seine Rechnung bei England und Holland nicht findet, wird man sie sicher bei Frankreich finden."

Aus seiner ganzen Beweisführung schloß der König, „daß

man sich vor Winter in den Besitz von Schlesien setzen und während des Winters unterhandeln muß. Dann wird man immer noch Partei nehmen können, und bereits im Besitz werden wir mit Erfolg unterhandeln, während wir bei einem anderen Vorgehen uns aus unserem Vorteil setzen; bei einer einfachen Unterhandlung werden wir nie das Geringste bekommen, oder man wird uns sehr lästige Bedingungen auferlegen, um uns Kleinigkeiten zu gewähren."

Die Entscheidung ging also endgültig dahin, daß die militärische Besetzung von Schlesien, und eine diplomatische Verhandlung in Wien gleichen Schrittes vor sich gehen sollten. Preußen wollte der Königin von Ungarn und Böhmen sein Bündnis anbieten zur Verteidigung ihrer Thronfolge und ihrer Erblande, weiter die brandenburgische Kurstimme für die Kaiserwahl ihres Gemahls und eine Geldunterstützung von mehreren Millionen. Den Preis für das Bündnis sollte bilden die Abtretung von Niederschlesien unter Berufung auf die schlesischen Ansprüche des Hauses Brandenburg und unter Verzicht auf das jülisch-bergische Erbrecht. Das Bündnis sollte erweitert werden zu einer europäischen Allianz, das sog. „alte System" von Europa sollte erneuert werden, der Bund zwischen Österreich, Preußen, England und Holland, der zu Anfang des Jahrhunderts zur Verteidigung der Erbschaft des letzten spanischen Habsburgers zusammengetreten war. Mit diesem Entwurfe lenkte also die preußische Politik in dem die europäische Lage beherrschenden französisch-englischen Gegensatz auf die Seite Englands über. Inzwischen erhielt Podewils den Auftrag, „auf dem Anstand zu liegen", um alles zu erspähen, was in den Hirnen der beobachtenden „Luchse", der Diplomaten in Berlin, vorgehen könne.

Den Augen dieser Luchse entrückt, widmete sich der König in Rheinsberg, nachdem der Politik ihre Aufgaben gestellt waren, ausschließlich den Mobilmachungsgeschäften. Rastlos arbeitete er mit seinen Kabinettssekretären und Adjutanten und mit den aus Berlin herangezogenen Hilfskräften. „Wir arbeiten hier ernsthaft," schreibt er am 15. November, „und wenn der Himmel uns nicht ganz zuwider ist, werden wir

das schönste Spiel der Welt haben." Voll Ungeduld sehnt er das Ende der Vorbereitungen herbei, den Tag, da „die Bombe platzen" soll: „Ich denke meinen Schlag am 8. Dezember zu führen, um die kühnste, schlagendste und größte Unternehmung zu beginnen, der je ein Fürst meines Hauses sich unterzogen hat; mein Herz verheißt mir gute Zeichen, und meine Truppen glückliche Erfolge."

Es dünkte ihm der höchste Genuß der Welt, am Vorabend der größten Ereignisse zu stehen; er spricht von dem Knäuel, der sich verwirren und dann weder schnell noch leicht wieder ordnen lassen wird. Große geschichtliche Gemälde treten vor sein Auge, die ihm, so hofft er, den Abglanz dessen geben sollen, was die gewaltigen Erschütterungen der republikanischen Zeiten Roms gewesen sind. Und wie solche Äußerungen schnell weitergetragen wurden, so gelangten erleuchtete Diplomaten wie der Engländer Guy Dickens zu dem Ergebnis, daß die Versenkung in Rollins Geschichte des Altertums seinen Kopf mit dem Gedanken erfüllt habe, den Cyrus und Alexander nachzueifern.

Inmitten seiner Arbeiten und Mühen, Sorgen und Hoffnungen fand der König die Muße, Gäste in Rheinsberg zu empfangen und zu erheitern. Noch einmal, zum letzten Male, strahlte Rheinsberg in dem sonnigen Glanze, den des Schloßherrn Frohsinn und Witz, Anmut und Jugendlichkeit um sich verbreiteten. Das erste Fest, welches Rheinsberg als Königsschloß sah, war des Majors Hans von Buddenbrock und der „jugendlichen Iris" Elisabeth von Walmoden Hochzeit, die König und Königin dem Adjutanten und dem Hoffräulein ausrichteten. Alle, die vom Hofe nach Berlin kamen, erzählten einstimmig, daß der König nach beispiellos angestrengter Tagesarbeit abends den Pflichten des Wirtes mit einer Munterkeit und Laune gerecht werde, die alles entzücke. Seine Schwester, die Markgräfin Wilhelmine, die, zum Gegenbesuch eingetroffen, während dieser ganzen Wochen in Rheinsberg weilte und sich ihre Redoutenkleider aus Baireuth nachschicken ließ, staunte, wie er unter dem Drucke einer Krankheit, die ihn andauernd an das Zimmer fesselte, allen seinen Geschäften

genügen konnte: nichts geschehe, was nicht durch seine Hände gehe. Sie klagte, daß sie von dem Bruder für sich persönlich allzuwenig habe, denn seine ganze freie Zeit war der gemeinsamen Unterhaltung gewidmet; erschien er zur Abendstunde mit seiner Flöte im Konzertsaale, so war er von den Mitwirkenden der Unermüdlichste. Die Spätstunden nach der Abendtafel gehörten wissenschaftlicher und ästhetischer Plauderei oder dem Tanze und der dramatischen Muse; wie in den vorigen Wintern wurden mit den Damen vom Hofstaate der Königin die Rollen eingeübt; man wollte zu Berlin während des Karnevals Cäsars Tod von Voltaire und ein Lustspiel von Boissy aufführen. Bis tief in die Nacht, wohl bis über die vierte Stunde blieb der angeregte Kreis beieinander. „Man tanzt, macht Verse und hat kein Fieber mehr," so umschreibt der König in einem Briefe an den krank in Berlin zurückgebliebenen Algarotti den Inhalt der Geselligkeit. Ein stiller Gast unter den Fröhlichen und Ausgelassenen war allein der große Maupertuis, der kommende Akademiepräsident; er war im Herbst am Rhein zu des Königs Reisezug gestoßen, wollte sich aber nicht recht in das leichte, schöngeistige Treiben hineinfinden; „er ist," klagt Friedrich, „so verliebt in seine Zahlen und Ziffern, daß er $a + b - x$ der ganzen hiesigen Geselligkeit vorzieht; ich weiß nicht, ob er so für die Algebra schwärmt, oder ob unsere Gesellschaft ihn langweilt."

Wie anders Voltaire, als er gegen das Ende des Rheinsberger Aufenthaltes zu dem in Moyland zugesagten Besuche eintraf, diesmal in seiner ganzen Herrlichkeit, in größerem körperlichem Wohlbefinden, in glücklichster Laune, „Schönheitsfunken sprühend". So schildert ihn sein hingerissener Gastfreund und setzt hinzu: „Es gibt nichts Leichtfertigeres, als unsere Beschäftigungen. Wir quintessenzieren Oden, wir radebrechen Verse, wir treiben Gedanken-Anatomie, und bei alledem beobachten wir pünktlich die Nächstenliebe. Was tun wir noch? Wir tanzen uns außer Atem, schmausen bis wir platzen, verlieren unser Geld im Spiel und kitzeln unsere Ohren durch weiche, wollüstige Harmonien. So geht es in

der Welt, und so lebt man in dem kleinen Winkel am Remusberge."

Nur daß der Gesamteindruck des Voltaireschen Besuches dem ersten Entzücken nicht ganz entsprach. Voltaires Feinde wollten später behaupten, er habe die Taktlosigkeit besessen, das Andenken Friedrich Wilhelms I. mit seinem Witz zu verunglimpfen; jedenfalls warnte Friedrich seinen Freund Jordan, der schönen Geister schöne Worte für echt zu halten, und sprach den Verdacht aus, daß der Poet sich eine feine Sammlung aller Lächerlichkeiten von ganz Berlin angelegt haben werde, um sie zu ihrer Zeit und an ihrem Ort zum besten zu geben. Er schalt auf die unersättliche Habgier dieses „in jeder Beziehung außerordentlichen" Menschen, die sich allerdings von der vornehmen Uneigennützigkeit des griesgrämigen Maupertuis grell abhob; er schrieb nach der Anweisung von mehr als 3000 Talern für Reisekosten und Auslagen verdrießlich an Jordan, das heiße einen Narren allzu teuer bezahlen: „nie hat der Spaßmacher eines großen Herrn solche Löhnung bezogen." Darauf wurden zierliche Briefe zum Abschied ausgetauscht. Voltaire pries den König, der so niedliche Dinge treibe noch in dem Augenblicke, wo er sich zu so großen Dingen anschicke; er pries die erlauchte, allzeit geschäftige Hand, welche Feder und Leier und Schwert abwechselnd ergreife; durch den Klang des Saitenspiels herbeigelockt, fliehe er jetzt vor dem Geschmetter der Trompete und rette sich beim schrecklichen Anblick der aufgerissenen Pforten des Janustempels in das stille Heiligtum seiner göttlichen Emilie der Marquise de Chatelet.

Der mit dieser elegischen Klage aus der gemeinen Wirklichkeit, aus der schlechten Welt der Politik und der rohen Gewalt flüchtete, hatte sich auf den Wunsch des Kardinals Fleury zu dem gar unphilosophischen Geschäft verstanden, in Rheinsberg unter der Maske des Freundes und des Weltbürgers zu spionieren. Und zu dem Unbehagen, mit dem Voltaire schied, hat wohl nicht zum letzten die Enttäuschung beigetragen, daß es ihm nicht gelungen war, dem Gastfreund sein Geheimnis zu entlocken und sich so die diplomatischen

Sporen zu verdienen. Fleurys geheimer Agent hatte aus der Nähe, in Rheinsberg an Ort und Stelle, nicht mehr zu erspähen vermocht, als Frankreichs offizielle Vertreter, der ständige Gesandte und der Überbringer der Glückwünsche zur Thronbesteigung, auf Entfernung, von Berlin aus, in Erfahrung brachten. Die drei hielten eine Beratung nach der anderen, um sich schlüssig zu machen, welches Urteil sie über Friedrichs Pläne nach Versailles schicken sollten; Beauvau war geneigt, in dem Ganzen den ersten Akt eines Koalitionskrieges gegen Frankreich zu sehen, Valory prophezeite, der König von Preußen werde mit dem gehen, der ihm den größten Vorteil biete, und der Diplomat Voltaire begnügte sich, der von Valory ausgesprochenen Ansicht die epigrammatische Wendung zu geben: „Sie haben recht, er wird, ich weiß nicht was für ein Abenteuer versuchen, und wenn er dann zu Fall kommt, wohlan, so wird er wieder Philosoph werden."

Die Stunde, da sich die Rätsel lösten mußten, die Stunde des Handelns rückte jetzt heran. „Das Herz schwillt mir, Sie wiederzusehen," schrieb der König in den letzten Novembertagen an Podewils; „wir werden zwei Stunden miteinander reden und es soll mir eine Wonne sein, Ihnen zu erzählen, was ich alles geplant habe." Am 2. Dezember kehrte er in Begleitung des Prinzen August Wilhelm nach der Hauptstadt zurück; „der Zulauf des Volkes", meldete die Zeitung, „war so ungemein, als ob man niemals das Glück gehabt, Ihro Majestät zu sehen." Im Lustgarten waren die beiden Bataillone des marschfertigen Regiments Kleist aufgestellt, das der König, bevor er sich ins Schloß begab, besichtigte.

Berlin glich, wie der König sagte, der Frau Bellona in Kindeswehen. Noch immer war amtlich nicht das Geringste über den Zweck der Rüstungen verlautet; jetzt brachte am Tage nach Friedrichs Ankunft das Journal de Berlin die lakonische Notiz: „Es gehen verschiedene militärische Bewegungen und Vorbereitungen vor sich, dem Anteil angemessen,

den Seine Majestät naturgemäß an den gegenwärtigen Zeitverhältnissen nehmen muß."

Rauschende Vergnügungen, wie Berlin ihrer seit langen Jahren entwöhnt war, nahmen ihren Anfang, gleich als wenn der König nur ihretwegen von Rheinsberg gekommen wäre. Gleich am Tage seiner Rückkehr hatte ein Maskenball in dem neuen, am Wilhelmsplatz gelegenen Palast des Johanniter-Herrenmeisters, des Markgrafen Karl von Schwedt, den Reigen der Festlichkeiten eröffnet, und dann war fast jeder Abend besetzt, durch Hofansagen zu Empfang und Konzert, durch Gegenbesuche des Hofes in den Häusern des Adels.

Montag den 12. Dezember war Maskerade auf dem Schloß in den Gemächern der Königin Elisabeth: „Nach geendigtem Ball speiste Ihre Majestät nebst sämtlichen Prinzen und der Generalität öffentlich." Morgens um 9 Uhr bestieg der König seinen Reisewagen; eine zahlreiche Versammlung, die Prinzen an der Spitze, hatte sich zum Abschied eingefunden. Friedrich hat später gern erzählt, wie seine jüngsten Brüder, der zehnjährige Prinz Ferdinand und der vier Jahre ältere Prinz Heinrich, die neu ernannten kleinen „Marionetten-Obersten", ihn am Rockschoß festgehalten hätten, um in den Krieg mitgenommen zu werden. Von den fremden Gesandten war nur Marquis Beauvau gekommen, den der König unter den Umstehenden bemerkte und mit verbindlichen Worten begrüßte. Dann bestieg er den Wagen, Graf Wartensleben setzte sich an seine Seite, zwei andere Adjutanten, Borcke und Goltz, nahmen ihm gegenüber Platz. Das nächste Reiseziel war Frankfurt, das den König am Abend mit einer Illumination empfing.

Vor dem Ausrücken der Berliner Regimenter hatte der König ihre Offiziere versammelt und ihnen eine Ansprache gehalten, deren Inhalt er selbst aufgezeichnet hat: „Meine Herren, ich unternehme einen Krieg, für welchen ich keine andere Bundesgenossen habe, als Ihre Tapferkeit, und keine andere Hilfsquelle als mein Glück. Erinnern Sie sich stetig des unsterblichen Ruhms, den Ihre Vorfahren auf den Gefilden von Warschau und Fehrbellin erworben haben, und

verleugnen Sie nie den Ruf der brandenburgischen Truppen. Leben Sie wohl, brechen Sie auf zum Rendezvous des Ruhms, wohin ich Ihnen ungesäumt folgen werde."

Zum Rendezvous des Ruhms! „Meine Jugend," so gesteht er demnächst in einem Brief aus dem schlesischen Feldlager seinem Jordan, „das Feuer der Leidenschaften, das Verlangen nach Ruhm, ja, um Dir nichts zu verbergen, selbst die Neugierde, mit einem Wort ein geheimer Instinkt, hat mich der Süßigkeit der Ruhe, die ich kostete, entrissen, und die Genugtuung, meinen Namen in den Zeitungen und dereinst in der Geschichte zu lesen, hat mich verführt." Bewundert viel und viel gescholten ist der Freimut, mit dem Friedrich dieses Geständnis später in seinen historischen Denkwürdigkeiten wiederholt hat: bei dem Entschluß von 1740 habe vielleicht mitgewirkt „das Verlangen mir einen Namen zu machen". In der älteren, 1747 entstandenen Niederschrift des Werkes fehlen die charakteristischen Worte; aber als dreißig Jahre später der Greis die vergilbten Blätter, denen er seine ersten großen Erlebnisse und Eindrücke anvertraut hatte, wieder hervorzog und durchmusterte, um die Darstellung umzuarbeiten, da hat er sich des feurigen Ehrgeizes seiner Jugend nicht schämen, hat ihn nicht verhehlen wollen.

Es war ein Ehrgeiz, beglaubigt durch die Weihe der Kraft und geadelt vor allem dadurch, daß er sich erwärmte an der heiligen Flamme der Vaterlandsliebe. Denn unzertrennlich von dem persönlichen Ehrgeiz war in Friedrichs Brust die edle Leidenschaft, seinem Volke vor Europa Achtung zu verschaffen, die ungünstigen Eindrücke der vorangegangenen Zeiten zu verwischen, die Natur des „Zwitterwesens zwischen Kurfürstentum und Königreich" endgültig zu bestimmen, sein Preußen einzuführen in die Reihe der großen Mächte.

Immer wieder beruft sich der junge Fürst, da er so großer Dinge sich unterfängt, auf das ahnende Gefühl, auf die Stimme in seiner Brust, die ihm Glück verheißt. Er glaubt an seinen Stern. Wie Cäsar versteht er unheilvolle Zeichen als glückliche zu deuten; wenn in Krossen, dem letzten preußischen Grenzstädtchen, bei seiner Ankunft der morsche Dachstuhl

der Hauptkirche mit der Glocke, die ihm ihren Gruß entgegenläutet, zusammenbricht, so gibt er, die Abergläubischen zu beruhigen, dem Einsturz die Beziehung auf den Stolz seiner Gegner: „das Hohe wird erniedrigt werden". Und an Cäsar denkt er, wenn nun am Morgen des 16. Dezember hier von Krossen aus der entscheidende Schritt geschehen soll. „In zwei Stunden werde ich den Rubikon überschreiten," schreibt er in der Morgenfrühe um sechs Uhr an Podewils. Abends aber sendet er dem Minister einen zweiten Brief, aus dem heller Jubel klingt: „Ich habe den Rubikon überschritten, mit wehenden Fahnen und klingendem Spiel; meine Truppen sind voll guten Willens, die Offiziere voll Ehrgeiz, und unsere Generale von Ruhmbegierde verzehrt; alles wird nach unseren Wünschen gehen, und ich habe Grund, mir alles mögliche Gute von dieser Unternehmung zu versprechen. . . . . Entweder will ich untergehen oder ich will Ehre haben von dieser Unternehmung. Mein Herz verkündet mir alles Gute der Welt; kurz, ein gewisser Instinkt, dessen Ursache uns verborgen ist, verheißt mir Glück und günstiges Los, und ich werde nicht nach Berlin zurückkehren, ohne mich des Blutes würdig gemacht zu haben, aus dem ich entsprossen bin, und der braven Soldaten, die ich die Ehre habe zu befehligen." „Laß die Neider und den unwissenden Haufen reden," schreibt er drei Tage darauf an Jordan, „nicht sie werden die Richtschnur für meine Entschlüsse geben, wohl aber der Ruhm; mich selbst durchdringt er mehr als je und meinen Truppen läßt er das Herz schwellen, und ich bürge Dir für den Erfolg."

Nie vielleicht ist Friedrich in glücklicherer Stimmung gewesen als um die Wende dieses Jahres, das ihm die Krone und das ihm seinen ersten Krieg gebracht hatte. Wie viel frische, sprudelnde Briefe hat er aus dem Feldlager in Schlesien, „im Begriff zu marschieren" oder abends nach dem Marsch, oft „sehr müde", an Podewils, an seine Verwandten und Vertrauten gerichtet, und „joviale" Briefe verlangt er von ihnen zurück, nicht ausnahmsweise einen oder zwei, sondern zum vollgültigen Beweis unverwüstlicher Laune eine ununterbrochene Reihe. „Ich bin wie der König im

Schachspiel bei Karl XII., der immer zog," schreibt er am 23. Dezember. „Seit vierzehn Tagen sind wir unaufhörlich auf Wegen und Straßen, und bei welchem Wetter!" — denn es regnete in Strömen und der Soldat mußte auf grundlosen Wegen bis an die Knie im Kote waten. „Wir marschieren von sieben Uhr früh bis nachmittags um vier; dann speise ich, empfange langweilige Besuche; nachher kommt ein Kleinkram törichter Geschäfte: da heißt es Schwierigkeitsmacher zurechtsetzen, Hitzköpfe zügeln, Faulenzer auf den Trab bringen, Ungeduldige gelehrig machen, Raubgierige in Zucht halten, Schwätzer anhören und Stumme unterhalten; kurz, man muß trinken mit dem, der Lust hat, essen mit dem, der Hunger hat, Jude sein mit den Juden und Heide mit den Heiden. Das sind meine Beschäftigungen, die ich gern einem anderen überlassen möchte, wenn nicht dieses Phantom, Ruhm genannt, allzuoft mir erschiene. In der Tat eine große Tollheit, aber eine Tollheit, von der es sehr schwer ist, loszukommen, wenn man einmal davon besessen ist."

Zu den „langweiligen Besuchen", von denen der Brief redet, gehörte am 19. das Erscheinen zweier schlesischer Edelleute im Auftrage der Breslauer Oberamtsregierung. Die preußischen Truppen hatten auf ihrem Marsch eine Proklamation des Königs an die Einwohner von Schlesien verbreitet, die im Sinne des zu Rheinsberg festgestellten Planes die Besetzung des Landes als eine friedliche ankündigte, da der König mit dem Hause Österreich genaue Freundschaft zu unterhalten sehnlichst wünsche; die Einwohner sollten des königlichen Schutzes versichert sein, und insonderheit der katholischen Religion ward Anerkennung und Unverletzlichkeit ihres Besitzstandes verheißen. Gegen diese Kundgebung legte das Oberamt unverzüglich eine nachdrückliche Verwahrung ein, mit dem Ersuchen „wegen ungesäumter Zurückziehung der Kriegsvölker von fremdem Grund und Boden" und mit der Anmeldung eines Anspruches auf Schadenersatz. Der König empfing die beiden Überbringer im Speisesaale; da er hörte, daß sie nicht Beamte, sondern Landstände seien, verwandelte er das „Er" seiner Anrede in das höflichere Sie

und ließ die Herren an seiner Tafel Platz nehmen; er las die Schrift, „ohne dabei eine entrüstete Miene zu zeigen", und gab sie dann stillschweigend seinem Pagen; den Abgeordneten wurde ein einfacher Empfangsschein ausgestellt.

Zwei Tage darauf bewirtete der König im Hauptquartier Herrendorf an einer Tafel von 95 Gedecken die zu einer Besprechung über die Truppenverpflegung geladenen ritterschaftlichen Vertreter der Fürstentümer Glogau, Sagan, Liegnitz, Wohlau und Jauer. Mehr als einer von den Gästen hatte, bevor er seine Güter übernommen, im preußischen Heere gedient, dessen Offizierskorps seit lange eine Anziehungskraft auf die evangelischen Schlesier von Adel ausübte, wie denn noch im vorigen Herbst in die neuerrichteten Regimenter zahlreiche Offiziere aus Schlesien eingetreten waren. Die freudige Aufnahme der Preußen durch die schlesischen Protestanten jedes Standes erleichterte mehr als irgend etwas die Besitzergreifung.

Die Stimmung des Königs erreichte ihren Höhepunkt mit der Einnahme der Hauptstadt Breslau, die gegen Zusicherung der Neutralität ihre Tore öffnete. Schon angesichts der Türme von Breslau hatte er am letzten Tage des alten Jahres an Podewils frohlockend geschrieben: „Mein lieber Charlatan" — denn als Charlatan gilt Podewils, der Diplomat, der Mann der Feder, ihm, dem Ritter vom Schwert, dem Soldaten — „seid der geschickteste Charlatan der Welt, und ich Fortunas glücklichstes Schoßkind, und unsere Namen werden niemals in Vergessenheit kommen." Nach der Wegnahme des Doms aber beginnt er seinen Tagesbericht: „Mein lieber Podewils, Breslau ist mein, seit heute, meine Truppen sind fröhlich (joyeuses) und gut im Stande." — „Bravo, Podewils!" so applaudiert er ein andermal sich selbst, indem er dem Minister von einem gut gelungenen Handstreich erzählt — ein fröhlicher Feldherr an der Spitze seiner fröhlichen Truppen. Es war nicht anders, als wie es Voltaire unter dem Eindruck der Briefe, die er aus Schlesien erhielt, in artiger Schmeichelei schilderte:

Die Politik hat ausgeplant
Den Anschlag kriegerisch und weise.
Niemand hat ihn vorausgeahnt,
Tatkraft hat ihm den Weg gebahnt,
Und Frohsinn ging mit auf die Reise.

So war denn auch des Königs Einzug in Breslau, unmittelbar nach Unterzeichnung des Neutralitätsvertrages, eine joyeuse entrée im eigentlichsten Sinne. Vor dem Schweidnitzer Tor stand zum ersten Empfang eine Bürgerkompanie in ihrer Waffenrüstung, in den Straßen bildete die Stadtgarnison Spalier, da und dort schmetterten Musikchöre ihre Weisen. Zuerst geleitete der neuernannte königliche Obermundschenk, ein Schlesier, Graf Henckel von Donnersmark, den Zug der königlichen Küchentroßwagen in die Stadt; die mit goldbetreßten Decken von blauem Samt behängten Maultiere, mit kleinen Schellen geschmückt, trugen das silberne Tafelgerät. Dann ritt unter Musik ein Trupp von dreißig Gendarmen daher, die Leibwache des Königs in der glänzenden hellgelben Uniform, hinter ihnen der königliche Staatswagen, zurückgeschlagen, aber unbesetzt, nur der blausamtene, mit Hermelin gefütterte Mantel bedeckte die gelben Samtpolster. Erst um 12 Uhr kam der König selbst, auf feurigem Zelter, in reichgesticktem Gewande und Mantel von blauem Samt, vor ihm vier Läufer, orangefarben angetan, und der Stadtmajor von Breslau mit gezogenem Schwert, hinter ihm ein langes Gefolge von Offizieren und in Rot prunkenden Pagen und Lakaien, alle zu Pferde. Der jubelnden Volksmenge zu danken sah man den König in dem Schneegestöber fast unausgesetzt das Haupt entblößen. So bewegte sich der Zug bis zur Albrechtstraße, wo dem erlauchten Gast sein Quartier zugerüstet war. Die fortgesetzten Hochrufe von der Straße ließen ihn bald auf den Balkon hinaustreten; noch eine Viertelstunde zeigte er sich der Menge, und hell und blitzend überflog sie sein schönes Auge.

Mittags wurden an diesem und den beiden nächsten Tagen der Syndikus und andere namhafte Einwohner, auch Prälaten und protestantische Geistliche zu des Königs Tafel

gezogen. Friedrich trank auf das Aufnehmen der Stadt Breslau und lobte sie als eine der besten Städte des deutschen Reiches, besser als Nürnberg, Augsburg und Danzig. In den Straßen und im Schweidnitzer Keller sah man zahlreiche preußische Soldaten, ohne Obergewehr, wie der Vergleich es bestimmte, ganz friedfertige Besucher: „lauter schöne, wohl qualifizierte, galantmundierte Leute, die aller Augen mit Verwunderung an sich zogen und bei unseren schlesischen Frauenzimmern starken Liebreiz erwecketen" — so bezeugt es ein biederer Breslauer Kaufmann in seinem Tagebuch. Am letzten Abend dieses seines ersten Breslauer Aufenthaltes gab der König den Behörden und den Spitzen der Stadtverwaltung und Kaufmannschaft ein großes Ballfest, und die Chronisten haben uns die Namen der Schönen aufgezeichnet, die der jugendliche Eroberer Schlesiens zum Tanze führte. Huldvoll nach allen Seiten, gegen Große und Kleine, gegen Evangelische und Katholiken, hat Friedrich nur die Mitglieder der Oberamtsregierung seine Strenge fühlen lassen; sie mußten, der alte Graf Schaffgotsch an ihrer Spitze, insgesamt die Stadt verlassen, und die Fürsprache der Kaufmannsältesten vermochte ihnen lediglich eine eintägige Aufschubsfrist zu verschaffen.

Auf dem Vormarsch über Breslau hinaus schrieb der König an Podewils am 7. Januar: „Ich eile, das Werk zu vollenden, das ich begonnen habe, und den anderen Höfen zu zeigen, daß unsere Pläne, weit davon entfernt, chimärisch zu sein, auf die ruhmreichste Art der Welt zur Ausführung kommen werden."

Dem Selbstbewußtsein und der Siegeszuversicht, die der junge Fürst zur Schau trug, gilt das Urteil, das in diesen Tagen unter dem frischen Eindruck von Friedrichs Persönlichkeit der Marquis Beauvau fällte: „Voll überzeugt von seiner Überlegenheit auf jedem Gebiete, dünkt er sich schon jetzt ein ebenso geschickter Staatsmann wie großer General. Lebhaft und herrisch, wird er sich allzeit auf der Stelle und nach seinem eignen Kopfe entscheiden. Seine Generale werden nie etwas anderes sein als Adjutanten, seine Staatsräte nichts als Schreiber, seine Finanzminister nichts als Steuereinnehmer,

die ihm verbündeten deutschen Fürsten nur seine Sklaven." Aber der Franzose war vorurteilsfrei genug, um hinzuzusetzen: „Wenn er die Kenntnisse, die er sein eigen glaubt, auch zurzeit noch nicht alle besitzt, so muß man zugeben, daß er wenigstens ganz das Zeug dazu hat, sie sich anzueignen; ja er ist bereits jetzt das, was andere nur ganz mit der Zeit und mit großer Anstrengung werden. Er hat große Gesichtspunkte und er vertieft sich auch in das Kleine: in die Verwaltung, die Verhandlungen, den Krieg, die Vorkehrungen nach außen und nach innen, die Truppenaushebungen, die Disziplin, die Märsche, das Verpflegungswesen. Mit einem Wort, er leistet die Entwürfe und leistet die Ausführung." Beauvau erklärt, Fehler und Unvollkommenheiten seien hier verbunden mit einer Begabung ersten Ranges.

Gewiß stehen Friedrichs Freude und Stolz über die ersten schnellen Fortschritte seiner Unternehmung in ihren unbefangenen Äußerungen nicht ganz im Verhältnis zu den geringen Schwierigkeiten, auf die diese schlesische Heerfahrt in ihren Anfängen stieß. Zwar galt es der damaligen Kriegslehre schon an sich als eine große Leistung, zu der die wenigsten Mächte imstande sein würden (der Marquis Beauvau sprach sich nach seiner Rückkehr aus Berlin in diesem Sinne aus), „eine Armee von 30000 Mann mitten im Winter und in weniger als zwei Monaten mehr als achtzig Meilen über die eigene Grenze vorzustoßen und auf diese Entfernung zu verpflegen". Aber bis zu dem Erscheinen eines österreichischen Heeres war die Unternehmung nichtsdestoweniger kaum etwas anderes, als ein militärischer Spaziergang, und selbst bei Berennung der verfallenen Festungen gab es keine Lorbeeren zu pflücken — man müßte denn, meinte Friedrich in launiger Selbstironie, selber Mörser sein. Goethe sagt einmal, daß man eher an den Lohn zu denken pflege, den man erhalten möchte, als an das Verdienst, das man erwerben sollte: wie der Meister der Dichtkunst diese Beobachtung an sich selbst gemacht haben will, indem er erzählt, daß er früh von dem Lorbeerkranz geträumt habe, der den Dichter zu zieren geflochten ist, so sehen wir hier den großen Schlachtenmeister

in den Flitterwochen seines Kriegerlebens schier ungeduldig nach einem Heldentum haschen, das reich wie kaum einem zweiten Sterblichen ihm noch zum Lose fallen sollte. Dem spielenden Anfange des ersten schlesischen Krieges folgten zwei blutige Schlachten, und der erste Krieg als Ganzes war dann wieder nur ein leichtes Vorspiel zu den ernsteren Gefahren des zweiten und zu den erschütternden Unglücksschlägen der sieben Jahre. Wenn später der alte König die übermenschlichen Anstrengungen und Leiden dieses dritten, furchtbarsten Krieges, der ihm nicht den geringsten greifbaren Gewinn gebracht hatte, mit den glänzenden Erfolgen des ersten verglich, so mußte ihn ein Gefühl der Wehmut beschleichen, wie man es aus den Worten heraus hört, mit denen er in der späteren Überarbeitung seiner Denkwürdigkeiten die Erzählung des ersten Krieges beschließt: er verdanke die Erwerbung Schlesiens zum Teil „einem gewissen Glück, das oft die Jugend begleitet und sich dem vorgerückten Alter versagt".

Leicht dahingetragen von diesem Glück, mit fröhlichem Vertrauen, weniger in klarer Vorstellung aller Möglichkeiten und Schwierigkeiten, als im dunklen Drange des Genius, von jenem Instinkt geleitet, auf den wir ihn sich berufen hörten, stürmt der Achtundzwanzigjährige hinaus auf eine Bahn, deren Ziel vor ihm verhüllt liegt. Noch weiß er selber nicht, wieviel von dem Lande, dessen Boden sein Fuß betritt, er fordern soll, wieviel er behaupten mag; noch kennt er die Bundesgenossen nicht, an deren Seite er streiten wird, ja auch den Gegner kennt er nicht eigentlich, den er zu bestehen hat: wo immer er dieses Gegners gedenkt, spricht er entweder unpersönlich von dem Wiener Hof, oder aber von dem Lothringer, weil ihm als der Vertreter der österreichischen Macht nur des toten Kaisers Schwiegersohn, der lothringische Prinz gilt; nur mit dem Lothringer rechnet er und unterhandelt er; kaum einmal denkt er in dieser Zeit an die große Frau, die, jetzt von ihm herausgefordert, mit ihrem heißen Haß sein Leben ruhelos machen sollte.

An dem Tage, da König Friedrich den Einwohnern der

schlesischen Hauptstadt sein Begrüßungsfest gab, erteilte in Wien die junge Königin von Ungarn und Böhmen den an ihrem Hofe erschienenen preußischen Unterhändlern ihren Endbescheid.

In der Umgebung Maria Theresias ist neben dem alten Hofkanzler Sinzendorf nur noch ihr Gemahl dem Gedanken näher getreten, auf den preußischen Bündnisvorschlag einzugehen.

Franz mag sich die Frage vorgelegt haben, warum denn, wenn er selbst aus Rücksichten der hohen Politik zu seinem größten Schmerz sein treues Lothringen hatte opfern müssen, jetzt, wo ungleich Größeres auf dem Spiele stand, ein Opfer an schlesischem Boden allzu hart sein sollte. Und voll Haß gegen die Macht, vor der er aus dem tausendjährigen Erbe seiner Väter gewichen war, konnte er die Erneuerung des großen Völkerbundes gegen Frankreich, die von Preußen aus angeregt wurde, sich erwünschen.

Gerade den entgegengesetzten Standpunkt nahm der Freiherr von Bartenstein ein. Die glücklich erzielte Verständigung mit Frankreich, durch die Auslieferung von Lothringen erkauft, betrachtete er als das Meisterstück seiner Staatskunst. Mit der Beilegung des Jahrhunderte alten Zwistes zwischen den Häusern Österreich und Capet mochte er die Quadratur des Zirkels gefunden glauben; wie durfte er sein eigenstes Werk zertrümmern lassen! Der König von Preußen verlange, so ließ sich Bartenstein vernehmen, Österreich solle Frankreich den Krieg erklären, und doch besitze die Königin außer Frankreich niemanden, auf den sie sich verlassen könne. Noch ein anderes kam hinzu, der konfessionelle Gesichtspunkt, und der Konvertit Bartenstein war nicht der letzte, ihn hervorzukehren. Das Bündnis mit dem katholischen Frankreich erschien natürlicher, als das mit den protestantischen Seemächten und dem Ketzerkönig von Preußen.

In dem Widerstreit der Gründe, nach denen die Männer urteilten, hat dann das weibliche Gefühl entschieden. Die Frau „mit dem Herzen eines Königs“ stand verlassen in diesem Augenblicke, so hat sie nachmals geklagt, „ohne Geld,

ohne Kredit, ohne Armee, ohne eigene Erfahrung und Wissenschaft, ja auch ohne allen Rat, weil jeder Minister vorerst zu erspähen sich bemühte, wohin die Sachen sich wenden würden." Der natürlichste Berater, der Gatte, bedurfte selber des Haltes viel mehr, als daß er stützend und bestimmend sich hingestellt hätte. Maria Theresia hörte auf Bartenstein, da seine politischen und militärischen Vorausberechnungen dem, was sie im Herzen wünschte, am meisten entsprachen. Und der Entschluß war ihres starken Herzens würdig. Der Ausgang hat den Vorhersagungen des Dieners, dem Glauben der Gebieterin nicht recht gegeben, die Klugen haben dann den Ratschlag und die Ausführung gemeistert, aber Maria Theresia hat all ihre Tage den Weg, den sie beschritten, für den allein richtigen gehalten und hat dem Manne, der in der entscheidendsten Stunde ihres Lebens ihr den Mut gestärkt, die Anerkennung gegeben, daß sie Bartenstein einzig und allein die Erhaltung ihres Reiches verdanke, daß ohne ihn alles zugrunde gegangen wäre.

Das stolze Gefühl beleidigter Unschuld gab ihrem Widerstand den Schwung, die innere Festigkeit, den unbeirrbaren Glauben. Und so sahen sie in Wien dem Ausgange des Kampfes getrosten Mutes entgegen: die Königin, weil sie ein Gottesgericht erwartete, das nicht gegen sie entscheiden könne, und Bartenstein, weil er den Gegner für einen Verblendeten hielt, der in sein Verderben renne. Im Vertrauen auf die Bürgen der pragmatischen Sanktion, auf die Franzosen und nicht minder auf die Engländer und Russen, der wohlwollenden Neutralität der beiden Westmächte und der werktätigen Unterstützung des Zarenreiches so gut wie sicher, glaubte man den König von Preußen zermalmen zu können. Bisher hatte ja der Zustand der Vereinsamung, in den die Politik Friedrich Wilhelms I. Preußen gebracht hatte, als eine Gefahr für den Staat schon in den Zeiten des Friedens gegolten: „Truppen und Taler," hatte Sinzendorff von der Macht des alten Königs geringschätzig gesagt, „sind nicht genug, man muß auch Alliierte haben." Jetzt hatte sich der König von Preußen trotz seiner politischen Isolierung in einen

Angriffskrieg gestürzt, er der „König der Grenzstriche", wie Voltaire den Beherrscher des nach allen Seiten offenen Landes mit anmaßlichem Spotte getauft hatte. „Das ist schön von dem König der Grenzstriche, daß er sich imstande glaubt, für sich allein zu operieren," schrieb Valory als Voltaires Echo. Militärisch gefahrlos in ihren Anfängen, war Friedrichs Unternehmung politisch im höchsten Grade gewagt; in dieser Hinsicht wird sein Zug nach Schlesien stets zu den kühnsten Entschlüssen gezählt werden müssen, und Bartensteins Hoffnungsseligkeit war deshalb so unberechtigt nicht.

Entsprechend den in Rheinsberg vorgezeichneten politischen Richtlinien hielt König Friedrich, auch nach der Zurückweisung seiner in Wien gestellten Anträge, noch an dem Gedanken fest, schließlich zu einer Verständigung mit Österreich zu gelangen. Er rechnete dabei auf die ihm bereitwillig zur Verfügung gestellte Vermittlung Englands. Nur für den äußersten Notfall wollte er sich den Anschluß an Frankreich offen halten. Dem König von England hatte er, im Begriff nach Schlesien aufzubrechen, einen Brief geschrieben, der seine Beweggründe und zugleich Anerbietungen für ein politisches Zusammengehen enthielt; dem Leiter der französischen Politik dagegen, dem Kardinal Fleury, schrieb er, als er bereits drei Wochen im Felde stand, er habe es bisher vergessen, ihm von seinen Motiven Kenntnis zu geben. Der Schriftwechsel des Königs läßt uns verfolgen, wie er, wenn beunruhigende Nachrichten vorliegen, zwar immer einen Augenblick an eine Allianz mit Frankreich denkt, in die dieses ihn mit Hast und Dringlichkeit hineinzuziehen sucht, wie aber seine Politik dann schnell wieder zu ihrer englischen Grundrichtung zurückkehrt.

Zunächst überwog bei ihm die optimistische Auffassung, in der er die besorgten Berichte und Warnungen seines Podewils mit einem lakonischen „Piano" beantwortet, oder ihm im ernsten Tone schreibt: „Ihr geratet bei dem geringsten Wort in Angst, seid dreister und werft Euch dem andern nicht an den Hals." Dann aber trat doch, im Lauf des

März, ein Augenblick ein, in welchem er an seinen mit scharfer Dialektik aufgestellten Vorausberechnungen irre wurde. Es war, als er die nur zu beglaubigte Nachricht von den Bündnisverhandlungen zwischen Österreich, England, Holland, Sachsen und Rußland erhielt, bei denen es auf gemeinsame Eroberung preußischer Gebiete abgesehen war.

Diese Verhandlungen, die den König auf das äußerste beunruhigten, sind, ihrem Abschluß ganz nahe, an dem Vorbehalte gescheitert, den die englische Diplomatie für den Fall anmeldete, daß Preußen sich für ein „Konzert" gegen Frankreich noch gewinnen lassen werde.

Einen völligen Wechsel der politischen Szenerie führte dann mit einem Schlage der Ausgang des Schlachttages von Mollwitz herbei.

Das preußische Heer, das der König nach Schlesien geführt hatte, ist, ehe die Entscheidung fiel, durch zwei schwere Krisen hindurchgegangen. Zunächst in den ersten Tagen des Monats April, als das unerwartete Erscheinen des über das mährische Gebirge vorgestoßenen österreichischen Heeres unter dem Feldmarschall Neipperg die von Schweidnitz und Ohlau bis Jägerndorf dünn auseinandergezogenen preußischen Stellungen der Gefahr aussetzte, einzeln überfallen und aufgerieben zu werden. Und als es gelungen war, durch Gewaltmärsche noch rechtzeitig 22000 Mann in einem Lager zu vereinigen, trat am Schlachttage selbst, am 10. April, der Augenblick ein, in welchem bei der entschiedenen Überlegenheit der österreichischen Reiterei der Sieg für Neipperg schon entschieden schien. In dem Gefühl, daß seine Sache verloren sei, hatte der König auf den Rat des Feldmarschalls Schwerin die Walstatt verlassen; er war, wie Napoleon nachmals gesagt hat, vor seinem eigenen Siege geflohen. Durch einen glänzenden Infanterieangriff stellte Schwerin die Schlacht wieder her und gewann sie. Um zwei Uhr in der Nacht erreichte den König in dem Städtchen Löwen die Siegesbotschaft.

Verdruß, Bitterkeit, Beschämung, alle anderen Empfindungen überwog doch nach den furchtbaren Aufregungen und

Anstrengungen der letzten acht Tage die helle Freude. Auch brauchte der König vor den Truppen, die ihn im Schlachtgewühl gesehen hatten, den Blick nicht zu senken. „Seine Königliche Majestät," so heißt es in dem Feldbriefe eines preußischen Hauptmanns, „haben Sich bei Kommandierung des rechten Flügels dergestalt exponieret, daß jedermann in den größten Ängsten Ihrethalben gestanden. Unsere vorher gemachte Disposition war gewiß magnifique, und sagen die ältesten Offiziere, daß sie einmalen nichts Schöneres gesehen. Seine Königliche Majestät haben das meiste selbst disponiert, und die Exekution derselben von unseren Leuten war vortrefflich." Wer die Schuld an der gefährlichen Wendung während des ersten Schlachtabschnittes trug, darüber konnte kein Zweifel bestehen. „Unsere Infanterie seind lauter Cäsars und die Offiziers davon lauter Helden; aber die Kavallerie ist nicht wert, daß sie der Teufel holt" — diese Beurteilung der beiden Waffen aus dem Munde des Königs rief bei niemand Widerspruch hervor.

Aus aller Herren Ländern strömten jetzt die Diplomaten im preußischen Hauptquartier zusammen, den Sieger von Mollwitz umwerbend. „Jeder sucht seinen Topf mit an das Feuer zu stellen," meinte Podewils, der unmittelbar nach der Schlacht mit mehreren Beamten seines Ministeriums nach Breslau übersiedelte. Zu Podewils' größter Freude bestärkte der Ausgang der Schlacht den König in dem Entschluß, den er schon in den letzten Tagen des März, auf die Nachricht von dem Einlenken des britischen Hofes, gefaßt hatte. Friedrich eröffnete zwei Tage nach der Schlacht dem Minister seine Absicht, die Fortsetzung der Verhandlung mit Frankreich von dem Ergebnis der von England jetzt angebotenen Vermittlung abhängen zu lassen.

Nun aber ließ für die Franzosen die gewonnene Schlacht, diese Kraftprobe der preußischen Macht, den Wert einer vorlängst sehnlich begehrten Bundesgenossenschaft noch steigen.

Der Eifer der Kriegspartei am Hofe zu Versailles, deren Seele der Marschall Belle-Isle war, erhielt neuen Antrieb und das Übergewicht über die friedlichen Tendenzen des Kardinal Fleury, der zwar dem Kurfürsten von Bayern die Kaiserkrone zuwenden, nicht aber den Krieg gegen Österreich und die Zertrümmerung der österreichischen Hausmacht wollte. Ein großer Anlauf ward genommen, dem Könige von Preußen die endgültige Zusage abzugewinnen.

In eigener Person erschien Belle-Isle im Feldlager von Mollwitz, um die Hemmungen zu überwinden, denen die französische Werbung um das preußische Bündnis bisher begegnet war. Die Tage seines Aufenthaltes waren ebenso unterhaltend und ertragreich für den Kriegsmann, wie unfruchtbar und verdrießlich für den Diplomaten. Wir verdanken Belle-Isles Feder eine der anziehendsten Schilderungen, die uns über das Schalten und Walten des König-Connetable — so hat Friedrich selbst sich einmal genannt — inmitten seiner Heerscharen erhalten ist.

Der König ließ das erste Bataillon Garde vor dem Marschall exerzieren, und was dieser hier von der Schnelle und Genauigkeit des preußischen Feuers kennen lernte, überstieg noch seine hochgespannten Erwartungen. Belle-Isle meinte, im Kampf auf Entfernung, im Kampf mit der Feuerwaffe werde diese Infanterie jeder anderen überlegen sein, im Bajonettkampf jedoch würde sie von der französischen geworfen werden. Dem preußischen Heere insgesamt stellte der französische Marschall das Zeugnis aus, daß Mannszucht, Subordination und Pünktlichkeit hier bis zu einer Vollendung gesteigert seien, wovon er, auf Außerordentliches gefaßt, doch nur eine ungenügende Vorstellung gehabt habe.

Was sonst in dem preußischen Lager den fremden Gästen besonders auffiel, war der schier spartanische Verzicht auf jegliche Bequemlichkeit. Der König selbst ist gestiefelt vom ersten Aufstehen an bis zu dem Augenblick, wo er schlafen geht; er trägt den einfachen blauen Uniformrock, in welchem ihn nur sein Ordensstern und die Epauletten kenntlich machen; auch des Königs Bruder, Prinz August Wilhelm, und alle Ge-

nerale haben keine anderen Kleider ins Feld mitgenommen als ihre Uniformen, und diese Uniformen sind ausgesucht einfach und noch dazu so kurz, daß sie eher als Westen denn als Röcke zu betrachten sind. Der Herzog von Holstein-Beck erzählte den staunenden Franzosen, daß er, obgleich ältester Generalleutnant, acht Monate im Jahr bei seinem Regimente zubringe und daß er es aus Königsberg bis hierher nach Schlesien Tag für Tag auf dem Marsche begleitet habe, wie ein schlichter Oberst. An der Tafel des Königs wurden dem französischen Marschall und seinen Begleitern nur drei Gänge, die gewöhnliche Feldkost, vorgesetzt: gesottenes Fleisch, Braten und Gemüse; auf Zwischengerichte und Nachtisch warteten die verwöhnten Gäste vergebens; als Getränk diente Champagner. Die Tafel wurde während Belle-Isles Besuch, da es draußen naß und kalt war, zu zwölf Gedecken in dem kleinen Schlafraum des königlichen Zeltes hergerichtet; sonst pflegten für den König und die Offiziere seines Hauptquartiers vier große Tafeln mit je vierzig Plätzen unter offenen Zelten gedeckt zu werden. Trotz der wenigen Gänge saß der König mit den französischen Herren anderthalb Stunden in sehr lebhafter Unterhaltung bei Tisch; der Kaffee ward darauf im Stehen eingenommen.

Von der Ausübung der Feldherrnpflichten durch den König bezeugt unser Berichterstatter, er befehlige sein Heer nicht wie es sonst ein General tue, mit Beschränkung auf die entscheidenden Dinge, sondern er unterziehe sich allen irgendwie wichtigen Verrichtungen: „Er quartiert sich unter einem Zelt ein, im Mittelpunkt seines Lagers; er ist es, der alle Befehle erteilt und sich um den ganzen Einzeldienst kümmert, welchen in den französischen Heeren der Quartiermeister von der Kavallerie und der Generalmajor versehen; er befaßt sich mit der Verpflegung, der Artillerie und dem Geniewesen, er hat auch selber den Plan zur Berennung von Brieg entworfen. Er erhebt sich früh um vier Uhr, steigt zu Pferde und besucht vom rechten Flügel bis zum linken alle Posten und Außenposten seines Lagers. Er versieht persönlich alle Offiziere oder Generale, die er abordnet, mit Befehlen und Verhaltungs-

maßregeln, und ihm persönlich erstatten alle, die sich zurückmelden, ihren Bericht."

Als politischer Werber aber schied Belle-Isle aus Schlesien mit leeren Händen, verstimmt über einen diplomatischen Mißerfolg, der nicht nur eine persönliche Niederlage bedeutete, sondern das ganze System umstürzen konnte, für welches der ehrgeizige Mann gegen die Bedenklichkeiten Fleurys seit einem halben Jahr mit all seinem Feuer eingetreten war.

An demselben 2. Mai, da der Marschall von Frankreich Breslau verließ, traf der seit lange angekündigte schottische Peer, der neue Gesandte Georgs II., in der schlesischen Hauptstadt ein, Lord Hyndford, der den neuen Versuch zur Vermittlung zwischen Preußen und Österreich auf sich nehmen sollte. Am 7. Mai erteilte ihm der König in seinem Schlafzelt die Antrittsaudienz und übergab ihm seine Forderungen. Sie erstreckten sich, wie vordem, auf Niederschlesien mit Breslau, unter Wiederholung der Zusage des preußischen Beitritts zu einem großen Verteidigungsbündnis. Das unerwartet lange Ausbleiben des nach Wien gesandten britischen Kuriers steigerte die Ungeduld und auch das Mißtrauen des Königs. „Wie lange werden wir noch warten," schrieb er am elften Tage nach Hyndfords Audienz an Podewils, „um uns von Wien und London düpieren zu lassen?" Der Kurier blieb zwar nicht drei Monate aus, wie der König es Podewils prophezeite, aber volle drei Wochen. Am 28. Mai brachte er endlich die Antwort des Wiener Hofes. Eine schroffe Ablehnung. Schon vorher hatte Friedrich seinem Minister angekündigt, daß er in diesem Falle keine Stunde mehr mit dem sich dann ergebenden Schritte warten werde. Am 5. Juni erfolgte zu Breslau der Abschluß des Bündnisses mit Frankreich. Der König von Frankreich übernahm die Bürgschaft für die preußische Erwerbung von Niederschlesien, verpflichtete sich zur bewaffneten Unterstützung der Ansprüche des Kurfürsten Karl Albert von Bayern auf die österreichische Erbschaft und versprach, die Kriegserklärung Schwedens gegen Rußland herbeizuführen, und dadurch Preußen den Rücken zu sichern. König Friedrich stellte seine Kurstimme

für die Kaiserwahl des bayrischen Kurfürsten zur Verfügung und verzichtete auf seine jülich-bergischen Ansprüche zugunsten der pfalz-sulzbachischen Linie des Hauses Wittelsbach.

Ein langer Krieg kann mir nicht zusagen: so erklärte König Friedrich am 25. Juni 1741 im Lager bei Strehlen dem Marquis Valory, und das Wort gibt den Schlüssel für die preußische Politik während des nächsten Jahres.

Valory fand den König an jenem Tage in der höchsten Erregung. Er habe, damit erläuterte er dem Gesandten seinen Standpunkt, die Unterzeichnung des Bündnisses hinausgezögert, um es dann desto treuer einhalten zu können. Aber er warne: wenn Schweden nicht unverzüglich gegen Rußland den Kampf beginne, wenn der Kurfürst von Bayern nicht mit der größten Beschleunigung seine Diversion ausführe, wenn die französischen Truppen nicht im nächsten Monat in Deutschland und abermals über einen Monat im Herzen der österreichischen Lande stünden, so solle man nicht auf ihn zählen — „so könnt ihr euch," drohte er, „auf mich verlassen, wie auf das Laub im November."

„Es ist nicht mehr die Rede davon," setzte er hinzu, „mit stumpfen Waffen zu kämpfen. Das wahre Interesse des Königs von Frankreich erheischt, dieses Österreich auf einmal zu Boden zu strecken und ihm binnen sechs Monaten, ehe es die Hiebe parieren kann, unheilbare Wunden beizubringen. Laßt ihr den Liguen Zeit zusammenzutreten, so gibt es einen Krieg, der durch seine Langwierigkeit uns unvergleichlich viel mehr Leute und mehr Geld kosten wird, als ihr gegenwärtig verbrauchen könntet. Das also sind meine drei Artikel: nachdrücklich, schnell und von allen Seiten zugleich; das ist der Preis, für den der König Ihr Herr auf einen unerschütterlichen Bundesgenossen rechnen kann."

Als das Mittel, dem Krieg mit einem Schlage ein Ende zu machen, bezeichnete Friedrich den Marsch donauabwärts gerade auf die feindliche Hauptstadt. Wien nehmen, bewies er am 30. Juni dem Kurfürsten von Bayern in ausführlicher

Darlegung, das heiße dem Baume die Wurzel zerschneiden. Das Schicksal Böhmens sei mit dem Falle Wiens von selbst entschieden.

Die Franzosen und Bayern haben den Marsch nach Wien unterlassen. Die Gründe, die dabei mitwirkten, liegen nicht ganz klar zu tage, aber die Absicht ist deutlich erkennbar, möglichst wohlfeil Lorbeeren zu pflücken und die Beschäftigung des einzigen österreichischen Feldheeres den Preußen zu überlassen. Mit der Verlegung des Kampfschauplatzes nach Böhmen wurde das Ende des Krieges in weite Ferne gerückt. Friedrich urteilte am 1. Oktober 1741, daß seine Verbündeten bezweckten, ihm die größte Last des Krieges „auf dem Halse zu lassen", auf daß er sich für sie „die Finger verbrenne". Enttäuschung und Verstimmung über die lahme Kriegsführung der Franzosen, daneben bereits wieder Mißtrauen gegen Hintergedanken ihrer Politik veranlaßten ihn am 9. Oktober zu einer geheimen Abkunft mit dem österreichischen Feldmarschall Neipperg im Schlosse zu Klein-Schnellendorf. Friedrich gab seinem Gegner, den er im September vergeblich zu einer neuen Schlacht zu stellen versucht hatte, die ihm bereits verlegte Straße zum Abmarsch nach Mähren frei und ließ sich die demnächstige Übergabe der Festung Neiße, des letzten österreichischen Waffenplatzes in Schlesien, und Winterquartiere in Oberschlesien zusagen; das weitere sollte davon abhängen, ob bis zu Ende des Jahres ein Friedensschluß zustande kam. Als Grundlage wurde die Abtretung von Niederschlesien einschließlich Breslau und Neiße und andrerseits preußische Neutralität bis zum allgemeinen Frieden in Aussicht genommen.

Ein Umschwung der Kriegslage zugunsten der Franzosen hat dann die preußische Politik noch einmal in die eben verlassene Richtung zurückgedrängt. Während das österreichische Heer aus Schlesien, durch Zuzug einzelner Regimenter erheblich verstärkt, sich allzu langsam Prag näherte, gelang es den Franzosen und Bayern mit einem knappen Vorsprung die böhmische Hauptstadt zu erreichen und nach Vereinigung mit den ihnen entgegengezogenen Sachsen, dank einem rettenden

Entschlusse, am 26. November im Sturm zu nehmen. Damit hatten sie, sich selbst und aller Welt unerwartet, einen Stützpunkt für ihre bereits ganz in der Luft schwebende Kriegsführung gewonnen. Der Fall von Prag bestimmte den König von Preußen zum Wiederanschluß an seine Verbündeten. Der Umstand, daß die Österreicher das für die Klein-Schnellendorfer Konvention ausbedungene Geheimnis nicht wahrten, gab ihm die Handhabe zum Rücktritt von diesem Abkommen.

In dem Winterfeldzug nach Mähren, den er im Januar 1742 zur Unterstützung seiner Verbündeten unternahm, begleiteten ihn doch von neuem die alten Sorgen und Zweifel.

Auf der einen Seite die politischen Bedenken. Bei günstigem, den Vereinbarungen entsprechenden Ausgang des Koalitionskrieges, das voraussichtliche Ergebnis ein erdrückendes Übergewicht Frankreichs in Europa, die Hegemonie Frankreichs in Deutschland über einem Gleichgewichts-System der mit den Spolien der habsburgischen Erbmasse ausgestatteten deutschen Kleinkönige: Friedrich braucht die lateinische Bezeichnung reguli. Bei ungünstigem Verlaufe nichts näher liegend als die Gefahr, daß Frankreich seinen Einsatz aus dem Spiele zurückzog und auf Kosten Preußens, wie 1735, einen Sonderfrieden schloß, der dem Gegner freie Hand gab, den Krieg zur Wiedereroberung von Schlesien fortzusetzen.

Auf den ersten Blick schien mehr Anlaß vorhanden, vor Glück als vor dem Unglück Frankreichs besorgt zu sein. Noch nie hatte der politische Einfluß dieser Macht einen weiteren Bereich ausgefüllt, als zu Ausgang des Jahres 1741. Schon ward dem alten Kardinal Fleury bei diesem Übermaße des Erfolges fast bange; schon äußerte er die Besorgnis, daß das Schreckgespenst der französischen Universalmonarchie von den Feinden Frankreichs wieder wie in den Tagen Ludwig XIV. an die Wand gemalt werden könne. Frankreich, vordem die Zielscheibe so vieler Sammelangriffe, stand jetzt selbst an der Spitze eines großen europäischen Trutzbundes. Noch vor sechs Jahren hatte der greise Held Eugenius wie ein Heer-

könig der Deutschen die Reichsvölker zum Kampf gegen den alten Feind deutscher Nation an den Rhein geführt: jetzt kämpften die mächtigsten Reichsfürsten an der Seite eben dieses Erbfeindes, die Preußen, Bayern, Sachsen teilten mit den Franzosen die Winterquartiere in einem deutschen Kurlande. Der Reihe nach waren seine alten Bundesgenossen dem Wiener Hofe entfremdet, und der stolze Britenkönig hatte in kläglicher Selbsterniedrigung um Schonung für Hannover, das Stammland seiner Väter, flehen müssen. Die beiden Nationen an den entgegengesetzten Enden des Erdteils, die so lange der Schrecken Mitteleuropas gewesen waren, die Spanier und die Schweden, leisteten der französischen Politik Schildknappendienste. Und wenn zu Beginn des Jahres Marschall Belle-Isle geglaubt hatte, die Getreuen im Osten klein und groß zu einer Gesamterhebung gegen den moskowitischen Nachbarn veranlassen zu müssen, so war dem glücklichen Frankreich jetzt auch dieser Gegner nicht mehr gefährlich; auch an der Newa heimste die französische Staatskunst jetzt eben einen großen Gewinn ein. Die Palastrevolution vom 6. Dezember 1741 setzte an die Stelle des unmündigen Zaren Iwan die als Freundin Frankreichs geltende Tochter Peters des Großen, die Kaiserin Elisabeth.

Wenn man in Rußland einen Kaiser stürzen half, in Deutschland einen Kaiser erhöhte in dem Wittelsbacher Karl VII. (24. Januar 1742), ließ sich eine glänzendere politische Rolle für Frankreich da noch erdenken?

Die Kehrseite zu so viel Glanz das dunkle Bild, das der Kriegsschauplatz bot. Die Österreicher hielten sich für den Verlust von Prag durch einen Einfall in Bayern schadlos; die Folge war der Abzug der bayerischen Truppen aus Böhmen. Wohl ließ der Dresdner Hof nach heftigem Sträuben sich bestimmen, für die preußische Diversion nach Mähren sein Kontingent unter preußischen Oberbefehl zu stellen; aber als Verpflegungsschwierigkeiten dieser Unternehmung Anfang April 1742 ein Ziel setzten, gingen die Sachsen an die böhmisch-sächsische Grenze zurück. Nicht anders als die Bayern waren sie damit aus der Offensive, durch welche für die Häuser

Wittelsbach und Wettin Königreiche, die Wenzelskrone und eine mährische Königskrone, erobert werden sollten, ausgeschieden. Somit sahen auch die Franzosen in ihrer numerischen Schwäche sich in Böhmen auf die Defensive beschränkt. Überdies ehlte es dem alten Marschall Broglie, der seinen politischen Gegner Belle-Isle im O rbefehl abgelöst hatte, ebenso an Entschlossenheit und G chick zur Führung des Heeres, wie an gutem Willen zu. Verständigung mit dem preußischen Könige, und diesem wiederum galt der gebrechliche Veteran seit jener Begegnung in Straßburg als die Verkörperung der Unzulänglichkeit.

In seinem tiefen Mißtrauen gegen die politische Zuverlässigkeit und gegen die militärische Leistungsfähigkeit Frankreichs hatte Friedrich die diplomatische Fühlung mit der Gegenpartei nie ganz aufgegeben. Aber eine während des mährischen Feldzuges, wieder unter Vermittlung des britischen Gesandten, angeknüpfte Friedensverhandlung blieb ergebnislos, und die preußische und österreichische Politik und Strategie begegneten sich nun in dem Wunsche, durch eine Schlacht die Lage zu klären und womöglich durchgreifend zu entscheiden. Der Ausgang der Schlacht von Chotusitz bei Czaslau, am 17. Mai 1742, die Niederlage ihres Heeres unter dem Prinzen Karl von Lothringen, bewies der Königin Maria Theresia von neuem, daß unter den gegen sie im Felde stehenden Gegnern der Preuße der kräftigste und gefährlichste war. Um so dringlicher bestürmten sie ihr britischer Verbündeter und ihre eigenen Staatsmänner mit der Forderung, sich dieses Gegners, um vorerst mit den andern abrechnen zu können, durch einen Friedensschluß zu entledigen.

Der Sieger hat nach der Schlacht einen Augenblick geschwankt, ob er den Krieg fortsetzen oder ob er die Verhandlung wieder anknüpfen sollte. Er entschied sich für das Sicherere. Auch der kleine Erfolg der Franzosen in dem Reitergefecht bei Sahay (25. Mai) machte ihn in seinem Entschlusse nicht mehr wankend; er sah bei der Unfähigkeit der französischen Heeresleitung den Rückschlag schon voraus, der allzuschnell, noch ehe die preußisch-österreichischen Friedens-

präliminarien unterzeichnet waren, eintrat, indem die Sieger von Sahay in wilder Flucht nach Prag zurückeilten.

Im Frieden von Breslau (12. Juni) verstand sich Maria Theresia zur Abtretung des ganzen Schlesiens, bis auf Troppau, Jägerndorf und Teschen, und der böhmischen Grafschaft Glatz.

Ein Anfänger in der Kunst der Diplomatie, hatte Friedrich während seines ersten politischen Feldzuges dem gewiegtesten Staatsmann der Gegenwart gegenüber gestanden, einem Manne, der seinen Stolz darein setzte, als der feinste politische Kopf zu gelten. Fleury hatte sich auf den Krieg gegen Österreich mit schwerem Herzen eingelassen, und da zumal die preußische Bundesgenossenschaft ihm nichts weniger als sympathisch war, hatte er auf die Kriegsführung lähmend eingewirkt und dem General, dem Friedrich unter den Personen von Gewicht in Frankreich am meisten traute und zutraute, beständig entgegengearbeitet. Fleury hatte in dem letzten Kriege, den Frankreich geführt, seine Bundesgenossen, Sardinien, Spanien, den König Stanislaus von Polen, durch einen Sonderfrieden überrascht. „Es ist anzunehmen," schrieb damals der Kronprinz Friedrich, „daß das französische Ministerium, welches sich bei den Maximen Machiavells so wohl befunden hat, nicht auf halbem Wege stehen bleiben und nicht verfehlen wird, alle Lehren dieses Politikers in die Praxis zu übersetzen: man hat keine Veranlassung, an dem Erfolge zu zweifeln angesichts der Weisheit und Geschicklichkeit des Ministers, der gegenwärtig am Staatsruder sitzt." Im Begriff, sein Bündnis mit Frankreich abzuschließen, sagte Friedrich im Mai 1741 zu Valory: „Mein Freund, ich habe immer den König von Sardinien vor Augen, dem man Mailand versprochen hatte, und der es nicht bekommen hat; und wenn es sich träfe, daß man Euch ein gutes Stück ausfindig machte, um Euch zum Schweigen zu bringen, so würdet Ihr mich gefälligst mit dem abfinden, was Euch gut scheinen würde." Indem der König jetzt nach dem Breslauer Frieden in einem Briefe an Voltaire die Ähnlichkeiten zwischen Allianzen und

Ehen aufzählt, scherzt er: wenn ein Gatte hinreichende Beweise für ein galantes Verhältnis seiner Frau zu haben glaube, so könne nichts ihn verhindern, die Scheidung einzuleiten.

Die Gerechtigkeit gegen Fleury erfordert es anzuerkennen, daß er der Dinge, die der König von Preußen 1742 argwöhnte, nicht schuldig gewesen ist. Der französische Emissär Fargis zu Wien, auf dessen Spuren der preußische Gesandte Klinggräffen gekommen zu sein glaubte, war allem Anscheine nach eine mythische Persönlichkeit, um derentwillen Friedrich sich nicht hätte zu beunruhigen brauchen. Und den ungeheuerlichen Plan zur Bildung einer nordischen Allianz gegen Preußen und zur Zurückgabe von Stettin an Schweden hat lediglich der den Engländern und Österreichern ergebene Vizekanzler Bestushew dem französischen Gesandten La Chetardie böswillig angedichtet, um Mißtrauen zwischen Preußen und Frankreich zu säen. Eher schon ist möglich, daß Kardinal Tencin in Fleurys Auftrage, wie dem König von Preußen nach dem Frieden gemeldet wurde, den Papst wegen des Übergangs von Schlesien an eine protestantische Landesherrschaft mit der Verheißung beruhigt hat, Preußen werde am letzten Ende bei dem Spiel nichts gewonnen haben. Hat Fleury doch sogar einem Diplomaten von der Gegenpartei, dem Hannoveraner Hardenberg, in einer Besprechung unter vier Augen die Frage entgegengehalten: „Glauben Sie denn, daß wir erlauben würden, daß der König von Preußen sich in Deutschland zu große Macht anmaßt?" Auch hatte gleich im Anfange der Verwicklungen der Leiter der französischen Politik den Sachsen die freudige Aussicht eröffnet, den König von Preußen, wenn er seine Schuldigkeit getan haben würde, in sein „Schneckenhaus" zurückschicken zu wollen.

Solchen Vorsatz hatte dieser König durch seine Diplomatie und durch seine Kriegsführung, durch seine Siege und seinen Friedensschluß jetzt freilich vereitelt.

Er war nicht in der Lage, die Nachrichten und Warnungen, die ihm zugetragen wurden, auf ihre Tatsächlichkeit hin zu prüfen. Der Historiker, der heute in gemächlicher

Muße aus den Akten der verschiedenen Archive die Zeugnisse in Vollständigkeit einander gegenüber stellen kann, erkennt mit leichter Mühe den Sachverhalt; aber es stünde ihm schlecht an, wegen lückenhafter Kenntnis und fehlgreifender Annahmen den handelnden Staatsmann zu richten, von dem der Augenblick, mitten in dem fortrasenden Strom der Ereignisse, die schnelle und verantwortliche Entscheidung heischt.

Mit Vorliebe hat Friedrich die heikle Frage nach der unbedingten oder der eingeschränkten Verbindlichkeit der Staatsverträge zum Gegenstande seines Nachdenkens und dialektischer Erörterung gemacht. Gleich geblieben ist sich zu allen Zeiten seine Abneigung, ohne zwingenden Grund eine Verpflichtung gegen einen anderen Staat einzugehen. Er tadelt in seiner brandenburgischen Geschichte die Minister Friedrich Wilhelms I., die ihren Gebieter nicht weniger als vierzig Verträge und Konventionen hätten unterzeichnen lassen. Er sagt einem seiner Bevollmächtigten, der ihm zu hastig unterhandelt: „Man entriert Allianzen nicht wie Vergnügungspartien.“ Er kann nicht begreifen, daß die Welt nicht weiser wird und den Unwert der Bürgschaftsverträge nicht einsieht; daß sie, nachdem die Pragmatische Sanktion den Unwert solcher Garantien auf das schlagendste dargelegt hat, nicht die Augen öffnet, dieser „Filigranschlösser“ noch immer nicht überdrüssig ist: „Alle Menschen sind Narren,“ bestätigt er dem König Salomo, „die Erfahrung beweist es.“ Er für sein Teil läßt sich trotz wiederholter Aufforderung nicht herbei, einen derartigen Garantievertrag mit Spanien abzuschließen, weil die räumliche Entfernung die Garantie von vornherein bedeutungslos machen würde; seinen Geschäftsträger in Venedig, der ihm den Bund mit Spanien und dessen Klienten, „selbst mit Modena“ empfiehlt, nennt er ganz entrüstet einen Visionär. Wenn er gleichwohl unter Umständen mit Rücksicht auf „die Vorurteile Europas, dem der bloße Name einer Allianz Eindruck macht“, Verbindungen anknüpfen muß, die schließlich auf „eine Anhäufung von Worten ohne Seele“ hinauskommen, die aber „Tableau machen“ und ihm ein „Relief geben“, so

läßt er sorgsam alles aus dem Vertragsentwurf entfernen, was ihm in der Folge Verwicklungen bereiten könnte.

Über die Fälle nun, in denen nach seiner Ansicht der Vertragsbruch berechtigt oder geboten sei, hat Friedrich schon in seinem Antimachiavell sich ausgesprochen. So abstrakt auch an dieser Stelle die noch auf keine Erfahrung gestützte Erörterung gehalten ist, so gibt der Verfasser doch schon zu, daß es schlimme Notwendigkeiten geben könne, in denen ein Fürst seine Verträge und Bündnisse werde brechen müssen; doch soll das nie geschehen, ohne daß das Heil seines Volkes ihn dazu zwingt. Unmittelbar nach der Unterzeichnung der Breslauer Präliminarien und aus der Stimmung dieser entscheidenden Tage heraus sah er sich auf die Unterscheidung zwischen der Ehre eines Privatmannes und der Ehre eines Fürsten geführt: der Privatmann, bei dem es sich nur um den eigenen Vorteil handelt, muß diesen seinen Vorteil ohne Schwanken dem Wohle der Gesellschaft zum Opfer bringen; der Fürst, der den Vorteil eines großen Volkes im Auge hat und im Auge haben soll, muß sich selbst und seine Verpflichtungen opfern, sobald sie dem Wohle seines Volkes entgegen zu sein beginnen. Es ist die Unterscheidung, an der Friedrich von nun an festgehalten hat. „Wir sind unseren Mitteln unterworfen und unseren Fähigkeiten," sagt er bei späterer Gelegenheit in einer allgemein gehaltenen Betrachtung über diesen schwierigen Gegenstand; „wechseln unsere Interessen, so müssen wir mit den Bündnissen wechseln. Unser Beruf ist, über das Glück unserer Untertanen zu wachen; sobald wir also Gefahr oder Wagnis für sie in einer Allianz wahrnehmen, müssen wir lieber diese brechen, als jenes aufs Spiel setzen. Darin opfert sich der Souverän für das Wohl seiner Untertanen." Am schroffsten hat Friedrich dieser Auffassung während seines zweiten Krieges Ausdruck gegeben: „Große Fürsten tun nichts für einander um ihrer schönen Augen willen. Es gibt kein Bündnis noch Band in der Welt, das als kräftig betrachtet werden kann, wenn nicht die gemeinsamen und gegenseitigen Interessen es knüpfen; sobald bei einem Vertrage der Vorteil ganz auf der einen Seite ist

und auf der anderen Seite nichts, so löst dieses Mißverhältnis jedesmal die Verbindlichkeit." Ja der einst so scharf angegriffene Florentiner hat eines Tages seine Genugtuung erhalten, wenn Friedrich enttäuscht und resigniert bekannte: „Machiavell sagt, daß eine uneigennützige Macht inmitten ehrgeiziger Mächte unfehlbar endlich zugrunde gehen würde; es tut mir sehr leid, aber ich bin genötigt einzugestehen, daß Machiavell recht hat."

In der letzten Umarbeitung seiner Denkwürdigkeiten hat der König die Allgemeinheit seiner früheren Ausführungen erheblich eingeschränkt, indem er hier genau die vier Fälle umschreibt, in denen er den Bruch von Bündnissen für gerechtfertigt hält. „Wenn der Verbündete es an der Erfüllung seiner Pflicht fehlen läßt; wenn er uns zu täuschen sucht, so daß kein anderes Mittel übrig bleibt, als ihm zuvorzukommen; wenn eine vis maior dazwischen tritt, und endlich, wenn die Mittel zur Fortsetzung des Krieges versagen."

Zu dem Sonderfrieden von Breslau hat, wie wir sahen, vor allem die Lässigkeit und Schlaffheit der französischen Kriegsführung den Anlaß gegeben; eine unmittelbare Verletzung der vertragsmäßigen Verpflichtungen hat der König von Preußen in dieser Unzulänglichkeit der militärischen Leistungen allemal nicht sehen wollen. So ist auch die Furcht, sich von Fleury beim Wettlauf um den Frieden überholt zu sehen, für Friedrich nur ein nebensächlicher Beweggrund gewesen. Die beiden ersten der von ihm später aufgestellten Gründe zur Lösung eines Vertragsverhältnisses können also 1742 nicht wohl als vorhanden betrachtet werden. In einem Briefe an Belle-Isle vergleicht er sich und seine Verbündeten mit Schiffbrüchigen, denen nicht verdacht werden könne, wenn sie jeder für sich das sinkende Wrack verließen, um durch Schwimmen das rettende Ufer zu erreichen; er hat hier also die vis maior im Sinne, die in jener Aufzählung an dritter Stelle erscheint. Endlich hat auch die Rücksicht auf das allmähliche Versiegen der Geldquellen des Staates 1742 einen Platz — und nicht den letzten — unter Friedrichs Erwägungen eingenommen; wenn ihm „ein langer Krieg nicht zusagen

konnte", so lag dies vornehmlich daran, daß Preußen aus eigenen Vorräten ohne fremde Hilfsgelder zwar ein paar Feldzüge bestreiten konnte, daß aber diese Mittel nur die Ersparnisse des Friedens waren, die, bald verbraucht, während des Krieges sich nicht ergänzten. Immerhin waren sie jetzt noch nicht so erschöpft, daß von dieser Seite ein unbedingtes Hindernis zur Fortsetzung des Krieges vorgelegen hätte, ebensowenig wie nach der Schlacht bei Chotusitz füglich das Vorhandensein einer vis maior zugestanden werden kann. Das Wrack der Koalition, von dem er sich retten zu müssen meinte, er hat es nach nur zwei Jahren von neuem bestiegen, ob immer dies Wrack in der Zwischenzeit noch manch neues Leck bekommen hatte.

Das eine wird dem Eroberer Schlesiens somit jedenfalls nicht bestritten werden können, daß er am Tage nach einer gewonnenen Schlacht eine überraschende Mäßigung bewahrt hat und eher mißtrauisch gegen sein Glück gewesen ist, als daß er von dem Erfolge berauscht worden wäre und, wie er vorher gedroht, seine Ansprüche nach dem Barometer des Glücks reguliert hätte. Keine zwingende Notwendigkeit zu dem Friedensschlusse, nur eine ganze Zahl zusammenwirkender Zweckmäßigkeitsgründe lag vor, ganz wie vordem die Engländer den Sonderfrieden von Utrecht und die Franzosen den Sonderfrieden von 1735 nicht unter dem Gebot zwingender Notwendigkeit geschlossen haben. An diese beiden Vorgänge und Beispiele erinnerte damals ein französischer Hofmann, der philosophische Marquis d'Argenson; er war billig genug anzuerkennen, daß der König von Preußen nur nach einer bereits eingebürgerten Übung verfahren sei. Minder billig haben diejenigen von d'Argensons nachgeborenen Landsleuten geurteilt, die, indem sie den preußischen König aus dem Rahmen seiner Zeit herausrückten, pharisäisch einen „wenig menschlichen, fast satanischen" Eindruck von dem jungen Friedrich erhalten zu haben erklärten. Was wir an dem Helden des ersten schlesischen Krieges zu erblicken vermögen, ist etwas anderes. Nicht als ein Übermensch oder gar Unmensch erscheint er uns, nicht einmal als ein abgeschlossen fertiges Menschenkind, son-

dern als einer, der noch im Werden ist. Der kalte „satanische" Rechenmeister gibt sich uns mehr als einmal als einen Sanguiniker, als einen Stimmungsmenschen, der, bald übermütig und bald kleinlaut, seine Haltung leicht durch die Eindrücke des Augenblicks bestimmt werden läßt, der in Übereilung und Hitze und aus Mangel an Erfahrung Fehler genug macht, nicht bloß im Felde, sondern auch in der Politik, der in die Zukunft nicht allzuweit vorausschaut und gelegentlich auch für die Zukunft seines Rufes, so sehr sein guter Name ihm sonst am Herzen liegt, nicht eben bedacht ist, und der schließlich einen guten Teil seiner Erfolge, wie er später selbst zugibt, dem Glück, dem Zufall verdankt. Wir gewahren mit einem Worte genug von dem, was der König, reifer geworden, als die „Etourderie" seiner jungen Jahre bezeichnet hat.

Indem der junge Fürst ausgesprochenermaßen einen Ehrenpunkt darein setzte, sich als Politiker nicht überlisten zu lassen, indem er seinem Minister die Losung „Täuscht die Täuscher" gab, so geschah es freilich, daß der ungleich Klügere und Gewandtere die Gegner mit ihren eigenen Waffen zu Boden schlug und wie eine strafende Gottesgeißel über das verkommene Geschlecht dieser diplomatischen Schwarzkünstler kam. Aber nicht den kleinen Künsten und Listen der damals herrschenden Diplomatie, von denen er nicht absehen konnte noch wollte, hat Friedrich seine großen Erfolge zu danken gehabt, sondern der Macht der tatsächlichen Gegebenheiten, der materiellen und moralischen Überlegenheit seines Staates, seines Heeres und Volkes. Auf diese Macht des wesenhaft Vorhandenen, auf das Recht der lebendigen Gegenwart gegen die abgestorbenen Maße und Formen der morschen Reichsverfassung, hatte sich auch Kaiser Karl VI. für seine Erbfolgeordnung berufen und berufen dürfen und hatte dann doch wieder die Stützen dieser Ordnung in der Luft gesucht, in papiernen Garantien, und nicht auf dem Boden der Wirklichkeit, aus dem sie erwachsen war, nicht in der Pflege der Wehrkraft seines österreichischen Staates, die einzig und allein der Erbordnung ihre „pragmatische" Sanktion geben konnte und

schließlich gegeben hat. Die unwahren und überlebten politischen Systeme und Kombinationen, die bisher die Welt im Geleise erhalten mußten und auf die Kaiser Karl bei seiner Jagd nach Garantien gebaut hatte, alle diese wesenlosen Schatten waren jetzt zerstoben in ihr Nichts vor der hellen Wirklichkeit der preußischen Macht, als sie unerwartet ihr schweres Schwert in die künstlich regulierte Wage des europäischen Gleichgewichts warf. „Papier wird es nicht ausmachen, sondern vigoureuse Operationen" und „Unterhandlungen ohne Waffen sind wie Noten ohne Instrumente", das waren die stolzen Devisen, unter denen die friderizianische Politik siegessicher in die Schranken trat. Diplomatische Verhandlungen, die zu keinem Ergebnis führen, hat Friedrich einmal als einen für die Geschichtschreibung nicht hinreichenden Stoff bezeichnet, weil politische Intrigen an sich nicht mehr Beachtung beanspruchen dürften, als die kleinen Reibereien im gesellschaftlichen Leben; die Kunst des Diplomaten nennt er von diesem Standpunkte aus scherzend Scharlatanerie. „Die Tapferkeit und die gute Führung sind es, die im Kriege entscheiden," das blieb seine Überzeugung, „und nicht die hohlen und unsinnigen Hirngespinste der Diplomaten."

In diesem klaren Bewußtsein von der siegenden Gewalt der Wahrheit im Gegensatz zu den leeren Anmaßungen des Scheins und der Phrase hat nun Friedrich auch von denen, mit welchen er gemeinsame Sache machen sollte, Taten gefordert statt der Worte, die Entwöhnung von halben Maßregeln, den Einsatz ihrer ganzen Kraft, die volle und schnelle Erfüllung der übernommenen Verpflichtung.

Und das eben war es, was die Verbündeten von 1741 nicht zu leisten vermochten. Die Kurfürsten von Bayern und von Sachsen wollten sich Königreiche erobern und zitterten alsbald, auf die Defensive zurückgedrängt, für ihr eigenes Land. Den Franzosen aber kam zu spät die Erkenntnis, der Fleury im Mai 1742 endlich Ausdruck gab: es bedürfe eines durchgreifenden Schlachterfolges, mit kleinen Teilgewinnen sei nichts geändert. In dem Zustande beginnender Auflösung, in welchem das französische Königtum sich befand,

überschätzte die Krone Frankreich ihre Kräfte beide Male, wenn sie 1741 Karl Albert Böhmen und wenn sie 1756 Maria Theresia Schlesien erobern helfen wollte.

Gewiß waren den Franzosen die Vergleiche empfindlich, welche die eigene Schwäche und Unfähigkeit und andererseits die Spannkraft, die Erfolge und der Ruhm der Preußen herausforderten. „Es handelt sich jetzt nur darum," so schrieb der König von Preußen nach dem Abschluß seines Friedens, „die Kabinette Europas daran zu gewöhnen, uns in der Stellung zu sehen, die uns dieser Krieg gegeben hat, und ich glaube, daß viel Mäßigung und viel Gleichmut gegen alle Nachbarn uns dahin führen wird; ich hoffe, daß wir uns mit Würde auf der Höhe des Machtaufschwunges behaupten werden, in welchem wir uns dem Erdteile angekündigt haben." Wie bald mußte er sich von der Undurchführbarkeit seines Programms überzeugen; wie bald hören wir ihn die Meinung äußern, daß es unbedingt notwendig sei, die Stärke herauszukehren, „damit ich nicht, mit unendlich mehr Macht, in Verachtung sinke gleich meinem Vater".

IV

Ursprung und Verlauf des zweiten schlesischen Kriegs

Es war im November 1805, als ein französischer Staatsmann über die Politik Friedrichs des Großen das bezeichnende Urteil fällte: „Die Nachfolger Friedrichs haben Geist und Grundsätze seiner Regierung nicht ergriffen. Dieser Fürst wußte gar wohl, daß er mit seinem Heere und mit seinem Schatze immer in der Lage sein würde, die Macht, die er geschaffen, und den Rang, den er sich in Europa angeeignet, zu behaupten. Aber er wußte auch, daß nichts auf dem Kontinente sich ereignen konnte, was ihn nicht anginge, und daß kein politischer Vorgang von einer gewissen Bedeutung ohne seine Beteiligung statthaben durfte; daß das bestehende Gleichgewicht zu seinem Schaden gestört werden würde, wenn er nicht bei der Begründung eines neuen Gleichgewichtes in tatkräftiger Weise dazwischen träte. Er wußte, daß wenn andere Staaten sich vergrößerten, ohne daß der seine einen entsprechenden Zuwachs erhielte, dieser sein Staat durch solche Veränderung in das Hintertreffen kommen mußte; er wußte, daß wenn alle europäischen Heere sich aufrafften, kämpften, in Sieg und in Niederlage sich immer kriegstüchtiger machten, das seine nicht in träger Ruhe erschlaffen durfte, sollte anders seine militärische Stärke nicht durch diesen Ausfall an Erfahrung, Mut und Zuversicht herunterkommen. Ohne Zweifel verkannte der große Friedrich keine einzige dieser Wahrheiten, und ich denke, daß er

gelächelt hätte, wenn einer seiner Minister ihn durch deren Darlegung hätte belehren wollen."

Gewiß ist für ein Staatswesen mit dem Anspruch auf europäische Bedeutung, das durch jede Verschiebung der allgemeinen Machtverhältnisse in Mitleidenschaft gezogen wird, die Neutralität inmitten eines Kampfes aller gegen alle eine Fessel, die geradezu einem Verzicht auf die Stellung einer Großmacht nahe kommen kann. Vollends aber für die junge Macht Preußen war die Zuschauerrolle, zu der sie sich im Breslauer Frieden verstehen zu dürfen meinte, um so schwerer durchführbar, als der Krieg, in den sie sich nicht weiter mischen sollte, auf deutschem Boden und um deutsche Länder, ja um des Reiches Krone geführt wurde.

Der König hatte bei Beginn seines ersten Krieges nichts weiter ins Auge gefaßt, als die Abrundung des preußischen Staatsgebietes. Er war bereit gewesen, für Abtretungen in Schlesien dem Gemahle der Habsburgerin, der Kaisertochter, seine Stimme zur Kaiserwahl zu geben, das heißt die Fortdauer der österreichischen Hegemonie in Deutschland anzuerkennen. Wohl hatte Voltaire schon dem Kronprinzen Friedrich schmeichlerisch die dereinstige Nachfolge im Reiche zugedacht und begrüßte, als der letzte Habsburger starb, den König von Preußen als den, der entweder Kaiser sein, oder einen Kaiser machen werde. Auch Fürst Leopold von Dessau schrieb damals seinem Kriegsherrn unumwunden, aus ergebenstem Herzen wünsche er ihm die Erhöhung zur Kaiserwürde, denn gewiß lebe niemand in Europa, der diese Würde mehr verdiene und der besser imstande sei, sie aufrecht zu erhalten. Und sogar dem Minister Podewils war Ende 1740 der Gedanke nicht fremd, für Preußen eine führende Stellung im Reiche in Anspruch zu nehmen. Freilich die Verwirklichung des Gedankens erschien ihm ganz undurchführbar. Der Neid der Nachbarn Preußens im Reiche, von denen die angesehensten Königreiche in Europa besäßen, werde, so meinte Podewils, allzeit unübersteigliche Hindernisse schaffen.

Unerwartet war dann ein Augenblick eingetreten, in welchem Preußen tatsächlich die Entscheidung der deutschen Ge-

schicke in seiner Hand hielt. Die Erhöhung des Kurfürsten von Bayern zur Kaiserwürde war wesentlich Preußens Werk. So war Bayern seinem Wohltäter zu stetem Danke verpflichtet, während auch der Gesandte Sachsens nach dem Beitritt seines Gebieters zu der Koalition pathetisch gegen Podewils äußerte, daß sein Hof jetzt sich blindlings in die Arme Preußens werfen wolle. Freudig gab Podewils, indem er seinem Könige diese Worte berichtete, der Hoffnung Ausdruck: „Man wird künftig Eure Majestät als die einzige große Macht in Deutschland betrachten, mit der gut zu stehen man jeder anderen Verbindung vorziehen wird." Friedrich hatte während des mährischen Feldzuges von 1742 Sachsen, das von Frankreich innerhalb der Koalition als Gegengewicht gegen Preußen verwendet wurde, von sich abhängig zu machen gestrebt, um mit Ausschluß des französischen Einflusses die deutschen Angelegenheiten gemäß seinen eigenen Gesichtspunkten zu ordnen. In demselben Sinne empfahl er dem neuen Kaiser die Vermehrung der bayrischen Streitkräfte, „um mit den Verbündeten figurieren zu können", das heißt, um allmählich sich der Abhängigkeit von Frankreich zu entziehen. Und wenn Friedrich sich die Gründe vergegenwärtigte, die für die Fortsetzung des Krieges gegen die Königin von Ungarn sprachen, so entging ihm nicht, daß nach völliger Niederwerfung der österreichischen Macht, nach einem allgemeinen Friedensschlusse unter preußischem Schiedsrichtertum, das ganze Reich sich Preußen anschließen würde: „dann würde der König von Preußen das Ansehen des Kaisers haben, und der Kurfürst von Bayern des Kaisertums Last."

Dieser glänzenden Aussicht hatte sich König Friedrich im Breslauer Frieden begeben. Schnell aber lenkte seine Politik auf den verlassenen Weg noch einmal ein; denn die Erwägung ließ sich nicht abweisen, daß die Erniedrigung des Kaisers zugleich eine moralische Demütigung des Königs von Preußen sei, der diesen Kaiser auf den Thron gehoben hatte.

Ein erster Entwurf seiner Reichspolitik, aus dem Winter von 1742 auf 1743, war ganz dem Rahmen der bestehenden Verfassung angepaßt. Er scheiterte an dem stumpfen, passi-

ven Widerstand der Reichsorgane. Das Reich hatte nach Friedrichs Plan in dem Streite zwischen dem Kaiser als Kurfürsten von Bayern und der Königin von Ungarn seine Vermittlung anbieten und diese Vermittlung durch die Aufstellung einer Neutralitätsarmee Nachdruck geben sollen. Das erste beschloß der Reichstag nach monatelanger Beratung, nicht aber auch das zweite.

Im Herbst 1743 ein erneuter Versuch. Statt an den Körper wandte sich der König von Preußen jetzt an die Glieder. Was im Reichstage nicht zu erzielen gewesen war, sollte durch Verhandlungen in den einzelnen Kreisen angebahnt werden, die man zu einer Assoziation zu vereinigen hoffte. Das Neutralitätsheer, dessen Aufstellung man wieder erhoffte, würde sich diesmal Assoziationsheer genannt haben. Für sich selbst begehrte der König den Titel eines immerwährenden Generalleutnants der Reichstruppen. Die Assoziation sollte sich, so war weiter seine Absicht, ohne Beteiligung Frankreichs bilden. Hierin lag aber zugleich der schwache Punkt des ganzen Planes. Kein einziger von den damaligen deutschen Staaten, außer Preußen und etwa noch Österreich, konnte seine Truppen ohne fremdländische Subsidien ins Feld stellen; Subsidien ließen sich für die Teilnehmer an der Assoziation nur von Frankreich erwarten; Frankreich aber lehnte es ab, die finanziellen Lasten eines Bundes zu tragen, in welchem es nicht nur nicht die führende Stellung, sondern überhaupt keinen Einfluß haben sollte. Frankreich wünschte einen Bund unter französischer Leitung, etwa nach Art des Rheinbundes von 1658; das heißt, sagte Friedrich, Frankreich will eine schwächliche Liga einiger Reichsfürsten bilden, um sie mit der Vollstreckung seines Willens zu betrauen, einer Vollstreckung, deren Gefahren Frankreich selber sich nicht aussetzen möchte.

Er habe alles getan, das Assoziationswerk zu fördern, und habe sich dadurch viel Odium zugezogen, Frankreich aber habe nicht gewollt — so erklärte Friedrich in den ersten Tagen des neuen Jahres 1744 resigniert.

Die Verhandlungen hatten nur zu dem einen zugelangt, die volle Zerfahrenheit und Trostlosigkeit der deutschen Zu-

stände an den Tag zu legen. Der Versuch, Deutschland auf sich selbst zu stellen, war kläglich gescheitert. Der von dem preußischen Könige so laut und mahnend verkündete Grundsatz, daß das Reich seine Angelegenheiten selbst, ohne Einmischung der Fremden ordnen müsse, wie hätte er Verständnis oder gar Nachachtung finden sollen zu einer Zeit, wo die Träger der Kronen von England, Polen, Ungarn, Schweden und Dänemark zugleich deutsche Reichsstände waren, und wo der König von Frankreich als Bürge des westfälischen Friedens einen völkerrechtlichen Anspruch auf Überwachung des öffentlichen Rechtszustandes im Reiche hatte? Einst in den Tagen Ludwig XIV. hatte ein französischer Diplomat höhnend gerufen: „Es gibt kein Reich mehr, es ist allein der Kurfürst von Brandenburg, der glauben machen will, daß es noch ein Reich gebe." Dieses hoffnungslose „Es gibt kein Reich mehr" mußte jetzt auch dem Urenkel des großen Kurfürsten als Erkenntnis sich aufdrängen. Welche Selbstironie lag doch in dem Begriffe, den der damalige Sprachgebrauch mit der Bezeichnung Reich verknüpfte! Im gemeinen Leben, so lehrte Johann Jakob Moser in seinem vielbändigen Handbuche des deutschen Staatsrechts, teile man Deutschland ein „in das Reich und in das übrige Teutschland", wo dann unter dem Reich Schwaben, Franken und die Rheinlande zu verstehen seien — die Stätten, wo die Zwergbildungen, die verkümmerten staatlichen Existenzen am dichtesten wucherten und die politische Lebenskraft deutschen Volkstums erstickten. Und würdig dieses Reiches war seine offizielle Vertretung. Wenn man den späteren Bundestag als Indifferenzpunkt der deutschen Dinge genannt hat, so war das der immerwährende Reichstag des alten Reiches zweifellos in gleichem Maße.

Gewiß war die Reichspolitik, mit der es der König von Preußen wagen zu dürfen geglaubt hatte, eingegeben und beraten durch das preußische Interesse. Das stolze Bewußtsein, die politische Führung des Reiches neben dem Kaiser und für den Kaiser übernommen zu haben, das erhöhte Ansehen im Reiche, das sollte, wie wir den König sagen hörten, für Preußen der Gewinn aus dieser Reichspolitik sein. Und

wer wollte den Fürsten, der unter den Ständen Deutschlands tatsächlich eine rein deutsche Macht, die neugeschaffene, aus seinem Geist geborene deutsche Großmacht vertrat und darstellte, wegen dieses patriotischen Ehrgeizes schelten? Ist doch in der Folge der kalt abweisende, hochmütig selbstzufriedene Verzicht auf diesen Ehrgeiz von warmherzigen Patrioten seiner Regierung geradezu als nationales Verbrechen angerechnet worden. Wäre der Besieger des österreichischen Heeres, wie er es verlangte, als immerwährender Generalleutnant an die Spitze der Reichstruppen getreten, so hätte damit das Reich die Anerkennung der militärischen Hegemonie Preußens in Deutschland ausgesprochen; es wäre ein erblicher Majordomat im Reiche geschaffen worden, neben dem das abgelebte Wahlkaisertum in den tiefsten Schatten getreten wäre. Aber wie hätten die Zeitgenossen, blöden Blickes und trägen Herzens, die kühne prophetische Formel des Preußenkönigs verstanden, das künftige Zauberwort der deutschen Auferstehung!

Die Reichspolitik des Königs bewährte ihren praktischen Blick, indem sie die Besserung des Reiches bei der Wehrverfassung beginnen lassen wollte. Alldieweil sie aber hier einen der wundesten Punkte im öffentlichen Leben Deutschlands berührte, so war es beinahe eine Notwendigkeit, daß sie gleich bei ihrem ersten Anlaufe schwere Enttäuschung erfuhr. Deutschland strotzte von Männern, von geborenen Kriegern, aber Deutschland blieb deshalb doch nur der große Menschenmarkt Europas, wie sich die englischen Parlamentsredner wegwerfend ausdrückten; denn schon hatten deutsche Fürsten sich daran gewöhnt, die männliche Jugend ihres landesväterlichen Machtgebietes als einträgliche Ware zu verwerten, als Ausfuhrartikel, für den ausländisches Geld in ihre Kassen strömte. Statt daß unter gesunden Verhältnissen die Gelder Mittel und die Truppen Zweck hätten sein müssen, wurden die Truppen lediglich als Mittel zum Zweck des Geldverdienens betrachtet. Wo dieser rein geschäftliche Gesichtspunkt für die Politik der deutschen Höfe ausschlaggebend war, da ließ sich kein Fürstenbund zu großen nationalen Zwecken gestalten; wer im achtzehnten Jahrhundert die kleinen deut-

schen Höfe zu solchen Zwecken haben wollte, mußte sie bezahlen. Bittere Not, die Verarmung im Gefolge der Verschwendung, zwang auch wohlmeinende Fürsten, aus dieser trüben Einnahmequelle zu schöpfen. Im Begriff, einen neuen Subsidienvertrag abzuschließen, klagt einmal Herzog Karl von Braunschweig einem seiner Brüder, daß keine andere Wahl ihm übrig bleibe bei der vom Vater übernommenen Schuldenlast und bei all den durch die traurigen wie die freudigen Familienereignisse in der zahlreichen Verwandtschaft verursachten Ausgaben; er selbst würde sich vielleicht entschließen können, Zeit seines Lebens sich zum Leidenträger zu verdammen, aber die ganze Familie würde sein Andenken verfluchen, wenn er sie ärmer als die Erben eines leidlich gestellten Privatmannes hinterlassen wollte. Solcher rein privatrechtlichen Auffassung des Fürstenhauses galt die Warnung, die der König von Preußen dem jungen Herzog von Württemberg, als er ihn 1744 aus der Lehre entließ, mit auf den Weg gab: er solle eingedenk sein, daß das Land Württemberg nicht um seinetwillen, sondern daß er um des Landes willen da sei. „Zur Schande meiner Nation bin ich genötigt, einzugestehen," so schreibt Friedrich acht Jahre später in seinem politischen Testament, „daß niemals das öffentliche Interesse dem Privatinteresse in höherem Grade aufgeopfert worden ist, als jetzt." Die deutschen Fürsten seien Kaufleute geworden: „sie verhandeln das Blut ihrer Untertanen, sie verhandeln ihre Stimmen im Fürstenrat und im Kurfürstenrat; ich glaube, sie würden ihre eigene Person verhandeln, fände sich jemand, der sie bezahlen wollte."

Fürwahr es bedurfte einer völligen Umwälzung, wenn dieser Fürstenrepublik, die sich Reich nannte, geholfen werden sollte. Aber wenn Friedrich einen Augenblick es sich selbst beschieden geglaubt hat, das Reichssystem „von Grund aus umzukehren", so täuschte er sich in der Stunde, welche die Uhr der Entwicklung zeigte; noch lag tiefe tote Nacht über Deutschland.

Mochten die Toten ihre Toten begraben. Für Friedrich hatte nach den Erfahrungen seiner Reichspolitik vom Jahre

1743 das wesentlichste Interesse die Frage: was nur das liebe heilige römische Reich, „dieses überlebte und bizarre Staatsgebilde", noch zusammenhalte — diese bald aller Mund erfüllende Frage, welche das politische Testament von 1752 dahin beantwortete, daß die Eifersucht so der Glieder des Reichs wie der benachbarten Mächte Bürgschaft für dieses traurigen Reiches Fortdauer sei.

Die ausschließlich preußische Richtung der Politik König Friedrichs begann oder wurde wieder aufgenommen mit dem Jahre 1744; denn nur im Zusammenhange einer unmittelbar der Wahrung preußischer Interessen geltenden Unternehmung geschah es, daß jetzt von den bereits aufgegebenen reichspatriotischen Bestrebungen des Vorjahres ein verblaßter Rest festgehalten wurde.

Am 10. Februar 1744 erhielt Friedrich aus Holland eine Abschrift des zwischen Österreich, England und Sardinien im vergangenen Herbst zu Worms abgeschlossenen Vertrages, aus der er die Absicht des Wiener Hofes zur Wiedereroberung von Schlesien herauszulesen glaubte. Er hatte diese Möglichkeit nie außer Betracht gelassen, aber er sagte noch im Sommer 1743, er fühle sich stark genug, die Österreicher in Schlesien zu empfangen. Auch jetzt spricht er von der Stärke seiner Verteidigungsstellung, an die der Nachbar mehr als einmal denken sollte, bevor er zum Angriff schritte. Gleichwohl war er der Ansicht, daß dieser Angriff über kurz oder lang erfolgen werde. In den letzten Jahren seiner Regierung ist es immer sein Sprichwort gewesen: „Chi sta ben, non muova"; nicht so im Februar 1744, in der großen eigenhändigen Denkschrift über seine Befürchtungen, in der er, mit sich selbst zu Rate gehend, in seiner klaren Art das Für und Wider auf großen Foliobogen einander gegenüber stellt. Hier schreibt er auf: „Der Grundsatz ist wahr: wer gut steht, möge sich nicht rühren; aber man muß augenblickliche Ruhe von wirklicher Sicherheit unterscheiden." Und solche wollte er nur in einer weiteren Schwächung der österreichischen Macht

sehen. In der Überzeugung, daß es noch einmal zu einem Entscheidungskampf um Schlesien kommen müsse, hielt er es für seine Pflicht, den Kampf in dem Augenblicke herbeizuführen, welcher für Preußen der günstigste war, in welchem er noch Bundesgenossen finden konnte.

So schloß er das Schutz- und Trutzbündnis in Frankreich vom 5. Juni 1744. Kardinal Fleury, dem vor zwei Jahren sein Mißtrauen vor allem gegolten hatte, war gestorben. König Ludwig XV., jetzt 34 Jahre alt, hatte nach dem Tode seines ehemaligen Erziehers erklärt, sein Reich nunmehr mit eigener Hand, ohne Hilfe eines Premierministers, regieren zu wollen. Friedrich glaubte, mit dem verjüngten Frankreich den neuen Versuch wagen zu dürfen.

Nur ein Anhängsel zu dem Bündnis zwischen Preußen und Frankreich bildete die Frankfurter Union vom 22. Mai 1744, die Friedrich zur Aufrechterhaltung des Ansehens und der Gerechtsame des wittelsbachischen Kaisers mit diesem selbst und zwei Reichsfürsten, dem Kurfürsten von der Pfalz und dem Landgrafen von Hessen-Kassel abschloß. So ganz war der Assoziationsplan vom vorigen Herbste zusammengeschrumpft. Die Frankfurter Union war lediglich bestimmt, den Vorwand zu bieten zu der preußischen Schilderhebung. Und wenn der Plan von 1743 auf eine bewaffnete Vermittelung herausgelaufen war, so galt es 1744 den Krieg bis zum Äußersten. Der alte Plan nahm keine Schmälerung des österreichischen Besitzstandes in Aussicht, der neue die völlige Niederwerfung der österreichischen Macht, die Eroberung von Böhmen und Oberösterreich für den Kaiser, die Überweisung dreier böhmischer Grenzkreise und des österreichisch gebliebenen Teiles von Schlesien an Preußen.

Welch Gegensatz zwischen dem diplomatisch unvorbereiteten und ungedeckten Beginn des ersten schlesischen Krieges und der weit ausgreifenden berechnenden Vorsicht, mit der Friedrich, ein Netz von Verhandlungen anspinnend, den zweiten eingeleitet hat. Und nun sollte diesem zweiten Anlaufe das erhoffte Ergebnis ganz versagt bleiben.

Noch ehe die Verhandlungen zum Abschluß gelangt

waren, zeigte sich von neuem Frankreichs alte Halbheit und Schwäche. Und doch blieb dem König von Preußen von seinem Standpunkt aus bereits keine Wahl mehr. Wie in trüber Vorahnung kommender Ereignisse schreibt er einige Wochen vor Unterzeichnung des Bündnisses die Worte nieder: Bedenkt man die Stellung des Hauses Österreich, das sich eine Partei in Deutschland wirbt und alles umwälzen wird, wenn ich mich nicht einmische, so wird man die harte Not erkennen, die mich zum Handeln zwingt, ich mag wollen oder nicht.

Er hatte auf die persönliche Tatkraft Ludwig XV. gerechnet, der die von „König zu König" verhandelte Allianz sein eigenstes Werk nannte. Aber es kam nur zu bald dahin, daß Friedrich an den Rand einer französischen Denkschrift, welche die Absicht zu einem militärischen Schritte mit dem Beispiel Ludwig XIV. begründete, mit bitterm Hohn die Worte schrieb: „Das war ein ganz anderer Mann, dieser Ludwig XIV."

Er hatte auf Rußland gerechnet und in seinem Vertrage mit Frankreich sich ausbedungen, zu nichts verpflichtet zu sein, bevor zu seiner Rückendeckung ein Dreibund zwischen Preußen, Rußland und Schweden zustande gekommen sein werde. Jetzt erhielt er, gerade im Begriff, für den Kaiser zu marschieren, aus Moskau die Nachricht von Palastumtrieben, durch welche die Anhänger Österreichs und Englands ihre Stellung neu befestigt hatten. Der Vizekanzler Bestuschew, den er zu stürzen versucht hatte, war zum Großkanzler ernannt.

Er hatte auf Sachsen gerechnet, hatte es als „fast sicher" betrachtet, daß Sachsen sich beeilen werde, wieder wie 1741 auf Frankreichs und Preußens Seite zu treten. Statt dessen zogen Anfang Oktober die sächsischen Regimenter hinter ihm her als österreichisches Hilfskorps in Böhmen ein und bedrohten seine Rückzugslinie.

Verhängnisvoller als alles war, daß auch die militärischen Berechnungen des Königs nicht zutrafen. Sein Feldzugsplan war darauf angelegt, zunächst in dem von Verteidigern fast entblößten Böhmen die Hauptstadt Prag durch eine schnelle

Belagerung wegzunehmen, um dann dem österreichischen Heere, wenn es vom linken Rheinufer zur Verteidigung der bedrohten Erblande herbeieilte, eine Entscheidungsschlacht zu liefern. Die Einnahme von Prag ist ihm gelungen, nicht aber die Herbeiführung der Schlacht. An dem militärischen Berater des Prinzen Karl von Lothringen, dem Feldmarschall Traun, fand Friedrich in dem böhmischen Feldzuge von 1744 seinen Meister. Indem Traun — Friedrich selber hat ihn nachmals seinen Lehrmeister in der Kriegskunst genannt — den Preußen entweder völlig auswich, oder sich ihnen in sorgfältig ausgewählten, unangreifbaren Stellungen vorlegte und so die Schlacht vermied, nötigte er den König, in den letzten Novembertagen aus Mangel an Lebensmitteln, und um nicht von seiner Verbindung mit Schlesien abgeschnitten zu werden, ganz Böhmen einschließlich von Prag zu räumen, mit sehr beträchtlichen Verlusten an Mannschaft und Kriegsmaterial.

In erschreckender Weise hatte sich während des kurzen Feldzuges von drei bis vier Monaten die schwächste Seite der preußischen Wehrverfassung geoffenbart, der Mangel der Truppe an innerem Zusammenhang. Die geworbenen Fremdlinge, die mindestens die Hälfte der einzelnen Kadres ausmachten, liefen fort, sobald der Erfolg ausblieb und sobald der Mangel sich einstellte. Mit vollem Rechte durfte von einer Desertion gesprochen werden, die ohne gleichen in der Geschichte sei; die Gegner wollten 17 000 Ausreißer gezählt haben, die nach und nach, und vor allem in den Tagen des preußischen Rückzuges nach Schlesien, zu ihnen herübergekommen seien. „Wir haben keine Armee mehr", klagte schmerzlich bewegt Münchow, der Oberpräsident der schlesischen Kammern, nach der Ankunft der aus Böhmen Vertriebenen; „was wir haben, ist nichts als ein Haufe Menschen, noch beieinander gehalten durch die Gewohnheit und die Autorität der Offiziere; und diese Offiziere selbst sind alle mißvergnügt, viele von ihnen in verzweifelter Lage; es bedarf nur der geringsten Schlappe oder der Fortsetzung des Krieges in dieser Jahreszeit, um es zu Meutereien unter den Soldaten zu bringen, wie wir sie bei der Disziplin unserer Armee für nicht mehr denkbar

gehalten hätten." Ein anderer Zeuge urteilt über die Gemeinen günstiger; und in der Tat werden es wohl nicht die schlechtesten Elemente gewesen sein, die nach allen Unbilden, Leiden und Versuchungen dieses schlimmen Herbstes bei der Fahne geblieben waren: mit dem gemeinen Mann, meinte Hans Karl von Winterfeldt unbeirrt, sei alles zu wagen, was man braves erdenken könne, wofern nur die Offiziere das Beispiel gäben. Aber bei den Offizieren, und zwar insonderheit bei den höheren, vermißte Winterfeldt nur allzusehr den wahren kriegerischen Geist: bei den meisten Generalen seien leider die Sentiments unausrottbar eingerissen, sich vor dem Feinde nur präkavieren zu wollen. Aber schien nicht die Strategie des letzten Feldzuges zu solchem Kleinmute Anleitung zu geben? Da nach ihrer Meinung der führenden Hand die Sicherheit fehlte, woher sollte den Unterfeldherren die Zuversicht kommen? Es waren ihrer gar viele, die übereinkamen, daß man die militärische Begabung des jungen Königs doch überschätzt habe. Umsomehr hielten sich die Besserwisser für berechtigt, nach ihrer eigenen Weisheit das Urteil abzugeben, welches man damals im preußischen Heere ganz allgemein zu hören bekam, daß die Sachen kein gutes Ende nehmen könnten.

Noch hoffte Friedrich auf Verhandlungen. Am 20. Januar 1745 starb Kaiser Karl VII., dessen Sache den äußeren Anlaß zu der preußischen Schilderhebung gegeben hatte. Friedensvorschläge, die Preußen, im wesentlichen auf der Grundlage des status quo ante bellum, zur Übermittlung nach Wien in London übergeben ließ, wurden, nachdem man den König lange hingehalten hatte, endlich abgewiesen. Auch Rußland lehnte die ihm angebotene Vermittlerrolle ab. Die Hoffnung, durch die Aussicht auf die erledigte Kaiserkrone Sachsen von Österreich abzuziehen, erwies sich als trügerisch, während der junge Kurfürst von Bayern mit Maria Theresia seinen Frieden schloß. Ihre bis dahin festgehaltene Absicht, das eroberte Bayern als Ersatz für Schlesien ihrem Staate einzuverleiben, durfte die Königin jetzt fallen lassen, da sie nach dem Erfolg des letzten Feldzuges die Wiedereroberung von Schle-

sien als völlig sicher betrachtete. Friedrichs Sache wurde allgemein als verloren angesehen. Sein Freund unter den Staatsmännern Englands, Lord Chesterfield, ließ ihm sagen, er möge sich auf einen harten Stoß gefaßt machen. Frankreich unterstützte ihn in dieser Lage weder durch die von Friedrich gewünschte Diversion auf deutschem Boden, noch mit Subsidien; einer der Vertrauten Ludwigs XV. umschrieb am 29. April 1745 die Aufgabe Frankreichs dahin: „Der Gegenstand des Kriegs ist nicht mehr, die mit den Verbündeten getroffenen Abreden aufrechtzuerhalten, sondern die eigenen Grenzen zu verteidigen. Es bleibt uns kein Verbündeter mehr, als der König von Preußen, den man nur noch durch eine sehr entfernte Diversion (den Krieg in Flandern) wird unterstützen können und der um jeden Preis seinen Frieden zu schließen gezwungen sein wird."

Die schwere Prüfungszeit des zweiten schlesischen Krieges ist für Friedrich nicht bloß die Schule der Kriegskunst gewesen — als solche hat er sie selber bezeichnet — sie wurde ihm mehr noch eine Schule der Selbsterkenntnis und der Selbstzucht, gleich jener, die er einst zu Küstrin durchgemacht. Wie man damals den Kronprinzen, als er wieder an den Hof kam, zum Erstaunen verändert fand, so versichert uns der Marquis Valory, es sei niemand gewesen, der nicht bemerkt hätte, wie umgewandelt der König Ende 1744 aus dem böhmischen Feldzuge heimgekehrt sei: „Er hatte weniger Anmaßung; er hörte; seine Äußerungen waren zartfühlender und weniger schneidend." Und Friedrich selbst hat später mit Beziehung auf seine damaligen Erfahrungen gesagt, das Glück sei den Fürsten oft verderblicher, als das Unglück; jenes berausche sie und mache sie anmaßend, dieses lasse sie bedachtsam und bescheiden werden.

In einigen Aufzeichnungen aus der Rheinsberger Zeit scheint Friedrich noch zu schwanken zwischen heiterem Genußleben und rauher Heldenlaufbahn. Die Entscheidung war ihm dann nicht schwergefallen, aber sie war folgenschwerer,

als er es vorweg hatte ermessen oder ahnen können. Eine Rückkehr zu der Ruhe und Beschaulichkeit des Genusses, die er so oft gepriesen, die Umkehr auf dem Wege des Kampfes und der Gefahr war fortan nicht mehr möglich. Die Verpflichtungen, die er sich einst durch die stolze Vergangenheit Brandenburgs und den Ruhm seines großen Ahnen auferlegt geglaubt hatte, die verdoppelten ihm jetzt der eigene Ruhm, die eigene Vergangenheit. Er hatte früh des Glückes Gunst erfahren, früh genossen: wie hätte er, was er einmal besessen, mit Willen entbehren sollen? Am 27. April schreibt Friedrich an Podewils: „Wenn alle meine Hilfsquellen, alle meine Verhandlungen versagen, wenn, mit einem Worte, alle Konjunkturen sich gegen mich erklären, dann will ich lieber mit Ehren untergehen, als verloren sein für mein ganzes Leben an Ruhm und Ruf. Ich habe mir einen Ehrenpunkt daraus gemacht, mehr als irgend ein anderer beigetragen zu haben zum Wachstum meines Hauses; ich habe eine hervorragende Rolle gespielt unter den gekrönten Häuptern Europas: das sind ebensoviele persönliche Verpflichtungen, die ich eingegangen bin, und die ich voll entschlossen bin aufrecht zu halten, auf Kosten meines Glücks und meines Lebens."

Wir kennen die Lebhaftigkeit, die stürmische Ungeduld, das verzehrende Feuer des Königs. Auch jetzt hat er mit diesem Feinde inwendig in sich zu kämpfen. „Wünscht mir viel Geduld," hören wir ihn seufzen, „denn ich bedarf ihrer unendlich." „Mein Blut wallt böse," schreibt er ein anderes Mal; „das Spiel, das ich spiele, ist so beträchtlich, daß es mir unmöglich ist, dem Ausgange mit kaltem Blute entgegenzusehen." Wie sehnlich schaute Friedrich jeden Tag nach den Feldjägern aus, die ihm die Depeschen über den Stand seiner diplomatischen Verhandlungen ins Lager trugen; aber fort und fort sah er sich aufs neue enttäuscht, denn statt der Entscheidung über Krieg und Frieden brachte jeder Tag nur neue Verwicklungen und neue Zweifel. „Schlimmer als die schlimmste Gewißheit," so rief er, „ist dies ungewisse Harren." Sein einziger Berater in diesen Rätselfragen der Politik, Podewils, war wie gewöhnlich für die Politik des Gehen-

lassens oder für die jedesmal schwachherzigsten Schritte. Wer lehrte den Einsamen, ob er diese Ratschläge zurückweisen, ob er die Verantwortung für die kühneren Entschlüsse auf sich laden durfte? Schien doch der Erfolg den Bedenken des Ministers gegen den begonnenen Krieg, die Friedrich vor einem Jahre von der Hand gewiesen hatte, jetzt Recht zu geben: sollte der König noch einmal seines gewagten Weges gehen, durfte er noch an sich selber glauben? Der Kabinettsrat Eichel, der beständig um die Person „seines jungen Herrn" war, schreibt an Podewils: „Gott befreie Se. Königl. Majestät endlich einmal von so entsetzlichen Unruhen und Sorgen, welche, obschon Sie dieselben gegen das Publikum zu dissimulieren wissen, mir, dem sie bekannt sind, das Herz bluten machen."

Friedrich hat sich nie endgültig entscheiden mögen zwischen der Annahme einer weisen Vorsehung oder eines blinden Geschickes, und nicht minder problematisch war ihm die weitere große Frage nach dem Verhältnis der menschlichen Freiheit und sittlichen Selbstbestimmung zu den Einwirkungen sei es nun göttlicher Fügungen oder starrer Naturbedingungen. Wie er in frühester Jugend als Gefangener auf der Festung Küstrin den Prädestinationsglauben der reformierten Kirche mit großer Hartnäckigkeit verteidigt hatte, so hatte er sich später gegen Voltaire zum Anwalt des philosophischen Determinismus aufgeworfen. Sehen wir, wie er jetzt in einer großen Krisis praktisch zu diesen Fragen Stellung nimmt. Er legt den Ausgang in die Hand der Vorsehung, aber er nennt die Vorsehung blind; er spricht von der Bestimmung, in deren Hand die Entscheidung ruhe, aber er setzt zweifelnd hinzu: „Wenn es eine Bestimmung gibt." Er läßt es also dahingestellt, ob das, was bevorsteht, geschehen soll, nach göttlichem Ratschlusse und vorgesetztem Zwecke, oder nur geschehen muß, nach einer mechanischen Verkettung von Ursache und Wirkung — soviel indes scheint er dabei anzunehmen, daß der dem menschlichen Auge verhüllte Ausgang vorweg feststehe. Ja gerade diese Annahme ist es, die ihm eine gewisse Beruhigung gibt. Eine Beruhigung, die jedoch weit entfernt bleibt von

dem passiven Quietismus, in welchem er einmal die demoralisierende Konsequenz des Schicksalsglaubens sehen zu müssen erklärt: er überwindet in sich selbst und für sich selbst diese sittliche Gefahr, indem er sich leiten läßt von dem Gebote der kategorischen Pflichterfüllung, des unentwegten Ausharrens in dem dunkeln Kampfe zwischen Freiheit und Notwendigkeit. Erst so, erst in dem Bewußtsein der voll erfüllten Pflicht glaubt er die Verantwortung für das, was geschehen wird, den unerbittlichen Mächten außerhalb des Menschen zuwälzen zu dürfen. Hören wir seine eigenen Worte in den denkwürdigen Briefen an Podewils: „Wenn wir uns nichts vorzuwerfen haben, dann brauchen wir uns nicht über Ereignisse und Unglücksfälle zu betrüben, denen alle Menschen ausgesetzt sind." — „Verliert nicht den Mut und tut Eure Pflicht an Eurem Teile, wie ich die meine tue an dem meinen, und im übrigen ergebt Euch in das, was die blinde Vorsehung entscheiden wird. Was auch geschehen mag, wir werden ohne Vorwurf sein; nicht Klugheit oder Tapferkeit wird es sein, was uns fehlt, sondern die Zusammenkunft der Dinge." — „Beruhigen wir uns, arbeiten wir mit Emsigkeit, und machen wir uns nicht vorweg Gedanken über das, was die Zukunft uns bereitet." Friedrich arbeitet, so ist sein Ausdruck, wie ein Pferd; er glaubt sich zum Schlusse so gedeckt, daß kein Unfall ihm zustoßen könne. Aber er läßt nie außer Berechnung „diese Schläge der Vorsehung, gegen die menschliches Verstehen nichts vermag". — „Auf alle Fälle," das bleibt immer sein Schluß, „wird man mich nicht anklagen können, etwas versäumt zu haben."

So ließ er sich denn auch darin nicht beirren, daß der Krieg, durch den er sich jetzt am Rande des Abgrundes sah, eine Notwendigkeit, eine Pflicht für ihn gewesen sei: „Zwei Jahre später oder früher gelten nicht die Mühe, daß man sich um ein vorhergesehenes Übel kränkt."

Sie enthalten nicht die Ergebnisse methodischer Spekulation, diese Zeilen an Podewils, wie sie der König im Drange der Arbeit und der Sorgen mit seinen leichten, fließenden Zügen, ohne jede Korrektur, auf das Papier wirft; noch we-

niger wollen sie ein System geben. Es sind die unmittelbaren Laute eines Menschenherzens, das, an innerem Leben reich und von mächtigen Eindrücken bewegt, dem, was es durchmacht und an sich erfährt, einen Ausdruck geben muß, gleichsam zum letzten Abschluß des innerlichen Klärungsprozesses, zum äußeren Zeichen des Sieges über Zweifel und Unruhe. „Ich glaube es," schreibt Friedrich am 8. Mai an Podewils, „daß Sie erstaunen, in der schwersten Krisis, in der ich Zeit meines Lebens mich befunden, mich so ruhig zu sehen. Ich antworte Ihnen, daß ich viel über mich gewinnen mußte, ehe ich mir diese Unempfindlichkeit verschaffte. Wenn man sich die Freiheit des Geistes erhalten will, die unter den Umständen, in denen ich mich befinde, so nötig ist, dann gibt es kein anderes Mittel, als sich für alle Ereignisse fertig zu machen. Ich bin, dem Himmel sei Dank, gegenwärtig in einer Gemütsverfassung, die mir gestattet, mit kaltem Blute an allen den großen Vorkehrungen zu arbeiten, die ich zu treffen habe; ich habe innerlich darum nicht weniger gelitten." — „Macht es wie ich," schreibt er in einem anderen Briefe, „der ich meiner Seele Stockschläge gebe, auf daß sie geduldig und still werde."

Graf Podewils hatte davor gewarnt (24. April), alles auf ein Blatt zu setzen; nicht bloß Schlesien, sondern der beste Teil des alten preußischen Besitzes stehe schon auf dem Spiele; von Thron und Land vertrieben, werde der König verwegene Entschlüsse zu spät bereuen. Friedrich aber wünschte gerade nichts sehnlicher als die schnelle, große Entscheidung, als eine Hauptschlacht; sie herbeizuführen entschied er sich dafür, die Gebirgspässe unbesetzt zu lassen, die Schlesien sperren. „Es bleibt mir kein anderer Ausweg übrig," so erwidert er — denn dem zaghaften Minister gegenüber bedurfte der dem Soldaten schon feststehende Entschluß einer besonderen Rechtfertigung — „als ein großer Schlag. Die Entscheidung darüber steht nicht bei mir, so daß ich nichts daran ändern kann; doch werde ich mit aller erdenklichen Sorgfalt handeln, mein bißchen Einsicht anwenden in seiner ganzen Ausdehnung, und, wenn wir handgemein werden, alle denkbare Klugheit

und alle denkbare Tatkraft; und meine Person werde ich ebensowenig schonen wie den geringsten Soldaten. Zu siegen oder zu sterben. Ich gestehe es, ich spiele hohes Spiel, und wenn alles Unglück der Welt bei dieser Gelegenheit sich wider mein Haupt verschwört, so bin ich verloren. Aber von allen Dingen, die ich in meiner gegenwärtigen Lage ersinnen kann, ist die Schlacht das einzige, was mir frommt; diese Arznei wird über das Schicksal des Kranken entscheiden, binnen wenigen Stunden."

Jede Zeile des Königs atmet seine rücksichtslose Entschlossenheit. „Entweder werde ich keinen Mann nach Berlin zurückführen, oder wir werden siegreich sein," hatte er gleich nach seinem Abgange zum Heere geschrieben. Und wenige Tage später: „Seid überzeugt, daß wir Schlesien behalten, oder Ihr werdet nur unsere Gebeine wiedersehen." — „Entweder will ich untergehen, oder ich will mich auf dem Fuße behaupten, auf dem ich mich befinde." Was er dem Minister in diesen vertraulichen Handschreiben sagt, läßt er ihm zur Bekräftigung seines unerschütterlichen Vorsatzes durch den Kabinettssekretär gewissermaßen offiziell wiederholen: „Se. Königl. Majestät deklarieren hierbei fort et ferme, daß an keine Zession des geringsten Stückes von Ober- oder Niederschlesien noch dem Glatzischen jemals zu gedenken sei, und daß, wenn der Wienerische Hof darauf insistierte, des Königs Majestät le tout pour le tout risquieren, und nichts oder alles verlieren wollen." Immer wieder erhält Podewils die Mahnung, nicht alles so schwarz zu sehen, nicht zu verzagen, aber zugleich gegen alle Schicksalsschläge mit stoischem Gleichmut gewappnet zu sein: „Werdet ebenso guter Philosoph, als Ihr guter Politiker seid, und lernt von einem Manne, der nie die Predigten von Elsner noch andere Predigten besucht hat, daß man dem Unglücke, das da kommt, eine Stirn von Erz entgegensetzen und noch bei diesem Leben auf Güter, Ehren und eitle Flitter verzichten muß, die uns nicht über das Grab nachfolgen." Den schroffsten Ausdruck dieses antiken Heldensinnes enthält das ergreifende Schreiben vom 27. April: „Ich habe den Rubikon überschritten, und ent-

weder will ich meine Macht behaupten, oder alles soll untergehen und alles, was preußisch heißt, mit mir begraben werden. Wenn der Feind etwas beginnt, so werden wir ihn so gewiß besiegen, oder wir werden uns alle niederhauen lassen, für das Heil des Vaterlandes und für den Ruhm der Dynastie. Mein Entschluß ist gefaßt; was Ihr auch unternehmen mögt, es ist unnütz, mir davon abraten zu wollen. Welcher Schiffskapitän ist feige genug, wenn er sich vom Feinde umringt sieht, wenn er alle Anstrengungen gemacht hat, sich los zu machen, und keine Rettung mehr sieht, daß er dann nicht hochherzig die Lunte in den Pulverraum wirft, um den Feind um seine Erwartung zu trügen? Denkt an die Königin von Ungarn, an diese Frau, die nicht verzweifelte, als ihre Feinde vor Wien standen und ihr die blühendsten Provinzen überschwemmten; und Ihr wolltet nicht den Mut dieser Frau haben! Jetzt da wir noch keine Schlachten verloren haben, da noch keine Schlappe uns beigebracht ist und da ein glücklicher Erfolg uns höher steigen lassen kann, als wir jemals gestanden haben! Stärkt Euren Mut, mein lieber Podewils, und gebt den andern davon ab, und wenn ein Unglück eintritt, davon ich sicherlich am meisten leiden werde, so tragt es mit Hochherzigkeit und Mut: das ist alles, was Cato und ich Euch sagen können."

Zur Beschwichtigung für Podewils fügt er hinzu: „Ihr denkt als ehrenwerter Mann, und wenn ich Podewils wäre, so würde ich ebenso denken." Für sich selbst aber nimmt er eine höhere, die echt königliche Verantwortlichkeit in Anspruch, „das wahre Majestätsrecht der Regierung", von dem der größte Apostel des politischen Idealismus, von dem Fichte gesprochen hat: das Recht, „gleich Gott um höheren Lebens willen niederes auf das Spiel zu setzen". Das Recht, viel eher die Fortdauer des Staates selbst auf das Spiel zu setzen, als den Staat erniedrigen zu lassen. Gewiß handelte es sich für den preußischen Staat in dem Kampfe für Schlesien um nichts Geringeres, als um die eben errungene Selbständigkeit der Stellung, um seine Großmachtstellung, um die staatliche Existenz im höheren Sinne. So verstand es der König,

so focht er den Kampf durch. Hier war eine Überzeugung, an der keine Zweifel und keine Bedenken ihm rütteln durften, von der keine Gewalt der Erde je ihn scheiden sollte. Schon jetzt begann es sich zu offenbaren, welche Unerschöpflichkeit des Widerstandes, welcher Hort von Trotz und Tapferkeit in dieser Brust beschlossen war.

Dem Könige stand es fest, daß er die Offensive in Böhmen nicht wieder aufnehmen dürfe. Sein Plan war, die Gegner in Schlesien zu erwarten, sie ruhig über die Berge kommen zu lassen und dann unter Zusammenraffung aller Streitkräfte ihnen in der Ebene, wo sie ihm nicht wieder, wie im vorigen Jahre so oft, ausweichen konnten, auf den Leib zu gehen. Die langgestreckte Grenzlinie mochte an allen anderen Punkten derweil den Einfällen und Verheerungen der ungarischen Freischaren ausgesetzt bleiben: „Wer alles bewahren will, bewahrt nichts," schreibt der König nachmals bei Erörterung seiner Maßnahmen vom Frühjahr 1745; „der wesentliche Gegenstand, an den man sich halten muß, ist des Feindes Heer."

Der König empfinde „gleichsam eine Espèce von Pressentiment," schreibt der Kabinettsrat Eichel am 2. Mai, „daß vor Derofelben die Sachen endlich doch noch einen guten Pli und Ausschlag nehmen würden." Es war vor allem im Blicke auf das Heer, daß Friedrichs Auge heller leuchtete. Wir sahen, wie die Mißerfolge des letzten Feldzuges das Vertrauen zwischen Feldherrn und Truppen erschüttert hatten. Um so bewundernswerter die Schnelligkeit, mit der es dem Könige gelang, das alte Verhältnis wiederherzustellen, dem Heere den Glauben an den Führer und damit das Selbstvertrauen wiederzugeben. Nichts anziehender als der Ton seiner Befehle an die Offiziere und Generale, der Takt, mit dem er Lob und Tadel spendet, die unbedingte Sicherheit, die er den Seinen gegenüber zeigt. Die Stimmung im Lager war bei der Ankunft des Königs aus Berlin doch noch so gedrückt, zugleich der Ton in den Offizierskreisen noch immer

so nörgelhaft gegen die Befehle von oben, daß der wackere Oberst Winterfeldt sich ingrimmig eine „Generalordre an alle Regimenter" wünschte, „daß kein Offizier sich unterstehen sollte, fürchterliche Zeitungen auszusprengen oder sein Raisonnement dahin abzugeben, als ob die Sachen übel ablaufen könnten." Den gegen die in Oberschlesien furchtbar hausenden Ungarn ausgesandten General La Motte enthob der König ungnädig des Kommandos, weil er sich von den ausgesprengten Zeitungen habe „ins Bockshorn" jagen lassen. Seinem Nachfolger, dem Generalmajor Hautcharmoi, schärfte er ein: „Emportiert Euch allezeit wie ein tapferer Mann und menagiert den Feind nicht, und unterrichtet Eure Offiziers, eben so gesinnet zu sein. Ich will keine timiden Offiziers haben; wer nicht dreist und herzhaft ist, meritiert nicht in der preußischen Armee zu dienen. Saget solches allen Euren Offiziers und Subalternes." Als auch Hautcharmoi in seiner Energie etwas nachzulassen schien, ward er bedeutet: „Wenn Ihr wollet, daß ich Euch lieb behalten und affektionieren soll, so müßt Ihr gegen den dortigen Feind nicht sowohl defensive als offensive gehen, alert sein und denselben bald hier bald dort alarmieren, um ihn in Echec und Respekt zu halten." Dem General Bredow, der sich auf seinem vorgeschobenen Posten in Jägerndorf „civiliter mortuus" glaubte, ließ der König schreiben: „Ich bäte ihn um Gottes willen, nicht so peinlich zu tun; ein Mensch, der sein Handwerk versteht, kann einen schlechten Ort defendieren, und ist dies eine Gelegenheit, da er sich darüber freuen soll, weil er dadurch seine Capacité bezeugen kann." Auch Graf Truchseß von Waldburg, der auf dem rechten Flügel, in Schweidnitz, die Vorhut kommandierte, bekam harte Worte des Tadels zu hören; ob er toll sei, fragt der König einmal, um jede Bagatelle Stafetten zu schicken: „Es scheinet, der Herr General schreibet gerne viel." Truchseß mußte sich endlich von dem Generalleutnant Dumoulin ablösen lassen, und dem Obersten Winterfeldt, der Dumoulin zur Seite gestellt wurde, versprach der König eine Statue, wenn er Truchseß' Fehler wieder gut mache. Winterfeldt lehnte die ihm zugedachte Auszeichnung

ab: „Wenn ja die Dépense gemacht werden soll," antwortete er in seinem handfesten Humor, „so will ich lieber das Geld davor nehmen und mich in Kloster Grüssau abmalen lassen, allwo ein Maler sein soll, der vor drei Taler ein ganz Porträt in Lebensgröße malt."

Mitte Mai hielt es Friedrich an der Zeit, das Heer zusammenzuziehen, da die Ankunft des Feindes bald erwartet werden durfte. Schon seit dem 29. April war das Hauptquartier in der alten Cisterzienserabtei Kamenz; der Mai hatte warme, sonnige Tage gebracht, man speiste täglich im Freien unter den großen Bäumen des Klostergartens, und der Abt Stusche sorgte für gute Tafelmusik. „Ich habe den Geist aller meiner Offiziere auf den Ton in die Höhe gestimmt, wie ich es nur wünschen kann," schreibt der König am 8. Mai, „ich habe ihnen Freudigkeit und Zuversicht eingehaucht, und wir werden alle unsere Schuldigkeit tun und mit unserem Blute besiegeln, daß die Feinde sich täuschen, wenn sie uns unwürdig behandeln oder uns eine Handlung abzunötigen denken, welche die Ehre des Staates, oder die Ehre eines jeden von uns insbesondere, verletzen würde."

Während Friedrich über die Absichten und Bewegungen seiner Gegner ausreichend unterrichtet war und die Richtung ihres geplanten Vorstoßes nach Niederschlesien zutreffend erkannte, gab man sich im Hauptquartier des Prinzen Karl von Lothringen, dem der bewährte Traun jetzt nicht mehr zur Seite stand, der Täuschung hin, daß die Preußen einer Schlacht ausweichen würden. So traf die verbündeten Österreicher und Sachsen, tags nach ihrem Austritte aus dem Grenzgebirge in den ersten Morgenstunden des 4. Juni, der sorgfältig vorbereitete Angriff des preußischen Heeres ebenso unerwartet wie wuchtig.

Schon um acht Uhr gehört das Schlachtfeld von Hohenfriedberg unbestritten den Preußen. So war dem Könige noch nie ein Morgen angebrochen. Nach den schwülen Jahren diplomatischer Flickarbeit und unfruchtbarer Versuchspolitik, nach den bangen Monaten der Rückzugskämpfe und der Verteidigungsqual hatten ihm diese vier Frühstunden die Erlösung

gebracht: der Gegner, der so oft ihm ausgewichen war, hatte sich auf grünem Plan zu der heißersehnten Abrechnung stellen müssen. Dieser helle, freudige, glänzende Sieg, er war die Ehrenrettung des preußischen Heeres, die Ehrenrettung des königlichen Feldherrn; der Glaube an seine Sache und an die Stimme in seiner Brust hatte ihm geholfen, der Kleinmut der Schwachherzigen war widerlegt.

In den meisten Menschen pflegen die Schicksalsschläge die Empfindung der menschlichen Abhängigkeit und das Bedürfnis höherer Hilfe, mit einem Worte das religiöse Gefühl, zu wecken oder zu steigern. Anders bei Friedrich, der in der Zeit der Gefahr und Ungewißheit nirgends eine Stütze gesucht hatte, als in sich selbst und in dem Bewußtsein der Pflichterfüllung, der jetzt aber nach der glücklichen Wendung seiner Geschicke, unter dem mächtigen Eindruck eines großen Erfolges, einen Beistand, den er nicht angerufen hatte, in der Entscheidungsstunde zur Seite gehabt zu haben glaubte. „Ich danke Gott für den mir geschenkten Sieg von Herzen, macht Ihr es ebenso," mahnte er seine Offiziere auf der Walstatt. „Gott hat meine Feinde verblendet und mich wunderbar in seinen Schutz genommen," sagte er zu dem auf solches Bekenntnis nicht gefaßten Marquis Valory, und der Gräfin Camas, der Witwe des ihm vor vier Jahren geraubten väterlichen Freundes, schrieb er: „Gott hat uns sichtlich in seinen Schutz genommen, der Vorsehung und meinen braven Offizieren verdanke ich mein ganzes Glück."

Des Siegers schönster Lohn war doch das Bewußtsein, mit sicherem Blick und fester Hand dem Heldenmut so vieler Tausende die Pfade des Erfolgs gewiesen, so viele heiße und treue Triebe zu großer, einheitlicher Kraftentfaltung zusammengefaßt zu haben. Die Dankempfindungen eines siegreichen Feldherrn und seines siegreichen Heeres werden jedesmal gegenseitige sein. Die Streiter von Hohenfriedberg dankten ihrem Führer durch die ungeheuchelte, uneingeschränkte Bewunderung seines Verdienstes, und der „König-Connetable" sprach von den Heldentaten seiner Heerscharen in heller Begeisterung: „Niemals haben die alten Römer etwas Glänzen-

deres getan," so schloß er, noch auf dem Schlachtfeld, seinen ersten kurzen Siegesbericht an Podewils. Und wenn der französische Oberst Latour, der doch soeben den Sieg von Fontenoy geschaut hatte, hingerissen erklärte, Hohenfriedberg sei eine Schlacht, wie sie noch nie gesehen worden sei, so sagte der König in warmer Empfindung: „Latour hat von der Tüchtigkeit unserer Truppen sprechen können; was mich anbetrifft, so möchte ich gerechte Anerkennung zollen ihrer Hingebung für das Vaterland, in der ein jeder kund getan hat, daß er lieber sterben wollte als nicht siegen. Welche Bildsäulen würde man nicht in Rom diesen Cäsars vom Regiment Baireuth errichtet haben!" — diesen Pasewalker Dragonern, die von ihrem Angriffe auf feindliches Fußvolk einen Wald von Feldzeichen als Siegesbeute mitbrachten, nicht weniger als sechsundsechzig österreichische Banner, einen Trophäenschatz, aus dem sich der Ehrgeiz eines ganzen Heeres sättigen ließe.

In der Dankesstimmung von Hohenfriedberg ist das schöne Blatt geschrieben, das der König in der folgenden Friedenszeit zum Preise seines Heeres seiner großen Lehrschrift über die Generalprinzipien vom Krieg einverleibt hat: „Ich habe Offiziere gesehen, die lieber starben als wichen; ich habe gesehen, wie sie und selbst die Gemeinen in ihrer Mitte keinen mehr dulden wollten, der Schwächeanwandlungen gezeigt hatte, von welchen man in anderen Heeren sicher kein Aufhebens machen würde; ich habe Offiziere und Soldaten gesehen, die schwer verwundet sich weigerten, ihren Platz zu verlassen und sich nach einem Verband umzusehen. Mit solchen Truppen würde man die ganze Welt bändigen, wären nicht die Siege ihnen selbst ebenso verhängnisvoll wie ihren Feinden."

„Die besten Alliierten, so wir haben, sind unsere eigenen Truppen," so hat Friedrich unmittelbar nach der Schlacht seinen Dank in ein wuchtiges, ewig gültiges Wort zusammengedrängt. Dem Offizierkorps gab er seine Zufriedenheit durch eine umfassende Beförderung zu erkennen: ein Parolebefehl sprach des Königs Bedauern aus, daß nicht alle, welche

es verdient hätten, an dieser Promotion teilnehmen könnten, und schloß dann an den Dank eine Mahnung — eine Mahnung ernst und feierlich gleich den Klängen des Hohenfriedberger Marsches: „So rekommandieren anbei Ihro Majestät allen und jeden Offiziers, den Ruhm der preußischen Nation und Waffen, den wir durch so viel Blut erworben haben, beständig zu Herzen zu nehmen und forthin gegen den Hochmut unrechtmäßiger Feinde auf solche Art zu behaupten, daß sie bei aller Gelegenheit gewahr werden, daß sie mit denselben Preußen zu tun haben, welche sich bei Hohenfriedberg einen unsterblichen Ruhm erworben."

Der Tag von Hohenfriedberg verschaffte dem Sieger Quartiere und Unterhalt in Feindesland. Aber gegen ein Vordringen in Böhmen über Königgrätz hinaus sprach die Erfahrung, die der König im Vorjahre gemacht hatte. Die reichsten Früchte seines Sieges hätte er in Sachsen pflücken können. Wenn er jetzt trotz des Einfalls der sächsischen Truppen in Schlesien die gekünstelte Unterscheidung gelten ließ, daß Sachsen sich nicht als kriegführende Partei, sondern lediglich als Auxiliarmacht an den Feindseligkeiten beteilige, so geschah das nur Frankreich zu Gefallen, das noch immer hoffte, den Kurfürsten von Sachsen durch die Kaiserkrone zu gewinnen. In dem Augenblicke, als Frankreich ein am Main aufgestelltes Truppenkorps zurückzog und damit die Partie in der Wahlstadt Frankfurt gegen den österreichischen Kandidaten für den Kaiserthron, den Gemahl Maria Theresias, endgültig aufgab, beschloß Friedrich, die Rücksichten gegen Sachsen fallen zu lassen. Das Kriegsmanifest gegen diesen Nachbarn war schon gedruckt und zur Veröffentlichung bestimmt, als die englische Diplomatie, um einer weiteren Ausdehnung des innerdeutschen Krieges vorzubeugen, sich durch einen förmlichen Vertrag, die Konvention von Hannover vom 25. August 1745, dafür einsetzte, den Wiener Hof zur Versöhnung mit

Preußen auf der Grundlage des Friedens von 1742 zu veranlassen.

Aber während der König von England damit die bindendsten Verpflichtungen übernommen hatte und seinem britischen Staatssekretär mehr als einmal beteuerte, daß er es mit dieser Konvention völlig aufrichtig meine, erklärte er dem österreichischen Gesandten im tiefsten Vertrauen, seine englischen Minister hegten böse Absichten und die Königin von Ungarn möge sich deshalb mit der Annahme der ihr von England gemachten Friedensvorschläge wohl vorsehen. Es bedurfte für die Königin dieser Warnung nicht. Sie versah ihr Heer in Böhmen mit der gemessenen Weisung zu einer neuen Schlacht. Vergebens harrte König Friedrich von Tag zu Tag, daß der Herzog von Lothringen aus Wien den Befehl zur Einstellung der Feindseligkeiten erhalten sollte. Die Erwartung eines unmittelbar bevorstehenden Friedens ließ ihn die dringendsten Vorsichtsmaßregeln verabsäumen; durch Entsendungen hatte er sein Heer, zum Teil für die Vorbereitung des Einmarsches in Sachsen, um mehr als die Hälfte der aus Schlesien mitgenommenen Truppen geschwächt. Die Rollen im Vergleich zu Hohenfriedberg waren ausgetauscht: am Morgen des 30. September waren die Preußen die Überraschten, Überfallenen.

Mit 22000 Mann hat König Friedrich am Tage von Soor 42000 Österreicher und Sachsen in einer Stellung besiegt, welche sie selbst für unangreifbar gehalten hatten. Er sei in der Suppe bis über die Ohren gewesen, schrieb er in derbem Deutsch an seinen in Berlin krank darnieder liegenden Kämmerer Fredersdorff. Und seiner persönlichen Fährlichkeiten inmitten der allgemeinen Krisis gedenkend, frohlockte er in einer Mischung von übermütigem Scherz und geheimnisvoller Überzeugung: „Siehst Du, mir tut keine Kugel was!“ Um ihn herum hatten Eisen und Blei furchtbare Ernte gehalten. Von seiner tapferen Infanterie war der vierte Mann tot oder verwundet auf dem Platze geblieben.

Je übermenschlicher das Ringen dieses blutigen Morgens

gewesen war, desto stolzer schwellte jetzt jede Brust das Hochgefühl, Erstaunliches, Unerhörtes geleistet zu haben. Man trug sich mit einer Äußerung des Königs, und jedermann im Heere mochte ihr beipflichten: da die Österreicher nicht verstanden hätten, ihn diesmal zu schlagen, so würden sie ihn niemals schlagen. Die helle Freude an der braven Tat ließ wenig Raum für die Gedankenbläße der kritischen Erwägung, daß dieser Sieg keine strategischen Wirkungen haben werde, und daß der Feldherr, ein Sieger wider Willen, sich die für ihn zwecklose Schlacht durch seine eigenen Fehler hatte aufnötigen lassen. Indem Friedrich selber solche Betrachtungen anstellte, knüpfte er daran das hochherzige Bekenntnis, daß sein Schicksal an diesem Tage in der Tapferkeit seiner Soldaten gelegen habe, durch welche die Fehler des Feldherrn ausgeglichen seien. Er hätte hinzusetzen dürfen, daß seine vor der Schlacht begangenen Fehler ihm Gelegenheit geboten haben, in gefährlichster Stunde die Eigenschaften zu bewähren, deren ein Verwalter des Schlachtfeldes vor allem bedarf und ohne die keine Tapferkeit noch Übung den Truppen von Soor zum Siege hätte helfen können: die Schwungkraft des Geistes und die geniale Sicherheit schnellen Entschlusses. Hatte schon der ganze Verlauf dieses Feldzuges von 1745 den Reichtum seiner rein persönlichen, seiner intellektuellen und moralischen Hilfsmittel gezeigt, so wiederholte der Morgen von Soor gleichsam in zusammengedrängtem Maßstabe den überwältigenden Beweis, welcher Steigerung angesichts der Gefahr diese geistige Spannkraft fähig war: man wird an den Gott der germanischen Sage erinnert, der erst dann in seine Asenstärke fährt, wenn die äußerste Bedrängnis ihn reizt.

Vierzehn Tage vor der Schlacht hatte König Georg in London auf einem Hoffeste den österreichischen Gesandten gefragt, ob er Nachrichten von dem Kriege in Böhmen habe; als Wasner versicherte, durch stete Neckerei im kleinen Gefecht hoffe Prinz Karl das preußische Heer bald sehr erheblich geschwächt zu haben, da hatte König Georg kopfschüttelnd erwidert: „Der König von Preußen wird an einem Tage

mehr tun, als Prinz Karl in sechs Monaten." Friedrich empfing die Depesche seines Gesandten, die ihm diese Äußerung meldete, unmittelbar vor der Schlacht. „So hat sich denn das Wort des Königs von England erfüllt," schrieb er Tags nach seinem Siege an Podewils.

Wie hatte doch die öffentliche Meinung ihr Urteil über Friedrichs militärische Begabung jetzt geändert. Nach der Schlacht bei Mollwitz hatten auch die Unberufensten, wie König Ludwig von Frankreich oder ein Horace Walpole sie bezweifeln und bespötteln zu dürfen geglaubt. Nach dem Feldzuge von 1744 urteilte man, wie schon berührt wurde, auch im preußischen Heere, daß man das militärische Genie des Königs sehr überschätzt habe und daß der König guten Rat von seinen Generalen nicht annehme. Jetzt wußte die Armee und wußte der Feind, daß Friedrich keinem andern seine Siege verdanke als sich selber. Die beiden glänzenden Tage von Hohenfriedberg und Soor schlossen den Spöttern und den Neidern, den Krittlern und den Dünkelhaften im feindlichen und im eigenen Lager den Mund. Was in der kecken, mutwilligen, zufahrenden Art des jungen Königs den meisten als hochmütige Anmaßung persönlicher Eitelkeit erschienen, das hatte jetzt den vollgültigen Beweis seines inneren Wertes, echtester Genialität für sich. Die feindlichen Generale, deren Urteil der Kabinettsrat Eichel während einer vierzehntägigen Gefangenschaft im österreichischen Lager kennen lernte, sprachen von dem Könige mit der höchsten Bewunderung. Friedrich hatte jetzt jenen gefürchteten Namen, den Ruf als der erste Kapitän seiner Zeit, einen Ruf, der neue glänzende Siege nur bestätigen, den alle Niederlagen nicht mehr erschüttern konnten.

Der Gewinn einer neuen Schlacht änderte nichts an dem Entschlusse des Königs, die Winterquartiere auf heimischem Boden im Bereich der schlesischen Magazine zu nehmen. Ehrenhalber lagerte er sechs Tage auf der siegreich behaupteten Walstatt und blieb dann noch bis zum 16. Oktober in dem Lager bei Trautenau, um die letzten Vorräte in dem böhmischen Grenzgebiete aufzuzehren. Er hatte unmittelbar nach

der Schlacht den Frieden nunmehr als „so gut wie sicher" betrachtet; er äußerte, der Königin dürfte jetzt von ihren Generalen die Überzeugung beigebracht werden, daß gegen die Preußen nichts auszurichten sei. Auch baute er noch immer auf England, ja ganz persönlich auf den Stolz und die Empfindlichkeit des englischen Königs, für den es vor dem ganzen Europa eine Ehrensache sei, seiner Konvention von Hannover Geltung zu verschaffen. Zugleich aber gestand er ein, daß sich der Philosophie des Zweifels, dem Pyrrhonismus, kein weiteres Feld eröffnen könne, als in der gegenwärtigen politischen Lage. Er seufzte, daß er unendlich darunter leide, sich immerfort zwischen Hammer und Amboß zu befinden. Das heiße nicht leben, sondern tausendmal sterben, wenn man seine ganze Zeit in Unruhe zubringen müsse. Indes erklärte er, daß er durch seine Rückkehr in die Hauptstadt die erregten Gemüter der Furchtsamen zu beruhigen gedenke; er nahm sich vor, nur Ruhe und Heiterkeit zur Schau zu tragen.

Auch von seinen „häuslichen Kümmernissen" wollte er die Außenwelt nichts merken lassen; das sei ein Kelch, so schrieb er an Podewils, dessen Bitterkeit er ganz allein leere. Die Stätten, die er nach achtmonatlicher Abwesenheit wieder betrat, waren ihm verödet. Binnen wenigen Wochen hatte ihm der Tod die beiden liebsten Freunde entrissen: am 24. Mai war Etienne Jordan gestorben, am 13. August sein Cäsarion, Dietrich von Keyserlingk. Der Verlust traf ihn in den dunkeln Stunden der Ungewißheit und Gefahr um so härter. Wie wundersam mutet uns in den herrlichen Briefen dieses denkwürdigen Sommers seine rührende Klage an, der Durchbruch tiefer Empfindung und Weichheit nach dem Glaubensbekenntnis des starren Stoizismus, in welchem wir ihn aller Lust und allem Leid der Erde Valet geben hörten. Gern verweilen wir im Vorübergehen einen Augenblick bei seinem Schmerze. „Sie ermessen," so weiht er die treue Gräfin Camas in seine Trauer ein, „wie schwer es einem Herzen fällt, das so weich wie das meine geschaffen ist, den tiefen Schmerz zu ersticken, den diese Verluste mir bereiten . . . Ich hatte mich auf

meine Heimkehr gefreut, jetzt fürchte ich mich vor Berlin, Potsdam, Charlottenburg, vor allen den Orten, die mir die trauervolle Erinnerung an Freunde wecken werden, welche ich für immer verloren habe." Mit wehmütiger Fürsorge legt er in einem andern Briefe aus dem böhmischen Feldlager der würdigen alten Dame die Erziehung des einzigen Kindes, des einjährigen Töchterchens seines Keyserlingk, an das Herz, auf daß die Tochter dereinst ihres Vaters wert sei. Und als der 13. September herankommt, klagt er der Gräfin: „Heute ist ein Monat vergangen seit der Veranlassung meiner Tränen und meiner Trauer. Glauben Sie nicht, daß das Gewirr der Geschäfte und die Drangsal der Zeitumstände meine Traurigkeit zerstreuen kann. Ich weiß jetzt aus Erfahrung, daß das eine schlechte Arznei ist. Nach dem Ungestüm der ersten Tage fühle ich mich jetzt weder getrösteter noch weniger traurig als bisher." Das schönste Denkmal aber seines Schmerzes und seiner Freundschaft ist der poetische Nachruf, den er „den Manen Cäsarions" gewidmet hat. Durch den Tod des Freundes zu der Erkenntnis gelangt, wie wenig seine Seele gegen das Unglück unempfindlich ist, schilt er die Anmaßung der Stoa, die das Gemüt gegen die Schicksalsschläge wappnen wolle; aber die Schlußverse der Elegie gehen doch wieder in den heroischen Grundakkord der großen Epoche von Hohenfriedberg und Soor über:

O glücklich, wem des grimmen Todes Wehen
Nicht rauben kann der heitren Stirne Adel,
Wer dem Verhängnis mag ins Auge sehen,
Von Schrecken frei und frei von Tadel.

Der König täuschte sich, wenn er von der Entmutigung im österreichischen Hauptquartier einen Rückschlag auf die Stimmung bei Hofe erwartete. Der Sieg, auf den Maria Theresia gerechnet, er hatte die Kaiserkrönung ihres Gemahls verherrlichen sollen, zu der das erlauchte Paar Ende September in Frankfurt eingetroffen war. Nun hatte sich in

den Krönungsjubel des 4. Oktober die Unglückskunde von Soor als ein schriller Mißklang gemischt; aber es schien, als ob jeder Unglücksschlag den Kriegseifer nur noch mehr anfachte, und der Wiedergewinn der Führerschaft im Reiche ließ nur um so lebhafter den Wunsch und die Notwendigkeit empfinden, den verhaßten Nebenbuhler niederzuwerfen. Wer durfte die Kaiserin-Königin tadeln, wenn sie einen Krieg, den sie nicht selbst entflammt, fortrasen ließ? Noch war ihre Lage nichts weniger als verzweifelt, weder militärisch noch politisch. Sein jüngster Sieg hatte dem Gegner nichts als die unfruchtbare Ehre des behaupteten Schlachtfeldes eingetragen; sein ganzes Verhalten seit dem Ausgang des vorjährigen Feldzuges zeigte zur Genüge, daß es ihm nur noch um die Verteidigung zu tun war, daß Maria Theresia für keines ihrer Länder mehr zu fürchten brauchte. Politisch aber eröffnete sich ihr eben jetzt die Aussicht, diese anmaßenden Verbündeten, die aus Zweckmäßigkeitsgründen der britischen Politik dem Hause Österreich den Sonderfrieden mit Preußen zumuteten, zu übertrumpfen durch einen Sonderfrieden mit Frankreich.

Aus dem böhmischen Feldlager in seine Hauptstadt zurückgekehrt, wurde der Sieger von Soor über die Absichten seiner Gegner, die Mark Brandenburg während des Winters mit einem Vorstoß durch die Lausitz vernichtend zu treffen, durch den schwedischen Gesandten in Dresden noch rechtzeitig aufgeklärt. Im Angesicht der neuen Gefahr verschärfte sich die politische Lage durch eine geharnischte Erklärung der Zarin, die für den Fall eines preußischen Angriffs auf das sächsische Gebiet die Entsendung russischer Hilfstruppen gegen Preußen ankündete. Zwei der erprobtesten Generale, der Erbprinz von Anhalt-Dessau und der Freiherr v. d. Goltz, beschworen den Minister Podewils, alles anzuwenden, um den König zu schleunigem Friedensschlusse zu bewegen; die Abtretung des im Vorjahre erworbenen Ostfriesland an Hannover und die Zahlung einer Kriegsentschädigung von zwei Millionen Talern an Sachsen sollte da als kein zu hoher Preis erscheinen.

Ein Winterfeldzug von vier Wochen brachte die Entscheidung. Dem Vormarsch der Österreicher über die sächsische Grenze in die Oberlausitz folgte aus Schlesien der preußische Angriff auf dem Fuße. Das siegreiche Gefecht bei Katholisch-Hennersdorf (23. November) störte den Gegnern ihr strategisches Konzept, und dem elbaufwärts in Sachsen eingedrungenen zweiten preußischen Heer bereitete der alte Fürst von Dessau den Sachsen die entscheidende Niederlage bei Kesselsdorf (15. Dezember), noch ehe ihre flußabwärts bis Dresden vorgedrungenen Verbündeten ihnen die Hand reichen konnten.

Wohl hatte Maria Theresia im vorigen Sommer erklärt: und wenn sie morgen mit dem König von Preußen Frieden schließen müsse, noch heute wolle sie ihm eine Schlacht liefern. Auch hätten sich ihre Paladine, wäre die leidenschaftliche und entschlossene Frau persönlich zur Stelle gewesen, gewiß noch einmal für sie schlagen müssen. So aber traten die Österreicher wie die Sachsen den Rückzug nach Böhmen an, Dresden kapitulierte, und in der Frühe des 18. Dezember zogen die preußischen Bataillone mit klingendem Spiele durch die Festungstore; im achtspännigen Wagen, als Triumphator, folgte ihnen ihr König.

Wie oft hatte er auf der stolzen Siegesstraße, die ihn von Hohenfriedberg über Soor nach Dresden geführt, seinen Gegnern den uneigennützigsten Frieden angeboten. Sie hatten ihn zurückgewiesen und immer von neuem die Entscheidung der Waffen angerufen, und jedesmal war sie für Friedrich ausgefallen. Die Versuchung zur Wiederaufnahme der großen Entwürfe, mit denen der Krieg begonnen war, die Versuchung zum Übermut und zur Selbstüberhebung hätte nahe genug gelegen. In seinen für die Öffentlichkeit bestimmten Kriegsberichten wie später in seinen historischen Denkwürdigkeiten von seinem persönlichen Verdienstanteil an den glänzenden Erfolgen stets stumm, gibt der königliche Feldherr in den vertrauten Briefen an Podewils seiner hellen Siegesfreude und seinem berechtigten Selbstgefühle bisweilen unverhohlenen Ausdruck: „Ich habe meinen Staat von dem grimmsten Un-

heil gerettet . . . Ich schwöre Ihnen, daß ich mich an Wachsamkeit und Schnelligkeit übertroffen habe." Aber der einzige Zweck, für den er jetzt kämpft, bleibt immer: „Ich will lieber mit dem Frieden als mit dem Siege nach Berlin zurückkehren; vielleicht wird der Himmel meine Wünsche unterstützen." Seine Stimmung in diesen ereignisvollen Wochen nach der Schlacht bei Soor und während des Winterfeldzuges war gleichmäßig ruhig, rein, gehoben, man möchte sagen weihevoll. Die erhebenden Eindrücke von Hohenfriedberg wirkten fort. Mit schlichtem Ernst empfiehlt er sich der Vorsehung, die über das Geschick der großen Staaten wache; ihr erklärt er seine Erfolge danken zu wollen. Zugleich ist es wieder das Bewußtsein der Pflichterfüllung, in welchem er seine Kraft sucht und findet: „Ich habe", so schreibt er an Podewils, „alles getan, was menschenmöglich von mir abhängt; ich stelle das Übrige der Vorsehung anheim und habe nichts versäumt und nichts mir vorzuwerfen . . . Ich freue mich, daß alle Welt uns die Gerechtigkeit widerfahren läßt, die wir verdienen, und daß der Staat und die öffentliche Meinung mir nichts vorwerfen können . . . Der Himmel ist mein Zeuge, daß ich an all dem Übel, was vorgeht, unschuldig bin, daß ich lange genug ausgewichen bin, und daß ich nicht eher zu dem äußersten Entschlusse gegriffen habe, als bis es nicht mehr in meiner Macht stand, anders zu handeln. Ich schmeichle mich, daß der Himmel die Reinheit meiner Absichten unterstützen wird, und daß wir endlich den so ersehnten Ausgang finden werden."

Nunmehr, da er in die bezwungene Hauptstadt Dresden eingezogen war, hat er seine Gegner auf Karl XII. hingewiesen, der hier in Sachsen vor vierzig Jahren die Besiegten in ganz anderer Weise gedrückt habe. Ohne Anmaßung durfte er für die Sammlung einer Anzahl der während der Verhandlungen gewechselten Briefe und Schriftstücke, deren Veröffentlichung er demnächst veranlaßte, das Motto wählen: Sich selbst besiegen, königlicher Sieg — sui victoria indicat regem. Er ging nicht mehr von dem Entschluß ab, dem er

nach dem Siege bei Soor Ausdruck gegeben hatte: „Ich zeige Europa viel Mäßigung; vielleicht wird das die Leute von der Vorstellung des ausschweifenden Ehrgeizes, den sie mir beilegen, zurückbringen."

Außer einer Kriegskontribution von einer Million Talern ward den Sachsen keinerlei drückende Bedingung auferlegt; maßgebend für den Frieden blieb die Konvention von Hannover. Auch den Österreichern wurde nach wie vor der Ausgleich auf dieser Grundlage angeboten; aber freilich blieb ihnen die Demütigung nicht erspart, jetzt im Hauptquartier des Siegers um Frieden bitten zu müssen.

Am Weihnachtsmorgen war die Doppelurkunde des Dresdener Friedens unterzeichnet. Auch Kurpfalz und Hessenkassel waren in den Vergleich aufgenommen, die Bundesgenossen Preußens, die Mitglieder der längst vergessenen Frankfurter Union. Des Bürgerkrieges in deutschen Landen war ein Ende, und das Reich hatte nach fünf Jahren wieder einen einhellig anerkannten Kaiser.

Einen Kaiser, den Österreich dem Reiche gesetzt hatte. Einen Kaiser, der nie etwas anderes gewesen ist, als der Mann seiner Frau, als der Statthalter der Herrscherin über Österreich; gleichsam ein Reichsverweser für die Übergangszeit, bis der junge Erzherzog, in dessen Adern das Blut der Habsburger rollte, bei seinen Jahren war. In der so erfolgten Wiederanerkennung des Jahrhunderte alten Anspruches auf die Vorherrschaft im Reiche lag für die österreichische Macht ohne Frage ein großer Triumph, und für den König von Preußen, der diese österreichische Macht hatte eindämmen und schwächen wollen, der in seinem Manifest vom Sommer 1744 als Schirmvogt und Schiedsrichter Deutschlands aufgetreten war, eine empfindliche Niederlage. Um so mehr, wenn die Wiederherstellung des österreichischen Kaisertums von den Reichsgenossen jetzt keineswegs als ertrotzte Zwingherrschaft empfunden wurde: daß Österreich als der natürliche Führer im Verteidigungskampfe gegen die Vergewaltigungsgelüste der Franzosen galt, daß Österreich zur Zeit tatsächlich in diesem Kampfe voranstand, solches verschaffte der von der

Mehrzahl der Kurfürsten getroffenen Wahl in deutschen Landen freudige Zustimmung. Ganz vergessen schien der schimpfliche Vorgang von 1735, wo der letzte Mann vom Hause Habsburg, der allzeit Mehrer des Reiches zu sein gelobt hatte, die alte lothringische Westmark, das bisher mit rühmlicher Ausdauer verteidigte Schutzland, aus schnödem Eigennutze an eben dieselben Franzosen verraten und verkauft hatte, und das zu einer Zeit, wo alle Reichsstände einmütig in stattlicher Waffenrüstung dem Kaiser zur Seite standen. Statt der eigenen Schuld zu gedenken, verfolgten die Hauserben Karls VI. jetzt von Wien aus seinen wittelsbachischen Nachfolger auf dem Kaiserthrone noch über das Grab hinaus mit der gehässigen Anklage, daß er als Preis für die Kaiserkrone und die Waffenhilfe dem Reichsfeinde weite Lande und ungezählte Städte habe ausliefern wollen: als angeblicher Beweis wurde der berüchtigte Nymphenburger Vertrag ins Treffen geführt, der allerdings ein Seitenstück zu dem Wiener Frieden von 1735 sein würde, wenn er anders nicht von den Gegnern des siebenten Karl verleumderisch erdichtet worden wäre. Auch predigten sie jetzt zu Wien allem Volk im Reiche den Rachekrieg gegen Frankreich zur Wiedereroberung Lothringens, des durch den habsburgischen Kaiser selbst vom Reichskörper abgetrennten Gliedes, und wollten den König von Preußen des Hochverrats zeihen, weil er durch seine Schilderhebung den Siegeslauf der österreichischen Waffen von Elsaß und Lothringen abgelenkt habe. Wie wenig indes die österreichische Kriegsführung, auch wenn ihre Kraft unzersplittert blieb, dem mächtigen Frankreich jenseits des des Rheines und der Maas, dort wo der Riese in steter Berührung mit der mütterlichen Erde seine Stärke immer erneute, etwas Ernstliches anzuhaben vermochte, das hat der Ausgang des österreichischen Erbfolgekrieges zur Genüge gelehrt. Und bald kam dann die Zeit, wo auch das Kaisertum Franz I. nach dem von Karl VI. gegebenen Beispiele in die Auslieferung alter Grenzlande an die Fremden willigte, wo es vor aller Welt offenbar ward, daß in Wien die Aufgabe des Reichsschutzes hinter dem Hausinteresse zurücktrat, daß alles Sinnen und

Trachten der österreichischen Politik nur gerichtet war auf Schlesien.

Jetzt zur Zeit aber hatte Maria Theresia auf dieses Schlesien zum zweiten Male feierlich verzichten müssen: was bedeuteten gegen solches Opfer die Enttäuschungen, die der König von Preußen im Verlaufe dieses Krieges erfahren hatte? Die Nachricht von dem Friedensschlusse, als sie nun wirklich kam, erschütterte und beugte die tapfere und stolze Frau mehr, als vorher die Kunden von den Niederlagen ihres Heeres. Nimmer und nimmermehr, so erklärte Maria Theresia, hätte sie bei Eröffnung des Feldzuges geglaubt, daß es je dahin kommen könne. Selbst die Zustimmung zu dem ersten Frieden mit Preußen war ihr minder hart angekommen. Denn damals hatte sie zuversichtlich gehofft, sich in der Nachbarschaft einen Ersatz für die verlorene Provinz zu schaffen. Jetzt aber war auch das „Äquivalent für Schlesien", das eroberte Bayern ihren Händen entglitten; da ihm die Erneuerung des Breslauer Vertrages mit Preußen folgte, erwies sich der Füssener Friede mit Bayern als eine hochherzige und unkluge Übereilung.

Und hier liegt, wie uns scheint, die vornehmste Bedeutung dieses zweiten schlesischen Krieges für den weiteren Verlauf der deutschen Geschichte. Nicht bloß das Schicksal Schlesiens, auch das Schicksal Bayerns ist in dem erneuten Kampfe zwischen Preußen und Österreich entschieden worden. Einen Augenblick, als der erste Angriff gegen die Erbtochter Karls VI. eingeleitet wurde, hatte Bayern nach dem „großen Lose" gestrebt, und der König von Preußen hatte erklärt, sich mit einem Nebengewinn begnügen zu wollen. Dann war eine Zeit lang die territoriale Selbständigkeit Bayerns ernstlich gefährdet gewesen. In dem einen wie dem anderen Falle hätte sich im katholischen Süden Deutschlands eine große, geschlossene Macht zusammengefügt und beherrschend aufgetürmt. Damit aber würde der Gegensatz zwischen Süd und Nord und der Gegensatz der kirchlichen Bekenntnisse sich notwendig gesteigert haben, der deutsche Dualismus hätte sich verewigt, der in unseren Tagen erfolgte Anschluß der rein-

deutschen Gemeinwesen des Südens an die Staatengemeinschaft des Nordens wäre kaum je zu hoffen gewesen. Jetzt war im Wechsel des Kriegsglückes der Fortbestand sowohl der österreichischen wie der bayrischen Macht gesichert worden. Die von König Friedrich 1744 wieder aufgenommenen Pläne, Böhmen und noch andere Stücke der habsburgischen Erbschaft dem Kurfürsten von Bayern zu gewinnen, und die Entwürfe Maria Theresias zur Eroberung von Bayern waren gleichmäßig beseitigt. Weder Österreich noch Bayern waren in Süddeutschland übermächtig geworden.

Der erste schlesische Krieg hatte den deutschen Dualismus geschaffen, der zweite schlesische Krieg hat dem deutschen Dualismus sofort in der Epoche seiner Entstehung die Möglichkeit künftiger Lösung offen gehalten. Kein wirkliches Gleichgewicht der Kräfte zwischen den beiden feindlich wetteifernden Staaten Preußen und Österreich war vorhanden; bereits jetzt hatte in Deutschland der junge Staat den alten überflügelt. Reindeutschen Ursprungs und Charakters und durch neues deutsches Gebiet mächtig verstärkt, brauchte Preußen in Norddeutschland, da weder Sachsen noch Hannover ihre Eroberungspläne auszuführen vermocht hatten, schon keinen Nebenbuhler mehr zu fürchten. Österreich dagegen, dessen nationale Grundlagen jüngst durch die Einverleibung Ungarns und der südslawischen Nebenländer so wesentlich verschoben waren, es hatte den Verlust des deutschen Schlesiens durch keinen entsprechenden Gewinn an deutschem Lande ausgleichen können. Aus Schlesien zurückgedrängt, stand der österreichische Staat schon nur mit einem Fuße in Deutschland: darin lag die tiefe Wahrheit jenes bitteren Wortes Maria Theresias, daß ohne Schlesien die Kaiserkrone nicht des Tragens wert sei. Der erneute Versuch des Hauses Österreich, zur Stärkung seiner deutschen Stellung den Ersatz für Schlesien in Bayern zu gewinnen, führte noch bei Lebzeiten König Friedrichs zu dem Bunde deutscher Fürsten unter preußischer Führung, der, vorbildlich für das Reich der Zukunft, den österreichischen Staat von sich ausschloß.

König Friedrich täuschte sich über die Entfernung, die ihn

von diesem Ziele noch trennte, wenn er hier in Dresden 1745 geglaubt hat, daß es schon jetzt ihm vergönnt sein werde, die mächtigsten deutschen Höfe, die Kurfürsten von Sachsen und von Bayern, von der Pfalz und von Köln, durch ein politisches Bündnis an Preußen zu knüpfen. In der glücklichen Stimmung dieser friedebringenden Weihnachtstage nahm er sich von den Losen seiner Zukunft nur die heiteren im Geiste voraus, ohne auf das erste, entfernte Aufleuchten des heraufziehenden Unwetters zu achten, das dereinst unter dem schreckensvollen Zeichen des Dreibundes über seinem Haupte sich entladen sollte. Er las hinweg über die absichtlich verletzenden Wendungen in dem Briefe, durch den ihm der König von Frankreich sein Gesuch um „Hilfe mit Rat und mit Tat" kalt abschlug: wer sei fähiger, sich selbst Rat zu erteilen, so hieß es in dem von Hochmut und übler Laune eingegebenen Schriftstücke, als König Friedrich? Er habe nur die Ratschläge zu befolgen, die sein Geist ihm diktieren werde. Friedrich verweilte auch nicht lange bei der Betrachtung, daß die Feindseligkeit eines Bestushew um so leidenschaftlicher auf Rache sinnen werde, je schuldiger sich der russische Kanzler Preußen gegenüber fühlte: „Möge der allgütige Gott uns behüten," so seufzte Bestushew im ersten Schrecken über den trotz Rußland den Sachsen aufgenötigten Frieden, „daß er — der König von Preußen — von den hiesigen Rüstungen nichts erfährt und uns nicht ebenso zuvorkommt, wie er es mit den Sachsen getan hat."

Die Hoffnung, selbst Sachsen, das bisher so erbitterte, das jetzt am Boden liegende, für seinen Gedanken eines Kurfürstenbundes zu gewinnen, hatte Friedrich aus einem Gespräch mit dem sächsischen Ministers Hennicke geschöpft; denn das große Entgegenkommen, das den Bevollmächtigten König Augusts während der Verhandlungen gezeigt wurde, hatte die Eisrinde um ihr Herz schmelzen lassen. Alles eben wurde von dem Sieger darauf angelegt, in dem mit den Waffen bezwungenen Dresden auch moralische Eroberungen zu machen. Vortrefflich wirkten zusammen die Mannszucht und Gutartigkeit der preußischen Truppen und die gewinnende Leut-

seligkeit ihres königlichen Feldherrn, seine Huld gegen die in der Hauptstadt zurückgebliebenen Königskinder, sein Appell an die religiösen Gefühle der protestantischen Untertanen eines katholischen Herrschers. Alsbald nach dem Einmarsch in Sachsen hatte er sich überzeugen können, daß die Stimmung im Kurfürstentum, zumal nach den Ausschreitungen, welcher sich die aus Rand und Band gekommenen Truppen des Lothringers während ihres kurzen Besuches schuldig gemacht hatten, ihm und den Seinen sich zuwendete; jetzt machte es auf die evangelische Bürgerschaft Dresdens einen tiefen Eindruck, daß der Landesfeind tags nach seinem Einzuge in die Hauptstadt bei dem Gottesdienste in der Kreuzkirche in ihrer Mitte erschien. Wo der König von Preußen in den Straßen sich zeigte, empfing ihn ehrfurchtsvoller, fast sympathischer Gruß. Zwar hielten sich die Damen der Stadt in augenfälliger Weise fern, als Friedrich den „Arminio", die neueste Schöpfung des Meisters Hasse, im Opernhause sich vorführen ließ; aber in den Gemächern der Fürstin Lubomirska, deren Palast auf der Kreuzgasse das Hauptquartier aufgenommen hatte, huldigten auch sie dem Stern und der Liebenswürdigkeit des jugendlichen Eroberers.

Das aggressive Anfangslustrum seiner Regierung lag jetzt hinter ihm, die zweite Sturm- und Drangperiode seiner Entwicklung. Er hatte die Schranken seines Vermögens, der politischen und militärischen Leistungsfähigkeit Preußens erkannt und allen Eroberungsplänen aufrichtig entsagt; er hatte in der Beschränkung sich als den Meister bewährt. Er werde fortan keine Katze mehr angreifen, äußerte er zu Dresden in seiner drastischen Art, es sei denn, daß man ihn dazu zwinge: er betrachte seine militärische Laufbahn als abgeschlossen. Sein Ehrgeiz war gesättigt und innerlich überwunden. Doch war der mit Ruhm bedeckte Held zu seinem schönsten Glück noch ganz fähig, sich seines Ruhmes von Herzen zu freuen. Es war der Höhepunkt seines Lebens, nie ist ihm wieder in gleicher Art volles Genüge geworden. „Leben und leben lassen", so lautete hier in Dresden der freudige Vorsatz seines noch unenttäuschten, unverbitterten Optimismus. Er glühte, im

Siegerkranz sich ganz den Werken des Friedens zu weihen, sein durch kriegerische Eroberungen erweitertes und gestärktes Reich zu mehren an den Gütern der Wohlfahrt und der Aufklärung. So kehrte er in das errettete Vaterland zurück, von den dankbaren Untertanen schon jetzt mit dem Ruhmestitel des Großen begrüßt, den die Nachwelt anerkannt hat.

V

Neue Aufgaben

Das Vermächtnis, das der erste Träger der preußischen Königskrone in diesem Wahrzeichen seinen Nachfolgern hinterlassen hatte, war vollstreckt. In glänzender Kraftprobe war die Natur des „Zwitterwesens zwischen Königreich und Kurfürstentum" auf einmal festgestellt worden. „Die Erwerbung von Schlesien kann das Haus Brandenburg als die Epoche seiner Größe betrachten," durfte König Friedrich mit berechtigtem Selbstgefühl jetzt sagen. Aber wie die großen Männer die Aufgaben historischer Entwicklung nicht nur lösen, sondern auch stellen, so lastete auf dem jungen Staate von nun an die andere schwere Verpflichtung, die rasch erkämpfte Stellung einer Macht unter den alten Mächten auf doch immer sehr schmaler Grundlage zu behaupten. Es war das neue Problem der preußischen Geschichte, an dessen Lösung über ein Jahrhundert Geschlecht auf Geschlecht sich abgemüht hat.

Die bewaffnete Erhebung des Jahres 1744 entbehrte nicht der inneren Folgerichtigkeit, insofern auf der eingeschlagenen Bahn noch nicht innegehalten werden konnte und die erworbene Weltstellung sich entscheidend nur sichern ließ durch neue Erwerbungen. Der Versuch dazu war gescheitert. Über die Grenzen seiner Machtmittel jetzt genau belehrt, gelobte sich König Friedrich noch während des Krieges: „Einmal diesem Sturm entronnen, wollen wir uns ruhig im Hafen halten und ihn nicht wieder verlassen." Bald nach dem Friedensschlusse, im Juni 1746, spricht er gelegentlich von seinem „jetzigen System", einem System, das er dem Minister Podewils in der Formel umschrieben hat: er werde sich in

nichts mehr einmischen, das sei der Plan, den er sich jetzt gemacht habe; er werde die Dinge gehen lassen, wie sie könnten und wollten, dabei hoffe er am besten zu fahren und am weitesten zu kommen.

Ohne Frage schloß diese Enthaltungspolitik im Grunde einen Widerspruch ein, da jenem unabweisbaren Bedürfnis des Staates nach fernerer Abrundung und Erweiterung eben noch nicht Genüge geschehen war. Und wenn jetzt der König von Preußen an alle Türen klopfte, um völkerrechtliche Bürgschaften für den Dresdener Frieden und den Besitz von Schlesien zu erhalten, so könnte dieses Bemühen schier an Karls VI. Jagd nach Garantien für die pragmatische Sanktion erinnern. Nur daß Friedrich sich doch hütete, die Schutzbriefe für Schlesien über ihren Preis zu bezahlen, und stets eingedenk blieb, daß er sich auf stärkere Bürgen als jene Pergamente stützen müsse.

„Lieblingskinder des Mars," so ruft er poetischen Schwunges in diesen Friedensjahren seinen Preußen zu, „hütet euch wohl, daß nicht Trägheit, Dünkel und Verweichlichung eure Sitten verderben; ihr Helden, deren kühne Taten dieses Reich erhöht haben, behauptet euer Werk, daß euer Ruhm nicht bleiche; wer dem Gipfel nah stillestehen will, des Fuß wird leicht zurückgleiten."

So war es denn auch in Wahrheit des Königs Meinung nicht, seinem Staate auf halbem Wege Halt zu gebieten, wenn er jenes Friedenssystem aufstellte. Nicht als ein ewig gültiges Gesetz ward es verkündet, es ergab sich aus den Zweckmäßigkeitsrücksichten der Gegenwart. Für seine eigene Lebenszeit glaubte der Begründer der preußischen Großmachtstellung mit diesem System auszukommen; seinen Nachfolgern wies er weitere Ziele. Wie schon die Einbildungskraft des Kronprinzen Friedrich sich mit der Verbesserung der preußischen Landkarte beschäftigt hatte, so erging sich auch der König gern für die Zukunft Preußens in derartigen „Rêveries politiques"; denn so bezeichnet er die in seinem politischen Testament vom 27. August 1752 niedergelegten Gedanken über die Aufgaben künftiger Vergrößerungspolitik,

die den preußischen Staat, die künstlich hergestellte Macht, auf die Stufe einer wirklichen Großmacht emporheben soll. Als Gebiete, die dem Staate zu der ihm fehlenden Rundung dienen mögen, erscheinen in dieser Vision Polnisch-Preußen, Schwedisch-Pommern, das Kurfürstentum Sachsen vor allem, falls es in einem neuen Kriege gegen Österreich gelingen sollte, das Königreich Böhmen zu erobern, um es dann gegen Sachsen einzutauschen.

Aber von wie vielen Voraussetzungen wollte Friedrich einen Eroberungskrieg gegen Österreich, der Aussicht auf Erfolg bieten sollte, abhängig machen! „Die Hauptpunkte wären," sagt das politische Testament in diesem Zusammenhange, „daß Rußland und die Königin von Ungarn einen Krieg gegen den Türken, gegen Frankreich und den König von Sardinien zu bestehen hätten." Und zwar einen Krieg gegen einen Sultan von dem Schlage Solimans und gegen ein Frankreich mit der Tatkraft der Zeiten Richelieus oder Mazarins: „Bestushew in Rußland gestürzt, sein Nachfolger gewonnen, ein Soliman auf dem Thron von Konstantinopel, eine Minorennitätsregierung in England, ein ehrgeiziger und allmächtiger Premierminister in Frankreich — dann und bei solcher Gestaltung der Dinge ist es Zeit zu handeln, obgleich es auch dann nicht erforderlich ist, unter den ersten auf der Bühne zu erscheinen."

Und so hat denn der Verfasser des Testaments, da wo er nicht in „politischen Träumereien" schwelgt, sondern die Gesichtspunkte seiner praktischen Politik, sein gegenwärtiges politisches System darlegt, d. h. in dem „De la politique extérieure" überschriebenen Abschnitte, die hochfliegenden Entwürfe mit bestimmten Worten von sich abgelehnt: „Was wir auch vom Kriege erwarten können, mein gegenwärtiges System ist den Frieden zu verlängern, so lange es geschehen kann, ohne die Majestät des Staats zu verletzen. Es steht uns nicht an, den Krieg wieder anzufangen. Ein coup d'éclat, wie die Eroberung von Schlesien, ist den Büchern vergleichbar, deren Originale gelingen, deren Nachahmungen abfallen. Wir haben durch die Erwerbung von Schlesien den Neid

von ganz Europa auf uns gezogen, das hat alle unsere Nachbarn rührig gemacht. Da ist keiner, der uns nicht mißtraute. Mein Leben ist zu kurz, um sie in die beruhigte Stimmung zurückzuversetzen, die unseren Interessen zusagt. Wie könnte in der jetzigen Lage ein Krieg uns frommen, da Rußland in starker Waffenrüstung an unseren Grenzen steht und nur auf den günstigen Augenblick zum Handeln wartet, allerdings abhängig von den Subsidien Englands, und da eine Diversion der russischen Macht alle unsere Entwürfe von Anbeginn unserer Operationen umstoßen würde!"

Noch eine andere Erwägung sprach gegen den Krieg. In dem politischen Testament wird Europa eine Republik von Souveränen genannt, die sich in zwei mächtige Parteien scheide. Bei dem Gleichgewicht, das die beiden mächtigsten Staaten, Frankreich und England, an der Spitze ihrer Bundesgenossenschaften einander hielten, seien den kriegführenden Mächten große Eroberungen fast unmöglich gemacht. So seien alle Kriege mit Unfruchtbarkeit geschlagen, wofern man sie nicht mit gewaltiger Überlegenheit und unaufhörlichem Glück führe.

Frankreich und England betrachtete König Friedrich damals innerhalb des europäischen Staatensystems als die beiden einzigen Mächte, die völlig selbständig Politik treiben könnten. Sardinien, Dänemark, Schweden, Polen und Portugal wollte er nur als Staaten dritten Ranges gelten lassen, da sie ohne fremde Subsidien der Fähigkeit sich zu rühren entbehrten. Rußland und die Türkei als „halbasiatische Staaten" außer Betracht gelassen, blieben dann nach Friedrichs Einteilung als eine Gruppe für sich, als Mächte zweiten Ranges, Spanien, Holland, Österreich und Preußen, alle vier bis zu gewissem Grade von den beiden Vormächten abhängig. „Preußen ist," sagt der preußische König, „weniger formidabel als das Haus Österreich, aber hinreichend bei Kräften, um von sich aus die Kosten eines nicht zu schweren und nicht zu langen Krieges zu bestreiten. Die Lage seiner Provinzen, die, fortwährend durchschnitten, vom Osten bis zum Nordwesten Europas reichen, vervielfältigt die Zahl seiner Nachbarn ins Unendliche. Seine Finanz- und Industriepolitik

erlaubt ihm, die Zeitumstände zu ergreifen und mit Nachdruck die Gelegenheiten auszunützen, aber Klugheit muß ihm Halt gebieten, wenn es sich zu weit gehen lassen will."

„Die großen Monarchien," so war Friedrichs Überzeugung, „gehen ihren Weg von selber, trotz eingerissener Mißbräuche, und halten sich durch ihr Gewicht und ihre innerliche Stärke; die kleinen Staaten werden schnell zermalmt, sobald nicht alles bei ihnen Kraft, Nerv und Lebensfrische ist." Vorerst aber ward in dem kleinen Preußen der Mangel an natürlicher Schwere, an Autarkie im Sinne des antiken Staatsbegriffes, noch voll ersetzt durch die jugendliche Schwungkraft eines von Grund aus gesunden, durch einen strengen Zuchtmeister der Trägheit entrissenen, auf das äußerste angespannten Staatswesens, vor allem aber durch die unvergleichliche Tatkraft, Entschlossenheit und Seelenstärke des jungen Herrschers.

Nach dem zweiten schlesischen Kriege hat Franz I. einen holländischen Diplomaten versichert, des Königs von Preußen Marotte sei: Friedrich ist einzig. Der Kaiser wollte wissen, daß Friedrich gesagt habe, er würde die eine Hand darum geben, wenn er Schlesien bei seinen Lebzeiten behaupten könnte und wenn die Königin von Ungarn es nach seinem Tode zurückgewänne, damit es dann heiße, er allein sei fähig gewesen, Schlesien zu verteidigen. In demselben Sinne, nicht minder vorurteilsvoll als der Vater, hat noch 1772 Joseph II. der Behauptung zugestimmt, eine der Lieblingsmaximen des Königs von Preußen sei: Nach uns die Sündflut! Und solche Nachrede ereilte den hochherzigen Fürsten, der 1752 in seinem politischen Testament die Nachwelt mahnte: „Auf daß das Geschick des Staates gesichert sei, ist es nötig, daß sein Wohl nicht abhängt von den guten und schlechten Eigenschaften eines einzelnen Menschen, sondern daß er sich durch sich selbst aufrecht erhält."

Seine persönliche Leistungsfähigkeit schlug Friedrich dabei noch zu gering an. Daß Preußen im gleichzeitigen Kampf mit den drei großen Kontinentalmächten bestehen könnte, das hätte er, bevor die Erfahrung ihn widerlegte, nicht für möglich gehalten — seine Erörterungen über die denkbaren Fälle

politisch-militärischer Parteigruppierung beweisen es. Und gewiß, ohne die Heldenhaftigkeit des Herrschers hätte das Preußen Friedrichs des Großen nie die Probe seiner „Autarkie" abgelegt, den Beweis nie beigebracht, daß es aus eigener Kraft seine staatliche Selbständigkeit auch gegen die Übermacht zu verteidigen vermöge.

Die Botschaften von dem Siege bei Kesselsdorf und der Einnahme der sächsischen Hauptstadt hatten der allzu schnell verzagten Einwohnerschaft Berlins das volle Gefühl der Sicherheit wiedergegeben. Die in die inneren Stadtteile geflüchtete Vorstadtbevölkerung wagte sich wieder vor die Tore, während die Auswanderung der Vornehmen, die sich auf ihren Landsitzen sicherer geglaubt hatten, durch eben diese Tore zurückflutete. Einen Festesjubel, wie er beim Einzuge des Königs, und wieder am Tage der feierlichen Verkündigung des Friedens durch den Wappenherold, die Straßen erfüllte, hatte Berlin noch nicht gesehen. Aber während vor den Augen der staunenden Menge sich in strahlender Umleuchtung die Pforten eines eilig hergerüsteten Janustempels schlossen, schwebte der König bereits in Zweifel, ob er im nächsten Frühling noch den Frieden, ob er neuen Krieg haben werde. Fast schien es, als wenn seine während des letzten Feldzuges einmal geäußerte Befürchtung, daß der künftige Friede nur ein kurzer Waffenstillstand sein werde, sich bewahrheiten sollte. Nahezu ein Jahr verging, ehe die Wolken sich zerteilten, die dem Sieger über Österreich und Sachsen den politischen Himmel noch dicht und dräuend umhüllten.

Am 2. November 1746 beendete er die Darstellung der Geschichte seines zweiten Krieges, womit er seit dem Frühjahr beschäftigt war. Der Schlußsatz spiegelt eine Zuversicht, wie sie dem Verfasser im Laufe dieses Jahres im allgemeinen nicht eigen gewesen war: „Wenn jemand von diesem Kriege Nutzen zog, so war es Preußen, dessen Truppen in ganz Europa in Achtung und hohem Ansehen standen; und wenn der Satz wahr ist, daß die Staaten sich auf den Ruf ihrer

Kriegsmacht und die Ehre der Waffen stützen, so darf man sich schmeicheln, daß der jetzt geschlossene Friede nicht leicht von denen verletzt werden wird, denen die Preußen ihn aufgezwungen haben." Vom sicheren Port schaut er auf das stürmische Meer zurück, aus dessen Brandung, so ergänzt die Vorrede des Werkes das Bild, überall starrende Klippen, berstende Schiffe und willenlose Wrackstücke emportauchen, die traurigen Denkmäler ehrgeizigen Strebens; es warnen ihn aus der Geschichte der jüngsten Zeit die Beispiele Karls VII. und Augusts III., die beide aus ihren Staaten flüchten mußten; es warnt ihn der Ausgang Karls XII. und der Rückschlag des Kriegsglücks, den selbst ein Ludwig XIV. an sich erfahren hatte.

Auch er war dem Abgrund ganz nahe vorbeigeschritten. „Ich habe Krieg geführt," schreibt er im Herbst 1746, „unter furchtbaren Gefahren für den Staat; ich habe meinen Ruf erschüttert und wieder befestigt gesehen; kurz, nachdem ich so viel Wechselfälle durchgemacht, lobe ich die Augenblicke, wo ich aufatmen kann." Als eine Truppenbesichtigung ihn nach Ruppin führt, lenken seine Blicke sich zurück auf den hier verlebten Teil seiner Jugendzeit; launig schreibt er seinem Bruder August Wilhelm: „Da ich diesen Schauplatz meiner lärmenden Vergnügungen wieder betrat, glaubte ich zu gewahren, wie all die alten Ackerbürger einander zuraunten: ‚Wahrlich, unser guter König ist der größte Erznarr in seinem ganzen Reiche; wir kennen ihn und wissen, wieviel er von Kopf bis zu Fuß wert ist, und unsere Fenster wissen es noch besser. Kurz, Gott sei Dank, daß wir die Scheiben heil behalten, seit dieser Unsinnige sich von unseren Stätten hinweggehoben hat und lieber der Königin von Ungarn die Fenster einschlägt.' Ermessen Sie, bitte, wie meine Eigenliebe durch diesen schönen Panegyricus gedemütigt worden ist! Ich habe mich indes dahin entschieden, das kluge Beispiel der Pudel nachzuahmen: ich habe mich geschüttelt, und bin weggegangen; ein Prophet, habe ich mir gesagt, gilt nirgends weniger als in seinem Vaterlande."

Indem er hier die erste und zweite Sturm- und Drang-

periode seiner Entwicklung mit glücklicher Selbstironie in eine etwas überraschende Parallele rückt, ist immer seine Meinung, daß die Zeiten der Stürme jetzt überhaupt hinter ihm liegen sollen; nachdem er ein halbes Leben durchrast, möchte er, langsameren, bedächtigeren Schrittes weiter wandelnd, den Rest ungestört auf ruhigen Genuß und gleichmäßige Arbeit verteilen. Er macht keine Hehl daraus, daß das Heldentum des Alkiden, der Ruhm Cäsars ihn zur Nacheiferung entflammt habe, aber aus innigster Neigung will er den friedlichen Bürgertugenden eines Aristides den Vorzug geben. Er glaubt den Dämon in seiner Brust gebändigt: „Ich bin von dieser Leidenschaft," so sagt er vom Ehrgeize, „glücklich geheilt; der Rausch, in den sie mich versetzte, ist verflogen, und ich denke nur noch an das eine: die Tage, die der Himmel mir noch bescheidet, in Ruhe dahinzubringen, das Vergnügen zu genießen ohne Mißbrauch, so viel Gutes zu tun als in meinen Kräften steht, und Irrtum, Arglist und Eitelkeit denen zu überlassen, die sich davon berücken lassen wollen."

Eine lange Frist wagte er sich nicht mehr zu erhoffen. „Ich glaube, daß meine Zeit vorbei ist," schrieb er 1752 in jenem politischen Testament. Hatte er doch schon als Kronprinz geäußert, er erwarte nicht, seinen Vater zu überleben. Auch enthielt der Gedanke an die Gebrechen und die Hilfsbedürftigkeit des Alters etwas Peinigendes für ihn. Er hatte sich aus dem Sueton die Worte des Vespasian gemerkt, ein Kaiser müsse stehend sterben, und sagte in seinem Latein, auch er möchte „stante pede morire"; aus der Fülle des Wirkens und der Tatkraft wollte er abberufen werden. Die Anstrengungen und Aufregungen der Feldzüge hatten seine Gesundheit hart mitgenommen. In dem Pyrmonter Bade, das er Ende Mai 1746, wie schon kurz vor dem letzten Kriege, aufsuchte, machten sich die ersten Anzeichen der Krankheit bemerkbar, die ihn seitdem so oft qualvoll heimgesucht hat: „Trotz allem, was Ihr mir sagen mögt," schreibt er von dort am 4. Juni wieder seinem Bruder, „ich habe die Gicht gehabt; und das ist so sicher, daß ich noch jetzt einen geschwollenen Fuß habe. Das ist nicht angenehm, das ist vor-

zeitig, kurz, das ist alles, was Ihr wollt, aber es ist wahr." Die zurückgebliebene Geschwulst zeigte sich sehr hartnäckig und belästigte ihn noch wochenlang. Von der Reise nach Schlesien, die er trotzdem unternahm, kehrte er Ende August ernstlich krank nach Potsdam heim; fast vierzehn Tage war er an das Lager gefesselt, nur ganz allmählich fand sich die Gesundheit wieder ein. Am beunruhigendsten aber war mit ihren begleitenden Umständen eine Erkrankung zu Ausgang des folgenden Winters. Während eines der ihn fort und fort belästigenden hämorrhoidalischen Anfälle überraschte ihn am Abend des 13. Februar plötzlich eine Ohnmacht, verbunden mit Lähmungserscheinungen am rechten Arm und Fuß; zusammensinkend behielt er noch so viel Besinnung, ein vor ihm stehendes Glas Wasser zu leeren; er ordnete dann einen starken Aderlaß an und ließ sich über vier Stunden lang, bis nach Mitternacht, langsam im Zimmer auf und ab führen. Der übereilte Versuch, schon am zweiten Tage nach dem bösen Stoße die Arbeit und das geliebte Flötenspiel wieder aufzunehmen, rächte sich sofort durch erhöhtes Fieber. Nach abermals drei Tagen ein erneuter Rückfall: mit den ihm zur Vollziehung vorgelegten Unterschriftssachen beschäftigt, wurde der Kranke durch heftige Seitenstiche in das Bett zurückgetrieben; sein Leibarzt Lesser machte die Sorglosigkeit dafür verantwortlich, mit welcher der König an diesem Morgen, dem 18. Februar, gleich nach dem Aufstehen zwei Stunden lang ununterbrochen gelesen hatte. In Berlin hatten sich die schlimmsten Gerüchte verbreitet. Endlich kamen als erste Vorboten der Genesung ein paar eigenhändige Zeilen des Patienten an den Prinzen von Preußen: „Mit Truppen, wie die unsrigen, braucht man den Angriff der gesamten Streitkräfte des Hauses Österreich nicht zu fürchten, aber mit einem abgebrauchten Körper wie dem meinen triumphiert man nicht mit derselben Leichtigkeit über Krankheiten." Sein zweiter Bericht aus der Krankenstube, neun Tage nach dem ersten Anfall, lautete: „Ich gehe meinen Weg, so gut es geht, bald fiebrig und bald in leidlicher Gesundheit. Die Wissenden sagen, daß alles so kommen mußte zum Besten meiner Seele;

ich will es glauben, doch würde ich mich gut und gern ohne die Apoplexie und das Fieber beholfen haben. Für diesmal glaube ich dem Reiche Plutos entronnen zu sein, aber ich war bis zur letzten Station vor dem Styx, ich hörte schon Cerberus bellen und erkannte schon den alten Totenfährmann und seinen verhängnisvollen Nachen." Nach Verlauf eines Monats meinte er, von Nachwirkungen nichts mehr zu spüren; aber er klagte in einem militärischen Gleichnis, es stürmten so viel Angreifer auf seinen Körper ein, daß er fortwährend genötigt sei, Ausfälle gegen die Belagerer zu machen, bald gegen die Gicht, bald gegen die Hämorrhoiden, bald gegen Steinbeschwerden; inmitten so vieler Feinde sei seine Lage keine behagliche.

Er sprach anläßlich dieser letzten Erkrankung gegen den Prinzen von Preußen die Absicht aus, ihn demnächst zu gelegener Zeit in den vollen Zusammenhang der Staatsangelegenheiten einzuweihen, damit der Nachfolger bei einem unvorhergesehenen Ereignis trotz aller Ordnung und Durchsichtigkeit der ganzen Verwaltung in den Regierungsgeschäften nicht gänzlich unbewandert sei.

Zugleich ward er nicht müde, dem Thronfolger und sich selbst bei jeder Gelegenheit das abschreckende Beispiel der Durchschnittsfürsten und auf der anderen Seite die hehren Pflichten des Fürstenamtes vorzuhalten. Das Lieblingsthema, das er sein Lebtag in Rede und Schrift, in Prosa und Versen immer von neuem variiert hat, findet sich in dieser Epoche besonders reizvoll in zwei poetischen Episteln abgehandelt: in der „Apologie der Könige" und in der frohgelaunten „Epître à mon esprit", dem nach Boileaus Vorgang mit dem eigenen Ich angestellten Verhöre.

Mit beißender Ironie schildert dieses Selbstgespräch die Könige von heute. „Wenn ein König eine Rechnung abzunehmen, einen Vertrag gutzuheißen, eine Verordnung zu unterzeichnen versteht, kann man mit gutem Gewissen mehr von ihm verlangen? Er halte die Majestät des Thrones aufrecht, er erfülle sich ganz mit der Größe, deren Glanz ihn umhüllt; stolz gegen seine Nachbarn, allzeit wegwerfend,

nähre er sich vom Weihrauch, ganz den Göttern gleich. Was nützt ihm das Wissen? Die vollkommene Weisheit ist, die Vorschriften der Etikette gründlich zu kennen. Ja, murmelt nur in der ehrfurchtsvollen Stille eines Audienzsaales einem Botschafter ganz leise ein unverständliches Kompliment zu, laßt der Jagd kein Ende werden und bleibt am Spieltisch festgewurzelt, und vor allem, lernt Euer Lob hören, ohne zu erröten; drängt Euch zur Predigt und gähnt im Theater, seid mürrisch beim Mahl, sprecht nur in Orakeln und zu desto mehrerer Schaustellung der Größe affektiert auch die Minne — das ist die Art, wie ein König sich und seinen Hof langweilen, das ist das Metier, welches er lernen muß. Entrüstet fährt Friedrich fort: Müßte ich mich Zeit meines Lebens so mit dem Nichts, dem großen Arbeitspensum der Höfe, beschäftigen, da ließe ich lieber Größe, Zepter und Reich dahinfahren und kehrte der ganzen langweiligen Bruderschaft der steifen Könige den Rücken."

Aber zum Glück ist in Wahrheit der Fürstenberuf in jenem trostlos öden Kreise nicht erschöpft. Traun, nicht leicht ist das Amt eines Herrschers, so bezeugt es die „Apologie der Könige"; will er ein wirklich geschickter König heißen, so darf er sich peinliche Arbeit nicht verdrießen lassen, so muß er in seinen Landen auch in das kleinste Einzelne eingreifen. Er muß der Göttin mit der Wage seinen schützenden Arm leihen, wenn die stets neu emporwachsende Hydra, Schikane genannt, ihre unheilige Stirn erhebt; er muß das Volk schützen und die Beamten lohnen; er muß die Lasten gerecht verteilen nach dem ungleichen Vermögen der einzelnen. Keiner will geben, und alle wollen empfangen. Wenn der Bauer klagt, daß man das Dorf überlaste, fordert der Höfling, daß man sein Gehalt erhöhe. Von dem, was Spindel und Pflug dem Staat geben, gebührt dann ihr Anteil den heldenmütigen Verteidigern des Staats, und auf daß der gewonnene Ruhm nicht welke, müssen mitten im Frieden neue Siege vorbereitet werden; zugleich gilt es doch, mit strengem Arm den hitzigen Krieger in den Schranken der Pflicht zu halten: die für den Kampf aufgezogenen Löwen, die Bellona

losläßt, muß Themis bändigen. Weiter aber, die Sicherheit der Staaten hängt an der Politik — an der Politik, die heutzutage die Frevel in ein wissenschaftliches System gebracht hat. Jeder Vertrag nimmt einen schielenden Sinn an und wird gedeutelt, der Trug hat sich das Diadem auf die Stirn gedrückt, Verbrechen, für die das Volk die Gesetze strafen, werden Tugenden bei den Königen; deshalb unter Fürsten keine Freundschaft, der eine sinnt des anderen Verderben, die nächsten Nachbarn sind die grimmigsten Feinde. Da gilt es, sie beobachten, sie ergründen:

Mit scharfem Blick im Buch der Zukunft blättern,
Das Unheil hemmen, das uns will zerschmettern.

Und wenn nun einmal ein Fürst all diesen Anforderungen seines schweren Berufes gerecht wird, und gegen seinen Staat quitt zu sein meint, so rechne er doch nicht auf Dank, der Himmel müßte denn ein Wunder tun. Er bleibt die Zielscheibe der allgemeinen Kritik. Der eine findet ihn zu streng, der andere zu mild, der dritte zu jach. Führt er Krieg, so heißt es: dieser rasende König, der Himmel hat ihn zur Strafe unserer Sünden mit Ehrgeiz erfüllt; hält er Frieden, so heißt es: dieser stumpfe Monarch scheut die Gefahren und fühlt sich im Angesichte des Ruhms verschüchtert. Regiert er selbständig, so ist er ein Eifersüchtiger, ein Starrkopf, ein Unberechenbarer, der nur seinen Anwandlungen folgt; überläßt er die Sorge für seinen Staat den Ministern, so hallt es wider: Wie kann er diese Ränkeschmiede schalten lassen? Hat er Günstlinge, so ist das erbärmliche Schwäche; hat er keine, so ist es ein Zeichen seiner Unempfänglichkeit für die Freundschaft; ist er sparsam, so heißt er ein Filz, ist er freigebig, ein Verschwender; und vollends, ist er galant, so muß er gleich ein Wüstling sein. Ihm insbesondere, dem Könige Friedrich, macht man noch, er weiß es sehr wohl, das geringe Maß von Gravität zum Vorwurf, womit er die erhabene Königsbürde trägt, er, der Schöngeist, der Poet, der Pasquillant. Mehr als *ein* Cato, so warnt er sich, achtet auf eure Fehler, und oft genug raunt man sich die Frage ins Ohr: „Gelt, Freunde, haben wir nicht einen recht scherzhaften

Konsul?" Aber Friedrich erklärt, um seine Rechtfertigung nicht verlegen zu sein: Habe ich je im Taumel der Vergnügungen meine Pflichten vernachlässigt und den Staat verwahrlost, habe ich je die Erwartungen meines Volks betrogen, die Prozesse verschleppt, den Staatshaushalt zerrüttet, die Verhandlungen vergessen, um meiner schöngeistigen Neigungen willen, hat man mich je unter den letzten auf den Gefilden des Mars erscheinen sehen? Habe ich aber überall hier, der Pflicht treu, meinen Eifer strahlen lassen, wie kann man dann so grausam sein, meinen Vergnügungen zu zürnen?

Was der Verfasser dieser Gedichte in graziöser Laune, lachenden Mundes, vorträgt, darauf fällt in einigen der Briefe an den Thronfolger der volle Nachdruck des Ernstes, ja der Strenge. „Ein Prinz," schreibt er dem Bruder im Jahre 1750, indem er ihn zu eben begonnenen finanzwissenschaftlichen Studien beglückwünscht, „ein Prinz, der wie Sie berufen ist, eines Tages zu regieren, darf kein Neuling bleiben; er muß von allem Bescheid wissen, um selbständig arbeiten zu können." Die Lehrhaftigkeit seines Tones entschuldigend, setzt er hinzu: „Es ist für Sie unumgänglich nötig, solche Betrachtungen anzustellen und sich auf das Amt vorzubereiten, für das der Himmel Sie bestimmt; das Vergnügen darf nie dem Erfordernis der Pflichten Eintrag tun; die haben den Vortritt." Unverhüllten Tadel enthält einige Wochen später, nach einem Anlaß zur Unzufriedenheit, den der König gehabt zu haben glaubte, die Mahnung: „Wenn meine Brüder den anderen ein gutes Beispiel geben, so ist mir das die größte Freude von der Welt; aber wenn das nicht der Fall ist, so vergesse ich von Stund an alle Rücksichten der Verwandtschaft, um meine Pflicht zu tun, das heißt um, so lange ich lebe, alles in Ordnung zu halten; nach meinem Tode können Sie es halten wie Sie wollen."

In dem zunächst für diesen Bruder bestimmten Testament von 1752 hat der König seinen Nachfolgern die Pflicht und die Notwendigkeit, selbständig zu regieren, noch einmal mit denkwürdigen Worten an das Herz gelegt.

Eine wohlbestellte Regierung, lesen wir dort, muß ein

sicher gefügtes System haben von nicht loserem Zusammenhange, wie etwa ein philosophisches Lehrgebäude. Ein König von Preußen muß selbst regieren; so wenig Newton seine Gravitationslehre hätte entdecken können, wenn er sich mit Leibniz und Descartes zusammengetan hätte, so kann auch ein politisches System nur aus einem Kopfe entspringen; aus dem Haupte des Fürsten muß es ans Licht treten, wie die bewaffnete Minerva aus dem Haupte des Jupiter. Vergnügungssucht, Trägheit, Dummheit, das sind die Ursachen, welche die Fürsten von der Arbeit an ihrem edlen Beruf, das Glück der Völker zu schaffen, zurückhalten. Solche Herrscher machen sich so verächtlich, daß sie die Mär und das Gespött ihrer Zeitgenossen werden und daß in der Geschichte ihre Namen höchstens Anhaltspunkte für die Chronologie abgeben. Sie vegetieren auf dem Throne, ihres Sitzes unwürdig, ganz aufgehend in dem Gedanken an ihr Ich. Ihre Pflichtvergessenheit gegen ihre Untertanen wird geradezu strafbar. Nicht daß er in Verweichlichung lebe, ist der Herrscher zu seiner hohen Stellung erhoben und mit der obersten Gewalt bekleidet; nicht daß er sich mäste mit dem Mark des Volkes, während alles darbt. Der Herrscher ist der erste Diener des Staates; er wird gut besoldet, damit er die Würde seines Charakters aufrecht erhalten kann, aber man fordert von ihm, daß er werktätig arbeitet für das Wohl des Staates und daß er wenigstens die vornehmsten Angelegenheiten mit Achtsamkeit leitet. Ohne Frage bedarf er der Hilfskräfte, die Bearbeitung der Einzelheiten wäre zu ausgedehnt für ihn; wohl aber muß er die Beschwerde von jedermann anhören und denen, welchen Vergewaltigung droht, schleunig ihr Recht schaffen. Einem König von Epirus wollte ein Weib eine Bittschrift überreichen; er fuhr sie an und gebot ihr, ihn in Ruhe zu lassen. „Und wozu bist du denn König," erwiderte sie, „wenn du mir nicht Recht schaffen willst?" Ein schöner Ausspruch, setzt Friedrich hinzu, dessen die Fürsten unablässig eingedenk sein sollten.

König Friedrich nahm nicht den Ruhm für sich in Anspruch, das Fürstenideal, das ihm vorschwebte, unter den

Herrschern dieses Staates zuerst angestrebt zu haben. Er betrachtete sich lediglich als den Fortsetzer und Nachahmer seines Vaters, dessen Regentenkunst er eben jetzt in den Denkwürdigkeiten der Geschichte seines Hauses in so beredten, begeisterten Worten pries: Dieser sein unmittelbarer Vorgänger ist ihm der wahrhaft große Fürst, der all sein Tun in Beziehung setzte zu dem Gesamtentwurf seiner Politik und der, wenn er den Teilen den höchsten Grad der Vollendung zu geben strebte, es immer tat, um das Ganze zu vervollkommnen; der allgemeine Wohltäter, dessen Regierung Spuren der Weisheit in dem Staate hinterlassen hat, die dauern werden, solange Preußen als nationaler Körper bestehen bleibt; der Philosoph auf dem Throne, so verschieden von denjenigen Weisen, die ihre unfruchtbare Wissenschaft in dem Grübeln über abstrakte, unserer Erkenntnis allem Anschein nach entrückte Dinge betätigen; der Stoiker, der eine so hohe Meinung von der Menschheit hatte, daß er auch bei seinen Untertanen die eigene stoische Gesinnung voraussetzte.

Den Zustand der Staatsverwaltung, wie er ihn beim Tode dieses Vorgängers überkommen hatte, betrachtete Friedrich fortdauernd als ein im wesentlichen unantastbares Fideikommiß; seine eigene nachhelfende und ausbauende Reformtätigkeit ließ die Grundlagen des Gebäudes unversehrt. „Im großen habe ich alle Ursache zufrieden zu sein, im kleinen gibt es immer etwas zu erinnern," so faßt er 1747 die Eindrücke einer der großen Musterungsreisen zusammen, auf denen er in all die verschiedenen Bereiche, Kriegswesen und Festungsbau, Verwaltung und Rechtspflege, Steuerfach und Handel selbsttätig eingreift. Und den Thronfolger warnt er: „Wenn Sie von den Grundsätzen und dem System abgehen, die unser Vater hierzulande eingeführt hat, so werden Sie der erste sein, der den Schaden davon hat."

Unumwundener hätte sich der konservative Grundzug dieser an eine große Reformzeit anschließenden Regierung nicht Ausdruck geben können.

Wenn König Friedrich von seinem Vater gesagt hat, er habe die Minister, die unter dem ersten Könige die Herren

gemacht hätten, in die Stellung von Subalternen hinabgedrückt, so liegt darin keine Übertreibung. Man erinnert sich der Worte Friedrich Wilhelms I., er selbst wolle sein Feldmarschall und sein Finanzminister sein und er lasse sich nicht behandeln wie der Kaiser. Der dürfe nicht mehr sagen als seine Kollegien haben wollten: „Das werde ich wohl niemals leiden, sondern weisen, daß ich selbst regieren will." Im Auslande wurde gespottet, daß das kleine Preußen mehr Minister brauche, als das große Frankreich; aber in der kollegialen Zusammensetzung der drei seit Friedrich Wilhelm I. bestehenden Zentralstaatsbehörden, aus der sich die große Anzahl der preußischen Minister ergab, lag doch gerade eine wesentliche Schmälerung der Bedeutung des einzelnen Ministers. Wenn sich im Kabinettsministerium zwei oder drei Diplomaten, im Justizdepartement drei bis vier Juristen und im Generaldirektorium fünf und mehr Verwaltungsbeamte in die Leitung und Verantwortung teilten, so ließ sich die Stellung dieser nebeneinander. gestellten Viertelminister mit der des Staatssekretärs der auswärtigen Angelegenheiten, des Kanzlers oder des Generalkontrolleurs in Frankreich freilich nicht vergleichen. Sehr bezeichnend hatte Friedrich Wilhelm bei der Gründung des Generaldirektoriums sich selbst zum Präsidenten dieses seines Finanzministeriums ernannt und jedem der dirigierenden Minister der einzelnen Abteilungen nur Titel und Stellung eines Vizepräsidenten zugebilligt. So umschreibt denn sein Nachfolger Kern und Wesen dieses Regierungssystems treffend mit der Formel: „Nach unseren Verwaltungseinrichtungen tut der König im Staate alles, und die anderen Behörden führen eine jede in ihrem begrenztem Bezirke nur das aus, was ihres Amtes ist."

Es kam hinzu, daß es den drei Ministergruppen der Krone gegenüber an jeder Solidarität fehlte. Der alte Geheime Etatsrat, bereits auch Geheimes Staatsministerium genannt, die Schöpfung des Kurfürsten Joachim Friedrich, in der jetzigen Gestalt wesentlich aus den Leitern der drei Zentralbehörden zusammengesetzt, war doch mit nichten eine ständige Ministerkonferenz, die den drei Kreisen einen festen Berüh-

rungspunkt geboten hätte. Auch wurde die Stellung der Minister dadurch beeinträchtigt, daß der König es liebte, sich über die leitende Behörde hinweg mit den von ihr abhängigen Organen in unmittelbare Verbindung zu setzen. So unterhielt er mit den Gesandtschaften eine stetig an Umfang wachsende „Immediatkorrespondenz", die allmählich gerade die bedeutendsten Verhandlungen nicht bloß der Einwirkung, sondern selbst der Kenntnis des Auswärtigen Amts entzog. So wandte er sich auch im Innern bei der Ordnung wichtiger Angelegenheiten, wie es übrigens schon sein Vater geliebt hatte, gern auf kürzestem Wege an die mit den örtlichen Verhältnissen aus lebendiger Anschauung vertrauten Personen und gewährte den Präsidenten der Provinzialbehörden damit einen Spielraum, in welchem sie neben, ja über den ihnen vorgesetzten Ministern standen und diesen oft nur das Nachsehen ließen.

Auf der anderen Seite lockerte sich das persönliche Band, welches früher das Staatsoberhaupt mit den Mitgliedern der Zentralbehörden in enger Berührung gehalten hatte. Friedrich Wilhelm I. hatte in den Versammlungen des Generaldirektoriums anfänglich noch wirklich den Vorsitz geführt und pflegte von seinen auswärtigen Ministern den einen stets in seiner Umgebung zu haben. Friedrich II. hielt von mündlichen Beratungen wenig. Nur ward es seit dem Anfang des zweiten Regierungsjahrzehnts Übung, daß die Finanzminister sich einmal im Jahre zu der sogenannten Ministerrevue vor ihm versammelten, wenn dem Staatshaushalt für das folgende Rechnungsjahr seine endgültige Gestalt gegeben werden sollte. Beliebte der König sonst aus irgend einem Anlasse einen mündlichen Vortrag entgegenzunehmen, wie es am häufigsten für die Aufgaben der auswärtigen Politik erforderlich war, so war es sein Grundsatz, nicht das ganze Kollegium der zuständigen Minister vor sich zu bescheiden, sondern ein oder mehrere Einzelgutachten entgegenzunehmen. So konnten, wie er meinte, keine Eifersüchteleien aufkommen, wenn er zwischen auseinandergehenden Ansichten seine Entscheidung traf. Die Regel aber sollte die schriftliche Berichterstattung sein. Die Minister vom Generaldirektorium, vom

Justizdepartement und vom Auswärtigen Amt, so legt das politische Testament die Formen und die Vorzüge dieses Geschäftsganges dar, „senden täglich dem Souverän ihre Berichte, mit eingehenderen Denkschriften über die Gegenstände, die seine Entscheidung erheischen; sie stellen in strittigen oder schwierigen Fällen die Gründe für und wider zusammen und setzen so den Souverän in stand, auf den ersten Blick seine Entscheidung zu treffen, vorausgesetzt, daß er sich die Mühe nimmt, die vorgetragene Sache zu lesen und gründlich aufzufassen; ein klarer Kopf ergreift den entscheidenden Punkt einer Frage mit Leichtigkeit. Diese Methode der Geschäftserledigung verdient den Vorzug vor den Ratssitzungen, die man anderwärts abzuhalten pflegt; denn guter Rat kommt nicht von der großen Zahl; auch machen sich die Minister durch ihre gegenseitigen Intrigen uneins, Persönliches, Haß und Leidenschaft wird in die Staatsangelegenheiten hineingetragen, die mündliche Erörterung mit dem oft zu erregten Ton der Rede und Gegenrede verdunkelt die Sachlage, statt sie aufzuhellen, und endlich wird das Geheimnis, das doch die Seele der Staatsgeschäfte ist, bei so vielen Mitwissern nie gewahrt."

„Ich verschließe mein Geheimnis in mir selbst, ich habe nur einen Sekretär, von dessen Treue ich überzeugt bin, wofern man also nicht mich selbst besticht, ist es unmöglich, meine Absichten zu erraten."

Wir kennen schon diesen getreuen Sekretär, den Mann, von dem ein Nachfolger Valorys auf dem Berliner Gesandtschaftsposten dem Versailler Hofe mit Recht versicherte, das sei die einzige Person, welche um alle Staatsgeschäfte des Königs von Preußen wisse. Es ist ganz richtig, was nach Friedrichs Tode immer betont worden ist, daß dieser Herrscher in seinen Kabinettssekretären nie etwas anderes als seine Schreiber gesehen hat; der Titel Geheimer Kabinettsrat ward den Kabinettssekretären erst unter der folgenden Regierung statt des bisher üblichen Geheimen Kriegsrates verliehen. Aber gleichwohl ist ein Eichel bei mehr als einem Anlasse in die Lage gekommen, bei dem Gebieter seine Ratschläge

anzubringen, seinen „bescheidenen Anmerkungen", wie er sich ausdrückt, „ganz gnädige Aufnahme" zu verschaffen oder durch seine „geringen Insinuationes" im geeigneten Augenblicke „gelindere Tempéraments" zuwege zu bringen. Sehr bald erkannten die Minister und Generale diese Sachlage und regelten demnach ihr Verhältnis zu dem wichtigen Manne. Wohl hielt sich Eichel ihnen gegenüber streng in den Grenzen zeremonieller Ehrerbietung. Bei Podewils entschuldigt er sich gleichsam, daß die expedierende Tätigkeit der Kabinettskanzlei so oft in den Amtskreis des Ministeriums übergreife: nur der Gehorsam „gegen des Herrn absoluten Willen" veranlasse ihn zu Geschäften, wozu er weder „Routine noch Capacité" habe. Aber trotz alledem hat ihn die Nachrede verfolgt, daß unersättlicher Stolz seine Hauptleidenschaft gewesen sei, daß er Minister hätte werden können, aber es vorgezogen habe, die Minister vor sich kriechen zu sehen. In der Tat läßt es sich nicht verkennen, daß ein später ins Unerträgliche ausartender Zustand schon jetzt seine ersten flüchtigen Schatten vorauswarf: das Mißverhältnis der Abhängigkeit der höchsten Staatsbeamten von einem jeder Verantwortlichkeit entrückten, durch die Person des Monarchen gedeckten Subalternen.

Das System der Selbstregierung aus dem Kabinett war zugeschnitten auf die Individualität seiner Begründer. Die Bedingung seines Bestehens war, wenn anders das System bei größerer Ausdehnung des Staatsgebiets überhaupt durchführbar blieb, daß an oberster Stelle Weite des Gesichtskreises und Leichtigkeit der Auffassung, Gründlichkeit der Sachkenntnis und Unerschöpflichkeit der Arbeitskraft und der Arbeitslust sich stets in so überraschender, bewunderungswerter Weise vereinigt fanden, wie bei diesem Vater und bei diesem Sohne. Die Selbstregierung mußte zur Karikatur werden, wenn die grundlegenden Bürgschaften rein persönlicher Art einmal fortfielen. König Friedrich hat sich diese Schwäche des Systems nicht verhehlt; er sagte sich, daß der Staat jede Unzulänglichkeit des Fürsten an seinem Leibe spüren werde. Indem er die Frage sich nicht vorlegte, wieweit das System einer Abänderung fähig sei und ob nicht

in der Monarchie durch zweckmäßige Einrichtungen auch unter einem minder bedeutenden Herrscher Einheitlichkeit und Kraft der Staatsleitung sich wahren lasse, nahm er keinen Anstand, unter Umständen der republikanischen Staatsform den Vorzug vor der monarchischen einzuräumen. Noch waren seitens der modernen Philosophie die grundsätzlichen Angriffe gegen die Monarchie nicht eröffnet worden, die ihn später zu nachdrücklicher Abwehr veranlaßt haben. Aus der Geschichte glaubte er zu entnehmen, daß die Republiken schneller aufblühten und länger sich auf der Höhe behaupteten als die Monarchien, und er wollte den Grund für diese Erscheinung darin erkennen, daß die guten Könige sterblich, die weisen Gesetze aber unsterblich seien, daß in der Monarchie der Nachfolger nie dem Vorgänger gleiche, daß den Ehrgeizigen der Müßiggänger, den Frömmler der Krieger, den Gelehrten der Wollüstling ablöse. Immer hat er an sich nicht geschwankt, welcher Staatsform er den Preis zuerkennen sollte; wenn sich ihm die schlechte Monarchie allerdings als die schlechteste der Regierungen darstellte, galt ihm doch dafür die gut geordnete Königsherrschaft ohne Frage als die beste Lösung des Problems — so hatte Plato die vollkommenste Erscheinung des Staates in der Herrschaft eines jugendlich kräftigen, hervorragend begabten Tyrannen sehen wollen.

Begabung, Jugendmut und Kraftgefühl, sie waren hier in glücklicher Vereinigung und strotzender Fülle vorhanden. Phaethon haben den selbstbewußten jungen Herrscher die Neider und Verkleinerer genannt. Aber seine Rosse werden ihn nicht aus der Bahn schleudern, seine Hand ist allzu fest, als daß die Zügel ihr entgleiten könnten, Helle umstrahlt ihn, aber nicht die verzehrende Glut enger, blinder, widerstreitender Leidenschaften, sein Blick bleibt frei und sicher auf das Ganze gerichtet. Er entlehnt sich für seine Fahrt von den Alten ein gar anderes Bild, stolz und farbenprächtig: „Alle Zweige der Staatsleitung stehen miteinander in innigem Zusammenhange, Finanzen, Politik und Kriegswesen sind untrennbar; es genügt nicht, daß eines der Glieder wohl besorgt wird, sie wollen es alle gleich sein; sie müssen gelenkt werden in

gradgestreckter Flucht, Stirn bei Stirn wie das Viergespann im olympischen Wagenkampf, das mit gleicher Wucht und gleicher Schnellkraft die vorgezeichnete Bahn durchmaß, den Wagen zum Ziele trug und seinem Lenker den Sieg sicherte."

Seiner Siege sicher auch auf dem Felde unblutigen Wettbewerbes, inmitten der neuen großen Aufgaben, die der schwer erstrittene Friede ihm stellte, meinte er, jetzt erst seine Regierung wirklich begonnen zu haben, in dem Sinne, daß wahrhaft regieren das Glück des Volkes fördern heiße, daß wahrhaft sich nur im Frieden regieren lasse.

Noch während des letzten Krieges hatte ein so aufmerksamer Beobachter wie Valory urteilen wollen, daß die vornehmste Sorgfalt des Königs von Preußen den Truppen gelte, daß er in der Verwaltung denen sein Vertrauen schenke, welche die Einkünfte am stärksten emporzuschrauben vermöchten, ohne sich um die von diesen Leuten gewählten Mittel zu bekümmern, und daß die Justiz von allen Gebieten des Staatslebens am meisten vernachlässigt werde. Jetzt sollte gerade Friedrichs Fürsorge für die Rechtspflege mehr als alles andere die Augen von Europa auf die für Preußen angebrochene Friedensära lenken.

VI

Innere Politik bis 1756

Keiner der Minister Friedrichs des Großen hat sich solcher Freiheit der Bewegung in seinem Wirkungskreise zu erfreuen gehabt, als Samuel von Cocceji an der Spitze der Justizverwaltung. Aber es hat lange gewährt, bis ihm dieser Vorzug zuteil wurde, und er nun die Reformbewegung sicher in Bahnen überlenken konnte, die er seit Jahrzehnten gewiesen hatte und von denen er sich doch immer wieder abgedrängt sah, weil seine Vorschläge und ersten vorbereitenden Schritte unter der vorigen Regierung nur mit halbem Vertrauen, halber Konsequenz unterstützt worden waren.

Auch König Friedrich hat sich nach dem Thronwechsel nicht sofort auf die Seite Coccejis gestellt. Er hat, wie es scheint noch als Kronprinz, in sein Exemplar der Montesquieuschen Betrachtungen über die Ursachen der römischen Größe und ihres Verfalls zu einer Äußerung des Verfassers die zustimmende Randbemerkung eingetragen: „Niemals in einem Regierungssystem etwas ändern, bevor man aus Erfahrung weiß, was der Natur dieses Staats frommen oder was ihr entgegen sein könnte; nicht voreingenommen sein für oder gegen das, was besteht, alles mit eigenen Augen sehen, selbständig urteilen und schließlich nur das einführen, dessen Änderung oder Verbesserung die Vernunft fordert." Genau nach diesem Grundsatz ist er in der Frage der Justizreform vorgegangen, erst beobachtend, zögernd, abwartend, nachher um so schneller und fester.

Cocceji's Gegner war in dem Kollegium der vier Justizminister Georg Detleff von Arnim-Boyzenburg. Der Streit zwischen beiden war ebenso persönlichen wie grundsätzlichen Charakters. Arnim war ein überzeugter Konservativer, in der Sitte und Bildung der Väter ergraut, mißtrauisch gegen jeden Besserungsvorschlag; Cocceji ein sanguinischer Neuerer, der sich von Kindesbeinen an mit den modernen Lehren der naturrechtlichen Schule erfüllt hatte. Der eine ein Praktiker, der sich in den überlieferten Formen der Rechtspflege und nur in ihnen sicher fühlte und auf die Unfehlbarkeit seiner forensischen Erbweisheit schwor; der andere ein systematischer Kopf, der eben diese Formen als äußersten Zwang empfand, der von Grund aus neu zu bauen wünschte. Der eine ein Bureaukrat in dem alten Sinne des vielköpfigen ständischen Regiments, das die Ämter als der Beamten wegen geschaffen betrachtete und deshalb stets eher auf eine Vermehrung denn auf eine Verminderung der Stellen ausging; der andere im Grunde noch immer mehr Gelehrter als Beamter, er, der frühere Professor, der Sohn und Enkel von Professoren, vollständig frei von allen den Rücksichten, wie sie innerhalb einer geschlossenen, vom Korpsgeist getragenen Beamtenhierarchie berechtigterweise genommen zu werden pflegen, nie bedenklich, die Personen der Sache, seinem Systeme aufzuopfern. Der eine endlich Aristokrat vom reinsten Blute, der andere ein Edelmann neuester Prägung, erst 1702 beim Antritt seines Frankfurter Lehramtes zugleich mit seinem Vater in den preußischen Adelstand erhoben, einer der zahlreichen Männer bürgerlicher Herkunft, die unter den letzten drei Regierungen zu den höchsten Stellen im Staate emporgestiegen waren.

Noch das ganze Jahr 1745 war wieder über unfruchtbaren, höchst gereizten Erörterungen zwischen Arnim und Cocceji dahingegangen, obgleich der König unmittelbar vor seinem Wiederaufbruch ins Feldlager, am 13. März 1745, den Justizministern wiederholt Ernst und Eile zur Pflicht gemacht hatte. Nun kehrte der Held nach Anstrengungen und Erfolgen sondergleichen von der heißen Waffenarbeit zurück und

fand, daß zu Hause in der Angelegenheit, die dort ihm am meisten am Herzen lag, wieder nichts geschehen war. So entschloß er sich zu einem Schritt von bindender Tragweite; er setzte vor aller Welt seine eigene Person für die Sache der Reform ein. In Form einer Kabinettsorder an Cocceji erließ er am 12. Januar 1746 eine der öffentlichen Kundgebungen, mit denen der patriarchalische Staat so sparsam war: aus unzähligen zu seiner Kenntnis gelangten Exempeln erhelle, daß nicht ohne Ursach überall über eine ganz verdorbene Justizadministration geklagt werde; bei nunmehr geschlossenem Frieden wolle er dazu nicht stillschweigen, sondern sich selbst einmischen. Als Ziel wurde hingestellt: „eine kurze solide Justiz, sonder großes Sportulieren und Kosten, auch mit Aufhebung derer gewöhnlichen Dilationen und oft unnötigen Instanzien", eine Justiz „nach Vernunft, Recht, Billigkeit und dem Besten des Landes und der Untertanen".

Bei allem Kränkenden, das in der diesem Programm gegebenen Form für die ganze Justizverwaltung und somit äußerlich auch für ihn lag, mußte den unmittelbaren Empfänger der Kabinettsorder mit ihrem Inhalt versöhnen ihre kräftige Absage an das von seinem Widersacher Arnim so eifrig vertretene Beharrungsprinzip. Die oft angerufene „wohlhergebrachte Observanz" wurde in der Kundgebung verächtlich als alte Leier bezeichnet und gar zu den „öffentlich tolerierten Mitteln der Ungerechtigkeit" gezählt.

Cocceji beantragte jetzt bei dem Gebieter, den Streit zwischen den Justizministern durch eine Probe zu entscheiden: jeder von beiden, er wie Arnim, möge es bei einem der Obergerichte nach seiner eigenen Methode versuchen, die Prozesse in gemessener Frist zu Ende zu bringen, die zweckmäßigere Methode aber möge nach Ablauf des Jahres zur allgemeinen Einführung gelangen. Der König zog vor, es mit einem allein zu versuchen; immer ausschließlicher wandte er sich für die Einleitung der Reform an Cocceji. An dem ihm Anfang Mai vorgelegten Gesamtplan lobte er die Klarheit und Deutlichkeit und nahm ihn zu eingehenderer Prüfung in das Pyrmonter Bad mit. Nach der Rückkehr bereiteten

zuerst andere Reisen, dann jene Erkrankung des Königs Verzug; doch sehen wir ihn fortgesetzt mit der Reformfrage beschäftigt, und während des ersten Besuchs, den er nach seiner Wiederherstellung der Hauptstadt abstattete, mußte sich Cocceji am 15. September in früher Morgenstunde zu mündlichem Vortrage auf dem Schlosse einfinden. Der Minister erhielt die endgültige Zustimmung zu seinem Entwurf und zunächst den Auftrag zu einer Revisionsreise nach Pommern.

Die Ausrodung dieses Urwaldes verschleppter Prozesse war für die erklärliche Ungeduld des Königs der Prüfstein, an dem die Leistungsfähigkeit seiner Minister sich erhärten sollte. Nur durch den Nachweis großer, schneller Erfolge auf diesem Gebiet ist es Cocceji gelungen, das so oft im Laufe der Vorverhandlungen ihm gezeigte zweifelnde Mißtrauen zu entwurzeln und seinen Gegnern den Mund zu schließen.

Mit der summarischen Schlichtung mehrerer Tausend aufgehäufter Prozesse waren nun wohl die Wirkungen der unzureichenden Rechtspflege für den Augenblick beseitigt, noch nicht aber ihre Ursachen gehoben. Die Besserung von innen her, eine über die vorübergehende Unterdrückung der Symptome hinausgelangende Heilung konnte nur erfolgen, wenn die durchgreifenden Forderungen in vollem Umfange zur Geltung kamen, die Cocceji in zahlreichen Einzeldenkschriften aufgestellt und begründet hatte und die dann in seiner Instruktion für die Dienstreise nach Pommern vom 2. Oktober 1746 einheitlich zusammengefaßt und vom Könige grundsätzlich anerkannt waren: Hebung des Richtertums und des Advokatenstandes, Entwirrung und Vereinfachung der Prozeßordnung nebst fester Regelung des Instanzenzuges, und endlich Herstellung eines Jus certum, eines allgemein verbindlichen Landrechtes.

König Friedrich hat seinen Großkanzler bei der Ausarbeitung des Corpus Fridericianum völlig frei gewähren lassen. Ein persönliches Eingehen auf Einzelheiten des hier zunächst ausschließlich behandelten Zivilrechts lag ihm durchaus fern,

da er sich von der Rechtswissenschaft nie mehr als die allgemeinsten Grundbegriffe angeeignet hat. Wenn er als Kronprinz in dem Kriegssommer von 1734 bei der Durchreise durch Halle in seinem Notizbuch vermerkt hat: „Etudié un peu le droit," so dürfte dieses eilige Rechtsstudium auf eine huldvolle Plauderei mit den zu seiner Begrüßung erschienenen Professoren hinausgekommen sein. Wohl aber bekundete der König den lebhaften Anteil, mit dem er jetzt mitten in der großen Reformbewegung lebte, Ende 1749 durch die Abfassung eines historisch-philosophischen Abrisses über die allgemeinen Aufgaben der Gesetzgebung, den er am 22. Januar 1750 in der neu erstandenen Akademie der Wissenschaften vorlesen ließ.

Die Abhandlung läßt den Leser mitten in die große gesetzgeberische Tätigkeit des Augenblickes hineinschauen. Der Verfasser eilt den durchschnittlichen Anschauungen der Rechtswissenschaft seiner Zeit voraus, wenn er auf dem Gebiete des Strafrechts, auf dem sein Laienurteil sich völlig sicher fühlte, einer Reihe seither allgemein angenommener Neuerungen das Wort redet. Nicht nur, daß er die Unzulässigkeit des „schändlichen Brauches" der Tortur, die den Richter in die Lage bringe, methodisch die schreiendsten, empörendsten Handlungen zu begehen, jetzt auch theoretisch begründet, nachdem er die Anwendung schon im Augenblicke der Thronbesteigung verboten hatte; bemerkenswert erscheint vor allem auch sein Eintreten für eine mildere Beurteilung des Diebstahls. Das Gesetz, das den Dieb mit dem Tode straft, scheint ihm von den Reichen gemacht. „Sollten die Armen nicht mit Recht entgegnen können: Warum hat man denn kein Mitleid mit unserem beklagenswerten Zustande? Wäret Ihr barmherzig, wäret Ihr menschlich, so würdet Ihr uns helfen in unserem Elend, und wir würden nicht stehlen. Sprecht, ist es gerecht, daß alle Glücksgüter dieser Welt für Euch sind, und daß alle Mühseligkeiten auf uns lasten?" Er preist es als einen entschiedenen Vorzug des preußischen Strafrechts vor dem französischen, daß in Preußen einfacher Diebstahl stets nur mit Freiheitsstrafen gesühnt wird. „Wenn man

sich begnügt, die kleinen Fehler leicht zu ahnden, so spart man die äußerste Rache für die Räuber, die Mörder und Meuchler auf, und die Strafe hält immer gleichen Schritt mit dem Verbrechen."

Die gleiche humane Auffassung spricht aus der Forderung mildernder Umstände für die Kindesmörderinnen und ähnliche Verbrecherinnen; sie sind ihm nicht blutdürstige Medeen, sondern vielmehr arme verführte Geschöpfe, welche die den Folgen ihres ersten Fehltrittes sich hartherzig anhaftende Schande und Strafe fürchten.

Die Akten bezeugen es, wie geneigt der König stets gewesen ist, auch noch vor dem Abschluß des in das Programm der Reform aufgenommenen neuen Strafgesetzbuches, die ihm zur Bestätigung vorgelegten Kriminalsprüche zu mildern, wie er selbst die den Straßenräubern zuerkannten Todesurteile wiederholt in Freiheitsstrafen verwandelt hat. So hat seine Ausübung der obersten Strafgewalt die schönen Worte wahr gemacht, die sich am Schlusse unserer Abhandlung von 1749 finden: „Sich einbilden, daß die Menschen sämtlich Teufel sind, und sie mit Grausamkeit verfolgen, wäre das Wahngesicht eines scheuen Menschenhassers; voraussetzen, daß die Menschen sämtlich Engel sind, und ihnen den Zügel schießen lassen, wäre der Traum eines törichten Kapuziners; glauben, daß sie weder alle gut noch alle schlecht sind, ihre guten Handlungen über den Wert lohnen, ihre schlechten unter dem Maß strafen, Nachsicht üben gegen ihre Schwächen und Menschlichkeit haben für alle, das heißt handeln, wie ein vernünftiger Mensch soll."

Die bereits vorliegenden Ergebnisse der Reform verzeichnet die Abhandlung mit freudiger Anerkennung: die Verbannung der Spitzfindigkeiten advokatorischer Redekunst aus den Gerichtssälen; die Abkürzung der Prozesse, deren Verschleppung den Reichen ein Mittel sei, den Armen allmählich matt zu setzen; die Verringerung der Instanzenzahl im Gegensatz zu einer Übung, bei der ein Kläger schon ausnehmend unglücklich spielen mußte, wenn er in fünf Instanzen und an wer weiß wie vielen Universitäten nicht käufliche Seelen fand. Für

das aber, was noch zu tun sei und dessen Verwirklichung er in naher Zukunft erwartet, lautet seine Richtschnur: „Wenig weise Gesetze machen ein Volk glücklich, viele Gesetze verwirren die Rechtswissenschaft, aus der nämlichen Ursache, aus der ein guter Arzt seine Kranken nicht mit Arzneien überladet."

Eine Sammlung vollkommener Gesetze würde ihm als das Meisterstück des menschlichen Geistes im Bereiche der Regierungskunst erscheinen. „Man würde dort eine derartige Einheit des Planes und genauer und ineinander greifender Regeln gewahren, daß ein durch diese Gesetze regierter Staat einem Uhrwerk gleichen würde, dessen Triebkräfte alle für denselben Zweck gemacht sind; man würde dort tiefe Kenntnis des menschlichen Herzens und des Nationalcharakters treffen; Züchtigungen wohlabgemessener Art, weder zu leicht noch zu hart, würden die gute Sitte aufrecht erhalten, die Klarheit und Schärfe der Bestimmungen würde jeden Anlaß zum Zwist abschneiden; sie würden bestehen in dem erlesenen Ausbunde des Besten, was die bürgerlichen Gesetze ausgesprochen haben, und in einer geistvollen und schlichten Anwendung dieser Gesetze auf das Volksherkommen; alles würde vorgesehen, alles in Einklang gebracht sein und nichts Unzuträglichkeiten unterliegen — aber das Vollkommene ist für die Menschheit nicht geschaffen."

Mit sicherem Takt hat der Verfasser es vermieden, neben diesem Idealbild einer Gesetzgebung das Corpus juris Fridericianum auch nur zu nennen. Die schmeichelhaften Worte der Anerkennung für Cocceji, „dessen Rechtschaffenheit, Einsicht und unermüdliche Tatkraft den Republiken Griechenlands und Roms zur Zeit ihrer reichsten Fruchtbarkeit an großen Männern Ehre gemacht haben würden", gelten nicht dem Gesetzgeber, sondern dem erfolgreichen Reformator des Prozeßverfahrens und dem strengen Zensor des Richterstandes. Später allerdings hat Friedrich seinen Großkanzler auch als Gesetzgeber, als Tribonian, gefeiert. Er habe hier zu Lande, erzählt er, strittige Gesetze vorgefunden, die, statt den rechtsuchenden Parteien entgegenzukommen, die Sachen verwirrt

und die Prozesse in die Länge gezogen hätten. Er habe deshalb dem Großkanzler Cocceji seine Absicht eröffnet, die Gesetze umzuformen und nur solche aufzustellen, die sich auf die natürliche Billigkeit gründen würden: „Dieser verehrungswürdige Richter vollführte diesen Entwurf unter allgemeinem Beifall."

König Friedrich überschätzte die Bedeutung dieses Kodifikationsentwurfes, wie alle Welt damals sie überschätzte. In Frankreich ließ sich der Leiter der Justiz, der Kanzler d'Aguesseau, durch den Freiherrn von Spon, einen bayrischen Diplomaten, der mehrere Jahre Gesandter in Berlin gewesen war, eine französische Übersetzung des Corpus Fridericianum anfertigen, und in dem Brief, mit dem der Übersetzer seine Arbeit begleitete und der damals durch die Tagesblätter ging, forderte er den französischen Minister auf, das preußische Beispiel nachzuahmen und ein Corpus juris Francici herstellen zu lassen. Aus England rief einer der Führer der literarischen Kreise, Lord Chesterfield, dem Könige von Preußen die Verse des Horaz zu, die Augustus als allumfassenden Spender von Waffenschutz, Sittenreinigung und Rechtsbesserung preisen. Und vollends, wie hätte Voltaire sich den dankbaren Stoff zu neuen artigen Schmeicheleien entgehen lassen: grand juge et grand faiseur de vers, conquérant législateur — das waren seine neuesten Anreden für seinen königlichen Gönner, der da gezeigt habe, daß er im Frieden ebenso kurzen Prozeß mache wie im Kriege. Auch Cocceji wurde von seinen Bewunderern mit horazischen Versen verherrlicht; aus Gotha, von wo ein herzoglicher Rat behufs Erlernung der neuen preußischen Justizkunst nach Berlin geschickt wurde, schrieb Graf Gotter dem Großkanzler, er dürfe sowohl das Feliciter audet, wie das Bonos ducit ad exitus auf sich anwenden.

Das Corpus juris Fridericianum war als Entwurf gedruckt, es ist Entwurf geblieben, und zwar unvollendeter Entwurf. Dem Verfasser schwanden die Lebenskräfte. Anfang Mai 1753 bezeichnete er sich nach einer schweren Erkrankung als gleichsam von den Toten wieder auferstanden;

noch über zwei Jahre schleppte er sich unter Leiden hin; bis zuletzt mit der Ausarbeitung des dritten Teiles seines Corpus beschäftigt, starb er am 22. Oktober 1755. Sein Manuskript ward vergessen und ging zum größten Teile gar verloren. Gesetzeskraft erhielten von dem ganzen Inhalt des Corpus nur die Bestimmungen über das Ehe- und Vormundschaftsrecht und auch sie nur in einzelnen Provinzen. Und doch hatten die alten Gegner unrecht, die nachher spotteten, daß von Coccejis Werk nichts übrig geblieben sei, als das Brustbild von Marmor mit der Inschrift: Vindex legum et justitiae, das der König im Hofe des Kammergerichts aufstellen ließ. Denn die Fortführer der Coccejischen Reform, die Carmer und Svarez, sie haben dem ersten Großkanzler viel mehr zu danken gehabt, als sie sich eingestehen wollten.

Wie König Friedrich 1746 im Widerstreit der Meinungen die zielbewußte Entscheidung gab, das erlösende Wort sprach, welches die harrende Masse in Fluß brachte, so ist er es auch nachher wieder gewesen, der trotz anfänglicher Überschätzung des Geleisteten es klar durchschaute, daß erst der halbe Weg zurückgelegt sei und daß er abermals den Antrieb geben müsse.

Das Jahr 1748, das in der Geschichte der preußischen Rechtsverwaltung den Höhepunkt der an Coccejis Namen knüpfenden gesetzgeberischen Bewegungen bezeichnet, stand auch auf anderem Gebiete unter dem Zeichen der Reform. Die Auseinandersetzung zwischen gerichtlicher und administrativer Justiz bedingte in den Dienstordnungen der Verwaltungsbehörden die Vornahme von Änderungen, wozu dem Könige die Erfahrungen seiner bisherigen Regierungstätigkeit ohnehin manchen Stoff boten. „Jetzunder muß der alte Sauerteig ausgekehrt werden," die Worte aus seiner eigenhändigen Skizze für die neue Instruktion des Generaldirektoriums der Zentralbehörde für die innere Verwaltung und die Finanzen waren die allgemeine Losung dieser rastlos und freudig schaffenden Friedenszeit.

Bei der Durchführung der Justizreform hatte der König mit persönlicher Zwischenrede sparsam zurückgehalten, sich auf die großen Entscheidungen beschränkt. Er müsse für das Einzelne, so erklärt er einmal, „mit des Großkanzlers Augen sehen". Auf dem Gebiete der Verwaltung dagegen, wo im großen wenig zu ändern war, erscheint im einzelnen seine ordnende und nachhelfende Hand überall um so geschäftiger. Er hat im Generaldirektorium nicht mehr den Vorsitz geführt, aber in Wirklichkeit war er dennoch der Präsident dieses Verwaltungsministeriums und aller davon abhängigen Behörden, die lebendige und belebende Triebkraft der großen, kunstvoll verzweigten Bureaukratie, die mit ihren Kriegs- und Domänenkammern, ihren Departementsräten und Amtleuten, Ortskommissarien und Landräten sich durch alle Provinzen, über Stadt und Land, erstreckte.

Die neue Dienstvorschrift, die das Generaldirektorium 1748 auf Grund einer Anzahl eigenhändiger Zusätze und Streichungen Friedrichs II. zu der Instruktion seines Vaters erhielt, hat an den bestehenden Einrichtungen alles in allem nur wenig geändert. Jedenfalls liegen die am schwersten wiegenden Abweichungen von der alten Ordnung schon vor dem Erlaß der Instruktion von 1748: die der Zentralisierungspolitik des Vorgängers so widersprechende Einräumung einer administrativen Sonderstellung an die neu erworbene Provinz Schlesien, und sodann der erste Schritt auf einem Wege, den König Friedrich in der späteren Hälfte seiner Regierung weiter verfolgt hat: die Errichtung zweier selbständiger, besonderen Ministern unterstellter Realdepartements, der den vier alten Departements gleichgeordneten fünften und sechsten Abteilung. Der gleich nach dem Regierungsantritt vollzogenen Ernennung Samuels von Marschall zum Minister für Handel und Gewerbe folgte 1746 die Bestellung eines Kriegsministers, wie der Inhaber der neuen Stelle bald genannt wurde, für die wirtschaftlichen Aufgaben der Heeresverwaltung.

Maria Theresia hat in dieser Zeit den Unterschied der preußischen und der österreichischen Verwaltung dahin umschrieben, daß in Preußen jeder Wink des Königs nicht nur

befolgt, sondern alsogleich befolgt werde, während bei den in Österreich bestehenden Einrichtungen alles, wenn überhaupt, so doch gewiß nur mit ungeheurem Zeitverluste zustande komme. Wie oft hat König Friedrich diese vielbewunderte preußische Pünktlichkeit des Gehorsams seinen Behörden, wenn sie sich ihr entwöhnen zu wollen schienen, wieder eingeschärft! Und wie er selbst die Kunst, schnell gehört und bedient zu werden, übte, so forderte er sie auch von einem jeden unter den Seinen, der überhaupt zu befehlen hatte. Mit dem Befehlen allein sei es nicht getan, prägt er dem Generaldirektorium ein; die Minister sollen sich nicht damit begnügen, etwa ein Reskript an die Kammer ergehen zu lassen, sie müssen sich selbst darum bekümmern, ob auch dem Befohlenen nachgelebt werde; sie sollen sich „von ihrer großen Nonchalance darunter einmal ermuntern und mehr Vigilance haben". Die Präsidenten der Kammern sollen an ihrem Teile desgleichen tun: „Es ist ganz und gar nicht genug, etwas anzugeben oder zu befehlen, sondern es muß auch darauf gesehen und mit vieler Attention darauf gehalten werden, daß das Anbefohlene prompt exequieret werde"; „dazu habe Ich Euch," erklärt der König, „Autorité genug gegeben." Seine Diener und Bevollmächtigten sollen gleichsam allgegenwärtig sein, ganz wie er in Bezug auf sich selbst während eines Aufenthaltes in Königsberg nach Berlin schreibt, das Generaldirektorium könne versichert sein, daß er die vorkommenden Sachen ebenso auf der Reise, wie zu Hause attendieren werde.

Auch die Kammern erhielten 1748 neue Dienstordnungen. Allmonatlich hatten sie über den Zustand ihrer Provinz einen Bericht unmittelbar an den König abzustatten. Dadurch und durch eine mitunter ziemlich ausgedehnte Immediatkorrespondenz über den oder jenen ihm besonders am Herzen liegenden Gegenstand blieb er auch mit den Provinzialbehörden in steter Berührung. Ja infolge seiner Reisen gestaltete sich sein Verkehr mit diesen Instanzen fast persönlicher, als mit den nur ausnahmsweise zum mündlichen Vortrag beschiedenen Ministern in Berlin. Mit der Besichtigung der Truppen, der nächsten Veranlassung dieser Reisen, verband sich eine Musterung des

Beamtenheeres. Noch sind die statistischen Übersichten vorhanden, die in kleinen Lederbänden für den Monarchen zusammengestellt wurden und ihn in die Provinzen begleiteten; nebeneinandergedrängt finden sich die Rechnungsabschlüsse der Staats- und Provinzialkassen, Zahlen über die Bewegung der Bevölkerung und ihre Verteilung nach Berufen, Erhebungen über den Viehbestand, ein Behördenschematismus, Beamtenverzeichnisse usw. Von diesen allgemeinen Grundlagen aus drang der erlauchte Reisende an Ort und Stelle forschend und prüfend in das Genauere, bis in das Kleinste vor. Einer Kammer, der er seinen demnächstigen Besuch ankündigt, übersendet er gleichzeitig einen Fragebogen mit mehr als hundert verschiedenen Punkten und gibt ihr auf, sich über diese Dinge „vorhero gehörig zu präparieren", damit, wenn Aktenauszüge oder sonstige Angaben gefordert werden, „solche im Moment bei der Hand sein und nicht allererst aufgesuchet und beigebracht werden dürfen"; alle Mitglieder der Kammer sollen imstande sein, im Bereiche ihres Dezernats dem Könige, falls er an den einen oder den andern das Wort richten wird, „von allem prompte und akkurate Antwort zu geben". So vermehrte er beständig seinen Vorrat an Ortskenntnissen und Sachverständnis und war nach jeder neuen Reise noch befähigter, an den Berichten und Vorschlägen aus der Provinz die scharfe Kritik zu üben, die in dem herkömmlichen polternden Kabinettsstil durch seine Antworten hindurchgeht.

Das liebste Ziel seiner Reisen blieb immer die neue Provinz Schlesien. Der Eroberer würde sein Werk nur halb getan haben, wenn er das Land eingenommen und nicht auch fort und fort um die Leute, so viele ihrer noch widerstrebten, geworben hätte. Dazu diente ihm vor allem der Einsatz seiner Persönlichkeit. Ihre alte Landesherrschaft hatte die Schlesier nicht verwöhnt. Wenig über zweihundert Jahre hat das österreichische Regiment bei ihnen gewährt, und in den letzten dreizehn Jahrzehnten hatte sich keiner der Habsburger mehr in dem reichen und schönen Lande sehen lassen; seit

1611 waren die Breslauer nicht wieder in die Lage gekommen, dem Landesherrn nach der Huldigung das Ehrenmahl aufzutischen und den herkömmlichen Ungarwein und Burgunder zu kredenzen. Der Hohenzoller besuchte seine neue Provinz regelmäßig in jedem Jahre auf etwa vierzehn Tage, in den ersten Jahren sogar zu zwei Malen, um zu sehen und sich sehen zu lassen, um zu hören und Rede zu stehen. Der neu eingerichteten Breslauer Messe sucht er 1743 verstärkte Anziehungskraft dadurch zu verleihen, daß er sechs Wochen vor der Eröffnung seinen Besuch ankündigen läßt. Und den Gemeinden, welche die Landstraßen mit Bäumen zu schmücken säumen, wird die Kundmachung ein Ansporn, daß der König von seinem Reisewagen aus diese Dinge beachte und den sorgsamen Eifer gnädig erkennen werde.

So in beständiger persönlicher Berührung mit der Provinz, vermochte der König leicht, auf die Haltung auch der Mißvergnügten Einfluß auszuüben. Alle tapferen Vorsätze und Ansätze zur Widerrede entwaffnete die Huld, zerfetzte ein Scherz oder verschüchterte ein finstrer Blick, ein strenges Wort; wer sich, Prälat, Standesherr, Edelmann, bei dem Herrn empfehlen wollte, der erschien zu Breslau in dem königlichen Empfangszimmer. Auf hochtönende Ansprachen, Prunktafeln, Einholungen war es im übrigen bei diesen Besuchen nicht abgesehen. Die zwanglose Schlichtheit, die in den alten Provinzen nicht auffiel, weil sie schon dem Vater dieses Fürsten eigen gewesen war, sie machte die Schlesier baß erstaunt. Dem feierlichen und geschraubten Geschlecht, das sich keine Begrüßung, und am wenigsten die einer hohen Standesperson, ohne langatmige Anreden denken konnte, mußte es schier unbegreiflich sein, daß einem Könige die Titulaturen als „abgeschmackte lange Historien" galten. „Nun Messieurs, was haben Sie anzubringen?" damit empfing König Friedrich das erste Mal in Breslau die Abordnung der Stadtherren, und als nun ihr Sprecher seiner wohlmemorierten Rede eine zierliche Einleitung voranschicken wollte, wurde er durch ein ungeduldiges „Nur kurz und ohne Zeremonien!" dermaßen aus der Fassung gebracht, daß einer der Gefährten,

der zum Glück mehr Geistesgegenwart hatte, für ihn eintreten mußte. Bei der Huldigung aber wurde gar die Aufstellung eines Thrones und Baldachins als „ohnnöthig" bezeichnet und das Lösen des Geschützes untersagt, da man das Pulver nicht unnütz verschießen solle. Auch der schlichte Soldatenrock des Königs erregte immer von neuem Verwunderung. „Der König von Preußen geht auch gar zu schlecht," so kritisierte den königlichen Anzug jenes Bäuerlein, das sich schwer überzeugen lassen wollte, mit dem Könige selbst gesprochen zu haben. Nicht wie ein Theaterkönig — so hatte die erste preußische Königin ihren Gemahl genannt — sondern im Staube der Straße und im Schweiße seines Angesichts, mit allen Spuren von des Tages Last und Hitze, zeigte er sich, von Stadt zu Stadt ziehend, den Seinen. Auf diesen Friedensfahrten, wie vorher und wieder nachher auf den Pfaden des Krieges, prägte sich das Bild ihres ersten hohenzollerischen Landesherren dem Auge und dem Herzen der Schlesier unauslöschlich ein. Nirgends hat sich ein gleich dichter Sagenkreis um den König gesponnen, wie hier in dem eroberten Lande. Die seltsamsten Lagen und Vermummungen dachte sich die Einbildungskraft des Volkes aus, weil ihm für seinen Helden nichts merkwürdig und abenteuerlich genug schien. Unter der großen Eiche am Laugwitzer Bach hätte ihm beim Beginn der Mollwitzer Schlacht eine Kugel den Braten von der Schüssel geschossen; in diesem Dorfe mußte ihn ein Bauer im Bett und in jener Stadt ein altes Weib unter der Maischbütte versteckt haben; hier sollte er als Küster verkleidet sich durch die Österreicher hindurchgeschlichen, und dort in Kamenz, bei feindlicher Überrumpelung des Klosters, in der Mönchskutte Mette und Komplet mitgefeiert haben. Wieder ein anderes Mal wäre er vor den Panduren unter eine Brücke geflüchtet, und sein treues Windspiel hätte, um den Herrn nicht zu verraten, klug nicht angeschlagen.

Der durchgehende Zug in den zahllosen Anekdoten vom alten Fritz, welche spätere Sammler aus der mündlichen Überlieferung, aus dem Volksmunde, entnommen haben, bleibt doch die Leutseligkeit des Königs. Seine glückliche Gabe, im Gespräch

den Ton des gemeinen Mannes zu treffen, seine wirkliche Vertrautheit mit den Zuständen und Vorstellungen, den Bedürfnissen und Kümmernissen dieser kleinen Leute wurde neben seinen Heldentaten der mächtigste Hebel seiner Volkstümlichkeit. Seine Umgebung, die Adjutanten und Hofleute, die Generale und Minister und nicht zum wenigsten die eigenen Geschwister klagten über seine Launen, seine Leidenschaftlichkeit, seine oft so verletzende Schärfe: dem Volk erschien er als der Gute, Gelinde, Gerechte, der es viel besser mit dem kleinen Manne meine, als alle die stolzen und harten Beamten und Offiziere. Wie beglückt war nicht die verrunzelte Bauersfrau, als der König sie „Mütterchen" anredete und ihr das Bittgesuch abnahm, nachdem ein Offizier sie mit einem derben „Scher Sie sich zum Teufel, alte Hexe!" hatte zurückdrängen wollen. Nun murrten die Behörden, daß die Prüfung eines Gesuches, dessen Annahme dem Herrscher nur einen Augenblick geraubt habe, ihnen oft ganze verlorene Tage koste. Aber dem Volk blieb das tröstliche Bewußtsein, daß ein jeder mit seiner Klage von dem geduldigen Könige, wenn nicht befriedigt, so doch gehört wurde. Höchstens daß einmal ein besonders pfiffiger Bauer, wenn der hohe Herr ihn nach Anhörung seines Gesuches an die bereits angerufene Domänenkammer zurückweist, sich mit dem mißtrauischen Wort zu seiner Ehehälfte umwendet: „Komm, du siehst ja, daß er mit der Kammer unter einer Decke steckt." Selbst offenbaren Mißbrauch seiner landkundigen Bereitwilligkeit wollte der Vielbehelligte nicht geahndet wissen. Als die Justizbehörde für einen Kossäten aus der Altmark wegen „mutwilligen Supplizierens" eine Freiheitsstrafe beantragte, entschied Friedrich: „Es ist Meiner Gesinnung zuwider, dergleichen arme Bauersleute deshalb gleich ins Gefängnis werfen zu lassen, und obschon sie öfters unrecht haben, so kann Ich ihnen doch als Landesvater das Gehör nicht versagen." Man erstaunt, mit welch wunderlichen Anliegen sich bisweilen die Untertanen, und zwar nicht bloß die ungebildeten, dem Throne zu nahen wagten. Der Breslauer Kommerzienrat Kroll hätte 1750 den König gern sogar als Heiratsvermittler in Anspruch ge-

nommen, und war dann gewiß sehr enttäuscht und betreten, als er in der für ihn ausgefertigten Kabinettsorder las, daß Seine Königliche Majestät in Preußen ihm zur allergnädigsten Resolution gäben: „wie es Dero Werk nicht sei, wegen seiner Heiratsabsichten sich vor ihn zu interessieren, dahero es Ihnen auch lieb sein wird, wenn er Sie mit dergleichen Anfinnen inskünftige nicht weiter behelligt". Und als einer der israelitischen Schutzbürger des Staates sich über die Unduldsamkeit seiner Glaubensgenossen beschwerte, die ihm die Beseitigung des unmodischen, aber durch den Nationalbrauch geheiligten Vollbartes nicht gestatten wollten, ward sein Gesuch in bündigster Kürze durch die eigenhändige Randbemerkung erledigt: „Der Jude Posener soll mich und seinen Bart ungeschoren lassen."

Der schwierigste Teil der in Schlesien zu lösenden Aufgabe blieb für die preußische Regierung die Auseinandersetzung mit der katholischen Kirche.

Wie laut ertönte der Jubel, mit welchem die schlesischen Protestanten 1741 das Einrücken des preußischen Heeres begrüßten! Aber als man in das katholische Oberschlesien kam, warnte Marschall Schwerin den König, alles Volk zwischen Neisse und Oder sei sein geschworener Feind. Wo die Bevölkerung gemischt war, verlebte die Minderzahl diese Zeiten der Auflösung und Neugestaltung in Furcht und finsterem Mißtrauen. In Schweidnitz waren die Jesuiten jeden Augenblick darauf gefaßt, ihr Ordenshaus vom Volk gestürmt zu sehen, in Nimptsch meinte der katholische Bürgermeister von seinen eigenen Stadtkindern des Lebens nicht sicher zu sein, während in Breslau die Evangelischen sich schaudernd von den zu ihrer Niedermetzelung bestimmten Messern erzählten, die in den beim Schuster Altvater entdeckten Kisten verborgen gewesen seien. Diese Breslauer Protestanten haben am 10. April 1741, als der Ostwind den Schall der Kanonenschläge vom Mollwitzer Schlachtfelde das Wasser heruntertrug, ihre Kinder angehalten, zum Gebet für den Sieg der Preußen auf die Kniee zu fallen; und wieder am Morgen von Hohenfriedberg versammelten sich überall

in der protestantischen Umgegend, so weit man die Geschütze donnern hörte, die Gemeinden mit ihren Geistlichen zu brünstigem Gebet, daß Gott sie nicht wieder in die Hände ihrer Verfolger gebe. Die Katholiken aber verhehlten ihre Gesinnung ebensowenig: als bei der Breslauer Huldigungsfeier nach der Predigt das Danklied angestimmt werden sollte, da verließ die Mehrzahl der Kirchgänger weinend das Gotteshaus, um nicht mitsingen zu müssen.

Man weiß, mit welcher Peinlichkeit der preußische König, dem sechsten Artikel des Breslauer Friedens treu, der katholischen Kirche in Schlesien und jeder einzelnen katholischen Pfarre den weltlichen Besitzstand an Gebäuden, Liegenschaften und nutzbaren Rechten gewahrt hat. Es blieben den Katholiken die Gotteshäuser, die sie ehedem den Evangelischen abgenommen hatten, und tatsächlich befanden sich in vier Fünfteilen des zur größeren Hälfte protestantischen Landes die Pfarrkirchen in den Händen Roms; gab es doch schlesische Kirchspiele, in denen der Pfarrer und der Sakristan die einzigen katholischen Mitglieder waren. Es blieb in den Parochien, wo diese Besitznahme stattgefunden hatte, auf sämtlichen Gemeindegliedern ohne Unterschied des Bekenntnisses auch fernerhin die Verpflichtung haften, bei Taufen, Trauungen und Begräbnissen die Stolgebühren an den katholischen Pfarrer zu entrichten; genug, daß dieser in solchem Falle die Andersgläubigen nicht hindern durfte, die kirchliche Handlung, für die er die Taxen nahm, durch einen Fremden, durch einen Geistlichen ihres Bekenntnisses vollziehen zu lassen. Den evangelischen Schlesiern war es unverständlich, daß ihr neuer Landesherr, der ihres Glaubens war, sie in diesem gedrückten, unwürdigen, der Gleichberechtigung entbehrenden Verhältnis beließ. Auch hätte wohl in der Tat der Buchstabe des Friedensvertrages, welcher den katholischen Besitzstand ausdrücklich nur so weit, als der vollen Gewissensfreiheit der protestantischen Religion kein Abbruch geschehe, anerkannte, eine vollständigere Emanzipation der Protestanten gerechtfertigt. Und so konnte schließlich das Gerücht aufkommen und sich mit einer gewissen Hartnäckigkeit behaupten,

der König von Preußen beabsichtige, seinen Übertritt zum katholischen Glauben zu bewerkstelligen. Als nun Friedrich gar bei dem Fürstbischof von Breslau es anregte, in Berlin die dürftige Kapelle der kleinen katholischen Gemeinde durch eine würdigere zu ersetzen, als sich zu Ehren der Schutzpatronin Schlesiens in dem schönsten Stadtteile, den profanen Prachtbauten des neuen Opernhauses und des Arsenals benachbart, das stattliche Rund der Hedwigskirche erhob, und als der König das fromme Werk durch eine reiche Geldspende förderte, da erscholl sein Lob durch die ganze katholische Welt. Im Konsistorium der Kardinäle pries Benedikt XIV. den Fürsten, der das Wohlwollen seines Hauses gegen die Katholiken als Erbschaft überkommen habe, und als 1748 der Nuntius Archinto nach Breslau kam, ließ er sich vernehmen, daß der Papst den König von Preußen als einen wahren Beschützer der katholischen Kirche betrachte.

Der König von Preußen blieb dem Papst an Artigkeiten und Lobsprüchen nichts schuldig. An den französischen Kardinal Tencin, von dem er wußte, daß er dem mit der Tiara geschmückten Freunde solche Hymnen nicht vorenthielt, schreibt er einmal, es fehle dem Papste an seinem Ruhme nur das eine, in einem Jahrhundert von minder vorgeschrittener Kultur geboren zu sein, dann würde er der Hersteller der Wissenschaften wie Leo X. geworden sein. Als Bastiani einige Zeit darauf eine Audienz hatte, nahm Benedikt Veranlassung, diesen Brief zu erwähnen, und jener bemerkte, wie befriedigt dabei sein Auge leuchtete. Wohl hat Friedrich an manchem fürstlichen Haupt, dem er Lobsprüche ins Gesicht sagte, im stillen um so unbarmherziger seinen Witz geübt. Nicht so an diesem gekrönten Priester; denn in seiner übermütigsten Dichtung, die der königliche Verfasser jedem unberufenen Auge streng vorenthielt, im „Palladion" ist ihm Benedikt

Der Kirchenfürst und große Mann, des Geist
Sich schön sowohl, wie stark und frei erweist,
Antikem Vorbild treu mit ganzer Seele,
Pfaff ohne Falsch und Herrscher ohne Fehle;
Verdienten Weihrauch erntet er bei allen,
Am Musenquell wie in den Kirchenhallen.

In der Instruktion für den schlesischen Provinzialminister v. Massow von 1753 und in dem das Jahr zuvor entstandenen Testamente hat der König die Summe der bisherigen Erfahrungen seiner schlesischen Kirchenpolitik gezogen. Alles in allem glaubt er auf die Katholiken nicht stark rechnen zu dürfen; doch gebe es Ausnahmen. Durchaus unterscheiden will er die Pfarrer und die Mönche. Der Pfarrer sei ruhig, friedfertig und kümmere sich ganz und gar nicht um Österreich; alles was Mönch heiße, habe noch eine geheime Anhänglichkeit an den Wiener Hof. Besonders gelten ihm die Jesuiten als Fanatiker für das Haus Österreich: „unter allen Mönchen die gefährlichste Art". Sie zu bekämpfen und Altar gegen Altar zu stellen, habe er zur Erziehung der adeligen Jugend Schlesiens gelehrte Jesuiten aus Frankreich kommen lassen. „Ich bin neutral zwischen Rom und Genf. Will Rom gegen Genf sich Übergriffe erlauben, so bekommt es ihm schlecht; will Genf Rom vergewaltigen, so wird Genf in die Kosten verurteilt. So vermag ich, allen Parteien Mäßigung predigend, den Religionshaß zu mindern; ich versuche sie zu einigen, indem ich ihnen vorstelle, daß sie alle Mitbürger sind, und daß man einen Menschen, der ein rotes Kleid trägt, ganz ebenso lieben kann wie den, der sich grau kleidet. Ich versuche gute Freundschaft zu halten mit dem Papst, um dadurch die Katholiken zu gewinnen und es ihnen begreiflich zu machen, daß die Politik der Fürsten dieselbe bleibt, wenn die Religion, deren Namen sie tragen, eine verschiedene ist. Indessen rate ich meinen Nachkommen, dem katholischen Klerus nicht zu trauen, bevor er nicht authentische Beweise seiner Treue gegeben hat."

Seiner zweiten neuen Provinz, dem 1744 nach dem Aussterben des einheimischen Herrscherhauses kraft einer Reichsanwartschaft erworbenen Ostfriesland, hat Friedrich im Jahr 1751 seinen ersten Besuch abgestattet. Nach den durch die geschickte Hand des Kammerpräsidenten Lenz ausgeglichenen Zwistigkeiten mit den Landständen des auf seine alte Verfassung eifersüchtigen Gebiets ward dem König ein Empfang bereitet, mit dem er zufrieden sein durfte. Zwar hatte der

an alles denkende Kammerpräsident der Freiwilligkeit ein wenig nachgeholfen und den Städtern und Dorfbewohnern angegeben, wie sie sich zu verhalten hätten: männiglich sollte sein bestes Kleid anlegen, jeder Hausvater die Seinen vor der Tür aufstellen, Bettler, Barfüßer und Hunde durften nicht gesehen werden, und was der wohlweisen Vorschriften mehr waren. Aber das treuherzige Volk tat viel mehr, als ihm vom grünen Tisch her empfohlen war. Jedes Dorf, durch das der König fuhr, hatte eine Ehrenpforte aufgebaut, und in Emden hatten es sogar die Fischweiber sich nicht nehmen lassen, zu achtunddreißig anderen Bogen ihren eigenen zu errichten und mit getrockneten Fischen und einer poetischen Inschrift zu schmücken; an dem großen Triumphtor aber, das die Stadt auf ihre Kosten zugerüstet hatte, las man die herzlichen Worte:

O Koning! groot van Macht,
Van Goedheit, van Verstand,
Meer Vater in ons Hart,
Als Koning van ons Land.

Auf einer festlich geschmückten Jacht fuhr der König mit seinen drei Brüdern die Ems abwärts bis auf die Höhe der Knock, der in den gewaltigen, schon meeresgleichen Strom weit vorgeschobenen Landspitze, und ließ sich dann, zur Überraschung seiner Begleiter und der Schiffsleute, in einem kleinen, nur um Handbreite aus dem Wasser hervorragenden Boot zurückrudern; ein Matrose meinte, der König habe das Zeug zu einem guten Seemann. Vor der Wiederabreise erschien Friedrich noch in einer Sitzung der vor kurzem unter seinen Auspizien zusammengetretenen Asiatischen Handelsgesellschaft, und als er vier Jahre später Ostfriesland zum zweitenmal besuchte, wohnte er während seines Aufenthaltes in Emden dem Stapellauf eines der großen Kauffahrteischiffe bei, die jetzt wieder von hier aus, wie einst die emdischen Afrikafahrer des großen Kurfürsten, nach fremden Kontinenten in See stachen.

Als Kurfürst Friedrich Wilhelm 1677 Stettin erobert hatte und für seinen Staat nun endlich selbsttätige Teilnahme am Welthandel zu erringen gedachte, warnten die Berater den noch immer jugendlich ungeduldigen Herrscher vor allzu stürmischem Eifer. Sie wollten an auswärtigen Handel und überseeische Schiffahrt erst denken, wenn die verödeten und verarmten Lande sich erholt und dichter bevölkert haben und durch Entwicklung der Industrie erstarkt sein würden.

In der Tat hat dann die brandenburgisch-preußische Wirtschaftspolitik diese und nicht die entgegengesetzte Richtung eingeschlagen. Unter dem Gebote der Notwendigkeit. Die Odermündungen mußten den Fremden zurückgegeben werden, der Plan, von den hinterpommerschen Häfen aus dem Stettiner Handel der Schweden Abbruch zu tun, mißlang, die Anfänge der brandenburgischen Marine verkümmerten. Der Industrie dagegen ging ein neuer Tag an mit dem Einzuge der Glaubensflüchtlinge aus dem Westen. Die Neubürger wußten es durchzusetzen, wie sie es aus der französischen Heimat gewohnt waren, daß der Staat von Jahrzehnt zu Jahrzehnt den von ihnen gefertigten Waren mit immer umfassenderen Schutzzöllen und Sperrmaßregeln gegen den Wettbewerb der ausländischen Manufakturen zu Hilfe kam. Der Schutz der jungen heimischen Industrie wurde für die Nachfolger des großen Kurfürsten der oberste wirtschaftliche Gesichtspunkt.

Auch bei der Errichtung eines Fachministeriums für Handel und Gewerbe im Juni 1740, Friedrichs erster Maßnahme in diesem Bereiche der inneren Politik, stand die Industrie noch durchaus im Vordergrunde. Als die Punkte, worauf der an die Spitze der neuen Behörde gestellte Etatsminister Samuel von Marschall seine vornehmste Aufmerksamkeit richten soll, erscheinen in seiner Dienstvorschrift diese drei: Verbesserung der schon bestehenden Manufakturen, Einrichtung fehlender, Heranziehung von Einwanderern: „Fremden von allerhand Kondition, Charakter und Gattung." Nur in zweiter Linie soll er darauf bedacht sein, „wie die in denen Königlichen Landen gemachte Fabriques und Marchandises

auswärtig debitiret werden können"; er soll zu dem Zwecke „guter auswärtiger Korrespondenz pflegen".

Feste, durchgreifende Grundsätze für eine Handelspolitik waren offenbar noch nicht gefunden. Und wenn nun durch den Breslauer Frieden die Oder in ihrem ganzen Lauf ein preußischer Strom wurde, so wurde doch die naheliegende Nutzanwendung aus dem so vorteilhaft veränderten Zustande zunächst nicht gezogen, eine einheitliche Regelung des Zollwesens in den drei Provinzen dieses einen Stromgebietes unterblieb noch. Schlesien galt Jahre hindurch handelspolitisch noch als Ausland. Auch im Magdeburgischen wurde während der ersten acht Jahre der neuen Regierung an der bestehenden Handelsverfassung nichts Wesentliches geändert.

Es ist bezeichnend, daß in den ersten acht Jahren der Amtstätigkeit Marschalls an die bestehende Handelsverfassung kaum gerührt wird, daß die neuen Antriebe erst zu der Zeit einsetzen, wo der alternde Minister in den Hintergrund tritt und sich von den Geschäften mehr und mehr entlasten läßt. Unter den Zusätzen der neuen Dienstordnung für das Generaldirektorium ist 1748 einer der wichtigsten der, welcher sich über den Handel verbreitet. Der König gibt die schulmäßige Abstufung der vorteilhaften Handelsformen nach dem Grade der Nützlichkeit: Absatz der eigenen Erzeugnisse gegen bares Geld, Durchgangshandel mit den Waren des Auslandes, Eintausch unentbehrlicher fremder Gegenstände gegen einheimische. Der lehrhafte Ton seiner Darlegung läßt ersehen, daß er die Grundbegriffe der Handelstheorie bei seinen Ministern nicht unbedingt als bekannt voraussetzt. Nimmt er doch in den ein Jahr vor dem Erlaß der neuen Instruktion niedergeschriebenen brandenburgischen Denkwürdigkeiten keinen Anstand, die Handelspolitik seines Vaters als eine ganz verfehlte zu bezeichnen: die Regierung habe Grundsätze verfolgt, die der Entwicklung des Handels geradezu hinderlich gewesen seien.

Im folgenden Jahre hat Friedrich es für zweckmäßig erachtet, sich zu seiner Schöpfung, der Handels- und Industrieabteilung des Generaldirektoriums, in ein engeres persön-

liches Verhältnis zu setzen. Den Anlaß gab der Tod des Ministers Marschall am 11. Dezember 1749. Der Verstorbene erhielt nicht eigentlich einen Nachfolger; nicht als Minister, sondern in der Stellung eines wirklichen geheimen Finanzrats trat der neue Leiter des fünften Departements in das Generaldirektorium ein, zu den vortragenden Räten des Departements im Verhältnis des Vorgesetzten, zu den mit dem Ministerrange ausgestatteten Leitern der anderen Abteilungen im Verhältnis zwar nicht der Unterordnung, aber auch nicht der Gleichstellung. Unmittelbar vorgesetzt sollte ihm nur der König sein, der damit tatsächlich sein eigener Handelsminister wurde. Der Schwerpunkt der fünften Abteilung war in das Kabinett verlegt.

Und nicht den Reihen des alten Beamtentums wurde der Mann entnommen, den sich der König bei dieser selbständigen Übernahme des von ihm ins Leben gerufenen, aber bisher noch nicht zur rechten Entfaltung gelangten Handelsamtes zum Gehilfen setzte. Vielmehr war der Auserkorene ein Kaufmann, der französische Schweizer Fäsch, der bisher in der durch eine Stellung eines Agenten die preußischen Interessen an einem Welthandelsplatze, in Amsterdam, vertreten hatte. Durch eine vom 1. Oktober 1749 datierte eigenhändige Denkschrift weihte ihn der König in die Aufgaben des neuen Wirkungskreises ein.

Die nächsten sieben Jahre zeigen das Handelsamt und den König an seiner Spitze in fruchtbarem, freudigem Schaffen. Für die unablässige Hingebung, die er seinen neuen Gehilfen zur Pflicht machte, gab er selbst das Beispiel. Die Akten des Kabinetts, der Schriftwechsel des Königs mit Fäsch, mit dem Berliner Akzisedirektor Klinggräffen und mit Kircheisen, dem Polizeipräsidenten und ersten Bürgermeister der Hauptstadt, mit Ministern, Kammerpräsidenten, Steuerräten und den hervorragendsten Geschäftsleuten, endlich das politische Testament von 1752 — alles bezeugt, welch breiten Raum in dieser allumfassenden Regententätigkeit jetzt die volkswirtschaftlichen Aufgaben einnahmen.

Wenn König Friedrich in dem politischen Testament den

Gesamtbestand der vorhandenen Manufakturen mustert, bemerkt er, daß die geographisch zusammenhängenden Provinzen Brandenburg, Pommern, Magdeburg, Halberstadt auch wirtschaftlich bereits ein einheitliches Ganzes bilden, daß sie ungefähr dieselben Industrien haben, dieselben Waren erzeugen. Und schon durfte auch Schlesien in gewissem Grade zu diesem einheitlichen Wirtschaftsgebiet gezählt werden; im Frühjahr 1747 waren die Zollschranken zwischen den alten Landen und dem neuen wenigstens zum Teil gefallen. In gemeinsamen Beratungen, zu denen seit 1747 alljährlich um die Weihnachtszeit die Präsidenten der märkischen und pommerschen, der magdeburgischen, Halberstädter und schlesischer Kammern mit dem Könige und den Ministern des Generaldirektoriums in Berlin zusammentraten, um die besonderen Bedürfnisse der aufeinander angewiesenen Mittelprovinzen zu erörtern, fand die Interessengemeinschaft und wirtschaftliche Gleichartigkeit dieses weiten Gebietes Anerkennung und Ausdruck.

Der Wahlspruch dieser Regierung, das Toujours en vedette, galt auch hier. Man stand auf der Warte und hielt weithin Umschau. Die Geringfügigkeit der ersten Ergebnisse entmutigte nicht. War man vom Ziele auch noch weit entfernt, man hatte das Gefühl, auf dem rechten Wege zu sein, man hatte Zuversicht.

„Wir sind hier hinreichend bewandert in dem, was unseren Handel angeht," schreibt Friedrich am 24. Januar 1750 an seinen Vertreter in Paris; der Gesandte soll also einem französischen Kapitalisten, der sich mit seinen Erfahrungen wichtig macht, bedeuten, daß man vom Auslande nicht gute Ratschläge brauche, sondern Menschen und Geld: „Was uns hauptsächlich noch fehlt, sind Leute, die geneigt wären, sich zu einer Handelsgesellschaft zusammenzutun." Wie er Handwerksmeister und bäuerliche Ansiedler ins Land zog, so mußten seine Gesandten, vornehmlich in Holland und Frankreich, an alle Türen klopfen, um begüterte Geschäftsleute zur Übersiedlung nach Preußen zu bestimmen.

Niemand war weiter davon entfernt, diese ersten Gehver-

suche preußischer Welthandelspolitik zu überschätzen, als König Friedrich selbst. Er bezeichnet die Gründer der asiatischen und der bengalischen Compagne in Emden, die er in möglichst engen Zusammenhang mit dem Stettiner Handel zu bringen wünschte, als ein Projekt, das, wenn es sich verwirkliche, sehr bedeutend werden könne: „ich werde es niemals vollendet sehen, aber die Nachwelt kann es erleben, wenn sie den Plan weiter verfolgt und sich der geeigneten Mittel für die Ausführung bedient." Nichts sollte überstürzt werden. Lenz empfahl, die Gründung einer preußischen Versicherungsgesellschaft für Seeschiffe zu veranlassen, auf daß nicht alljährlich ausländischen Anstalten ein starker Tribut gezahlt werden müsse; der König antwortete, daß es dazu noch zu zeitig sei. Die Emder forderten ihn auf, sich zur See „formidabel zu machen", und der große französische Seeheld Lallourdonnais, in seinem Vaterlande mit Undank gelohnt, legte 1751 den Plan zur Ausrüstung einer preußischen Kriegsflotte vor, als deren Admiral er sich anbot. Friedrich erklärte, das würde ihn zu weit führen; er wolle nicht zu viel auf einmal beginnen, denn nichts sei wahrer als das Sprichwort: qui trop embrasse, mal étreint. Die nähere Begründung gibt im folgenden Jahre das politische Testament: Bis jetzt seien die Hilfsquellen des Staates kaum ausreichend, das Heer zu unterhalten und das Notwendigste für den Krieg im Schatz niederzulegen; es würde zur Zeit ein großer politischer Fehler sein, wenn man daran denken wollte, die militärischen Kräfte zu zersplittern. Preußens eigentlicher Feind, Österreich, habe nur Landtruppen; Rußland verfüge allerdings über eine Flotte, aber da die preußischen Küsten zu Landungen für sie ungeeignet seien, so könne sie nichts weiter ausrichten, als in dem neutralen Danziger Hafen Truppen an Land setzen, um die Verbindung zwischen Preußen und Pommern zu stören.

VII

Sanssouci

Es war am 24. August 1743, als König Friedrich sich aus dem Potsdamer Schlosse vor das Brandenburger Tor begab, um auf der kahlen Erhebung der Bornstädter Feldmark unter freiem Himmel sein Mittagsmahl einzunehmen. Die Aussicht von dem Berge, berichtete er tags darauf der Königin-Mutter, sei entzückend. Weit, unbehindert erstreckte sich der Blick im Vordergrund über den breiten, buchtenreichen Fluß bis zu dem Fischerdorf Kaputh, linker Hand über die Stadt nach dem Babelsberge und den Höhen von Glienecke, zur Rechten auf den allmählich ansteigenden Wald. Anmutiger ließ sich am hügelreichen Havelstrand der Bauplatz für einen sommerlichen Königsitz nicht leicht finden.

Friedrich hatte sich statt des geliebten, aber allzu entlegenen Rheinsberg anfangs Charlottenburg zur Residenz ausersehen. Dort störte indes die unmittelbare Nachbarschaft der Hauptstadt. Unbequeme Besucher, Bittsteller, Gaffer, vor allem auch betriebsame Diplomaten, die sich unter der vorigen Regierung an einen sehr zwanglosen persönlichen Verkehr mit dem Monarchen gewöhnt hatten, waren schwer fernzuhalten. Potsdam lag nicht zu nahe und nicht zu weit, aber ein luftiges Lustschloß hatte der ernsthaften Soldatenstadt bisher gefehlt.

Nun wurden Viehtriften und dürftiges Haferland als Grund und Boden für Garten, Haus und Weinberg erworben, und Freund Jordan mußte aus Frankreich Hunderte von Feigenbäumen und Rebstöcken verschreiben. Beim Aus-

zug in seinen zweiten Krieg, gleichsam schon mit einem Fuß im Bügel, hinterließ der König noch eine Anordnung für die Zurüstung dieser stillen Stätte des Friedens, indem er die sechs breiten Erdstufen aufzuschütten befahl, welche er in ebensoviel hängende Gärten zu verwandeln gedachte. Und im nächsten Frühjahr, während er in Schlesien zum entscheidenden Schlage gegen Österreicher und Sachsen ausholte, legte sein Baumeister, der bewährte Knobelsdorf, den Grundstein zum Schlosse. Zwei Jahre darauf, am 1. Mai 1747, wurde das „Lusthaus auf dem Weinberge" durch ein festliches Mahl mit zweihundert Gästen eingeweiht.

Schon Rheinsberg hatte Friedrich sein Sanssouci genannt. Jetzt war der Name mit goldenen Lettern über die Pforte des neuen Hauses geschrieben. Aber wie ließe die Sorge, die stets gefundene, nie gesuchte, sich aus einem Königsschlosse bannen? Genug, wenn hin und wieder ein freier, guter Augenblick ihr abgehascht wurde. Eine Art Weihelied, wohl das erste Gedicht, das hier in Sanssouci entstanden ist, schließt wie im Vorgefühl der kommenden Stürme:

Wer wäre Meister über sein Geschick?
Ein Tor, wer die gelegne Stunde meidet!
Genießen wir den einen Augenblick,
Den morgen uns vielleicht der Himmel neidet!

Mit geringem Aufwand, so rühmt es Friedrich, erkaufe er sich hier tausend ländliche Freuden; Lauben zu ziehen sei jetzt seine Lust, und Buchenhecken zu stutzen; zum Lehrer habe er La Quintinie sich erkoren, den gelehrten Gartenkünstler von Versailles, um durch dieses Weisen göttliche Kunst dürren Sand in fruchtbaren Nährboden zu verwandeln und die Blumen des Südens sprießen, grünen, blühen zu sehen. Kommt nach Sanssouci, ruft er den Freunden zu:

Dort auf des Hügels luft'ger Spitze,
Wo frei das Auge schwelgt in fernen Sichten,
Ließ sich der Bauherr zum erhabnen Sitze
Mit Fleiß und Kunst das Haus errichten.
Der Stein, vom Meißel zubereitet,
In Gruppen zierlich ausgebreitet,
Schmückt den Palast und drückt ihn doch mit nichten.

Der Morgensonne erster Strahl
Bricht golden sich im Spiegelsaal.
Sechsfach seht Ihr der Erde Grund sich schichten,
Doch sanfte Stufen lassen Euch entfliehn
Ins Laubrevier, ins hundertfält'ge Grün,
Wo Stamm und Strauch zum Labyrinth sich dichten.
Der Nymphen Schar, das neckisch junge Blut,
Sprüht aus dem Dunkel silberreine Flut
Auf Marmorbilder von nicht schlechtrem Werte,
Als sie dereinst uns Phidias bescherte.

Da begrüßten gleich am Eingang des Gartens den aus der Stadt kommenden Besucher von ihren steinernen Fußgestellen herab Götter, Imperatoren und Matronen, elf antike Büsten und eine moderne Diana, Bestandteile der berühmten Sammlung des Kardinals Polignac, deren größten Teil, an dreihundert Marmorwerke, Friedrich 1742 nach dem Tode des kunstsinnigen Prälaten für 36000 Taler in Paris erworben hatte. Drüben in dem an die Anlagen angrenzenden naturwüchsigen Rehgarten erhob sich später der Kuppeltempel, die Nachbildung der Rotonda in Rom, um zu mehr als einem halben Hundert anderer Antiken den Achill und die Töchter des Lykomedes aufzunehmen, die viel bewunderte, bei Frascati unter den Trümmern des Mariushauses gefundene, durch den Nanziger Adam geschickt ergänzte Gruppe. Auch die große, durch Stosch in Italien angelegte Sammlung geschnittener Steine fand hier Aufnahme. Die herrlichste Zierde dieses Königsgartens aber war eine Bronze, der die Handflächen zum Gebet emporstreckende schöne Knabe, den man damals Antinous nannte, das kostbare Kleinod griechischer Kunst, dessen sich sein von den Musen verlassener Besitzer, Fürst Liechtenstein in Wien, 1747 für 5000 Taler entäußert hatte. Fast gleichzeitig mit dem Schloßherrn in Sanssouc eingezogen, hatte der Adorant seinen Platz auf der obersten Terrasse gefunden, so daß durch das Fenster der Bibliothek ihn der Blick unmittelbar erreichte. Unter den modernen Kunstwerken, die zwischen den Antiken auf den Erdstufen und in den Grotten, längs der Wandelgänge und um die großen für Wasserkünste bestimmten Becken Aufstellung fanden,

glänzten die von Ewald Kleist als des Meißels Meisterstück besungene Venus Alexanders von Papenhoven, ein Erbstück aus dem oranischen Familiengute, und die Geschenke des Königs von Frankreich, die Venus von Pigalle und des geistreichen Meisters zierlicher Merkur, der sich die Schwinge an den Fuß legt.

Wie nun zu dem in den ersten Regierungsjahren erworbenen stattlichen Grundstock später das Baireuther Antikenkabinett der Markgräfin Wilhelmine hinzutrat, und wie einheimische Bildhauer und Ausländer, die Bouchardon und Coustou, Benkert, Ebenhecht, François Gaspard, Adam der Jüngere, später Tassaert von Antwerpen, fort und fort mit Aufträgen beschäftigt waren, so häufte sich allmählich zu Sanssouci und in den anderen Schlössern ein künstlerischer Reichtum auf, der sich gegen den Ausgang der Regierung auf fünftausend antike und moderne Skulpturen belaufen mochte. Seinen sehnlichen Wunsch, die Werke der klassischen Kunst, die Überreste des Altertums einmal unter ihrem heimischen Himmel zu bewundern, hat Friedrich nie verwirklichen können. Aber es war ihm unverständlich, daß sein Algarotti als Italiener sich die Reise nach Herculaneum, „dem Phänomen des Jahrhunderts", versagte: „wenn nicht so starke Fesseln mich hier zurückhielten, so würde ich fünfhundert Meilen fahren, um eine aus der Asche des Vesuv auferstandene antike Stadt zu schauen."

Auch Bilder wurden in Sanssouci gesammelt. Vordem, in Rheinsberg, hatte Friedrich entschieden die anmutig-wohlige Art der neueren Franzosen, Watteaus und seiner Schüler, bevorzugt. Inzwischen aber hatte sein Geschmack eine andere Richtung genommen. Nicht umsonst hatte er in den Weihnachtstagen von 1745 die Eindrücke der Dresdner Galerie auf sich wirken lassen. Als ihm 1754 aus Paris zehn Bilder von Lancret zum Kauf angeboten wurden, erklärte er, seine frühere Vorliebe verloren zu haben, oder richtiger, bereits genug Bilder dieses Kunstkreises zu besitzen; er kaufe jetzt gern die Rubens und van Dyck, überhaupt die Meister der großen Schulen Flanderns und Frankreichs. Noch entschiedener

bezeugte er es später den Italienern, daß sie die modernen Franzosen aus seiner Gunst verdrängt hätten. Doch konnte er nie ganz verleugnen, daß er von diesen zu jenen ausgegangen war. Der bewegte, packende Correggio wurde sein Liebling, während die schlichte Schönheit Raffaels ihm nach dem Urteil eines Kenners unverständlich blieb. Sein Sammeleifer war von gutem Glück begünstigt. Es sei erstaunlich, schreibt er 1755 der Markgräfin von Baireuth, mit wie leichter Mühe er einen ziemlich umfangreichen Vorrat bekannter und geschätzter Bilder für Sanssouci zusammengebracht habe, ohne der Berliner Galerie Abgaben zuzumuten; er zählt der Schwester die Perlen auf: Correggio, Guido Reni, Paul Veronese haben je zwei Bilder beigesteuert, Tintoretto eines, Rubens zwölf, van Dyck elf. Das erste gedruckte Verzeichnis der Sammlung, von Mathias Österreich, unter dessen Obhut sie gestellt wurde, 1764 herausgegeben, weist 146 Nummern auf; schon waren auch Raffael, Lionardo und Tizian, Ribera und Rembrandt vertreten. Damals war auch die würdige Heimstätte fertig hergerichtet, die Friedrich 1755 den alten Meistern zur Linken seines Lustschlosses zu bauen begann, ein Wanderziel für alle Berliner von Kunstsinn und Geschmack, „wie Loretto und San Jago di Compostella für die Andächtigen". Friedrich selbst nannte die Galerie bescheiden eine kleine Verschönerung für Sanssouci und freute sich, hier an Regentagen für den Spaziergang im Freien angenehmen Ersatz zu haben.

Da das Lusthaus auf dem Weinberge das erste, Rheinsberger Sanssouci ersetzen sollte, so lehnte sich Gestaltung und Ausstattung des Inneren in der Herrschaft der sanften hellen Farben, in der Bevorzugung des Silbers für Rahmen, Wandleisten und sonstigen Zierat, eng an das freundliche Vorbild an. Ja die früher besonders liebgewonnenen Räume wurden einfach wiederholt: das Schreibzimmer und im Turm die Bibliothek, in die 1747 die Bücherbestände aus Rheinsberg übergeführt wurden, wie denn der dortige Arbeitsraum in dem kleinen, nach der Spree ausschauenden Rundgemach des Berliner Schlosses eine nochmalige getreue Wiederholung fand.

In einem aber glich die Potsdamer Kopie dem Rheinsberger Urbilde nicht. Wilhelmine nannte Sanssouci das Kloster und ihren Bruder den Abt, und die Genossen der Tafelrunde von Sanssouci sprachen von ihrem Refektorium. Dem neuen Hause fehlte die Hausfrau.

Kronprinz Friedrich, als der Vater gebieterisch über seine Hand verfügte, hatte erklärt, die ihm aufgezwungene Frau im Augenblick der Thronbesteigung verstoßen zu wollen. Nach dem Regierungswechsel erzählten im Auslande erfindungsreiche Zeitungsschreiber, daß der neue König von Preußen in feierlicher Ansprache seinem Hofe die Herrin vorgestellt habe: sie sei gegen seinen Willen Kronprinzessin geworden, aus freiem Entschluß erkenne er sie als Königin an. Solch theatralischer Kundgebung, deren weder Elisabeth Christine in ihren zahlreichen Briefen noch irgend einer unserer damals an Ort und Stelle befindlichen Gewährsmänner gedenkt, bedurfte es nicht. Das Verhältnis zwischen den beiden Gatten hatte sich in den letzten Jahren, seit der Übersiedlung der Prinzessin nach Rheinsberg, durchaus zwanglos und freundlich gestaltet. Der gemeinsame Haushalt der kronprinzlichen Zeit wurde von dem Königspaar zunächst weitergeführt; die hoffnungsfreudigen fünf Wochen vor dem Beginn des ersten Krieges bildeten den schönen, rauschenden Schlußakkord der Rheinsberger Herrlichkeit. Im Felde ließ es dann der König an kleinen Aufmerksamkeiten gegen die Gattin daheim nicht fehlen, wenn auch in den Briefen die Versicherungen der Zärtlichkeit schnell formelhafteren Wendungen Platz machten. Den Sieg von Chotusitz zeigte er ihr mit ein paar eigenhändigen Zeilen an, und die Mitteilung vom Abschluß der Friedenspräliminarien begleitete er mit der Artigkeit, das werde ihm binnen vier Wochen die Freude des Wiedersehens verschaffen. Nun aber kehrte er ganz augenfällig als ein anderer heim. Der nie geliebten, aber bisher mit Rücksicht und Güte behandelten Frau hatte er sich während der langen Trennung völlig entfremdet, und wenn Gleichgültigkeit sich schwerer verbergen läßt, als Liebe oder Haß, so unterzog er sich solcher Mühe jetzt nicht mehr. Schon sprach man von

der „beklagenswerten" Stellung der Königin. Während des zweiten Krieges sah der Gemahl von einem regelmäßigen Briefwechsel ab. Als bei Soor Elisabeths Bruder, Prinz Albrecht von Braunschweig, gefallen war, hielt sie in einem Briefe an den Bruder Ferdinand ihren Unmut über die Grausamkeit des Königs, der ihr auch nicht eine Silbe bei diesem traurigen Anlaß geschrieben habe, nicht länger zurück; sie sei gewöhnt an seine Art und Weise, aber trotzdem bleibe es ihr empfindlich. Doch wolle sie sich in Geduld fassen, sie habe sich nichts vorzuwerfen und tue ihre Pflicht; der liebe Gott werde ihr helfen, auch dies zu tragen, wie so vieles andere. Zwei schnell nacheinander einlaufende Beileidsbriefe, so kurz und steif sie waren, versöhnten die Bekümmerte wieder.

In der dann folgenden Friedenszeit änderte sich nichts mehr an dem nun einmal bestehenden Zustande. Die Königin blieb in allen ihren Ehrenrechten und Schaustellungspflichten, ihre Gemächer waren neben denen der Königin-Mutter der Brennpunkt der winterlichen Hofgeselligkeit, und ihre Briefe lassen ersehen, mit welcher Genugtuung sie sich den aus ihrer Stellung erwachsenden Aufgaben widmete. Bei den Frühjahrsparaden auf dem Tempelhofer Felde erschien sie, sofern sie sich beteiligte, im vollsten Prunk, wohl als Amazone angetan, und der erste Vorbeimarsch der Regimenter erfolgte dann vor ihrem achtspännigen Phaethon, den eine Wolke glänzender Kavaliere umgab. Alle Fremden von Rang ließen sich in Berlin oder in Schönhausen der Königin vorstellen. Marquis Valory berichtete noch 1756 seinem Hofe, daß der König bei aller offenbaren Gleichgültigkeit gegen seine Gemahlin sich durch die ihr bewiesenen Aufmerksamkeiten geschmeichelt fühle und jeden Mangel an Rücksicht gegen sie äußerst übelnehme. Ihr Geburtstag war regelmäßig eines der glänzendsten Feste des Hofes, nur daß der König fast nie an diesem 8. November in Berlin gesehen wurde. Und aus dem intimen Kreise ihres Gatten blieb die unglückliche Fürstin jetzt endgültig ausgeschlossen. Er hielt sich eben an das, was er in bezug auf einen seiner Mitfürsten einmal

gesagt hat: es sei von einem fürstlichen Ehemanne nicht mehr zu verlangen, als daß er die äußeren Rücksichten nicht verletze. Wie schmerzte es die regierende Königin, daß sie fernbleiben mußte, als die Söhne im Sommer 1746 der Königin-Mutter zu Rheinsberg und Oranienburg wetteifernd ländliche Feste veranstalteten. Doch freute sie sich, daß wenigstens ihre Schwester, die Prinzessin von Preußen, hinzugezogen wurde, und wies die Anfrage des Prinzen, ob etwa seine Gemahlin ihr zu Gesellschaft gleichfalls daheim bleiben solle, mit den spitzen Worten zurück: sie ziehe es vor, daß ihre Schwester mitgehe, da das sich so gehöre, und da es auf alle Welt einen guten Eindruck machen werde, wenn das, was in der Ordnung sei, auch geschehe; sie selbst sei an ihr Los gewöhnt, aber es würde das Übermaß ihres Kummers sein, ihre Schwester auf gleichem Fuße behandelt zu sehen. „So werde ich denn das Haus hüten," seufzte sie, „und die Wärterin meines Neffen sein." Das einzige, was sie von dieser Überlandfahrt der Familie hatte, waren die Erzählungen der anderen von all den genossenen Herrlichkeiten, die, als sie die Königin-Mutter demnächst in Monbijou aufsuchte, den ausschließlichen Gesprächsstoff hergaben. Während jener beunruhigenden Erkrankung des Königs, im Februar 1747, schrieb Elisabeth sehr bezeichnend ihrem Bruder Ferdinand, wenn sie es gewagt hätte, würde sie nach Potsdam gekommen sein, den Kranken zu sehen. Im nächsten Sommer, als der König seine Mutter zu einem Fest nach Charlottenburg eingeladen hatte, faßte sie sich das Herz, dem Gatten vorzustellen, wie kränkend es für sie sei, sich immer von ihm getrennt zu sehen; die Einladung wurde nun auch auf sie ausgedehnt. Aber ihr sehnsüchtiger Wunsch, Potsdam und Sanssouci zu sehen, ging ihr nicht in Erfüllung. „Glücklich, wer einmal dort sein könnte," klagt sie im Sommer 1748; „aber nicht all dieser Prunk sollte mich anziehen, sondern der teure Gebieter, der den Ort bewohnt. Warum mußte sich alles so wandeln, und ich die alte Güte und Gnade einbüßen? Noch denke ich voll Freude der Rheinsberger Zeit, wo ich volle Befriedigung empfand, wo ein Gebieter sich

freundlich meiner annahm, den ich zärtlich liebe und für den ich mein Leben hingeben würde. Welchen Kummer muß ich nicht jetzt empfinden, wo alles sich gewandelt hat! Aber mein Herz wird sich nicht wandeln, und ich hoffe noch immer, daß alles sich wieder ändern wird. Diese einzige Hoffnung hält mich noch aufrecht." Tag und Nacht, schreibt sie ein andermal, sinne sie, was sie tun solle, um dem König nicht zu mißfallen. Nie hätte sie eine der Gelegenheiten, wo sie ihn sehen durfte, versäumt; als sein Besuch in Berlin angemeldet ist und sie über ihre Gesundheit zu klagen hat, erklärt sie, lebend oder tot diesen Tag sich zeigen zu wollen. Sie beargwöhnte ihren Hofstaat, daß man sie dem Gesichtskreis des Gatten ganz zu entrücken suche: wenn sie in allem dem Rat ihrer Oberhofmeisterin folgen wollte, so würde sie bei seinen Berliner Aufenthalten sich immer in Schönhausen zurückzuhalten haben. Sie beargwöhnte die Geschwister des Königs, die „Familie", daß sie ihr die kleinsten Gunstbeweise neideten; sie haßte zumal ihre unverheiratete Schwägerin Amalie; in ihr, nicht in der teilnahmsvollen Königin-Mutter, sah sie die Ursache so mancher Zurücksetzung. Und so wurde die arme Fürstin immer mißtrauischer, empfindlicher, abstoßender, unliebenswürdiger. Sie war imstande, ihren Tischgästen einen Auftritt zu machen und laut zu schelten, daß die, welchen sie die meisten Aufmerksamkeiten erweise, sich am meisten über sie aufhielten und lustig machten. Ihre Umgebung sprach von ihrem schwierigen Charakter, ihrer Übellaunigkeit, von der unerfreulichen Art, mit der sie das Gespräch an sich reiße und nichtssagende Dinge in ermüdender Breite ausspinne; immer wolle sie, daß alle Welt ihr schmeichle und in allen Dingen zustimmen solle, und das mache jedes Gespräch mit ihr peinlich und unangenehm.

Eben dieses unglückliche Temperament war es doch auch, allem Anschein nach, was den König abstieß. In einem Briefe an den Prinzen Wilhelm, nahezu dem einzigen, in welchem er sich über die Gattin äußert, weist er die Anregung, bei jenem sommerlichen Familienfeste auch der Königin ihr Recht zu gönnen, mit dem lieblosen Worte ab: er fürchte,

wenn sein zimperlicher Griesgram (grognarde pimbêche) dabei sei, so werde das ganze Fest gestört. Es folgt der Ausdruck des Entsetzens über den Schwarm der in diesem Fall unvermeidlichen Hofdamen und Edelfräulein, „dieser anspruchsvollen, stets unzufriedenen Spezies des weiblichen Geschlechts". „Wir wollen unsere Mutter unterhalten durch einen Ausflug ins Freie und ländliche Vergnügungen: halten wir uns an unseren Vorsatz und mengen wir nicht Nesseln und Gestrüpp zwischen Jasmin und Rosen."

Wenige Wochen nach der Einweihung des Lustschlosses, im August 1747, kam die Markgräfin von Baireuth nach Sanssouci. Seit sieben Jahren war sie am preußischen Hofe nicht mehr gesehen worden. Mißhelligkeiten zwischen Bruder und Schwester waren seit Friedrichs Thronbesteigung schließlich zu vollem Zerwürfnis ausgeartet, als in den Tagen der Schlacht von Soor Wilhelmine es für passend hielt, der Königin von Ungarn auf der Fahrt zu den Frankfurter Krönungsfeierlichkeiten ihre Aufwartung zu machen. Die ganze Familie war einig in der Verurteilung dieses Mangels an Takt. „Ich glaube, sie ist mit Blindheit geschlagen," schrieb entrüstet die nach Schweden verheiratete Schwester Ulrike, die sich rühmte, in der Fremde allzeit ein „brandenburgisches Herz" zu bewahren. Den Dresdener Frieden zeigte Friedrich der Markgräfin mit den schneidenden Worten an, es werde ihr dies Ereignis hoffentlich um so angenehmer sein, als ihre Vorliebe für die Königin von Ungarn in Zukunft mit dem Rest alter Freundschaft, den sie vielleicht dem Bruder noch bewahre, nicht mehr in Widerstreit kommen werde. Im folgenden Sommer fand dann zwar eine Aussprache statt, ein regelmäßiger Briefwechsel spann sich wieder an; aber noch immer klagte Wilhelmine gegen andere, daß sie des Glückes, einen ihrer Verwandten sehen zu dürfen, beraubt bleibe, daß sie wie eine Verbannte lebe. Da war es denn eine Hofdame, „Demoiselle Finette", die in der Familie wie ein guter Genius waltende „kleine Tettau", die sich der Sache annahm und das Herz des Königs erweichte, indem sie ihm nach einem Besuch bei der Markgräfin den Kummer der Schwester

beweglich vorstellte. Das Wiedersehen in Sanssouci war herzlich, als wäre nie etwas zwischen die Geschwister getreten. Und wenigstens von Friedrichs Seite war in der Tat für die Zukunft alles vergessen. Daß er der Schwester, die das schwere Leid der Jugend mit ihm geteilt hatte, sich wieder versöhnt und im Herzen nahe wußte, ward ihm nachmals in neuer Anfechtung kräftigster Trost.

Zu der Versöhnung mit der Markgräfin hatte sein Teil auch Prinz August Wilhelm beigetragen, der 1744 zum Prinzen von Preußen ernannte und damit als Thronfolger bezeichnete Bruder. Sein Verhältnis zu Friedrich gestaltet sich eine Zeitlang sehr herzlich; die schwedische Schwester beglückwünschte diesen Lieblingsbruder 1745, ein Jahr nach ihrer Verheiratung, zu der völligen Eintracht, in der er jetzt mit dem Könige lebe; das heiße den Himmel auf Erden haben. Sie erinnerte ihn an erregte Auftritte, zu denen es vor drei Jahren in der Familie gekommen war. Leider sollten sich bald neue Mißhelligkeiten einstellen. Der Prinz klagt gegen Ulrike über des Königs Kargheit, während Friedrich sich allmählich mit Ergebung darein findet, daß es in der ganzen Verwandtschaft heiße: „Der alte Onkel ist ein Geizhals". Als 1751 bei einer Feldmarschallspromotion Markgraf Karl von Schwedt mit der Erklärung übergangen wird, daß nach brandenburgischem Brauch die Prinzen des Hauses auf die höchste militärische Staffel zu verzichten hätten, schilt der Prinz von Preußen in einem heftigen Briefe an den Markgrafen diesen Grundsatz als ganz ungerechtfertigt; seine Ausdrücke lassen ersehen, bis zu welchem Grade er bereits verstimmt war. Noch ein anderes hat hier stark hineingespielt. Im Jahr 1746 faßte der Prinz eine tiefe Neigung zu der siebzehnjährigen Sophie Marie von Pannewitz. Bald machte er dem Hoffräulein ein leidenschaftliches Geständnis; er gewahrte, daß seine Liebe erwidert wurde, aber ehrenhaft kämpfte das tapfere Mädchen gegen ihre Herzenswünsche an. Die Glut des Prinzen steigerte sich nur; er setzte seinen Stolz darein, seine Liebe vor aller Welt zu bekennen; er verlangte, von seiner Gattin geschieden zu werden. Der König miß-

billigte die haltlose Leidenschaft; endlich veranlaßte er die Vermählung Sophiens mit einem Vetter, dem Legationsrat von Voß, und entfernte das junge Paar unverzüglich vom Hofe. Damit war der Roman zu Ende; aber noch nach Jahr und Tag hielt es Friedrich nicht für überflüssig, dem Bruder eine lange Vorlesung über die Gefährlichkeit zarter Bande zu halten, immer mit der Beteuerung, daß seine Bemerkungen keine persönliche Beziehung haben sollten. Nichts sei weibischer und schwächlicher als diese Widerstandslosigkeit gegen Torheiten, die man bei beruhigtem Blut alsbald bereue. Nicht anders als dem König erscheint der Prinz unseren ausländischen Berichterstattern, den Tyrconnell, Tilly, Latouche: eine weibliche Natur, liebenswürdig, empfänglich, sinnlich, schwach gegen die Reize der Schönen, nachgiebig und bestimmbar auch sonst, ohne Selbstvertrauen, persönlich tapfer, aber im Innern furchtsam, ohne Entschluß, abhängig von den Schwestern, abhängig auch von dem geistig weit bedeutenderen jüngeren Bruder.

Prinz Heinrich war vier Jahre jünger als der Prinz von Preußen, vierzehn Jahre jünger als der König. Friedrich hatte nach dem Tode des Vaters die Erziehung der beiden jüngsten Brüder, des vierzehnjährigen Heinrich und des zehnjährigen Ferdinand, seinem Freunde, dem Obersten Stille, anvertraut. Er wollte die Zöglinge streng gehalten wissen und verlangte wöchentliche Berichte über ihren Fleiß oder Unfleiß. Er tadelt an Heinrich, daß er nachzulassen beginnt und die Vergnügungen den Studien vorzieht; die Musik, deren Übung ihm selbst von dem Vater so verargt worden war, verbietet er nicht, aber verweist sie „als ein bloßes Nebenwerk" aus den Lehrstunden in die Frei- und Spielzeit. In den Feldzug von 1744 durfte Heinrich den König schon begleiten, ebenso auf sein Drängen in den folgenden; den Brief, den der siegreiche Feldherr vom Hohenfriedberger Schlachtfelde der Mutter sandte, mußten die Brüder, zum Beweise, daß sie unversehrt seien, mitunterzeichnen. Und zu Ausgang des Krieges bemerkte der König mit Genugtuung, daß man im Heere die militärischen Anlagen des Prinzen Heinrich, auf

die er schon oft hingewiesen habe, zu würdigen beginne. Dann aber änderte sich die Stimmung. Des Prinzen Nachlässigkeit im Friedensdienste wird gerügt, die Bitte, als Freiwilliger den Schauplatz des österreichisch-französischen Krieges aufsuchen zu dürfen, wird abgeschlagen. Wie einst der Vater ihm, so rechnet Friedrich dem Bruder vor, daß er durch keine Liebe, kein Entgegenkommen seine Freundschaft, sein Herz zu gewinnen vermöge; daß Heinrich ihn nicht ansieht, nicht anredet, ihm nicht das geringste Zeichen der Zuneigung gibt, wie ein Fremder mit ihm lebt. „Wir haben uns nichts vorzuwerfen," so schilt er endlich, „wir sind beide gleich kalt gegeneinander, und da Ihr es nicht anders haben wollt, so soll es mir recht sein." Am trotzigsten gebärdete sich der Prinz, als im Sommer 1749 der Kommandeur des Potsdamer Füsilierregiments, dessen Chef er war, vom Könige für die Herstellung besserer Ordnung verantwortlich gemacht wurde. Heinrich beschwerte sich und verlangte ein anderes Regiment, eines der alten Musketierregimenter, wie eben in Berlin eines frei wurde. Der König antwortete nachdrücklich, daß gerade Berlin die am wenigsten geeignete Garnison für ihn sein würde, daß er den Prinzen unter seinen Augen zu behalten beabsichtige, bis sein Charakter größere Stetigkeit und Zuverlässigkeit gewonnen haben werde. Die Geschwister, ohne ihrerseits lauten Widerspruch zu wagen, nahmen durchaus gegen das Haupt der Familie Partei und meinten, daß dem jungen Trotzkopf himmelschreiendes Unrecht geschehe. Der Prinz von Preußen ging so weit, daß er den französischen Gesandten in den häuslichen Zwist einweihte und um Rat bat; was konnte der gute Valory dem vermeinten Märtyrer anders empfehlen, als sich zu überwinden und zu unterwerfen?

Zwei Jahre später wurde dem Prinzen die anmutige, liebenswürdige Prinzessin Wilhelmine von Hessen-Kassel als Braut auserwählt. Der König versprach sich für den schwer zu behandelnden Bruder von der Ehe erziehlichen Einfluß, Beruhigung nach den Stürmen; er drückte seine Freude darüber aus, daß der Bräutigam sich entschieden zu seinem Vor-

teil verändere. Zum Zusammenstoße kam es jetzt nicht wieder, aber die Erkaltung zwischen den Brüdern blieb bestehen. Friedrich durchschaute die Stimmung der Prinzen sehr wohl. Er legte sich eine Art Theorie zurecht; die Prinzen von Geblüt erscheinen ihm in den Monarchien als unbefriedigte, unglückliche Zwitterwesen, als eine Art Amphibien zwischen dem Thron und der Masse der Untertanen; ihrem gefährlichen Widerspruchsgeist gegenüber läßt er sich die dynastische Geschichte Frankreichs eine Warnung sein. Doch begegnete er wenigstens dem Prinzen von Preußen noch immer mit unbefangener Herzlichkeit.

Nicht bloß an den Verwandten, auch an den Freunden erfuhr es Friedrich, daß der Thron einen Abstand schuf, und daß es dem Könige schwerer werden sollte als einst dem Kronprinzen, uneigennützige und aufrichtige Hingebung sich zu gewinnen und sich zu erhalten.

Unter den alten Freunden hielt der Tod vorzeitige Ernte. Die wertesten Jugendgefährten haben Sanssouci nicht mehr geschaut. Jordan und Keyserlingk vor allen, die 1745, während Friedrich im Felde weilte, schnell nacheinander Dahingeschiedenen, blieben ihm unersetzlich. Bei der Rückkehr aus dem Kriege traf er seinen alten Lehrer Duhan auf dem Sterbebett; es war ein ergreifender Anblick für die Begleiter, wie er, die Umfahrt durch die festlich erleuchtete Hauptstadt unterbrechend, zu dem Todkranken eintrat, während von der engen Gasse der Schein der Freudenfeuer und die Jubelrufe der Menge in das Gemach drangen. Im zweiten Friedensjahre starb, zweiundvierzigjährig, der Befehlshaber der Gendarmengarde, Georg Konrad von der Goltz, der Held von Soor, der Unterhändler von Kleinschnellendorf. Friedrich hat Goltz unseren Ulysses und ein andermal den Proteus der Fabel genannt, als den Mann, der in demselben Feldzuge die Rollen des Adjutanten, des Generals, des Intendanten und selbst des Diplomaten übernehmen konnte, wie Cäsar vier Schreiben auf einmal diktierte, und wenn er seine Reiterbrigade an den Feind gebracht, vom Roß stieg, um hundert verschiedene Befehle für das Verpflegungswesen zu erteilen.

„Man war gewohnt, von ihm das Doppelte zu fordern wie von jedem anderen; er hat lange gelebt, weil sein ganzes Leben im Denken und im Handeln aufging." Noch ein anderer der tapferen Reiterführer ging bald dahin: Stille, ein Genosse der Rheinsberger Studien, „gleich geschaffen für die Wissenschaften wie für den Krieg, für den Hof wie für die gelehrte Zurückgezogenheit."

Zwei Vertreter der vergangenen Zeiten schieden in den beiden Feldmarschällen aus fürstlichem Geschlecht dahin, Leopold von Anhalt und Friedrich Wilhelm von Holstein-Beck. Zwar war der alte Schnurrbart — la vieille Barbe — seit 1740 nur selten noch aus Dessau an den neuen preußischen Hof gekommen, weil er sich über Undankbarkeit beklagen zu müssen glaubte; doch seit dem großen Tage von Kesselsdorf war sein Herz versöhnt. Den Vorsatz, den er zu Neujahr 1747 in seinem Glückwunschschreiben aussprach, dem Könige noch einmal mündlich seine treueste Ergebenheit zu versichern, hat er nicht mehr ausführen können. Vom 14. März dieses Jahrs datiert sein letztes Schreiben an Friedrich, dem er auf Verlangen Nachrichten über die Geschichte des Heeres sendet: „Ich aber wünsche," so schließt der Brief, „daß Gott Ew. Königl. Majestät brave und formidable Armee zum Trost und Erhebung Dero Königreichs und Lande, wie auch zum Schrecken Dero Feinde in dem größesten Flor erhalten möge und wolle. Dieser treu wohlmeinende Wunsch gehet aus alten treuen Kriegesmannes-Herzen und ich werde bis an mein Ende mit selbigem verharren." Wenige Wochen darauf traf den greisen Helden ein Schlaganfall, am 9. April ist er zu Dessau verschieden. Das Gewitter, das selbigen Tages niederging, veranlaßte den König zu der Äußerung, er habe sich wohl gedacht, daß der Himmel den Alten mit Donner und Blitz aufnehmen würde. Sein Verhältnis zu dem rauhen Freunde seines Vaters, dem Manne „von großen aber nicht von guten Eigenschaften", war in der Tat allzeit kalt und voll Mißtrauen geblieben; Sulla beliebte er schon als Kronprinz ihn zu nennen, und jetzt ins Grab sagte er ihm nach, sein Ehrgeiz würde zu jeglichem Unterfangen eines Marius

und eines Sulla fähig gewesen sein, wenn die Gelegenheit sich geboten hätte.

Das fürstliche Seitenstück im Heer zu dem Dessauer, der „alte Holsteiner", von den Witzbolden duc de Holstein-Vaisselle genannt, weil er der Sage nach für den Erlös seines westfälischen Stammgutes Beck ein silbernes Tafelgeschirr — vaisselle — erstanden haben sollte, stand als Heerführer tief unter dem alten Dessauer; als Mensch und Gesellschafter war er ungleich liebenswürdiger. Wo es am lustigsten herging, fehlte der joviale alte Herr nicht gern, und die mancherlei Scherze, die man sich bei Hofe mit ihm erlaubte, wenn er aus seiner Garnison Königsberg als stets willkommener Besuch eintraf, nahm er mit gutem Humor hin. Ein Blutsturz raffte sein Leben am 11. November 1749 beim Mahle binnen drei Minuten hinweg. „Unser guter alter Herzog," so meldete Friedrich der Markgräfin von Baireuth den Todesfall, „wird allgemein betrauert; er hat nie einem anderen als sich selbst etwas Böses angetan, die Galanterie hat ihn erst mit dem letzten Seufzer verlassen."

Den alten Dessauer, seinen Vater, überlebte Fürst Leopold II. von Anhalt-Dessau nur um kurze Frist. An ihn, den um zwölf Jahre Älteren, hatte Friedrich sich als junger Prinz eng angeschlossen; man wechselte sehr kameradschaftliche Briefe, und es war für den Kronprinzen ein Fest, wenn er sich in Dessau zum Besuch anmelden konnte, um „dem lieben Polten den Champagner auszusaufen". Als König hat er dem Erstürmer von Glogau, dem Mitstreiter von Chotusitz die Freundschaft bewahrt und ihn oft als seinen Gast begrüßt. Leopold Maximilian starb nach nur fünfjähriger Regierung am 16. Dezember 1751.

Noch vor Ablauf dieses Jahres traf den König ein neuer Verlust. Am 29. Dezember war er Zeuge des Todes von Rothenburg, der sich nach seiner schweren Verwundung nie ganz erholt hatte. Wieder, wie einst bei der Trennung von Keyserlingk, ergab sich Friedrich seinem Schmerz mit leidenschaftlicher Heftigkeit. Er sei unfähig, ihren Brief zu beantworten, schreibt er der Markgräfin von Baireuth zwei Tage

nach dem Verluste: „ich sehe nichts als meinen Schmerz, alle meine Gedanken haften an dem Verlust eines Freundes, mit dem ich zwölf Jahre in einer vollendeten Freundschaft gelebt habe.“ Und einige Zeit darauf: „Was heißt leben, wenn man sich aller derer beraubt sieht, mit denen man des Längsten gelebt hat, wenn der Tod uns die, welche wir lieb hatten, für immer entreißt!“ Mit Bitterkeit fügt er hinzu: „Ich glaube, nur die sind glücklich auf der Welt, die niemand lieben.“ Dann aber schilt er wieder auf die Fühllosen und Abgestumpften, welche Freundschaft und Trauer belächeln und derenthalten man sich eine Selbstbeherrschung auferlegt, um die man sich doch wieder innerlich Vorwürfe macht. „Ich studiere viel, und das tröstet mich wirklich; aber wenn meine Gedanken zu den vergangenen Zeiten abschweifen, öffnet sich des Herzens Wunde von neuem.“ Einen Freund wie Rothenburg hat Friedrich nicht wieder gefunden, den so vieles auf einmal ihm wert gemacht hätte: Zuverlässigkeit des Charakters, Geist und Laune, Übereinstimmung des Alters, der Gesinnung, des Geschmacks, des deutschen Blutes und der französischen Bildung, Gemeinsamkeit nicht bloß der literarischen und ästhetischen Liebhabereien, sondern auch des politischen und militärischen Gesichtskreises; durfte er doch diesem Freunde mit der gleichen Zuversicht die schwierigste diplomatische Verhandlung und am Morgen einer Schlacht den Befehl über seine Reitergeschwader anvertrauen.

Im ganzen ist die Zahl der Offiziere und Staatsdiener, die der König nicht bloß als Kämpen und zu den Geschäften, sondern auch an seiner Tafelrunde brauchen konnte, allzeit klein gewesen. Männer wie Winterfeldt und Buddenbrock, die Generaladjutanten, so lieb sie ihm waren, standen doch seinen außerhalb des Dienstes liegenden Interessen allzufern; dagegen wurde der General Asmus von Bredow, den manche als den Nachfolger von Goltz in der Gunst des Königs betrachteten und der im Winter 1751 sein Hausgenosse im Potsdamer Stadtschlosse war, der Widmung eines französischen Gedichtes für wert gehalten. Zur Sommerzeit hat Friedrich einmal seinen bewährten Podewils auf vierzehn Tage sich

als Gast nach Sanssouci geladen, und Podewils' Kollege im Auswärtigen Amt, Graf Finckenstein, im Sommer 1749 nach seiner Rückkehr aus Paris zum zweiten Kabinettsminister ernannt, hatte als der Gespiele von ehedem ältere Ansprüche als irgend ein anderer des engeren Kreises. Seinen alten Ruf als anregender Gesellschafter behauptete der Genosse der glücklichen Rheinsberger Tage, General Fouqué; er hatte sich im Krieg als Gouverneur der Grafschaft und Festung Glatz reichen Dank erworben und kam jetzt im Frieden dann und wann aus seinen Bergen zu längerem Besuch an den Hof. Auch Fouqués normannischer Landsmann Chasot ward aus seiner kleinen pommerschen Garnison noch wiederholt herbeigerufen; doch war sein Stern schon im Erbleichen. Als er bei Hohenfriedberg den Baireuther Dragonern auf ihrem Trophäenritt vorangesprengt war, da befand sich sein Name in aller Munde, aber in den Friedensdienst wußte sich der geniale Chevalier nicht ganz zu finden. Daß er einen in das Regiment eingeschobenen Kameraden im Duell erschlug, wurde ihm sehr verargt, aber noch verziehen; neuen Tadel zogen ihm dann Eigenmächtigkeiten, wohl auch Nachlässigkeiten, im Dienste zu, anderseits machte er an des Königs Freigebigkeit stärkere Ansprüche, als dieser auf die Dauer gelten ließ. So ward Chasot mit seinem Lose bald unzufrieden, schützte seine Gesundheit vor und ruhte nicht eher, als bis er 1751 den Abschied erhielt.

Auch in Pöllnitz, dem verschuldeten Baron, den die Sorge um das tägliche Brot auf die Entdeckung seiner glücklichen literarischen Ader geführt hatte, wollte sich noch einmal der alte Vagantentrieb regen. Als eine reiche Nürnbergerin die Hand des verlebten Fünfzigers ausschlug, glaubte er für die Zukunft an seinem Beruf als Spaßmacher schier verzweifeln zu sollen; er gedachte dem Hofleben Valet zu geben. Der König erteilte seinem Kammerherrn und Zeremonienmeister die Entlassung in einem mit grausamer Satire abgefaßten Schriftstück. Das war Anfang April 1744; vier Monate später war der „hinkende Satyr" als reuiger Sünder wieder da und wurde zu Gnaden wieder angenommen, nicht ohne

daß ihm Friedrich die böse Bemerkung, er wolle lieber den Schweinen dienen als den großen Herren, mit herbem Scheltwort vorgehalten hätte. Seitdem gab der einst so Ungebundene alle Selbständigkeitsgelüste auf.

Algarotti blieb der „unbeständige, flatternde Schmetterling". Friedrich hat ihn später eigennützig und wohldienerisch genannt, und der hart an die Grenze des Erträglichen streifenden Lobsprüche des Schmeichlers erwehrt er sich einmal mit der Bemerkung: „Sie haben für meine Werke die Gefälligkeit, welche die Kardinäle für die Verfügungen unseres guten Papstes haben." Aber er bekannte, daß kein Mensch, außer Voltaire, auf alle wissenschaftlichen Fragen ihm so mit barer Münze zu dienen vermöge. Er meinte, durch Algarottis Unterhaltung gleichsam in eine Galerie versetzt zu werden, wo das bezaubernde Schauspiel der wertvollsten Gemälde fortwährend wechsle und wo die letzten die schönsten seien. Algarotti hatte 1741 bei einer Sendung an den Turiner Hof keinen Erfolg erzielt, aber der Gegenstand seines Ehrgeizes blieb nun ein Gesandtschaftsposten. Den schlug ihm Friedrich nach dem Breslauer Frieden rund ab; er bot ihm „eine gute Pension und viel Freiheit". Algarotti antwortete ausweichend; er dankte, daß der König zwei widersprechende Dinge für ihn miteinander versöhnen wolle; sein Wunsch sei, von Zeit zu Zeit ein Jahr in Berlin zuzubringen, das dann für ihn ein Jahr der Freude sein solle, wie die Wiederkehr der olympischen Spiele für die Griechen oder das Säkularfest für Rom. Erst 1747 ließ er sich bestimmen, als Kammerherr förmlich in den preußischen Hofdienst einzutreten. Friedrich versprach sich von seiner neuen Erwerbung „alle Arten von Annehmlichkeit", aber nach kaum einem Jahre verschwand Algarotti von neuem. Diesmal, wie es scheint, aus Verdruß, in der Gunst der schönen Barbarina sich, den Landsmann und den Adonis, von einem Deutschen, dem Sohne des Großkanzlers Cocceji, überholt zu sehen. Sechs Monate, spottete Friedrich, brauchte er für das Leichenbegängnis seiner Liebe; dann, im November 1748, kehrte er zurück, um nun fast fünf Jahre bei Hofe auszuharren. Auf

die Dauer aber wollte er sein schönes Vaterland und seine Unabhängigkeit nicht missen.

Auch dem Hamburger Bielfeld hat es in der diplomatischen Laufbahn nicht glücken wollen; er ist über die Staffel eines Legationssekretärs, die ihm zu bescheiden dünkte, nie hinausgekommen, denn als das Ministerium ihn 1741 für die Besetzung eines selbständigen Gesandtschaftspostens auf die Liste brachte, mit dem Bemerken, daß der König ihn selber am besten kennen werde, ließ dieser den Vorschlag unberücksichtigt. Bielfeld fand dann als Hofmeister des jüngsten der königlichen Brüder Verwendung, und als sein Prinz 1746 nach Potsdam übersiedelte, sah er sich nach sechsjähriger vergeblicher Bemühung zu der Gesellschaft des Königs wieder zugelassen. Dagegen wollte der glänzende Graf Gotter, der Jupiter tonans, lange gebeten sein, ehe er sich von seinem thüringischen Tuskulum Molsdorf, wohin er sich 1745 zurückgezogen hatte, wieder losriß. Sein Verlust bedeute für Berlin einen Bankerott, hatte ihm der König beim Scheiden geschrieben; doch hoffe er auf ein Wiedersehen: „Die Berliner Gesellschaft trägt, seit Sie tot für dieselbe sind, tiefe Trauer, um Ihrer Eigenliebe zu schmeicheln; meinen Horaz habe ich schwarz einbinden lassen, und Joyard — der Leibkoch — macht nur noch dunkelfarbige Ragouts." 1749 ward Gotter zunächst als Gast wieder bei Hofe gesehen, das Jahr darauf kehrte er zu dauerndem Aufenthalte zurück. „Wer wie Sie," rief ihm Friedrich entgegen, „das Vergnügen, den Geist und diesen liebenswürdigen Frohsinn überall mit sich bringt, der den Zauber der guten Gesellschaft ausmacht, darf der ihm gebührenden Aufnahme sicher sein."

Gotter war Oberhofmarschall, aber die großen Ehrenämter waren an Friedrichs Hofe ohne Bedeutung. „Er hat," witzelte ein Franzose, „einen Kanzler, der niemals spricht, einen Oberjägermeister, der keine Wachtel zu töten wagen würde, einen Oberhofmeister, der nichts anordnet, einen Oberschenk, der nicht weiß, ob Wein im Keller ist, einen Oberstallmeister, der nicht befugt ist, ein Pferd satteln zu lassen, einen Oberkammerherrn, der ihm noch nie das Hemd gereicht hat, einen

Großmeister der Garderobe, der nicht den Hofschneider kennt: die Verrichtungen aller dieser großen Ämter werden von einem einzigen Manne Namens Fredersdorf versehen, der außerdem noch Kammerdiener, Kammerherr und Kabinettssekretär ist." Der Hoboist Fredersdorf hatte, so wird erzählt, in den Küstriner Tagen dem Kronprinzen Friedrich mit seinem Flötenspiel die Stunden kürzen helfen; er war dann nach Ruppin und Rheinsberg mitgegangen und bald unentbehrlich geworden: nach Bielfelds Schilderung ein großer, schöner Mann, nicht ohne Geist und Feinheit, höflich und zuvorkommend, geschickt und geschmeidig, auf seinen Mammon bedacht und dabei prunkhaft. Während ein Gesandtschaftsbericht es ihm lassen muß, daß jedermann seine Treue und Uneigennützigkeit rühme, verschrieen andere ihn samt seinen beiden reichen Freunden, den Kaufleuten Splitgerber und Daum, als wahren Blutsauger. Der König lohnte die auch auf politische Aufgaben geheimster und kitzligster Art sich erstreckenden Dienste seines geheimen Kämmerers — diesen Titel erhielt Fredersdorf beim Thronwechsel — auf das freigebigste. Seine nicht gerade zahlreich vorliegenden eigenhändigen Zettel an diesen nur halbgebildeten Mann, mit ihrem ungefügen Deutsch und dem stehenden Schluß „Gott bewahre dihr", heben sich von dem zierlichen Briefwechsel mit all den Franzosen und Halbfranzosen eigenartig ab. Zwischen die auf allerhand kleine Alltäglichkeiten der Haushaltung bezüglichen Aufträge finden sich immer von neuem Warnungen vor zweierlei Leuten eingestreut: vor den „verzweifelten Goldmachers", an deren alchimistische Künste Fredersdorf trotz aller schlechten Erfahrungen nicht den Glauben verlor, und vor „idioten Doktors und alten Weibern", deren „närrischer Quacksalberei" der an mannigfachen Gebresten Leidende kein minderes Zutrauen entgegentrug. „Du must dich durchaus nicht mehr schinden lassen . . . glaube mihr ich verstehe mehr von Anathomie und Medicin wie du . . . meine beiersche Köchin berühmt Sich daß sie dihr in der Cuhr hat, Lachmann brauchstu dermank und wer weis wie Viehl andere Dokters, ich mus dihr die reine Wahrheit Sagen du führst

dihr wie ein ungezogen Fant auf." Er droht dem Unbelehrbaren: „Du wirst mihr zwingen deine Leute in Eid und Flicht zu nehmen auf daß sie mihr gleich angeben müssen wen ein neuer Dokter kömmt oder dihr Medicin geschicket wirdt." Gar zu böse waren diese Strafpredigten nicht gemeint. Als Fredersdorf nach langer Krankheit sich in der Genesung befindet, schreibt ihm sein Herr: „Wohr heute gegen Mittag die Sonne Scheint, So werde ich ausreiten, kom doch am Fenster ich wolte dir gern sehen," und setzt fürsorglich hinzu: „aber das Fenster mus feste zu bleiben und in der Camer mus Stark Feuer Seindt." Auch das damals in einer eigenen Literatur gepflegte Kauderwelsch der sogenannten Deutsch-Franzosen, als deren berühmtester Vertreter Riccaut de la Marlinière der Zeiten Flucht überdauert hat, wird von Friedrich in diesen Briefen verwandt: „Gott bewahre ihre Hokwolgebor und gebe Kesundheit und Kreften, auk Schlaf und fiel andere Kute sak."

In untergeordneter Stellung, wie Fredersdorf, hat auch Claude Etienne Darget ein vertrautes Verhältnis zu dem Gebieter zu gewinnen verstanden. Darget versah seit dem Beginn des Jahres 1746 das, was am französischen Hofe dem secrétaire des commandements oblag: er war der Gehilfe des Königs bei Erledigung der Privatkorrespondenz und zumal des literarischen Briefwechsels, für den das steife, mühsam angelernte Französisch der ohnehin genug beschäftigten Kabinettssekretäre nicht zugereicht haben würde. Bis zum Ausgang des letzten Krieges Sekretär des französischen Gesandten Valory, zog er die Aufmerksamkeit des Königs von Preußen durch die Geistesgegenwart und mutige Hingebung auf sich, womit er, als die Panduren im Herbst 1745 zu Jaromircz bei nächtlicher Weile Valorys Quartier überrumpelten, sich für den Gesandten ausgab und in das österreichische Lager entführen ließ. Darget erwarb sich seines neuen Gebieters Zufriedenheit und Wohlwollen in hohem Grade. Ein „bon enfant", „wenig unterrichtet, aber rechtschaffen", so hat Friedrich ihn charakterisiert; er stellte sich zu dem „emsigen Kopisten seiner Produktionen" auf sehr ver-

traulichen Fuß, wobei es dann ohne Neckereien nicht abging. In einem seiner Gedichte beklagt er den Sekretär ob des schreibseligen, unbequemen Herren, der ihn keinen Augenblick zu Atem kommen lasse, und entschuldigt sein träumerisches, unberechenbares, zerstreutes Wesen, seine nachdenklichen und trüben Stimmungen mit dem schweren Beruf der Könige.

Darget eröffnet die Reihe der neuen, erst in der Potsdamer Periode angeknüpften Bekanntschaften. Im Winter auf 1748 kamen die beiden Brüder Keith an den preußischen Hof. George Keith, aus dem Geschlecht der Erbmarschälle von Schottland, hatte 1715 in seiner Heimat unter der Fahne des stuartischen Prätendenten gegen die welfische Herrschaft gekämpft und war dann landflüchtig in spanische Kriegsdienste getreten. Seiner politischen Vergangenheit wegen wurde ihm, als er nach langen Jahren seinen Bruder James, den General der Zarin, besuchen wollte, das Betreten des russischen Bodens untersagt. Das und andere Erfahrungen verleideten diesem Bruder den dortigen Dienst; nach einigen Schwierigkeiten, die ihm Bestushews Mißgunst bereitete, erhielt er seinen Abschied und stellte dem König von Preußen seinen Degen zur Verfügung. Friedrich nahm den bewährten Heerführer mit Freuden auf und überraschte ihn zum Empfang mit dem Marschallstab. „Ich habe jetzt die Ehre, und was noch mehr ist, das Vergnügen, bei dem Könige in Potsdam zu sein," berichtete James unter dem ersten frischen Eindruck am 28. Oktober 1747 dem Bruder. „Ich genieße hier die Auszeichnung, fast täglich mit ihm zu Mittag und zu Abend zu speisen. Er hat mehr Geist und Witz, als daß ich mit dem meinen es schildern könnte, und spricht über die verschiedensten Dinge gründlich und sachkundig. Er hat eine Anzahl Leute, mit denen er ganz ungezwungen, fast wie ein Freund verkehrt, aber keinen Günstling; dazu eine natürliche Höflichkeit gegen seine ganze Umgebung. Dafür, daß ich erst vier Tage um ihn bin, mag es Euch scheinen, als ob ich von seinem Charakter schon recht viel zu wissen beanspruche; darauf aber könnt Ihr Euch verlassen, wenn ich Euch sage: nach längerer Zeit werde ich genau so

viel von ihm wissen, als er mich wissen lassen will, und sein ganzes Ministerium weiß nicht mehr." Auch der König war von seinem neuen Feldmarschall andauernd sehr befriedigt; er beglückwünschte sich, hier die heldenhafte Tapferkeit in Verbindung mit angenehmen Umgangsformen und wirklicher Herzensbildung gefunden zu haben. Sofort ließ er nun auch den anderen Bruder Keith, der inzwischen in Venedig seinen Ruhesitz aufgeschlagen hatte, einladen, und Lord George meinte, wie James seine Eisregionen Friedrich zuliebe verlassen habe, so wolle er sich jetzt gern von seiner südlichen Sonne trennen. Im Februar 1748 zog er, bereits ein Sechziger, in die neue Heimat ein, wo er dreißig Jahre später sein vielbewegtes Leben beschließen sollte. Der Lord-Marschall von Schottland sprach schon seine Muttersprache langsam, im Französischen rang er mit dem Ausdruck und bildete sich seine eigenen, oft überraschenden und naiven Wendungen, aber diese stockende Ursprünglichkeit verlieh seiner Unterhaltung einen besonderen Reiz. An der Tafelrunde von Sanssouci bildeten die vornehmen, welterfahrenen Schotten gegen die sprudelnden, unbedachten französischen Schöngeister ein vortreffliches Gegengewicht. Lord-Marschall erklärte, in seinem Tarif den Esprit hinter dem Bonsens und dem Zartgefühl ansetzen zu müssen, und führte gern das Wort des französischen Akademikers Fontenelle an, der in seinem hundertsten Jahre sich gerühmt, nie die kleinste Tugend in das Lächerliche gezogen zu haben. Doch brauste der sonst so milde Mann auf, wenn in seiner Gegenwart eine herabsetzende Bemerkung über König Friedrich fiel. „Ich will nicht der Freund eines Mannes sein, der täglich an der Tafel des Königs speist, um nachher seine Galle auszuspritzen" — so hat er einst einen der Potsdamer Tischgenossen angefahren. Wenn nun dieser getreue Aufrechte obenein imstande war, seinem königlichen Freunde als Diplomat, wie zeitweilig auf dem schwierigen Pariser Gesandtschaftsposten, die wertvollsten Dienste zu leisten, so hatte Friedrich ihm gegenüber vollen Anlaß zu dem dankbaren Geständnis: daß die Spezies der liebenswürdigen Menschen, die zugleich Verdienst haben, allerorten

selten ist, und daß man sie hochhalten muß, wenn man sie besitzt.

Im Gefolge der überspannten Herzogin-Witwe von Württemberg war während des Winters auf 1742 ein Provençale, Marquis d'Argens, in Berlin eingetroffen, der witzige Verfasser der „Jüdischen Briefe", Bruder Isaak, wie Voltaire ihn nannte. „Die Flucht des Philosophen", den das ihm auferlegte süße Joch zu drücken begann, die Rachepläne der verschmähten Armida, die nicht mehr von silbernen Tellern (assiettes d'argent) speisen wollte, um nicht an den Namen des undankbaren Spröden erinnert zu werden, und die endliche Versöhnung zwischen beiden hatten damals den Spöttern reichlichen Stoff geboten. Nur aus politischen Gründen, um die Herzogin bei guter Laune zu erhalten, entschloß sich Friedrich, dem Marquis, den er für verrückt zu halten geneigt war, ein Jahrgeld anzuweisen und den Schlüssel der Kammerherren zu verleihen. Erst nach dem Dresdner Frieden trat d'Argens ihm näher. Die poetische Beschreibung von Sanssouci wurde 1747 dem neuen Freunde gewidmet, und ein weiterer schmeichelhafter Vertrauensbeweis war die Sendung in das französische Hauptquartier, wo d'Argens dem König Ludwig, seinem ehemaligen Kriegsherrn, ein Geschenk des preußischen Monarchen, Rosse aus dem litauischen Gestüte, zu überbringen hatte. Der Sendling erzählt selbst, daß Ludwig XV. bei seinem Anblicke lachte; und in der Tat hatte er manches an sich, was dem Humor eine Zielscheibe bot: die lässige Bequemlichkeit, die Langschläfernatur, die bis zur Unreinlichkeit gehende Gleichgültigkeit gegen seinen äußeren Menschen und im Gegensatz dazu die peinliche Sorge für die teure Gesundheit — alles Eigenschaften, die man an dem fünf Fuß sieben Zoll langen Infanteriekapitän außer Diensten zunächst nicht erwartet haben würde. Als d'Argens seiner Gesundheit halber 1750 abermals die Heimat aufzusuchen wünschte, argwöhnte Friedrich die geheime Absicht, Preußen ganz zu verlassen, und ließ dem Urlaubsgesuch die unwirsche Antwort zuteil werden, d'Argens möge fortbleiben, solange es ihm beliebe. Schon glaubte sich der Marquis in Ungnade

gefallen; dem Gebieter aufrichtig ergeben, ehrlich und zuverlässig, freute er sich drum von Herzen, als ihn Friedrich nach Jahresfrist durch den Gesandten in Paris auffordern ließ, wieder Briefe zu senden, und schnell kehrte er nun nach Potsdam zurück.

Während seines ersten Pariser Aufenthaltes, im Sommer 1747, hatte d'Argens aus Sanssouci den Auftrag erhalten, einen Gelehrten zu gewinnen, der bei persönlicher Liebenswürdigkeit, Zuverlässigkeit des Charakters und Vertrautheit mit der Literatur kein Pedant sein dürfe. Er konnte den Mann, der diese Eigenschaften vereinigte, nicht schaffen; er hebt in einer Charakteristik der literarischen Kreise der französischen Hauptstadt hervor, daß den jungen Leuten von Kenntnissen und von Talent bald der Ton der guten Gesellschaft, bald der Charakter fehle, und wer irgendwie eine Geltung habe, sei durch allerhand Vorteile und Annehmlichkeiten allzu fest an Paris gekettet. Bald nachher wurde dem König von anderer Seite ein Adept der neuesten Schule, allerdings ein Ausgestoßener des französischen Parnasses, empfohlen. Jules Offray de La Mettrie war daheim durch seine blutigen Angriffe auf die Häupter der medizinischen Fakultät unmöglich geworden und mußte aus Holland nach der Veröffentlichung seines „L'homme machine" vor den Verfolgungen der Theologen flüchten. Sein bretonischer Landsmann Maupertuis — beide waren aus St. Malo — eröffnete ihm eine Freistätte in Preußen. Er meinte, daß der König bei diesem Mann mit der Gabe angenehm zu erzählen und gut vorzulesen seine Rechnung finden werde. Nur gelte es, einer allzu stürmischen Imagination, die sich bisher über die Schranken der Schicklichkeit und wohlanständiger Freiheit hinweggesetzt habe, den Hemmschuh anzulegen. Später, als die Materialisten in Frankreich unbehelligt das große Wort führten, ist Friedrich im Federstreit gegen sie aufgetreten; jetzt, da man sie noch verfolgte und vertrieb, nahm er einen La Mettrie bei sich auf und machte ihn zu seinem Vorleser. Nicht der verunglückte Philosoph fand in Sanssouci eine Gemeinde, sondern der geistreiche Plauderer, der Spaßmacher

La Mettrie, der Bouffon, als den ihn Diderot kurz und bündig gekennzeichnet hat. Sorgfältig erzogen und vielseitig gebildet, war er deshalb doch nicht minder unbesonnen, ungebärdig, haltlos, ein erster Vorläufer des literarischen Sansculottentums; dabei doch wieder so kindlich harmlos, daß die, welche ihn näher kannten, ihm im Ernst nicht böse sein konnten. Nur so erklärt es sich, daß Maupertuis seinen Landsmann wegen eines fast unglaublichen Gassenjungenstreiches gegen Haller, den berühmten Göttinger Professor, offen in Schutz zu nehmen wagte.

Als La Mettrie, der erste Gourmand der Welt, wie ihn Voltaire genannt hat, 1751 an den Folgen der Trüffelpastete, mit der er sich an der Tafel des französischen Gesandten überladen hatte, gestorben war, schrieb Friedrich: „Er wird von allen, die ihn gekannt haben, betrauert; er war lustig, ein guter Teufel, ein guter Arzt und ein sehr schlechter Schriftsteller; aber wenn man seine Bücher ungelesen ließ, konnte man mit ihm zufrieden sein." Daß er demnächst auf diesen wunderlichen Irrwisch eine akademische Gedächtnisrede verfaßte, wurde ihm ziemlich allgemein verdacht.

Maupertuis, La Mettries allzu nachsichtiger Gönner, hatte der Aufgabe, um derentwillen er nach Preußen berufen war, über alle Erwartung genügt. Während seines ersten Besuches in Preußen freilich, im Winter von 1740 auf 1741, hatte er unter den Stürmen des Krieges an den Neubau der verfallenen Akademie nicht Hand anlegen können. Nach dem Abenteuer, das ihn bei Mollwitz unter die österreichischen Husaren fallen ließ und weiter nach Wien führte, war er in die Heimat zurückgekehrt, und ein neues Amt als Direktor der Académie des sciences, bald auch sein neuer Sitz in der Académie française hielten ihn zunächst in Paris fest. Ohne Maupertuis' Mitwirkung vereinigten sich also der Feldmarschall Schmettau und der große Mathematiker Leonhard Euler mit einer Anzahl von Ministern, Hofleuten, hohen Offizieren und den wissenschaftlichen Spitzen der französischen Kolonie im Sommer 1743 zu einer literarischen Gesellschaft, die sich am 23. Januar 1744, in der Festsitzung zur Vorfeier von

König Friedrichs Geburtstage, mit den dürftigen Resten der alten Akademie vereinigte. Noch fehlte dieser neuen Akademie fast alles an dem Glanze, den der König ihr hatte verleihen wollen; Wolff und die europäischen Berühmtheiten, auf die er gerechnet hatte, waren ausgeblieben. So blühte sie erst auf, als zwei Jahre später Maupertuis endlich kam und als immerwährender Präsident mit geradezu diktatorischer Gewalt an ihre Spitze trat. Der anfängliche Einfluß vornehmer Kuratoren, wie des Feldmarschalls Schmettau, wurde abgeschnitten. Maupertuis, so gab der König seinen Willen kund, soll „der Papst der Akademie" sein; es soll alles durch den Präsidenten geschehen, wie in einem Heere ein General von einfachem Adel Herzoge und Prinzen kommandiert, ohne daß jemand daran Anstoß nimmt. Selbst die Vorschläge zu den erledigten Stellen hatten in Zukunft allein von ihm auszugehen. Maupertuis war klug genug, für alle wichtigen Berufungen sich die Zustimmung des Königs zu sichern, und dieser hörte jeden Vortrag, alle Anträge seines Präsidenten mit lebhaftem Anteil an und beantwortete sie mit Sachlichkeit und Verständnis. Er schärft dem Präsidenten als Grundregel für die Auswahl neuer Mitglieder den Satz ein: „Der Meister gilt mehr als der Schüler", und als Maupertuis einmal straucheln und liebedienerisch einem polnischen Magnaten die Pforten der Akademie öffnen will, lenkt ihn Friedrich auf den guten Weg zurück, indem er die Aufnahme scherzhaft an die Bedingung knüpft, daß zuvor bei den Akademien zu Paris und London ihr Prozentsatz an Narren ermittelt werde, um Berlin vor beiden in so bedenklicher Beziehung nicht den Vorsprung gewinnen zu lassen.

Maupertuis glaubte der neuen Pflanzung das Zeugnis ausstellen zu dürfen, daß ihre Chemiker, die Marggraf und Pott, alle Chemiker von ganz Europa ausstächen, daß ihre Mathematiker es mit den Mathematikern aller anderen Akademien aufnehmen könnten, daß auch die Astronomie, mit besseren Hilfsmitteln ausgestattet, jetzt Fortschritte mache. Minder befriedigte ihn der Zustand der philosophischen und der philologisch-historischen oder „belletristischen" Klasse: die

letzte, so erklärte er, würde sich nicht halten können, ohne die dringlichst notwendige und zugleich kräftigste Aushilfe, die sie bei dem Könige selbst finde. Friedrich, seines Präsidenten getreuer Akademiker, wie er sich einmal nennt, war in der Tat in diesen Jahren ein fleißiger, ein regelmäßiger Mitarbeiter. Neben jener Abhandlung über Grundfragen der Gesetzgebung, neben einer Anzahl Gedächtnisreden auf verstorbene Mitglieder, neben einer schwungvollen Ode auf die Wiederherstellung der Akademie, hat er auch seine größeren historischen Arbeiten, soweit sie nicht die unmittelbare Gegenwart betrafen, in ihren Sitzungen vorlesen lassen.

Gewiß eine glänzende, einzige Stellung, dieses akademische Präsidium Maupertuis' unter dem Schirm und dem werktätigen Beistand des königlichen Protektors. Und nicht bloß als Mann der Wissenschaft, als Gelehrter und Entdecker von Weltruf hielt er die anderen in Unterordnung, auch als den Schöngeist, den anregenden Gesellschafter, den Freund des Königs, den oft und stets gern gesehenen Gast an der vertrauten Tafelrunde staunten sie ihn an. Es kam hinzu, daß der einheimische Adel ihn seit seiner Verbindung mit einer der Töchter des Landes als zugehörig anerkannte. Da er die Gabe leichter Konversation und zündende Schlagfertigkeit hatte und nicht „dogmatisierte", nicht durch langweilige Vorträge lästig fiel, so nahm Friedrich sein rechthaberisches Wesen, seine „brutale Offenheit", sein mitunter sauertöpfisches Gesicht mit in den Kauf. Weihrauch freilich verlangte der Präsident; er schwelgte in seinem Ruhm, er hatte, wie man sich zuraunte, die Schwäche, sich, weil er die Pole abgeplattet habe, Gottvater gleich zu dünken. Er hielt es wohl nicht für möglich, daß demnächst jemand sich herausnehmen werde, seinen Primat nicht anzuerkennen.

Wir haben keine Aufzeichnungen aus diesen Jahren über die Gespräche der Tafelrunde von Sanssouci. Aber Friedrich vergleicht einmal seine Gedichte mit Tischgesprächen, als Eingebungen und Ausdrücke einer Stimmung, „in der man

laut denkt, ungeniert spricht und keinen Widerspruch übel nimmt".

Die bedeutendste Gruppe der 1750 in kleinster Auflage gedruckten Œuvres du Philosophe de Sanssouci bilden die „Episteln": das Kompendium praktischer Lebensweisheit und philosophischer Weltanschauung, so wie sich beide dem Dichter damals gestalteten.

Wir kennen bereits aus den Briefen jenes Zeitraums seine Absage an die Lockungen des Ehrgeizes, sein Lob eines geruhigen und stillen Lebens. In diesen Dichtungen die gleiche Stimmung. Die Ruhmsucht beglückt nicht, sie wird uns und anderen verderblich. Der Geizige ist nur sich selbst ein Feind, der Ehrgeizige ist Feind des ganzen Menschengeschlechtes, und selbst die Tugenden werden an ihm Laster. Die Welt ist für uns nur ein Gasthaus, die Zeit rafft alle dahin, den Herrn und den Knecht: weshalb für den kurzen Augenblick die langen Plane? wozu ohne wirklichen Genuß des uns beschiedenen Gutes den Widerstreit in unserem Busen entfachen? Die blinde Jugend reizt alles ohne Unterschied, mit der Zeit aber erstickt die Weisheit das Feuer unserer Begierden, und wir erkennen:

> Gesundheit, täglich Brot, Freundschaft und etwas Liebe
> Ist unser einzig Gut im irdischen Getriebe.

Doch nicht Ehrgeiz allein betrügt uns um unser Glück, sondern jede Maßlosigkeit der Ansprüche. So behält Cineas recht, der den Pyrrhus mahnte: lernt genießen, und ihr habt leben gelernt.

Und wie wird die Kunst des Genießens geübt? Die wahren Vergnügungen sind die, welche mit Anstrengungen erkauft werden, die Trägheit gewährt dem Menschen eine falsche Süßigkeit, die Arbeit ist die Quelle seines Glückes. Wenn Friedrich rückhaltslos und von ganzem Herzen ein finsterer Wahn die Vergnügungen allesamt verurteilen will, so bekennt:

> Hätt' unsre Seele doch, wie Theben, hundert Pforten,
> Die Freuden ließ' ich ein wie wogende Kohorten!

Aber bedarf es der künstlichen, gesuchten Vergnügungen?

Wer Schauspiel und Feuerwerk entbehren muß, darf sich deshalb noch nicht über Ungerechtigkeit beklagen. Zum Glück hat die Natur den Geschmack am Vergnügen verschieden ausgeteilt, und linder Schlummer und der kühlende Schatten, ein erfrischender Trunk, Liebeslust, Freude an der Natur, am Sonnenaufgang, am Gesang der Nachtigall, das sind Genüsse, die allen gemeinsam sind. Überdies:

Lohn und Genüge wirst du echt erst finden,
Wenn Frieden du im Innern dir kannst gründen.
Der eitlen Lust darfst du nur dann dich freuen,
Wenn du dich nach der Arbeit willst zerstreuen.

Dem Lob der Geistesarbeit, dem Lob Minervas ist dann noch ein eigenes Lied gewidmet. Zu dem linden Schlummer und der Hoffnung, die den Menschen die Götter insgemein zum Trost gegeben haben, hat Pallas Athene dem Weisen noch eine besondere Trösterin beigesellt: die immer rege Lernbegierde, die ewig junge Schönheit; je näher man sie betrachtet, um so strahlender erscheint sie. Aller Vergnügungen vornehmste ist, sich zu unterrichten, vielleicht die einzige Vergnügung, die ein Übermaß zuläßt und der nie Reue folgt. Die Wissenschaft wird für ihre Jünger ein neues Werkzeug des reinsten Glückes. Selbst der, den im geheimen der Ruhm anlockt, findet hier sein Recht, denn die Ruhmesgöttin zeigt dieselbe Gunst den Söhnen des Apoll wie den Söhnen des Mars, allzeit haben die Helden den Weisen und ihrem Verdienst, ihrem Geist, ihrer Tugend gehuldigt, Alexander und Scipio, der Medizäer, Richelieu und Ludwig.

Und doch darf die Geisteskultur nicht überschätzt werden. Unser Jahrhundert ist der Insassen des Tollhauses würdig, so schilt die dem Jugendgespielen Finckenstein gewidmete Epistel; der vornehmste Fehler der Gegenwart ist, daß jeder, bis zu dem Hirnverbranntesten, im Innersten seine Ehre dreinsetzt, ein Schöngeist zu heißen:

Die Welt liebt den Esprit, die Dummheit wird verlacht,
Esprit, heißt es, Esprit, und alles ist gemacht.

Aber dieser gepriesene Esprit, ob immer seinem Wesen nach göttlich, „soll niemals bei mir den ungerechten Vorzug

haben vor einem schlichten und reinen, seiner Pflicht getreuen Herzen. Habt Gedächtnis, großes Wissen, Geist, Witz, Tiefe und Höhe, es reicht nicht zu, man muß euch achten können. Dem großen Haufen, der blind das Ungewöhnliche, Auffallende bewundert, mache ich mich anheischig, in bestimmter Frist auf einen Ehrenmann tausend Schöngeister zur Stelle zu schaffen." Solch ein Wackerer hat nicht den blendenden Schimmer, aber er ist zuverlässig im Verkehr, rücksichtsvoll und klug als Freund, sich immer gleich, taktvoll in jeder Lage, schlicht im Getriebe des Hofes und bescheiden selbst als Soldat — kein miles gloriosus — als Schriftsteller ohne Überhebung und als Richter ohne Fehl. Die Gesellschaft ist ein großes, kunstvolles Gebäude, so erörtert die Epistel an die Markgräfin Wilhelmine die Verpflichtungen des einzelnen gegen die Gesellschaft; alle Mitbürger sollen zusammenwirken, es zu stützen und zu verschönen. Unser Stand ist verschieden, unsere Pflichten sind gemeinsam. Wer der Pflicht gegen die Gesamtheit sich entzieht, ist am Körper des Staates ein gelähmtes Glied. Ein edler Charakter findet sein Gefallen daran, mit seinem Nächsten die Gaben zu teilen, welche die Freigebigkeit des Himmels ihm spendete; in der Fülle des Wohlstandes offenbart sich die Seele ganz und zeigt, ob sie eng, ob sie frei ist. Die höchste Erhebung aber der Seele, wenn die Liebe zum Guten und die Ehre sie entflammen, ist der Opfertod fürs Vaterland. Hier entfaltet sich rein, schlicht und wahrhaft, fruchtbar an großen Taten und der Pflicht untertan das echte Ehrgefühl — wie es die Epistel an Stille der falschverstandenen Ehre der Raufbolde entgegenhält.

Das Pflichtgefühl, die Vaterlandsliebe, die Menschenliebe sollen der stärkste Antrieb unseres Handelns sein — ja für den Weisen wird es eines anderen Antriebes nicht mehr bedürfen:

Uns, die kein Hirngespinst von Höllenstrafen quält,
Die, reinen Sinnes, nie auf schnöden Lohn gezählt,
Uns treibt der Menschheit Wohl, die Tugend läßt uns glühen,
Nur Liebe zu der Pflicht heißt uns das Schlechte fliehen.
Und scheiden wir dereinst, der Furcht und Trauer bar,
Trägt unsrer Wohltat Spur die Welt auf immerdar.

— das der Schluß der Epistel an den Feldmarschall Keith „Über die leeren Schrecken des Todes und die Furchterscheinungen eines anderen Lebens", womit uns der Verfasser auf das Gebiet seiner theoretischen Philosophie hinüberleitet.

Einst war Wolffs Lehre von den einfachen Wesen und ihrer Fortdauer dem schon erschütterten Unsterblichkeitsglauben des Kronprinzen Friedrich eine neue Stütze geworden. Bald aber, noch in Rheinsberg, hatten ihm Lockes Einwände gegen die Immaterialität der Seele das Geständnis abgenötigt, der Geist sei leider nur ein Anhängsel des Körpers, das Denkende in uns nur eine Wirkung, ein Ergebnis der Mechanik unserer Lebensmaschine. Und auf diesem Stundpunkt war er seitdem geblieben. Daß die Seele, ein unsterbliches, göttliches Wesen, die himmlischen Gefilde verlassen sollte, um sich unserem gebrechlichen Körper, der undankbaren, verächtlichen, vergänglichen Materie zuzugesellen — diese Vorstellungen sind ihm „Visionen, mit denen unsere Eitelkeit sich schmeichelt". Diese Seele, die man nicht definieren kann, dieses Ich, das kein Ich ist, dieses chimärische Wesen, verschwindet ihm unter der Beleuchtung der Physik, mag immer die stumpfe Menge diesen Roman noch in Ehren halten. „Wie mein Geist, bevor ich war, nicht gedacht hat, so wird er auch nicht denken, wenn meine Bestandteile sich aufgelöst haben . . . Nichts gewisser, sobald wir sterben, ist unsere Seele entschwunden." Sie gleicht der züngelnden Flamme, die am glühenden Scheite haftet und sich nährt, und die sich legt und erlischt, wenn das Holz in Asche zerfällt. „Du lebst auf einige Augenblicke," ruft die Natur uns zu, „und auf Bedingungen. Als ich dich aus den Elementen zusammensetzte, versprach ich ihnen, daß der Tod eines Tages ihr mildes Darlehen billigerweise zurückerstatten werde; genieße meine Wohltaten, aber gedenke unseres Pakts: ich gab dir das Leben, du schuldest mir den Tod."

Nach einer Richtung hin hat Friedrich die Konsequenz dieses psychologischen Materialismus, für den er sich entschieden hatte, nicht gezogen. Den Glauben an einen Gott haben ihm seine Zweifel auch jetzt nicht zu zerstören vermocht. Es

gilt ihm in der Epistel an Finckenstein als der Inbegriff der Verirrung unechter Starkgeister, Gott leugnen zu wollen, wo das ganze Weltall uns seinen Ruhm künde. Den teleologischen Schulbeweis für das Dasein Gottes hatte er sich tief ins Herz geschrieben; immer wieder beruft er sich auf die wunderbare Zweckmäßigkeit der Natur als auf das vollgültigste, unanfechtbare Zeugnis. Seinen Gottesbegriff entwickelnd zu begründen, hat er erst in späteren Jahren versucht, als die Angriffe der Atheisten ihn dazu herausforderten; einstweilen beschied er sich mit dem Geständnis, daß es nach seinem Dafürhalten den Menschen nicht möglich sei, über die Eigenschaften und Handlungen des Schöpfers etwas anderes als Armseligkeiten vorzubringen; daß das Bestreben, alles zusammenzufassen, was es Edles, Erhabenes und Majestätisches gebe, doch nur eine sehr unvollkommene Vorstellung von dem erwecke, was dieses schöpferische, ewige, allmächtige Wesen sei.

Wie aber gestaltet sich das weitere Verhältnis dieses Schöpfers zu seiner Schöpfung, zu dem Weltganzen und zu allem Einzelnen? Die Antwort erteilt, von früheren Annahmen Friedrichs abweichend, seine Epistel an Maupertuis. Der unbekannte Urheber, die treibende erste Kraft, die der alten Materie eine Form und zugleich ewige, unverrückbare Gesetze gab, durfte das fertige Werk diesen Gesetzen, sich selbst, überlassen. Wie die Uhr die Absichten des Meisters auch in dessen Abwesenheit erfüllt, so läßt Gott, des Ausganges sicher, nachdem er gewisse Grundsätze aufgestellt, dem Ineinandergreifen von Ursache und Wirkung freies Spiel. Was uns gut, was uns übel dünkt, alles wirkt gleichmäßig für den großen Plan zusammen. Der Mensch, blöden, schielenden Blickes, sieht und empfindet das Übel, das ihn persönlich trifft, aber gewahrt nicht das Gute, das aus seinem Leid dem großen Ganzen erwächst. Das allmächtige Wesen kümmert sich um die Rolle, die ich spiele, und das Los, das mich erwartet, nicht. Genug, daß die Gattung erhalten bleibt; bis zu dem Individuum läßt Gott sich nicht herab und lacht des eitlen Menschen, der, nur mit sich selbst beschäftigt und mit dem eigenen Lose unzufrieden, das höchste Wesen tadelt.

Ja in dieser allgemeinen Ordnung wird, wie der einzelne Mensch, so auch der einzelne Staat kaum gerechnet — solcher Auffassung ist die fromme Stimmung gewichen, in welcher der König inmitten der Fährnisse des letzten Krieges sich der Vorsehung empfohlen hatte, die über das Geschick der großen Staaten wache. Gleich das Jahr darauf, in seiner Geschichte dieses Krieges, hatte er kühl bekannt: „Wenn ich nichts von der Vorsehung sage, so geschieht es, weil meine Rechte, meine Streitigkeiten, meine Person und der ganze Staat mir als zu geringfügige Gegenstände erscheinen, die Vorsehung zu interessieren; der nichtige und kindische Hader der Menschen ist nicht würdig, sie zu beschäftigen, und ich denke, daß sie keine Wunder tun würde, damit sich Schlesien lieber in der Hand der Preußen als in der Österreichs, der Araber oder Sarmaten befinde; also mißbrauche ich nicht einen so heiligen Namen bei einem so profanen Gegenstande." Ein Reich, so wiederholt es jetzt die Epistel an Maupertuis,

Ein Reich, es ist ein Nichts, verliert sich in dem All.
Verschwimmt im Schattenmeer der Welten ohne Zahl,
Die, unsrem Erdball gleich, doch in erhabnen Weiten,
Durch ungemeßnen Raum um ihre Sonnen gleiten.

Zu der Zeit, da Friedrich eine über den Geschicken des einzelnen waltende Vorsehung und Vorherbestimmung, eine auch den geringsten Kleinigkeiten zugewandte Weltregierung angenommen hatte, war ihm neben diesem göttlichen Ratschluß und feststehenden Erziehungsplan kein Raum geblieben für menschliche Willensfreiheit. Indem er jetzt an die Stelle der göttlichen Weltregierung den Naturzusammenhang, die mechanische Verkettung von Wirkung und Ursache treten ließ, war er darum noch nicht ohne weiteres geneigt, dem Menschen ein größeres Maß von Selbstbestimmung zuzubilligen. „Die Wirkung," sagt die Epistel an Maupertuis, „sind immer die Sklaven der Ursachen; so erhält der Mensch bei der Geburt die Leidenschaften als Tyrannen seines Herzens und seiner Handlungen. Wir sind allzumal gekennzeichnet durch bestimmte Charaktere, die notwendige Wirkungen haben; Gott schuf diese Leidenschaften und eine verborgene Hand teilte sie

in unerklärter Ordnung überall hin aus." Friedrich vergaß dabei, daß in der Zusammenkunft der Umstände, in dem Widerstreit der Kräfte der Mensch selber eine lebendige, wirkende Kraft ist, die gar oft nicht sich den Umständen, sondern die Umstände sich unterwerfen wird und jedenfalls das Endergebnis an ihrem Teil beeinflußt; daß ein in den Dienst der Pflicht gestelltes Leben, wie es doch gerade das seine war, täglich die Lehre von der Tyrannei der Neigungen und Schwächen, Leidenschaften und Lüste praktisch zu widerlegen vermag; daß er selber in den entscheidendsten Zeiten und Stunden sich seiner persönlichen Verantwortlichkeit voll bewußt gewesen ist und nur in der äußersten Hingabe, Anspannung und Pflichttreue, nicht aber in der schlaffen Berufung auf ein Unvermeidliches, Entlastung von der Verantwortlichkeit gesucht hat. Und so konnte es nicht fehlen, daß er bei immer wiederholter Beschäftigung mit seiner philosophischen Lieblingsfrage sich das Verhältnis von Freiheit und Notwendigkeit in Zukunft noch anders zurechtlegte.

Sein letztes Wort über die großen Fragen, welche sein philosophisches Nachdenken vornehmlich auf sich zogen, enthalten die „Werke des Philosophen von Sanssouci" überhaupt noch nicht. Nur so viel hatte sich endgültig ihm ergeben, daß er darauf verzichten müsse, ein vollständiges System zu gewinnen und den Urgrund der Dinge zu schauen:

Verehren wir in Schweigen
Die Ordnung, die der Welt von droben ward zu eigen.
Zu eng ist unser Geist, das Irren ist sein Los,
Und unergründlich bleibt der dunklen Tiefe Schoß.
Nur des sind wir gewiß, trotz unsrer Katastrophen,
Der Himmel weiß viel mehr als alle Philosophen.

In der Epistel an d'Argens „Über die Schwäche des menschlichen Geistes" erteilt er, wie dem unduldsamen Dogmatismus der positiven Religionen, der „schmählichen Verblendung des Aberglaubens", so auch dem Dogmatismus der systematischen Philosophie eine völlige Absage:

Anmaßlich stolz in meinen jungen Tagen,
Lernt' ich im reifren Alter bald entsagen.

Statt noch, wie einst, schnellfertig abzusprechen,
Erkenn' ich meine und der Weisen Schwächen.
Mein Traum trug mich dahin in ew'ge Weiten:
Wach seh' ich flügellos hinab mich gleiten.

Wie vom Christentum, so will er sich auch von der Philosophie nur die Sittenlehre nehmen. Wäre der Mensch für die Metaphysik geschaffen, es würden ihm Organe von anderem Stoffe verliehen sein. Der Mensch ist geschaffen zu handeln, nicht zu philosophieren. Das heißt viel gelernt haben, zu sehen, daß man nichts weiß. Descartes und Leibniz, so erklärt Wolffs und Leibnizens ehemaliger Jünger, werden ihn nicht blenden; sein Vorbild in der Philosophie soll Karneades sein, der Stifter der dritten Akademie, der nur Wahrscheinlichkeiten zulassen wollte, „der Weise, der die Überhebung unseres schwachen Geistes und die gefährlichen Klippen eines regelrechten Systems kannte, der, den Zauberarm des Irrtums fürchtend, sich mit der Ägis der Skepsis dagegen wappnete".

Auch wäre einiger dramatischer Versuche zu gedenken, obgleich der Verfasser diese Kleinigkeiten mit ihren Entlehnungen aus dem Sprachschatz und der Situationskomik Molières der Aufnahme in die Œuvres du Philosophe de Sanssouci nicht gewürdigt hat. Zur Hochzeit seines Freundes Keyserlingk dichtete Friedrich 1742 den einaktigen Schwank „Le singe de la mode", wo zwei Gecken einander in den neuesten Modenarrheiten unterweisen, bestärken und überbieten. Ein zweites Stück, „L'école du monde", das der Verfasser in den Jahren 1748 bis 1750 wiederholt aufführen ließ, nennt er als ganz aus dem heimischen Leben gegriffen in einem Briefe an Maupertuis eine „preußische" Komödie; der Held ist einer jener eben damals durch Zachariäs Gedicht an den Pranger gebrachten studentischen Renommisten, denen Friedrich in Halle das Handwerk zu legen suchte und von deren Eldorado Jena er dem bejahrten Kandidaten Linsenbarth aus Thüringen das alte Verslein zu zitieren wußte: „Wer von Jena kommt ungeschlagen, der kann fürwahr von Glück noch sagen." Ein Berliner Kind aus guter Familie

hat seine zwei Studienjahre zu Halle mit Trinken und Raufen, Spielen und Karessieren ausgefüllt, zeigt sich bei der Heimkehr zu seines pedantischen Vaters Entsetzen völlig unvertraut mit den Monaden, dem philosophischen System des Doktor Diffucius und der neuesten Geschichte der gelehrten Streitereien, macht sich in der Gesellschaft und bei der ihm ausersehenen Braut schnell unmöglich und verfällt endlich als händelsüchtiger Friedbrecher dem Arme der strafenden Gerechtigkeit.

Die französischen Dramen wurden auf der kleinen Bühne im königlichen Schlosse, zur Sommerszeit auch im Potsdamer Stadtschlosse aufgeführt, teils von der durch d'Argens in Frankreich angeworbenen Truppe, teils von der Hofgesellschaft. Oper und Ballett beherbergte seit 1742 der prächtige, durch Knobelsdorff in edlen Umrissen aufgeführte, „Apoll und den Musen" — die Inschrift hatte Algarotti vorgeschlagen — geweihte Tempel auf der Dorotheenstadt nahe den Linden:

Das wunderreiche, magische Gebäude,
Wo sich Musik und Tanz und Schaugepränge,
Der Freuden hundertfält'ge Menge
Vermählt im Strahle einer einz'gen Freude.

Als die hellsten Sterne seiner Oper preist Friedrich in dem Gedicht von 1749, in welchem diese Verse sich finden, den Mailänder Salimbene und Giovanna Astrua aus Neapel, die gefeierte Primadonna, die Maria Theresia und die Höfe von Dresden und Turin sich für Gastvorstellungen aus Berlin erbaten. Die Jahre vorher hatte jene schöne venezianische Tänzerin alles verdunkelt, um deren Gunst Algarotti sich vergeblich bewarb, die aber auch der König selbst auffällig ausgezeichnet hatte; der Herzog von Holstein freilich erklärte, es nicht zu verstehen, wie man die Barbarina neben Fräulein von Tettau schön nennen könne. Alljährlich übte man eine neue große Oper ein, fast ausschließlich Schöpfungen von Hasse und Graun; doch kam auch, zumal auf der Potsdamer Bühne, das „Intermezzo", aus dem sich eine neue Opera buffa entwickelte, zu seinem Rechte. Für das Libretto schrieb nicht selten Friedrich selbst die Grundzüge auf und

übergab dann seinen „Canevas" den Hofpoeten, einem Tagliazucchi oder dem von Voltaire nach Gebühr verspotteten, von Lessing in der Tarantula derb parodierten Villati zum Übersetzen ins Italienische, wohl mit der Erlaubnis, verwendbare schöne Stellen nach Belieben anderwärts zu entlehnen. Hier lege sich ihr ein noch nicht völlig gesäuberter Mexikaner zu Füßen, schreibt er 1755 der Baireuther Schwester bei Übersetzung seines Textes zum „Montezuma"; „ich habe ihn Französisch sprechen gelehrt, aber er muß jetzt noch Italienisch lernen." Im Pomp der Schaustellung konnte man es mit dem benachbarten Dresdener Hofe nicht aufnehmen. Als dort 1753 im Soliman Pferde und Dromedare auf die Bretter gebracht wurden, spottete Friedrich, auch bei ihm habe sich ein Elefanten- und Kamelführer gemeldet, aber er habe geantwortet, daß man hier Carestini und die Astrua den Zirkusbestien vorziehe; „ich habe keine Lust, den König von Sachsen nachzuahmen, selbst nicht in seinen Theaterstücken." Er wollte wissen, daß der Soliman dem sächsischen Heere zehn Reiter bei jeder Kompanie gekostet habe: „Was mich anbetrifft, so würde ich Dido und Sulla obendrein hinausgeworfen haben, ehe ich aus Gefälligkeit für sie einen einzigen Feldwebel abgedankt hätte; es gibt Dinge, die als Vergnügungen unschuldig sind, aber sträflich werden, wenn man sie zur Hauptsache macht."

Mit musikalischen Beiträgen hat Friedrich seine Opernbühne nur ausnahmsweise unterstützt. Erhalten sind uns von ihm unter anderem drei Arien zu Grauns Demofoonte von 1746 und eine „Sinfonia", das Vorspiel zu einer 1747 in Charlottenburg aufgeführten Serenata von Villati. Weitaus den größten Teil seiner Tondichtungen machen die Sonaten für Flöte aus, denn es sind ihrer nicht weniger als 121, dazu vier Flötenkonzerte, auf uns gekommen. Friedrich folgte als Liebhaber und Jünger der Tonkunst nicht wie sonst in seinem ästhetischen Geschmack der Fahne der Franzosen, sondern der italienischen. „Die französische Musik taugt nichts," erklärte er kurz und bündig. Er hielt sich, wie sein Lehrer Quantz, an die von den Vivaldi und Tartini fest ausgeprägten

Kompositionsformen und trat allen Neuerern entschieden ablehnend entgegen; er spricht in einem Brief an Algarotti von den musikalischen Hunnen und Gepiden, die nach Vinci und Hasse die Lombardei verheert hätten, und wendet das Wort auf sie an, das Grimm soeben in seinem satirischen „Propheten von Böhmischbroda" den Führern einer Pariser Zukunftsmusik zugerufen hatte: Ihr macht Noten, aber nicht Musik! Wollte doch auch Voltaire die italienische Musik so hoch über die französische stellen, wie das Schach über das Damenspiel. So konservativ war dieses Geschlecht, daß später Mozarts Musik den Ohren des Prinzen Heinrich wie ein „Höllenlärm" klang, in dem nur noch Kanonenschläge zu vermissen seien. Es ist hervorgehoben worden, wie Friedrich gerade durch die Einseitigkeit seiner Musikpflege, durch die unverbrüchliche Treue gegen seine musikalischen Jugendbekanntschaften bewiesen hat, daß das, was er sich von der Tonkunst angeeignet, ihm ein lebendiger innerer Besitz geworden war, den er nicht entbehren konnte; daß ihm die Musik nicht bloß ein Mittel zur Zerstreuung oder angenehmen Unterhaltung war. Nicht leicht ließ er einmal das abendliche Konzert ausfallen, und in den zwei der Musik gewidmeten Stunden konnte sich kein Mitglied der Kapelle eifriger betätigen als er. Meister Quantz hat versichert, er wolle aus Friedrichs Vortrag der letzten Allegrosätze eines Flötenkonzertes jedesmal genau abnehmen, ob die Stimmung des Tages heiter oder erregt sei. Friedrichs Adagio aber hat jedem, der ihm gelauscht, als vollendet, als tief ergreifend gegolten. Auch auf die erste Frühstunde hatte die Flöte Anspruch; ehe die Sekretäre erschienen, pflegte der König, im Zimmer auf und ab gehend, kürzere oder längere Zeit träumerisch zu improvisieren. Er bekannte, daß ihm dabei oft die glücklichsten Gedanken für seine Geschäfte, für die Aufgaben des Tages gekommen seien. Die Freiheit des Blickes, die Ruhe des Pulsschlages fand er am ehesten wieder, wenn er das, was ihn bewegte und quälte, in den Tönen seines Instruments zum Gleichklang zurückführte. Diese Stunden einsamen Phantasierens waren wohl die einzigen am Tage, die

ein rastlos und gewaltig arbeitender Intellekt dem Gemüt zur stillen Sammlung gönnte.

Denn vor dem Schreibpulte, beim Komponieren und beim Versemachen lag der Reiz für ihn zum guten Teil doch in dem rein verstandesmäßigen Überwinden formaler Schwierigkeiten. Er sei Dilettant in allem, sagt er einmal. Vergebens mühe er sich ab, die Dichtkunst zu erlernen; wer mit zwanzig Jahren kein Dichter sei, werde es sicher sein Lebtag nicht. Er schwimme auf dem Ozean der Poesie mit Binsenbündeln und Luftblasen unter den Armen. Aber die Poesie ist ihm eine Erholung, eine Gewohnheitsliebhaberei, auf die er ungern verzichten würde; er ist ein „Sklave der Poesie", der den Schlaf vergessen kann, um einen Reim zu erhaschen. Zudem, so verteidigt er sich weiter, schadet diese Manie niemand, da ihre Produkte nicht für die Öffentlichkeit bestimmt sind. Sein Zeitvertreib möge unwürdig erscheinen; aber schließlich befinde er sich glücklicher, wenn er sich mit diesen Spielereien abgeben könne, als wenn er an wichtige Dinge denken müsse. Daß indessen diese literarische Beschäftigung der Mußestunden nicht so völlig anspruchslos war, beweist doch das eifrige, immer wiederaufgenommene Bemühen, das „Gekritzel" auszufeilen und zu vervollkommnen.

Voltaire urteilte, als er die Œuvres du Philosophe de Sanssouci vor sich sah, von den Versen seien einige bewundernswert und die Prosa sei mindestens ebensoviel wert wie die Verse; aber der Verfasser sei zu schnell gegangen. Er habe wackere Höflinge gehabt, die ihm gesagt, daß alles vortrefflich sei; aber wenigstens das sei vortrefflich, daß er jetzt der Kritik mehr glaube als der Schmeichelei, daß er die Wahrheit liebe, die Wahrheit verstehe. Wenn Voltaire dem König einmal schreibt, er selbst habe in den letzten acht Tagen fünfzig alte Verse ausgeflickt, während Friedrich vielleicht vier- oder fünfhundert neue gemacht habe, so war das eine Schmeichelei und zugleich ein versteckter Nadelstich: hinter Friedrichs Rücken, in Briefen an gute Freunde, lautete die Lesart viel drastischer. Ohne Frage, weniger wäre mehr

gewesen. Von dem „dürren Überfluß" (stérile abondance), den Friedrich den Gedichten des Abbé und nachmaligen Staatsministers und Kardinals Bernis überlassen zu wollen erklärte, hat er seine eigenen doch nicht frei gehalten. Sie muten an, wenn man sie durchblättert, sie ermüden, wenn man sie ganz lesen muß. Eines aber läßt sich ihnen nicht absprechen, daß hier nach Aussonderung aller Spreu immer wieder lebendige Empfindung, unmittelbare Stimmung zum Ausdruck gelangt, daß uns überall der Mensch, die ausgeprägte, bedeutende Persönlichkeit entgegentritt. Und darin war der König von Preußen bis zum Auftreten Klopstocks den sich schwerfällig auf den Parnaß hinauftastenden deutschen Landsleuten entschieden voraus.

Friedrich nannte in der heiteren Zueignung der Œuvres du Philosophe de Sanssouci seine Muse tüdesk und ihr Französisch einen barbarischen Jargon. Er hatte anfänglich neben französischen Versen auch deutsche gereimt; bald aber waren ihm diese Versuche aussichtslos erschienen. Noch war das Deutsche nicht „die gebildete Sprache, die für uns redet und denkt" und die den Vers von selbst geraten läßt; vor allem aber, Friedrich persönlich war in der Handhabung dieser ungelenken Sprache, die übrigens in seinen Kanzleien nach alter guter Überlieferung mit anerkennenswerter Reinheit gepflegt wurde, wie manch anderes deutsches Fürstenkind von damals unter der Durchschnittsbildung geblieben. Nicht daß das Deutsche an sich nach Karls V. berüchtigtem Worte, das Friedrich einmal zitiert, nur zur Verständigung mit den Pferden gut gewesen wäre: der springende Punkt war, daß der König, laut seiner nachträglichen Selbstanklage, seine Muttersprache „wie ein Kutscher" sprach. Genug aber, es galt ihm die längste Zeit seines Lebens als ausgemacht, daß diese Sprache für den Vers überhaupt nicht geeignet sei — so hat er es in Ansehung Hallers, den er für seine Akademie als Gelehrten, nicht als Dichter zu gewinnen wünschte, mit dürren Worten ausgesprochen. Aber auch die deutsche Prosa wollte er nicht anerkennen; er meinte, daß ein Deutscher heutzutage mit demselben Recht französisch

schreiben dürfe, mit dem ein Römer zu Ciceros Zeit griechisch schrieb, und stellte jedenfalls für die Akademie den Grundsatz auf, daß mit Rücksicht auf die möglichste Verbreitung ihrer Denkschriften Weltsprache nur durch Weltsprache abgelöst werden dürfe, daß das bisher in Ehren gehaltene Latein, das internationale Verständigungsmittel der Gelehrten, nur durch das Französische, das allen Gebildeten geläufige Idiom, ersetzt werden könne. Über das Geschrei so der lateinischen Pedanten wie der deutschen Patrioten erklärte er sich hinwegsetzen zu wollen.

Es war nicht bloß das Bedürfnis, sich Verse und Prosa ausfeilen zu lassen, nicht bloß das Verlangen, diesen Lippen die Feinheiten der französischen Aussprache abzulauschen, was in Friedrich seit 1740 den Wunsch, Voltaire für sich zu besitzen, lebendig erhalten hatte. Auch die „Ostentation", der Kitzel, mit diesem kostbaren Besitze vor aller Welt zu prunken, war nicht das Entscheidende. Vor dem Genie, vor jeder echten Größe, sobald nur sein Verständnis an sie hinanreichte, beugte er sich aufrichtig, demütig. Voltaire galt ihm als der letzte und fast als der glänzendste Vertreter des neuen Klassizismus, als der geistige Universalerbe des großen Zeitalters, dessen Geschichte derselbe Voltaire unter der Feder hatte. Allen kommenden Geschlechtern, prophezeit er, werden dieses Mannes unsterbliche Werke ein Gemeingut sein. Lesen wird Voltaire jeder; für sich selbst verlangt er noch etwas mehr: er will Voltaire lesen, aber auch sehen und hören. Der eigentümlich prickelnde Reiz der Konversation Voltaires war ihm unersetzlich, unwiderstehlich. Dem geschriebenen Wort ging die feinste, flüchtigste Blume dieses Geistes bereits verloren.

Nach dem unerwarteten Tode seiner Freundin, der Marquise du Chatelet (10. September 1749), war Voltaire in Frankreich frei. Aber noch geraume Zeit schwankte der sehnlich Begehrte zwischen Wollen und Nichtwollen. „An Entschuldigungen wird es Ihnen niemals fehlen, eine so

lebhafte Einbildungskraft wie die Ihre ist unerschöpflich," schalt Friedrich ungeduldig. Anfang Mai 1750 kam endlich die Zusage für einen Besuch von einigen Monaten. Eine letzte Schwierigkeit war leicht zu heben. Voltaire berechnete die Unkosten der Reise auf 4000 Taler und bat, ihm bei einem Bankhause entsprechenden Vorschuß zu vermitteln. Der Wink wurde verstanden, und Friedrich beeilte sich, in artigen Reimen seiner „Danae" einen goldenen Regen anzukündigen. Die sehr alte Danae liebt ihren Jupiter und nicht sein Gold, antwortete Voltaire und nahm den Wechselbrief dankend an. Für das weitere sorgten die Verse, in denen Friedrich den soeben bei ihm eingetroffenen jungen Dichterling d'Arnaud, Voltaires Schützling, zum Wetteifer mit Frankreichs Apollo, dessen Tag sich schon neige, aufforderte und als aufgehende Sonne begrüßte. Voltaire erhielt diese Herausforderung Ende Juni, er verwahrte sich bei dem Verfasser alsbald lebhaft dagegen, mit der einen Hand gestreichelt und mit der anderen gekratzt zu werden, in seinem Entschlusse aber ward er nur bestärkt: „Ich will ihn lehren," hörte man ihn sagen, „sich auf die Leute zu verstehen." Am 10. Juli war er in Potsdam.

Wollten wir uns an seine Versicherungen halten, so hätte er mit seiner Übersiedlung dem König von Preußen das größte Opfer gebracht, hätte alles, was ihm teuer, sein Vaterland und seinen König, den ersten Hof und die erste Stadt der Welt verlassen, um Friedrichs willen, ganz im Sinne des Schriftworts, auf das er sich einmal bezieht: „Verkaufe alles, was du hast, und folge mir nach." Aber man weiß, daß es dem eitlen, nach Fürstengunst haschenden Manne nicht gelungen war, am Hofe zu Versailles festen Fuß zu fassen, trotz aller seiner Huldigungen für Ludwig XV., seiner Schmeicheleien für die Marquise von Pompadour und seiner gleißnerischen Annäherung an die Jesuiten. Leichten Herzens ließ man den Titularkammerherrn, den Historiographen, „den Akademiker, den einige seiner Schriften berühmt gemacht haben", von dannen ziehen.

Sodann aber bot der Aufenthalt in der Fremde ganz unleugbare Vorteile, auch abgesehen von 5000 Talern jähr-

lichen Ehrensoldes, völlig kostenlosem Haushalt und dem Verdienstorden, nach dem Voltaire früher vergebens getrachtet hatte. In Paris, erklärte Voltaire einmal den Freunden in der Heimat, würde er von einem Polizeileutnant abhängen, und in Versailles beim Bureauchef des Hausministers antichambrieren müssen; und wie werde dem französischen Schriftsteller durch Buchhändler und Zensoren, durch das Gekläff der Kritikaster und das Gezeter der Frömmler sein Beruf erschwert! Es liegt etwas Wahres darin, wenn er sagt, in Paris würde er das „Zeitalter Ludwigs XIV.", das nun in Berlin zuerst gedruckt wurde, nie vollendet haben; die Werksteine, die er zu einem Ehrendenkmal für Frankreich bestimmt, hätten, so sieht er es im Geiste, herhalten müssen, ihn zu steinigen, die unschuldigsten Dinge würden ihm „mit der Nächstenliebe, die alles vergiftet", mißdeutet, das kleinste freie Wort ihm als maßlose Frechheit ausgelegt sein; alles würde ihn bestürmt, ihm das Haus eingelaufen haben, dem einen würde er zu wenig gelobt, dem andern zu wenig getadelt haben. Es ward ihm klar: französische Geschichte kann schlechterdings nur außerhalb Frankreichs geschrieben werden.

Endlich noch: auch er stand unter einem Zauber. Er gedachte in der Tat, nur einige Monate zu bleiben, und wurde bestimmt, hier Hütten zu bauen. Der Herzog von Richelieu verlangte zu wissen, wie er sich denn in Preußen fesseln lassen könne, und Voltaire gab die Auskunft: „Ich komme in Potsdam an, die großen blauen Augen des Königs, sein holdseliges Lächeln, seine Sirenenstimme, seine fünf Schlachten, sein ausgesprochenes Gefallen an der Zurückgezogenheit und an der Arbeit, an Versen und an Prosa, endlich Freundlichkeiten, um den Kopf schwindeln zu lassen, eine entzückende Unterhaltungsgabe, Freiheit, im Verkehr volles Vergessen der Majestät, tausend Aufmerksamkeiten, die schon von seiten eines Privatmannes bestricken würden — alles das hat mir den Verstand verrückt: ich ergebe mich ihm aus Leidenschaft, aus Verblendung, und ohne zu vernünfteln ... So lebe ich seit einem Jahr." Und einer seiner miß-

trauischen Nichten schreibt er im frischen Optimismus des eben fertigen Entschlusses: „Ich bin so anmaßend zu denken, daß die Natur mich für ihn geschaffen hat. Ich habe eine so eigentümliche Übereinstimmung zwischen seinem Geschmack und dem meinen wahrgenommen, daß ich vergaß, daß er der Beherrscher des halben Deutschlands ist und daß die andere Hälfte bei seinem Namen zittert, daß er fünf Schlachten gewonnen hat, daß er der größte Feldherr Europas ist, daß Teufelskerle von sechs Fuß hohen Helden seine Umgebung bilden — alles das hätte mich tausend Meilen weit fliehen lassen, aber der Philosoph hat mich mit dem Monarchen angefreundet, und ich sehe in ihm nur noch den guten und geselligen großen Mann."

Wer wollte verkennen, daß hier in der Tat Wahlverwandtschaft genug vorhanden war? Dasselbe Temperament, dieselbe Heiterkeit und Beweglichkeit, dieselbe Leichtigkeit der Aufnahme und Mitteilung, dieselbe Fähigkeit, den Dingen und Menschen ihre lächerliche Seite abzusehen, derselbe epigrammatische Witz, derselbe Mutwille und unbezähmbare Hang zum Spott. An der Tafelrunde von Sanssouci konnte es wenigstens einer, der Wirt, im Schnellfeuer des Witzes mit dem geistreichsten Kinde der geistreichen Nation aufnehmen. In diesen Symposien einer kleinen, ausgewählten Tischgesellschaft hielt sich Friedrichs Epikuräismus, der verfeinertem Lebensgenuß zugewandte, zurückgedrängte Grundzug seiner Anlage, für so viel Zugeständnisse an die starre Pflicht schadlos. Nach dem Einerlei des Dienstes, dem Drange der Geschäfte, den Ansprüchen des Schreibtisches gehörte der Abend der Freude; das Souper war „die Erholung und Belohnung nach nützlichem und rühmlichem Tagewerke":

Il est grand roi tout le matin,
Après dîner grand écrivain,
Tout le jour philosophe humain
Et le soir convive divin

sang Voltaire und pries in immer neuen Tonarten diese „göttlichen" Soupers. Nie habe er, so bekannte er es nach-

mals, und das in der giftigsten Schmähschrift, sich beim Mahle freier gefühlt als in Sanssouci; er räumt ein, daß hier viel Esprit aufgewendet wurde, daß der König Geist hatte und Geist bei anderen zu wecken wußte.

So war denn auch das ewige Geklingel mit den fünf siegreichen Schlachten keine leere Schmeichelei, ja schließlich nicht einmal eine höfische Verleugnung des eigenen grundsätzlichen Standpunkts. Wohl war Voltaire ein eifriger Herold des allgemeinen Völkerfriedens, der den Krieg als Massenmord verabscheute und der Kunst des Krieges fluchte. Obendrein hatte dem Vizegott Apollos, wie Friedrich den Dichter der Henriade nannte, Gott Mars von seinem Geist und Gaben nichts verliehen. Friedrich hat ihn gelegentlich als einen Autor zitiert, der seinen militärischen Kursus im Homer und im Virgil durchgemacht habe, und erzählte gern, sein Freund habe einmal die schöne Schilderung entworfen: die Kugel fliegt hinweg, *dann* blitzt das Pulver auf. Ein andermal fragte dieser Harmlose den König, ob die Schlacht ihn nicht mit Wut erfülle, und mußte belehrt werden, daß der Geist in keiner Lage größerer Ruhe und Fassung bedürfe. Aber bei aller menschenfreundlichen Friedensschwärmerei und aller militärischen Unwissenheit war Voltaire doch zu sehr Franzose, um nicht von dem Nimbus kriegerischer Erfolge, ritterlicher Trefflichkeit gefangen genommen zu werden, und zu sehr Genie, um nicht für den Genius in jeder Erscheinungsform Empfindung und Ehrfurcht zu haben. Vielleicht daß gerade diese ihm verschlossene Sphäre des Genius je geheimnisvoller, desto mächtiger ihn anzog. Friedrich war Virtuose in der von den Franzosen allzeit als Nationalerbteil in Anspruch genommenen Doppelkunst, zierlich zu reden und brav mit dem Schwert dreinzuschlagen — *à combattre et finement parler*. Daß dieser Tischgenosse, der im ganzen Bereich menschlichen Wissens und Könnens über alle allgemeinen Interessen so leicht und anmutig, so scharfsinnig und schlagfertig zu plaudern und zu disputieren verstand, jeden Augenblick von der Tafel hätte aufstehen können, um eine Schlacht zu kommandieren, das war für einen

Voltaire nach allem das Merkwürdigste an dem merkwürdigen Menschen. Hier war seine Bewunderung fürwahr keine gekünstelte, sondern eine ganz unmittelbare und unfreiwillige, wo nicht widerwillige.

Und wie hätte es ihn nicht entzücken sollen, in demselben Zimmer zu wohnen, welches das Jahr zuvor Frankreichs größter Kriegsheld, der Marschall von Sachsen, innegehabt hatte, und mit Prinzen und Prinzessinnen, die das Französische „ohne den geringsten Akzent sprachen", Theater zu spielen, ja seine eigenen Stücke aufzuführen? Der preußische Hof zeigte sich, als der Dichter ankam, anläßlich eines Besuches der Markgräfin Wilhelmine von der glänzendsten Seite. Ein Fest folgte dem anderen; „man sollte glauben," berichtete Voltaire nach Paris, „daß man hier nur dem Vergnügen lebt." Er durfte sich schmeicheln, daß seine Gegenwart zur Erhöhung all dieses Festglanzes ein Erkleckliches beitrug. Als bei dem großen Ringelstechen, für das sich der geräumige Platz vor dem Berliner Schlosse in einen Turnierhof verwandelt hatte, unter einer Gruppe vornehmer Herren der berühmte Gast des Königs bescheiden, aber mit strahlenden Augen einer der prächtig geschmückten Hoflogen zuschritt, da ging ein Murmeln der Bewunderung durch die Tausende der Schaulustigen, und der Name Voltaire pflanzte sich von Mund zu Munde. So begnügte er sich denn nicht, dieses vielbewunderte Karussell pflichtmäßig durch ein graziöses Epigramm auf die Spenderin der Preise, die Prinzessin Amalie, und den ersten der Sieger, den Prinzen von Preußen, „den Sohn des Mars mit dem Antlitz des Paris", zu verherrlichen, sondern versah auch die französische Heimat mit geradezu enthusiastischen Beschreibungen von der Pracht und Ordnung des Schauspiels, der Lichtwirkung der 46000 Lampen, der ritterlichen Erscheinung der Kämpen. Und noch war seine Anerkennung ganz aufrichtig, seine innere Befriedigung ganz vollständig. Er weist die hochmütige Ungereimtheit, die sich Berlin wie das Paris Hugo Capets vorstellt, ehrlich zurück und verteidigt sogar das deutsche Klima. Er meint, im Hafen zu sein, nach dreißig Jahren des Sturmes.

Aber noch ehe das Jahr zu Ende ging, war die Ernüchterung eingetreten. In einem jammernden Briefe vom zweiten Weihnachtstag 1750 spricht er von Gewissensbissen und seinem vergifteten Glück und bekennt, daß nur die Wissenschaften, nicht die Könige Trost zu spenden vermögen.

Wieder war er in eine der Lagen geraten, deren Unwürdigkeit, deren Lächerlichkeit nur er selbst nicht einsehen wollte. Seine Verbindung mit Abraham Hirschel zum Zwecke eines verbotenen Wuchergeschäftes mit kursächsischen Steuerkassenscheinen veranlaßte den französischen Gesandten zu der Bemerkung, Voltaire sei ein Mensch, der, um einen Taler zu gewinnen, bei gebotener Gelegenheit stets den König von Preußen kompromittieren werde. Und sein Prozeß mit seinem würdigen Vertrauensmann, den er des Betrugs und der ihn der Urkundenfälschung bezichtigte, lieferte der Hauptstadt auf Wochen ergiebigsten Gesprächsstoff.

„Voltaire beschwindelt die Juden," schrieb der König während des Prozesses nach Baireuth und gab der Vermutung Ausdruck, daß der Bedrängte sich mit irgend einem Purzelbaum (gambache) herausziehen werde. Nun durfte er zwar nach Potsdam zurückkehren, erhielt aber die Vermahnung: „Ich hoffe, daß Sie keine Händel mehr haben werden, weder mit dem alten, noch mit dem neuen Testament. Verwicklungen dieser Art sind entehrend, und mit den Talenten des ersten Schöngeistes von Frankreich würden Sie die Flecken nicht austilgen, die diese Aufführung auf die Dauer Ihrem Ruf anheften würde. . . . Ich schreibe diesen Brief mit dem groben gesunden Menschenverstande eines Deutschen, der da sagt, was er denkt, ohne doppeldeutige Ausdrücke und matte Überzuckerungen, welche die Wahrheit nur entstellen — Ihre Sache ist es, daraus Gewinn zu ziehen."

Gewiß, Voltaire betrachtete bereits seine Stellung als schief, seine Zukunft in Preußen als unsicher. Seiner schwarzmalenden Phantasie wurde ein qualvoller, endloser Stoff geliefert durch eine schadenfrohe Zuträgerei plumpster Art. „Ich werde ihn höchstens noch ein Jahr brauchen," sollte der König von Voltaire gesagt haben; „man preßt die

Orange aus und wirft die Schale weg." So beteuerte es La Mettrie. Offenbar, daß der Schalk sich an Voltaires erschrecktem Gesicht belustigen wollte; der mutwillige, weltkundigermaßen indiskrete, moralisch geradezu unzurechnungsfähige La Mettrie war wohl der letzte, den Friedrich zum Mitwisser solchen Vorhabens gemacht hätte. Voltaire sagte sich das auch, aber um seine Ruhe war es geschehen. Die Briefe an seine Nichte seit dem September 1751 zeigen, wie unglücklich, beinahe verzweifelt er war. Er brütet fortwährend über der Orangenschale, er kommt sich wie der vom Kirchturm fallende Dachdecker vor, der da im Fliegen sagt: bon, pourvu que cela dure. Und als einige Wochen nach der grauenvollen Enthüllung sein bedenklicher Gewährsmann stirbt, beklagt er in einer komischen Mischung von Selbstironie und ernsthafter Zweifelsqual, daß er La Mettrie angesichts des Todes nicht noch einmal nach der Orangenschale fragen konnte; denn gewiß würde da die Wahrheit an den Tag gekommen sein.

Hätten ihn nur seine Zweifel und Ängste etwas ruhiger und zurückhaltender, etwas weniger empfindlich, anmaßend, streitsüchtig gemacht! Der unermüdliche Vorkämpfer für Toleranz und Humanität ward zum unduldsamen, rachgierigen, brutalen Verfolger, sobald seine Eigenliebe, seine schriftstellerische Empfindlichkeit, sein persönliches Interesse ins Spiel kam. Hätte Voltaire ein Heer zur Verfügung, er würde es sicher gegen die Desfontaines, van Duren und Jean Baptiste Rousseau marschieren lassen — so hatte Friedrich schon vor zehn Jahren einmal diese unphilosophische Rachbegierde gekennzeichnet, und der Philosoph selbst seufzte, zwischen den Männern von der Feder bestehe ein fortwährender, bald offener, bald versteckter Krieg, nicht anders als zwischen den Fürsten. Er, der zu Paris es nicht verschmäht hat, Zensur, Polizei und Bastille gegen seine literarischen Widersacher in Bewegung zu setzen, bewies auch in Potsdam, daß er das Bündnis mit der Macht zu schätzen, das Recht des Stärkeren auszunutzen wußte. Friedrich wollte Freron zu seinem literarischen Agenten machen; aber Freron hatte die

Majestät der Voltaireschen Muse beleidigt, Voltaire erhob Einspruch, und Friedrich hatte, wie er dem zelotischen Freunde nachmals vorhielt, „die Gefügigkeit oder die Schwäche", dem herrischen Ansinnen nachzugeben. Auch d'Arnaud ward als Opfer begehrt, die ihm aus königlichem Munde gespendeten Lobsprüche wurden nicht verziehen, und Friedrich entschloß sich um des lieben Friedens willen, „die aufgehende Sonne" nach Hause zu schicken. Kein Wunder, wenn demnächst der junge La Beaumelle es der Veranstaltung Voltaires, den er durch ein paar unbedachte Zeilen in seinen „Pensées" verletzt hatte, danken zu müssen glaubte, daß ihm in Preußen kein Glück blühte; er verließ Berlin nach kurzem Aufenthalt im Mai 1752, mit dem fürchterlichen Gelübde, jenen bis in die Hölle verfolgen zu wollen. Voltaire freilich beteuerte, an dem Mißerfolg dieses Abenteurers unbeteiligt zu sein, und wollte in dem neuen literarischen Gegner nur das mit berechneter Arglist aufgehetzte, betrogene, mißbrauchte Werkzeug des unerträglichen Mannes sehen, gegen den er jetzt, seit lange schon von Neid und Haß gefoltert, zu leidenschaftlichem Angriff sich erhob. Alle vorangegangenen Händel waren leichte Plänkeleien im Vergleich zu dem Vernichtungskriege gegen Maupertuis.

Maupertuis' literarische Fehde mit dem holländischen Professor Samuel König gab Voltaire den willkommenen Anlaß, seinem seit lange angesammelten eifersüchtigen Groll gegen den vielmögenden Akademiepräsidenten Luft zu machen. Seine Entrüstung über das literarische Ketzergericht, das der Präsident der Akademie über einen wissenschaftlichen Gegner abhalten ließ, darf als ganz aufrichtig betrachtet werden; aber er tat Maupertuis schreiendes Unrecht, wenn er ihn in seinem anonymen „Brief eines Berliner Akademikers an einen Pariser" angesichts der gelehrten Welt als Aftergelehrten und Phantasten, ja als Plagiator brandmarkte, der eine Entdeckung Leibnizens für seine eigene ausgegeben habe. Und er verhöhnte nicht bloß den Präsidenten, sondern zog die ganze Akademie und ihren königlichen Schutzherrn mit hinein, wenn er sein Sendschreiben damit schloß, daß mehrere

Mitglieder aus einer Akademie, die der Herr Maupertuis tyranniſiere und verunehre, ausſcheiden würden, wenn ſie nicht fürchteten, dem König zu mißfallen.

Friedrich mußte ſich herausgefordert fühlen. Aber es war ein Fehlgriff, daß er, ſtatt ſich das Gezänk in ſeiner Akademie und in ſeinem Hauſe einfach zu verbitten, als Schriftſteller, in einem verkappten Flugblatt wie Voltaire ſelbſt, in den leidigen Handel eingriff und ſich damit, ſeinem eigenen Eingeſtändnis nach, denſelben Unannehmlichkeiten ausſetzte, wie der Vorübergehende, der zwei Raufende zu trennen verſucht. Immerhin, während der Anonymus dem Anonymus unter ſtrikter Aufrechterhaltung des Inkognitos derb den Text las, machte doch zugleich der Hausherr dem Hausgenoſſen, der Gaſtfreund dem Gaſte noch einmal einen Vorſchlag zur Güte. Auf die Mitteilung eines neuen Abſchnittes aus dem Manuſkript des von Voltaire in Potsdam begonnenen Dictionnaire philosophique antwortete Friedrich ſehr fein mit nicht mißverſtändlicher Anſpielung: „Sie zitieren Epikur, Protagoras uſw.; ich bin gewiß, daß Epikur und Protagoras disputiert haben würden, wenn ſie am ſelben Ort gewohnt hätten, aber ich glaube auch, daß Cicero, Lucrez und Horaz in guter Eintracht miteinander ſoupiert haben würden."

Aber bei Voltaire war, wie einer ſeiner eifrigſten Verteidiger zugibt, der Haß gegen Maupertuis zur Monomanie geworden. Er hörte und ſah nicht mehr. Er überbot jetzt ſeinen erſten öffentlichen Angriff durch einen zweiten, ungleich grauſameren, indem er ſeinen Doktor Akakia, der ſeinem Namen zum Trotz die verkörperte Boshaftigkeit iſt, gegen den unglücklichen Maupertuis losließ, um deſſen menſchliche Schwächen und ſeine ſtarke Selbſtvergötterung, ſeine gelehrten Tiefſinnigkeiten und ſchon nicht mehr gelehrten Schrullen der Lächerlichkeit preiszugeben. Durch einen dreiſten Betrug, die Vorweiſung einer Druckgenehmigung, die ihm für eine andere Schrift erteilt war, gewann ſich der Pamphletiſt in Potsdam ſelbſt einen Drucker, um freilich des Betrugs ſchnell überführt zu werden. Die ganze Auflage wurde vernichtet, und Voltaire mußte mit Brief und Unterſchrift

Besserung und Stillschweigen geloben. Schon aber tauchte der Akakia in einer zweiten, auswärts hergestellten Auflage von neuem auf und ward nun am Weihnachtsabend 1752 in den Straßen der Hauptstadt von Henkershand verbrannt.

Mit dem Entschluß, Preußen zu verlassen, war Voltaire vordem ins reine gekommen. Der „Desertion", die er plante, stand nichts mehr im Wege, als er im Herbst seine reichen Ersparnisse außer Landes hypothekarisch untergebracht hatte. Der Ausgleich, der zu Beginn des neuen Jahres noch einmal getroffen wurde, die öffentliche Verleugnung der gegen Maupertuis geschleuderten Pasquille, die erneute Anlegung der nach dem Feuertode des Akakia mit elegischen Versen zurückgereichten „Brimborien", d. h. des Verdienstordens und des Kammerherrnschlüssels — alles das sollte nur den Rückzug decken; denn um seiner selbst und vor allem um seiner Feinde willen wollte der Scheidende in vollen Ehren, nicht als ein Ausgestoßener, sondern als ein Beurlaubter, seine Straße ziehen. Nach drei Monaten erreichte die Übergangszeit der „Damokles-Soupers" ihre Endschaft. Am 25. März 1753 verabschiedete sich Voltaire in Potsdam, angeblich um die Bäder von Plombieres aufzusuchen; er versprach im Herbst wiederzukommen und gelobte nochmals, den Streit mit Maupertuis ruhen zu lassen.

Aber kaum in Leipzig angelangt, stürzte er sich von neuem in den Kampf gegen Maupertuis, gegen Friedrich, gegen die Akademie, deren ständigen Sekretär er in einem von Bosheiten strotzenden Briefe ersuchte, ihn aus der Liste der Mitglieder zu streichen. Jetzt hielt es Friedrich doch für geraten, dem Rückfälligen die noch in seinen Händen befindlichen Beweise der Gunst und des Vertrauens zu entziehen. Voltaire übergab Orden und Schlüssel dem preußischen Residenten Freytag auf der Durchreise zu Frankfurt am Main ohne Widerrede; ein Band der „Œuvres du Philosophe de Sanssouci", der ihm gleichfalls abgefordert wurde, war nicht zur Stelle, wurde aber im Laufe von drei Wochen, während derer der berühmte Fremde in seiner Herberge Hausarrest auf sich nahm, herbeigeschafft. Neue Bedenklichkeiten des

schwerfälligen, aber auch starrköpfigen und empfindlichen Residenten brachten Voltaire um die bis dahin notdürftig bewahrte Fassung und trieben ihn zu einem Fluchtversuche. Darin wollte wiederum Freytag einen Bruch des Ehrenworts sehen und schritt nun, durch die bewaffnete Macht der freien Reichsstadt unterstützt, zu offenen Zwangsmaßregeln, förmlicher Verhaftung und peinlicher Überwachung des sich wie rasend gebärdenden Poeten, der doch in der Tat alles getan hatte, was von ihm verlangt werden konnte. Freytag trieb seinen plumpen Amtseifer und zugleich seine Ranküne auf die äußerste Spitze, indem er den aus Potsdam eingelaufenen Befehl zur sofortigen Freilassung mit Rücksicht auf den Zwischenfall des Fluchtversuchs nicht ausführte, ein in des Königs Auftrag an Voltaires Nichte gerichtetes Schreiben zurückhielt, und inzwischen neue Verhaltungsmaßregeln einholte. Und so verlängerte sich der unfreiwillige Aufenthalt um weitere siebzehn Tage, bis zum 7. Juli 1753.

Der König hätte die gewaltsame Schlußwendung einer Episode, die ohne das Zusammentreffen mit seiner Reise nach dem fernen Königsberg sich nicht so in die Länge gezogen haben würde, gern vermieden gesehen. Er mißbilligte die „brutale Exaktheit" seines Vertreters; aber die Übertreibungen und Erfindungen, mit denen Voltaire seine und seiner Nichte Frankfurter Leidensgeschichte vor das Forum der Öffentlichkeit brachte, konnten nicht dazu beitragen, Friedrichs Bedauern zu verstärken. Hart erklärte er, an die ganze Komödie der Konvulsionen, Krankheiten, Verzweiflungsausbrüche längst nicht mehr zu glauben; er beklagte schließlich, ohne Frage unbillig, mehr seinen Residenten als die beiden Opfer, Voltaire und die Nichte Denis, und wollte Freytags Hauptfehler in dem Mangel an Bonsens erkennen, der den Pflichteifrigen nicht habe begreifen lassen, daß er es mit einem Narren und einer Närrin zu tun gehabt habe. Sein eigener Fehler war gewesen, daß er diesen wenig geeigneten Mann zum Vollstrecker eines den größten Takt erheischenden Auftrages gewählt und zudem nicht deutlich unterwiesen hatte.

Das zweite Nachspiel, nicht das letzte, folgte diesem ersten

schnell. Schon Anfang Mai verbreitete sich in Paris, zunächst handschriftlich, eine Schilderung des preußischen Hofes und der Lebensweise des Königs, eine boshafte und gemeine Karikatur. Ende August erschien sie in einem Druck, über den die Pariser Zensur schnell Beschlag verhängte, und bald tauchte sie auch in anderen Hauptstädten auf.

Friedrich schrieb an George Keith, seinen Pariser Gesandten: „Ich habe das Glück, mein lieber Lord, sehr gleichgültig zu sein gegen alle Reden und Schriften, die man auf meine Kosten in Umlauf setzt; ja ich bin ganz stolz darauf, einem armen Autor, der ohne alle seine Injurien gegen mich vielleicht Hungers sterben würde, Honorar einzutragen. Ich habe stets die Urteile des Publikums verachtet und für mein Verhalten nur die Zustimmung meines Gewissens in Betracht gezogen. Ich diene dem Staat mit aller Fähigkeit und Integrität, welche die Natur mir verliehen hat; obgleich meine Talente schwach sind, bin ich drum doch nicht weniger gegen den Staat quitt, denn niemand kann mehr geben, als er hat, und im übrigen haftet es dem Begriff der öffentlichen Stellung als ein Merkmal an, daß man der Kritik, der Satire und oft sogar der Verleumdung als Stichblatt zu dienen hat. Alle, welche Staaten gelenkt haben, als Minister, Generale, Könige, haben Schmähungen über sich ergehen lassen müssen; es würde mir sehr leid tun, der einzige zu sein, der ein anderes Schicksal hätte. Ich verlange weder Widerlegung des Buches noch Bestrafung des Verfassers, ich habe dies Libell mit sehr ruhigem Blut gelesen und es sogar ein paar Freunden mitgeteilt. Man muß eitler sein, als ich bin, um sich über derartiges Gekläff zu ärgern, dem jeder Vorübergehende auf seinem Wege ausgesetzt ist, und ich müßte weniger Philosoph sein, als ich bin, um mich vollkommen und über die Kritik erhaben zu dünken. Ich versichere Sie, mein lieber Lord, daß die Injurien des anonymen Verfassers nicht die geringste Wolke über die Heiterkeit meines Lebens verbreitet haben und daß man noch zehn polemische Broschüren dieses Schlages schreiben könnte, ohne meine Gedenkart und Handlungsweise irgendwie zu stören."

Ähnlich hat Friedrich am 15. September 1753 an Maupertuis geschrieben; nur hören wir hier, daß er doch keineswegs irgend einen hungrigen Winkelskribenten für den Verfasser hielt. Mit aller Bestimmtheit nennt er Voltaire; der habe, um seinen Stil zu verhüllen, seine Arbeit erst ins Deutsche und dann zurück ins Französische übertragen lassen. Denselben Verfasser vermutete Marquis d'Argenson, ehedem Voltaires Freund. Voltaire hat das Jahr darauf in einer Erklärung diese „miserable, impertinente" Schrift, die bis in den Kleinbetrieb der königlichen Küche eindringe, von sich abgeschüttelt, er hat den Verdacht auf Graf Tyrconnell, den französischen Gesandten in Berlin, abzulenken gesucht, obgleich das Pasquill Umstände erwähnt, die erst nach Tyrconnells Tode sich zugetragen haben. Soviel erhellt: die aus Voltaires Nachlaß zum Vorschein gekommenen autobiographischen Aufzeichnungen verschmähen doch auch nicht den Ausblick auf den Kleinbetrieb der königlichen Küche, zeigen noch sonst wörtliche Übereinstimmungen mit dem verleugneten Druck von 1753 und haben zumal, wie schon eine Reihe Voltairescher Briefe, gerade die garstigsten Verdächtigungen mit diesem würdigen Vorläufer gemein.

Friedrich meinte damals mit Voltaire für immer fertig zu sein. Es sei ein eigenes Verhängnis, äußerte er später, daß nie zwei Franzosen im Auslande miteinander Freund sein könnten.

In Sanssouci wurde es jetzt sehr still. Er lebe einsiedlerischer, als ihm lieb sei, bekennt Friedrich 1754 dem guten Darget: „Unsere Gesellschaft ist zum Teufel gegangen, der Narr ist in der Schweiz, der Italiener — Algarotti — macht sich unsichtbar, Maupertuis liegt auf der Krankenpritsche, und d'Argens hat sich den kleinen Finger verletzt und trägt deshalb den Arm in der Binde, als wenn er vor Philippsburg von einer Kanonenkugel verwundet wäre. Das ist die größte Neuigkeit aus Potsdam, verlangt nicht mehr von mir. Ich lebe mit meinen Büchern und verkehre mit den Menschen aus dem Zeitalter des Augustus, und werde bald die Menschen unseres Jahrhunderts ebenso schlecht

kennen, als weiland Jordan die Straßen von Berlin." Ähnlich schreibt er das Jahr darauf der Markgräfin, daß er auf den einzigen d'Argens reduziert sei, der die meiste Zeit im Bette liege. Ein von der Sorbonne geächteter Abbé, der junge de Prades, kam als Vorleser und kurzweiliger Gesellschafter, als Ersatz für La Mettrie, aber nicht als Freund in Betracht und offenbarte sich bald als sehr unzuverlässig.

Immer mehr wurde der König der Seßhafte, als den schon Voltaire ihn kennen gelernt hatte. Wie beglückwünschte er sich, wenn die Dienstreisen beendigt waren, die ihn im Frühjahr und im Herbst regelmäßig für einige Zeit in die Provinzen führten, und wenn er nun in seine stille Studierstube zurückkehren konnte. Den Winteraufenthalt in Berlin anläßlich der dem wohlhabenden Landadel als Stelldichein bezeichneten Karnevalslustbarkeiten kürzte er seit 1753 erheblich ab, und immer trat er dann nur auf Augenblicke und nur von weitem in den Gesichtskreis der höfischen Gesellschaft, durch sein Erscheinen Scheu und Kälte verbreitend, ein Fremder an seinem eigenen Hofe. Auch bei den Familienfesten ward er jetzt seltener gesehen. Schon als dem Prinzen Heinrich die Hochzeit ausgerüstet wurde, im Sommer 1752, wohnte er nur den Hauptfeierlichkeiten bei und ließ sich den weiteren Verlauf der „fêtes henricoises" durch den sachkundigen Pöllnitz schildern. „Ich komme mir so verbauert bei diesen schönen Beschreibungen vor," scherzt er, „daß ich mir, bevor ich das nächste Mal nach Berlin komme, einen Tanzmeister anzunehmen gedenke, dazu einen jungen französischen Marquis, um mir die Erziehung der großen Welt zu verschaffen." Das Jahr darauf, im Herbst 1753, vermählte sich zu Schwedt die Prinzessin Sophie, seine Nichte, dem Bruder des Herzogs von Württemberg; diesmal entband sich der König von der Teilnahme am Feste ganz. „Ich werde hier ziemlich allein bleiben," schreibt er aus Potsdam, „bin aber im Grunde sehr zufrieden, mich in dieser Lage zu finden; meine Neigung weist mich genug auf die Einsamkeit hin."

VIII

Ausbruch des siebenjährigen Krieges

Als König Friedrich 1742 den Breslauer Frieden schloß, hat er an Podewils geschrieben: „Das Schlimmste, was uns in Zukunft geschehen könnte, wäre ein Bund zwischen Frankreich und der Königin von Ungarn: aber in diesem Falle würden wir England, Holland, Rußland und viele andere Fürsten auf unsere Seite haben."

Zwanzig Jahre hindurch, von 1735 bis 1755, ist dieses Bündnis mit Frankreich, trotz aller dazwischen liegenden schmerzlichen Enttäuschungen, nie ganz aus dem Gesichtskreis der österreichischen Politik getreten. Man hatte in Wien unmittelbar vor und kurz nach dem Dresdener Frieden und wieder nach dem Aachener Friedenskongresse von 1748 ein Abkommen ins Auge gefaßt, nach welchem Frankreich den König von Preußen zwar nicht feindlich überziehen, aber seinem Schicksal und der Übermacht seiner Feinde überlassen sollte. Während der Aachener Verhandlungen hatte Graf Wenzel von Kaunitz-Rittburg als Bevollmächtigter der Kaiserin Maria Theresia den Boden bereits gut vorbereitet. Der Friedensschluß mit Frankreich sollte nach seinem Sinn die Einleitung zu einem Bündnis sein. Er rechnete mit dem auch am Versailler Hofe reichlich vorhandenen Neid und Mißtrauen gegen Preußen, die einzige Macht, die aus der achtjährigen Kriegsperiode mit einem bedeutenden Landerwerb hervorgegangen war.

Ein Zwischenfall hat im Jahre 1749 solche Hoffnungen

vorerst vereitelt. Österreich hatte sich mit Rußland in dem Petersburger Vertrage vom 2. Juni 1746 eng gegen Preußen verbunden. Ein Geheimartikel besagte, daß der Verzicht Maria Theresias auf Schlesien und Glatz hinfällig sein sollte, nicht nur wenn sie selber durch Preußen angegriffen würde, sondern auch im Falle eines preußischen Angriffs auf Rußland. Den casus foederis gegen Preußen zu schaffen, hat sich der russische Kanzler Bestushew Anfang 1749 anheischig gemacht: eine russische Kriegserklärung gegen das seit 1747 mit Preußen verbündete Schweden sollte den preußischen König zum Kampfe gegen Rußland herausfordern und Zug um Zug das Eingreifen Österreichs für Rußland herbeiführen. Für den Wiener Hof hing die Entschließung auf den russischen Vorschlag von der Stellungnahme Frankreichs ab. Dort aber entschied die Rücksicht auf den historischen Bundesgenossen; man wollte Schweden der Vergewaltigung durch Rußland nicht preisgeben. Mit großem Geschick hat die preußische Diplomatie an dieser Stelle eingesetzt, um ihre durch den Sonderfrieden von 1745 gelockerten Beziehungen zu Versailles wieder fester auszugestalten, während Friedrich selber durch öffentliche Ankündigung von Kriegsvorbereitungen den Gegnern ein nicht mißzuverstehendes Warnungszeichen gab.

Österreich sah die angestrebte Verständigung mit Frankreich in weite Ferne gerückt und blieb auf das Zusammengehen mit England angewiesen. Europa spaltete sich für die nächsten Jahre in zwei große Heerlager: hier Frankreich, Preußen, Schweden, mit Dänemark und der Türkei in der zweiten Linie; dort die Seemächte, England und Holland, Österreich, Rußland; die kleineren deutschen Höfe, soweit sie politisch in Betracht kamen, zwischen beiden Parteien verteilt, je nachdem sie die Subsidien zum Unterhalt ihrer Truppen aus Paris oder London bezogen.

Wenn König Friedrich nach den Wirren und Wandlungen des Jahres 1749 die unmittelbare Kriegsgefahr, die ihm von Norden her gedroht hatte, endlich als beseitigt betrachtete, so berechnete er doch zugleich kaltblütig und gefaßt die

Gnadenfrist, die ihm nur noch bleiben werde. Von fünf Jahren, die der Friede sich halten werde, spricht er im Herbst 1749, von vier oder fünf Jahren im folgenden Sommer; nach Ablauf dieser Zeit werde er sich zweifellos angegriffen sehen, es sei denn, daß irgend ein Zwischenfall den Österreichern die Hände binde.

In einem Briefe aus dem Februar 1753 drückt er dem Thronfolger seine Genugtuung darüber aus, daß auch der einen Angriff der mißgünstigen Nachbarn auf Preußen nicht für ausgeschlossen hält: „Meine Meinung ist das stets gewesen. Ich sage nicht, daß dies Ereignis nahe ist, aber ich kann ganz bestimmt versichern, daß es eintreten wird, und dann wird alles von den Umständen abhängen. Wenn wir ebensoviel Verbündete als Feinde haben, werden wir uns mit Ehren herausziehen, dank der Vortrefflichkeit unserer Disziplin und dank dem Vorteil, den die Schnelligkeit vor der Langsamkeit voraus hat."

Die Stunde für Kaunitz, den Maria Theresia 1753 zu ihrem Staatskanzler erhoben hatte, war gekommen, als Friedrich nach dem Ausbruch eines neuen See- und Kolonialkrieges zwischen Frankreich und England sich mit Frankreichs Gegner in der Westminsterkonvention vom 16. Januar 1756 zur Aufrechterhaltung der Neutralität von Deutschland zusammenfand; damit sollte Preußen gegen einen Einmarsch der Russen, und Hannover, das Stammland des Königs von England, gegen einen Angriff der Franzosen gedeckt sein.

Ein russisches Heer stand seit dem englisch-russischen Subsidienvertrag vom 30. September 1755 zu Englands Verfügung. Dieser Vertrag bedeutete eine tägliche Gefahr für Preußen, solange England sich unter König Friedrichs Feinden befand; er schien sich zu Preußens unmittelbarem Vorteil zu wenden in dem Augenblick, wo Preußen England für sich gewann und damit hoffen durfte, den russischen Bären — um einen dem Könige geläufigen Ausdruck zu gebrauchen — von seinem britischen Führer an die Kette gelegt zu sehen. Die preußisch-englische Verhandlung war die unmittelbare Wirkung der russisch-englischen. Indem Fried-

rich der Große Ende 1755, um einem Zusammenstoß mit Rußland aus dem Wege zu gehen, sich in Englands Interesse zu dem Schritt zu Ungunsten Frankreichs herbeiließ, den er vorher weit von sich gewiesen hatte, handelte es sich für ihn wahrlich um viel mehr als um sein Verhältnis bloß zu Rußland. So wenig hervorragend, an sich betrachtet, die russische Macht war, so lag die Entscheidung über den Frieden des Kontinents damals doch tatsächlich bei Rußland, ohne dessen Mitwirkung Österreich nicht daran denken wollte, gegen Preußen in die Schranken zu treten. Den Krieg mit Rußland vermeiden, hieß nach Friedrichs Auffassung den Krieg überhaupt vermeiden.

König Friedrich ist beim Abschluß der Westminsterkonvention von zwei Annahmen ausgegangen, die beide ihn täuschen sollten. Er glaubte, das Zugeständnis der Neutralität für Hannover dem König von England gewähren zu können, ohne Frankreich empfindlich zu verletzen, und er hielt den Einfluß Englands auf Rußland stark genug, um unter allen Umständen einen Angriff der Russen auf Preußen hintertreiben zu können.

Er hatte die französische Empfindlichkeit stark unterschätzt. Die Westminsterkonvention wurde, wie Kaunitz sagte, das entscheidende Ereignis zu Österreichs Heil. Seit dem August 1755 hatte Österreich erfolglos um Frankreichs Freundschaft geworben. Man bot einen Teil von Belgien für den Schwiegersohn Ludwigs XV., den Infanten Philipp, im Austausch gegen Parma und Piacenza, und die polnische Wahlkrone für einen bourbonischen Prinzen, wenn Frankreich seine Hand von Preußen abziehen wollte, auf daß Österreich und Rußland durch einen gemeinsamen Angriff ihren Gegner niederwerfen und auf den Besitzstand Brandenburgs aus den Zeiten vor dem Dreißigjährigen Krieg herunterdrücken konnten. Erst jetzt lieh man in Versailles ernstlich diesen Anträgen Gehör. Die eifrigste Helferin des österreichischen Unterhändlers Starhemberg wurde die Gunstdame Ludwigs XV: Graf Starhemberg rühmte der Marquise de Pompadour nach, daß man ihr alles verdanke und auch in Zukunft alles von ihr

erwarten dürfe. Das französisch-österreichische Verteidigungsbündnis vom 1. Mai 1756 wurde von beiden Teilen als Vorbereitung und Einleitung eines Offensivaktes betrachtet, durch den der Zweibund zwischen Österreich und Rußland gegen Preußen zu einer erdrückenden Tripleallianz ausgestaltet werden sollte.

Friedrich hatte anderseits die Selbständigkeit Rußlands unterschätzt in übertriebenen Vorstellungen von der Abhängigkeit Rußlands von England. Das für einen Krieg allerdings unentbehrliche fremde Geld konnte man in Petersburg jetzt auch aus Frankreich bekommen. Die Zarin, durch Englands Haltung tief verletzt, verweigerte dem Subsidienvertrag mit dieser Macht ihre Ratifikation. Die englische Diplomatie hatte länger als ein Jahrzehnt am russischen Hofe gegen Preußen geschürt; England wurde die Geister, die es gerufen, jetzt nicht los. Nur eines hat der englische Gesandte Williams damals erreicht. Der Mann, der seiner Gebieterin den Haß gegen den König von Preußen in jahrelanger, unabläßiger Bemühung gleichsam tropfenweise eingeflößt hatte, der Anstifter des ganzen gegen Preußen gerichteten Systems der russischen Politik, Graf Alexei Bestuschew, fand sich bereit, die Schwenkung der Engländer auf die preußische Seite hinüber mitzumachen, gegen reiche Anweisungen auf englisches Gold und im schielenden Ausblick auf einen Thronwechsel. Aber den Ausschlag im Rate der Zarin gab schon nicht mehr der Kanzler, sondern der Günstling, Graf Iwan Schuwalow, mit seinem Anhange.

Anfang April 1756 stellte der österreichische Botschafter Graf Esterhazy in Petersburg die Anfrage, ob Rußland noch in diesem Jahre den Krieg gegen Preußen zu eröffnen in der Lage sei, und zwar mit 60- bis 70000 Mann, wenn Österreich 80000 Mann marschieren lassen werde. Die Zarin ließ zusagen. Als Graf Kaunitz diese Antwort erhielt, bezeichnete er sie als die „vergnüglichste, alle Hoffnungen übertreffende Nachricht". Gleichwohl beantragte er jetzt (22. Mai) die Unternehmung bis zum nächsten Frühjahr auszusetzen und empfahl, dazwischen „das Spiel recht zu verdecken".

Abgesehen von militärischen Erwägungen — das Tempo der österreichischen Kriegsvorbereitungen hatte den anfänglichen Erwartungen nicht voll entsprochen — galt es, Zeit zu gewinnen, bis das Defensivbündnis von Versailles in ein offensives verwandelt war und der Angriff gleichzeitig von drei Seiten her begonnen werden konnte.

Friedrich war über den Vertrag von Versailles, von dem er schon wenige Tage nach der Unterzeichnung, am 11. Mai, die erste Kunde hatte, so lange nicht sonderlich beunruhigt, als er noch an dem Glauben festhalten zu dürfen glaubte, daß England der Russen völlig sicher sei. Darüber stiegen ernstere Zweifel ihm erst zu Anfang Juni auf. Zugleich kamen immer bestimmtere, immer beunruhigendere Nachrichten über die militärischen und diplomatischen Maßnahmen der Russen und bald auch der Österreicher. Er traf seine Gegenvorkehrungen, zunächst durch Überführung der ostpreußischen und schlesischen Truppen auf den Kriegsfuß und durch Aufstellung eines Reservekorps in Hinterpommern. „Wir haben einen Fuß im Sattel," schreibt er am 22. Juni, „und ich glaube, der andere wird schleunigst nachfolgen. Alles das muß sich in spätestens zwei Monaten offenbaren."

Eine peinliche aufreibende Geduldsprobe, diese Zeit des Wartens und argwöhnischen Beobachtens mit ihren „tagtäglich einlaufenden üblen Nachrichten", die doch immer noch nicht beweisend und entscheidend genug schienen. Eine durchaus zutreffende Meldung aus Rußland, daß alle kriegerischen Vorbereitungen auf Gegenbefehl eingestellt seien, ließ sich zunächst nicht anders deuten, als daß der Friede noch einmal gerettet sei. Bis dann am 21. Juli eine Nachricht aus Holland das schwankende Gebäude der Vermutungen und Schlüsse mit einem Male auf die feste Grundlage tatsächlicher Gewißheit rückte. Durch den englischen Gesandten hatte der preußische Geschäftsträger im Haag Kenntnis von einem Petersburger Bericht des völlig unterrichteten holländischen Gesandten van Swart erhalten. Friedrich erfuhr jetzt daraus, wie zwischen den Kaiserhöfen der Plan festgestellt war, ihn von beiden Seiten zugleich anzugreifen, mit 80000 Mann

von Österreich und mit 150000 von Rußland aus; wie man diesen Plan schon im laufenden Jahre hatte ausführen wollen, sich aber veranlaßt gesehen hatte, ihn auf das nächste Frühjahr zu verschieben.

Der englische Gesandte Andrew Mitchell hat nachmals von einer der Unterredungen erzählt, die ihm Friedrich in diesen entscheidungsschweren Tagen gewährte. Er erlaubte sich, dem Könige Einwendungen zu machen gegen die Beweiskraft der von der schlesisch-böhmischen Grenze eingelaufenen Berichte: vielleicht gelte es den Österreichern, Preußen durch ihre Kriegsanstalten zu reizen, zum ersten Schlag zu veranlassen, in die Rolle des Angreifers hineinzudrängen, um dann ihrerseits des Beistandes von Frankreich und von Rußland um so sicherer zu sein. Da blickte ihn der König scharf an und stieß lebhaft und abgerissen die Worte aus: „Wie, mein Herr, was sehen Sie in meinem Gesichte? Glauben Sie, daß meine Nase dazu gemacht ist, Nasenstüber hinzunehmen? Bei Gott, ich werde sie mir nicht gefallen lassen!" Mitchell entgegnete, niemand nach seiner Meinung würde sich erkühnen, den König herauszufordern; und wenn man es täte, so sei sein Charakter in Europa zu gut bekannt, um einen Zweifel darüber zu lassen, in welcher Weise es vergolten werden würde. Auch habe man unter allen großen Eigenschaften des Königs Geduld und Ergebung noch niemals aufzählen hören. Friedrich lachte, wies dann aber noch einige andere beunruhigende Berichte vor, und schloß mit den Worten: „Hier ist nichts zu helfen" — er zeigte auf das Bild der Kaiserin-Königin, das sein Zimmer schmückte — „diese Dame will den Krieg haben, sie soll ihn bald haben."

Auch Graf Podewils mahnte noch zur Vorsicht, zum Abwarten, auch als der König ihm an jenem 21. Juli zu Sanssouci nach der Mittagstafel von der soeben aus dem Haag eingelaufenen Nachricht Mitteilung machte. Er beschwor den König, was auch von seinen Feinden für das kommende Jahr beabsichtigt werden möge, das Beneficium temporis der dazwischen liegenden zehn Monate sich nutzbar zu machen. Der König zeigte sich unerschütterlich in dem

bereits gefaßten Beschlusse und verabschiedete sich von dem Minister endlich „ziemlich kühl" mit den Worten: „Adieu Monsieur de la timide politique."

Schon vor dem Eintreffen der Nachricht aus dem Haag hatte er seinen Gesandten Klinggräffen in Wien beauftragt, von der Kaiserin-Königin eine Aufklärung über den Zweck der österreichischen Rüstungen zu erbitten. Im Jahre 1749 hatte sein geräuschvolles Säbelrasseln dazu beigetragen, die Gegner einen diplomatischen Rückzug antreten zu lassen. Anders die Wirkung jetzt, wo im Rate Maria Theresias die Würfel für den Krieg bereits gefallen waren. Klinggräffen erhielt eine Antwort, die man in Wien als ebenso energisch wie dunkel bezeichnete. Und nun ließ der König eine zweite Anfrage stellen, die haarscharf auf den springenden Punkt der Verabredungen zwischen den Höfen von Wien und Petersburg hinzielte: er verlangte die Zusage, schriftlich oder mündlich, daß die Kaiserin nicht die Absicht habe, ihn anzugreifen, weder in diesem Jahre noch im nächsten. Maria Theresia lehnte eine Antwort auf solches Anbringen ab und beschränkte sich auf die formell zutreffende Erklärung, daß ein Offensivbündnis zwischen ihr und dem russischen Hofe nicht bestehe. Friedrich erhielt diese Erklärung am 25. August in später Abendstunde: „Die Antwort ist gekommen und ist nichts wert."

Sonnabend den 28. August früh zwischen vier und fünf Uhr wurde Sir Andrew Mitchell, der dem Könige in diesem wechselvollen Sommer schnell nahe getreten war, noch einmal empfangen. Vor dem Schlosse auf dem Paradeplatz hatten sich im Morgengrauen die Regimenter der Potsdamer Garnison aufgestellt. Der König bestieg sein Pferd und setzte sich an ihre Spitze, sie hinauszuführen ins Feld — zum Kampfe, wie sich bald offenbarte, gegen eine Welt in Waffen.

Durch einen schnellen, mutigen Entschluß hatte König Friedrich die Folgen der falschen Rechnung, die er beim Abschluß der Westminsterkonvention aufgestellt hatte, im letzten Augenblick, soweit es noch anging, wieder ausgeglichen.

Nur mit dem äußersten Widerstreben hat er sich von der Tatsache überzeugt, daß es seinen Gegnern auf Kampf, auf den Vernichtungskampf gegen Preußen ankam. Allzulang wiegte er sich in jener irrigen Vorstellung, daß er wie vor sieben Jahren durch nachdrückliche Haltung die erst halb Entschlossenen von ihrem unfertigen Vorhaben noch im letzten Augenblicke zurückbringen könne. Ja selbst der nunmehr erfolgte Auszug seiner Heeresmacht blieb, wie die gleichzeitig noch einmal eröffnete Verhandlung beweist, noch immer in dem Rahmen der bewaffneten Demonstration zugunsten des Friedens.

Ein französischer Staatsmann, der Minister Puyzieulx, hatte 1751 geäußert, es dem König von Preußen nicht verdenken zu wollen, wenn er in seiner gefährdeten Lage sich eines Tages auf den ersten besten seiner Gegner stürzen werde. Eben vor diesem äußersten Entschluß war Friedrich jetzt angelangt. Vordem hatte er, in dem politischen Testament von 1752, alle Gründe für eine Politik des Friedens zusammenfassend, geurteilt: „In Lagen wie der jetzigen ist das Sicherste, in Frieden zu verharren und in fester Haltung neue Ereignisse abzuwarten."

Neue Ereignisse, günstige oder — ungünstige. Die für Preußen günstigen Wechselfälle, von deren Eintritt er eine Offensive, den Entschluß zu einem Eroberungskrieg abhängen lassen wollte, hatte er in dem Testament genau bezeichnet. Keine dieser Voraussetzungen war jetzt vorhanden. Weder die Verstrickung Österreichs in einen anderen Krieg, in den Preußen erst zur gegebenen Stunde seinerseits einzugreifen haben würde; noch ein Umschwung der Dinge in Rußland oder die Lahmlegung des Zarenreiches durch den Angriff eines neuen Soliman; noch endlich eine kraftvolle Verjüngung Frankreichs, dieses Frankreichs, das Friedrich als den einzigen geeigneten Bundesgenossen für einen Eroberungskrieg gegen Österreich betrachtete und das er jetzt vielmehr als den Freund Österreichs fürchten mußte. Nichts hatte er für sich als ein Abkommen wesentlich negativen Inhalts mit England, der Macht, an deren Seite sich Eroberungen seiner Auffassung

nach nicht machen ließen und deren Staatsmänner in der Tat jetzt alles versuchten, um den preußischen Degen in der Scheide festzuhalten.

Nicht also die Gunst, sondern die Ungunst der allgemeinen Lage ließ den König von Preußen jetzt diesen seinen Degen ziehen. Nicht Kampfesfreude, sondern die Furcht, durch längeres Zuwarten die Lage noch zu verschlechtern, die Gefahr zu vergrößern. Nicht die Rechnung auf Eroberungen, sondern die Hoffnung, wo nicht schon durch sein plötzliches Erscheinen auf dem Kampfplatze, so doch durch Gewinn eines strategischen Vorsprunges den Hauptgegner oder wenigstens dessen Verbündete zur Umkehr zu bestimmen, unter allen Umständen aber sich eine starke militärische Ausfallsstellung zu sichern, in der er der Übermacht trotzen mochte.

In seinen Gesprächen mit dem englischen Gesandten hat Friedrich wieder und wieder hervorgehoben, daß er in diesem Kriege selbst bei Erfolgen nichts gewinnen könne. Mitchell zweifelte nicht, daß beides, Interesse und innere Neigung, des Königs Wünsche auf die Seite des Friedens lenke, daß sein letztes Wort an den Wiener Hof seine wahre Gesinnung enthalte, und daß er, schwer herausgefordert und zu starken militärischen Ausgaben gedrängt, zum Kriege völlig gerüstet und bereits ins Feld gerückt, doch willens sei, ruhig zu bleiben, sobald es nur ohne Gefahr geschehen könne.

Und der gleichen Meinung war man, wir wissen es jetzt, in Wien; denn ein Erlaß der Kaiserin an den Grafen Starhemberg in Paris vom 22. August sprach es offen aus, daß man einen Angriff des Königs von Preußen nicht zu besorgen hätte, sobald er sich wegen Rußlands völlig beruhigt sehen würde. So hatte der französische Vertreter bei der Hofburg schon vorher die in Wien verbreitete Ansicht dahin wiedergegeben: man glaube nicht, daß der König von Preußen, der bei allen seinen Unternehmungen immer viel Umsicht und Klugheit gezeigt habe, gegenwärtig etwas könne planen wollen, wo das Haus Österreich das schönste Heer, das es jemals besessen, in seinen Erblanden habe, und dank dem Bündnis mit Frankreich den größten Teil seiner Streitkräfte

aus den Niederlanden und Italien herbeiziehen könne. Der Franzose knüpfte daran die völlig zutreffende Bemerkung, es sei wahrscheinlich, wenn der König sich mit einem Anschlag getragen hätte, daß dann seine Bewegungen verborgener und schneller gewesen sein würden, wie man es 1744 bei seinem Einfall in Böhmen erfahren habe.

Mußte nun aber gekämpft sein, auf Leben und Tod, dann konnte es freilich geschehen, daß die lange gewahrte Mäßigung des mit der Vernichtung Bedrohten in harte Rücksichtslosigkeit umschlug. Indem König Friedrich dem Feldmarschall Lehwaldt seine Verhaltungsmaßregeln für die Abwehr eines russischen Angriffs sandte, war er herzhaft genug, den günstigsten aller im Doppelkrieg gegen die beiden Kaiserhöfe denkbaren Fälle gleich einmal ins Auge zu fassen: sollte es sich fügen, daß die Österreicher durch eine völlige Niederlage außer Kampf gesetzt würden und daß auch die Russen, Heer und Hof, nach einer verlorenen Schlacht den Mut sinken ließen, dann hielt er es für möglich, eine Kriegsentschädigung zu fordern und durch Rußlands Vermittlung das polnische Preußen, ganz oder teilweise, zu gewinnen — just wie die Russen sich durch diesen Krieg gegen Preußen das polnische Semgallen und Kurland verschaffen wollten. Es war das gedacht im Sinne der Erwägung, welche die „Gedanken und allgemeinen Regeln für den Krieg" von 1755 zur Empfehlung der strategischen Offensive anstellen: daß ein jeglicher Krieg, der nicht zu Eroberungen führt, den Sieger schwächt, den Staat entkräftet, daß man deshalb nicht zu Feindseligkeiten übergehen solle, wo man keine Aussichten zu Eroberungen habe. Aber ein anderes ist es, ob der Gewinn von Land und Leuten Beweggrund zum Kriege, Selbstzweck ist; ein anderes, ob Eroberungsgedanken sich mit einem Kriege verbinden, der aus einem sonstigen triftigen Grunde unternommen ward. Seinen von den hinzutretenden territorialen Plänen unabhängigen Grund hatte schon der Angriff von 1744 gehabt; doch war damals der Krieg dem freien Entschlusse des Königs von Preußen entsprungen. Jetzt war die Wahl gar nicht in seine Hand gegeben; der Krieg stand

leibhaftig, dräuend vor der Tür, ein ungeladener, unabweisbarer Gast. Der Charakter dieses siebenjährigen Kampfes war damit von vornherein klar und unauslöschlich gegeben. Ein Akt der Notwehr, ein Verteidigungskrieg blieb er, auch wenn in seinem Verlaufe hie und da einmal ein Augenblick eintrat, wo alte Lieblingsgedanken, luftige Träume, ihrer Verwirklichung näher gerückt scheinen mochten.

Der Verfasser der Staatsschrift, welche 1756 die Erhebung der preußischen Waffen vor der Öffentlichkeit begründet hat, Ewald Friedrich von Hertzberg, der nachmalige Minister, hat nach des großen Königs Tode in einer akademischen Rede behauptet, es hätten die Vereinbarungen der Gegner der Bedingung unterlegen, daß Preußen selbst Veranlassung zu einem Kriege gäbe. Es ist das zutreffend für den Petersburger Vertrag von 1746, es ist nicht zutreffend für die Lage von 1756, in die Hertzberg nie einen vollen Einblick gewonnen hat. Heute läßt sich urkundlich beweisen, daß die Kaiserhöfe 1756 *ohne* solchen Vorbehalt zum Angriff gegen Preußen entschlossen waren. Maria Theresia darf um deswillen nicht gescholten werden. Zweimal vordem durch den König von Preußen mit Krieg überzogen, mochte die Kaiserin sich in ihrem Gewissen nicht bedrückt fühlen, wenn sie selbst jetzt den Angriff vorbereitete. Um so weniger, als man einen formellen Anlaß zu dem aus politischer Ursache beschlossenen Kriege im gegebenen Augenblicke wohl gefunden haben würde; nicht ohne Berechnung schürte man von Wien aus das Feuer des ärgerlichen Streites, der sich zwischen dem Hofe von Schwerin und dem mächtigen brandenburgischen Nachbar ob der Ausschreitungen preußischer Werber erhoben hatte. Die meisterhafte Diplomatie eines Kaunitz hatte für eine unerhört starke politische Aufstellung gesorgt, und unermüdlich hatte man in sieben Friedensjahren an der Vermehrung und Vervollkommnung des österreichischen Heeres gearbeitet. Als im Rate der Kaiserin eine Stimme dafür laut wurde, dem König von Preußen durch seinen Gesandten die begehrte Zusicherung gegen einen Angriff zu erteilen, da widersprach Kaunitz. Durch ein solches Verfahren würde das Ansehen des kaiser-

lichen Hofes bei Freund und Feind herabgesetzt werden; alle Pläne, welche man bei den Verabredungen mit Frankreich, bei den Bemühungen in Rußland im Auge gehabt, müßte man aufgeben. In der Tat, es wäre von dem großen Staat eine seltsame Schwäche gewesen, hätte er die unvergleichliche Gelegenheit, eine alte historische Stellung wiederzugewinnen, nicht ausnützen wollen. Galt es doch nicht allein um Schlesien den Kampf. König Friedrich klagte den Wiener Hof an, daß er drei Dinge erstrebe: die Eroberung Schlesiens und im Reiche den Despotismus und die Vernichtung der protestantischen Partei. So hoch spannte man den Bogen nicht; davon aber hatte man allerdings die lebhafte Empfindung, daß Österreich mit dem Verzicht auf Schlesien bereits auch in Deutschland durch die jüngere Macht zurückgedrängt wurde.

Wenn König Friedrich eine geschichtliche Parallele aus dem Altertum heranzog, die Abmachungen der gegen ihn verbündeten Höfe mit den Proskriptionen der Triumvirn verglich, so erinnerte sich in Wien Graf Kaunitz eines Vorganges aus dem Mittelalter. „Mit Gottes Hilfe," meinte er, „werden wir dem hochmütigen König so viel Feinde auf den Hals ziehen, daß er darunter erliegen muß und es ihm wie vormalen dem in der Historie berühmten Henrico Leoni ergehe." Wieder wie vor sechshundert Jahren stand ein norddeutsches Fürstentum neben dem süddeutschen Kaiserhause, schnell emporgewachsen, machtvoll und anspruchsvoll, die Reichsgewalt bald überragend und in den eigenen landschaftlichen Grenzen schier aufhebend. Weiter indes ließe sich in Bezug auf das Imperium die Vergleichung nicht ausdehnen. Unserm Kaisertum hat es in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts als ein eigener Fluch angehaftet, daß es immer auf der Seite der Macht stehen mußte, die das deutsche Volk nach den traurigen Erfahrungen aus den Kriegen Ludwigs XIV. als den Erbfeind zu betrachten sich gewöhnt hatte. Da fiel denn den Gegnern des Oberhauptes jedesmal die dankbare Aufgabe zu, den nationalen Widerstand gegen das Ausland in sich zu verkörpern. So hatte sich Maria Theresia in ihren Anfängen

die dem wittelsbachischen Kaisertum entfremdeten Sympathien der Reichsgenossen gewonnen, so gewann sie sich jetzt Friedrich, als das lothringische Kaisertum nicht bloß die Franzosen, sondern auch aus Nord und Ost fremde Völker, alte und neue Feinde, die Schweden und die Russen ins Land rief. Siegte seine Partei, so hätte der Kaiser, ein schlechter Mehrer des Reiches, altes deutsches Eigen, Ostpreußen vor allem, den Fremden ausliefern helfen; siegte der preußische König, so gedachte er, wir hörten es eben, durch die Wiederbeibringung eines verlorenen Gutes, eines der vielen avulsa imperii, durch die Erwerbung von Westpreußen, den nationalen Besitzstand zu mehren.

Nationale Gesichtspunkte hatte Friedrichs Politik, von den bündnerischen Entwürfen aus der Zeit Karls VII. abgesehen, bisher nicht gewonnen. Jener in den Tagen des Dresdener Friedensschlusses hingeworfene Gedanke, die Kurhöfe von Dresden, München, Mannheim und Bonn zu einer Einung mit preußischer Spitze zusammenzufassen, hatte sich schnell als unausführbar erwiesen, und daß beim Abschluß der Westminsterkonvention, die den deutschen Boden für neutral erklärte, nicht nationale Antriebe, wie wohl gesagt worden ist, sondern die besonderen Gründe der preußischen Politik bestimmend waren, kann einem Zweifel nicht unterliegen. Noch vor wenigen Jahren hatte das Ministerium Ludwigs XV. dem Könige von Preußen die „schmeichelhafte" Rolle zugedacht, in Frankreichs Auftrage die Führung der französischen Partei im Reiche zu übernehmen. Wie anders die Stellung, die Preußen jetzt, nach dem Bruche mit den Franzosen, in Deutschland einnahm. In den Fährnissen der kommenden sieben Jahre offenbarte es sich, daß Friedrich in seiner persönlichen Sache und der seines preußischen Staates die Sache Deutschlands verteidigte.

IX

Rückblick und Ausblick

Der siebenjährige Krieg hat die Großmachtstellung Preußens nicht geschaffen, aber wider alle Anfechtungen und Zweifel erhärtet und zur Anerkennung gebracht. Noch nach dem zweiten schlesischen Kriege nannte ein französischer Staatsmann den König von Preußen einen Filigrankönig, dessen Macht nicht ernsthaft zu nehmen sei. Nach dem dritten Krieg schrieb 1773 der Graf von Broglie in einer für Ludwig XV. bestimmten Denkschrift über die Gesamtlage der europäischen Politik, König Friedrich dürfe heute als der Fürst betrachtet werden, der des höchsten Grades von Macht sich erfreue.

Für die neuere Geschichte Deutschlands bedeutet der siebenjährige Krieg die Ablegung einer ersten nationalen Kraftprobe. In dem zähen Ringen der norddeutschen Stämme, Preußen und Hannoveraner, Braunschweiger und Hessen, offenbarte sich, welche Fülle autochthoner Widerstandskraft in dem seit Jahrhunderten zerrissenen Lande sich wieder angesammelt hatte. Trotz der schmachvollen Flucht der Reichsarmee blieb der Tag von Roßbach ein deutscher Ehrentag: von dem preußischen Ruhm fiel nach dem Worte des Freiherrn vom Stein ein Abglanz sogar auf die Besiegten. Auf die Dauer konnte die Nation mit diesem Abglanz sich nicht begnügen wollen; in dem Augenblick, da Deutschland sich entschloß, der preußischen Führung zu folgen, sind die alten deutschen Ehren wieder allen Deutschen nach gleichem Maß zuteil geworden.

Das europäische Staatensystem hat mit dem siebenjährigen Kriege die Grundlagen gewonnen, die ihm seither, nur für kurze Zeit durch den Wogenprall der napoleonischen Sturmflut erschüttert, geblieben sind. Der Kreis einer Anzahl großer Mächte, derselben, die in jenem Weltkriege um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ihre Kräfte gemessen hatten, hat sich in der jüngsten großen Kriegsperiode zwar erweitert durch den Eintritt einer sechsten Macht, aber nicht gelöst oder verwandelt, und das neue Deutsche Reich ist in der alten Staatengemeinschaft nur der Erbe der bereits anerkannten europäischen Vorrechte und Ansprüche Preußens geworden.

Uns wird bei aller Bedeutung für die Geschichte Preußens, Deutschlands, Europas dieser Krieg vor allem ein persönliches Interesse haben.

Der König von Preußen war ohne Frage schon vor dem Jahre 1756 derjenige Mann in Europa, mit dem die Welt sich am meisten beschäftigte, in Beifall und Mißgunst, in Haß und Liebe. Der Mann des Jahrhunderts wurde er doch erst, als Europa sich zusammentat, um, wie d'Alembert sagte, ihn zu bekämpfen und ihn zu bewundern, und als in den Straßen einer deutschen Reichsstadt Verwandte sich nicht begegnen konnten, ohne daß es Händel setzte, wie in Romeo und Julia, für oder wider Friedrich und Maria Theresia. Den Namen des Großen, den die helle Begeisterung seiner dankbaren Untertanen schon nach den ersten Siegen freigebig ihm erteilte, würde das Ausland, die Nachwelt ohne den siebenjährigen Krieg schwerlich anerkannt haben: „grand homme manqué" hieß der König von Preußen 1746 den Franzosen.

Bis zum siebenjährigen Kriege ist Friedrich ein Werdender gewesen. Jetzt ward er fertig; zugleich aber, wie er selbst geklagt hat, zum Greise.

Wenn er jetzt die Rechnung seines bisherigen Lebens zog und auf seine ersten Anfänge zurückblickte, so konnte er das bittere Wort nicht unterdrücken, daß er seine Jugend dem Vater habe opfern müssen. Eindrücke — so hat er ein andermal gesagt — die man in solchem Alter empfängt, verwischen sich nicht so leicht; sie haben nachgewirkt, diese ersten Jugend-

eindrücke, mehr als es auf einen flüchtigen Blick scheinen möchte. Zu früh hatte sich sein Herz zugeschlossen, zusammengekrampft, als daß Mißtrauen und Bitterkeit sich je ganz wieder hätten bannen lassen.

Die idyllischen Rheinsberger Tage waren gefolgt, die glücklichste Zeit seines Lebens, als die sie in der Erinnerung stets ihm erschien; mit dem frischen und vielfältigen Reiz ernster, anhaltender Studien, heiteren Lebensgenusses, behaglicher Häuslichkeit und geistig angeregten Verkehrs; aber auch mit dem nagenden Unmut über die gedrückte Lage des Staates, dessen Erbe der Einsiedler vom Remusberge zu werden bestimmt war, und mit der geheimen Ungeduld, einen großen Namen „in den Zeitungen und dereinst in der Geschichte" zu erlangen.

Schnell genug hatte dann ihm und seinem Staate Fortuna Ehren und Ruhm die Fülle in den Schoß geworfen. Volles Genüge aber und innerste Befriedigung hatte er auch jetzt nicht gefunden. Und wenn es ihm gelungen war, die Natur des „Zwitterwesens zwischen Kurfürstentum und Königreich" zu entscheiden, so war doch in seiner Brust der Zwiespalt noch nicht geschlichtet, sein eigenes Wesen noch immer nicht völlig geklärt. Wollte der Philosoph von Sanssouci in seinen poetischen Episteln, wie wir es hörten, die Tugenden des Herzens hoch über allen Glanz des Geistes und Witzes stellen, so meinte ein Valory, daran erkenne er seinen König von Preußen, der sich selbst etwas einzureden suche. Friedrich entwarf in diesen Selbstbetrachtungen das Bild, dem er ähnlich zu sein wünschte, das Bild des in sich ausgeglichenen, über Leidenschaften und Schwächen und Vorurteilen erhabenen Weltweisen. Aber weit entfernt von olympischer Ruhe blieb er doch der echte und rechte Sterbliche, ein Stimmungsmensch, bald im Zorn auffahrend, bald „wie ein zerstreuter Gelehrter" in Träumerei versunken. Und bei aller Selbstbeherrschung, die er zu üben meinte, geschah es doch immer von neuem, daß er wie dem Witze und der Zunge, so der Empfindung und den Tränen freien Lauf ließ: „stets im Widerspruch mit sich selbst", sagten die Mißgünstigen. Bis zu welchem Grade

unbewußt und unfrei er unter der Herrschaft seiner Stimmungen stand, beobachten wir, wenn ihm bei anderen ein allzu heftig auftretender seelischer Schmerz als unecht erscheinen will, während gerade er selber bei Verlusten derer, die ihm teuer waren, sich dem ersten Eindruck des Schmerzes jedesmal fast widerstandslos überläßt.

Auch der Staatsmann ist von diesem Gewoge der Stimmungen nicht unberührt geblieben. In überraschender Weise zeigt Friedrichs Politik bisweilen eine Mischung von zurückhaltender Berechnung und vorbrechender Lebhaftigkeit, von ausgeprägtem Argwohn und jener fast eigensinnigen Zuversichtlichkeit, die ihn zu dem Versuch verleitet, Unvereinbares zusammenzufassen und bei einem Abschluß mit England die Beziehungen zu Englands Todfeind festzuhalten. Wie oft hat er nicht seinen Offizieren und seinen Diplomaten und vor allem sich selber die Weisheit des normannischen Sprichwortes eingeprägt: „Défie-toi! De qui? de tout le monde!“ Er erklärt, daß das erste Gelübde, welches dem Politiker abgefordert wird, dem Gott des Geheimnisses gebührt. Er will sein Hemd zerreißen, wenn es seine Gedanken erraten könnte, und sagt gern, wer in seine Geheimnisse eindringen wolle, der müsse ihn selber bestechen. Und doch weiß er, daß sein Geheimnis nicht völlig bei ihm sicher ist, daß seine Lebhaftigkeit im Gespräch ihn hinreißt, daß der erste Eindruck ihn überwältigt, daß er sich vor dem ersten Augenblick, der stürmisch bei ihm ist, in acht nehmen muß. Er macht es sich deshalb zur Regel, die er freilich oft übertritt, die fremden Diplomaten möglichst von sich fern zu halteu. Einer von ihnen, der Franzose Tyrconnell, der sich die Ergründung dieses Charakters in nicht eben wohlwollender Weise angelegen sein läßt, findet, daß es nicht schwer sei, ihm sein Geheimnis zu entlocken; daß er überaus mißtrauisch sei, aber doch leichtsinnig und unüberlegt und seiner angeborenen Art nach vorlaut. Derselbe Gesandte hat geglaubt, ihn den furchtsamsten und unentschlossensten Menschen nennen und den innerlichen Mut ihm absprechen zu sollen; Friedrich ist ihm ein Schwarzseher, der sich vor eingebildeten Gefahren erschrecklich fürchtet.

So spricht der ähnlich voreingenommene Engländer Hyndford in den Anfängen der Regierung von des jungen Königs Überhebung im Glück und seiner Verzagtheit beim geringsten Unfall, und nicht minder absprechend haben später des Königs eigene Brüder samt dem Anhang ihrer Nachbeter geurteilt. Aber auch der treu ergebene Kabinettsrat ist hie und da geneigt gewesen, aus dem Wechsel der Eindrücke und aus der Ungeduld den Wechsel der Entschlüsse und der politischen Aufstellung herzuleiten.

Der siebenjährige Krieg hat dann keinen Zweifel darüber gelassen, was in einer zunächst verwirrenden Mischung der Charakterzüge, in dieser Zusammensetzung aus allen Gegensätzen, wie Tyrconnell den König von Preußen nannte, die starken, beherrschenden Elemente waren. Jetzt erst offenbarte sich Friedrichs eigentümliche Stärke, seine unvergleichliche Größe. Der den meisten als unbeständig und manchen als unentschlossen galt, bewies jetzt, daß Entschlossenheit und Standhaftigkeit gerade die hervorragendsten seiner Eigenschaften waren. Nicht daß Friedrich jedesmal den richtigen Entschluß gefaßt hätte; mehr als einmal hat er in entscheidenden Augenblicken durchaus fehlgegriffen. Nie aber hat ihm versagt die Fähigkeit und Kraft zum Entschluß, und, was mehr ist, nie die von einem Moltke an ihm bewunderte Fähigkeit, den Entschluß bei sich selbst zu finden, „alles von sich selbst zu nehmen". Nicht daß er seinen Entschluß nun jedesmal auch festgehalten hätte; was ihm den Ruf der Unbeständigkeit eingetragen hatte, war eben jener rasche Wechsel seiner Politik gewesen; aber in geringeren Dingen oft an ihm vermißt, hat seine Beharrlichkeit jenseits einer gewissen Grenze, auf die härteste Probe gestellt, sich um so unerschütterlicher erwiesen. Beide, Entschlossenheit und Standhaftigkeit, wuchsen ihm mit den Gefahren. Die höchste Probe des Feldherrn, das Heer nach der Niederlage zum Siege zu führen, Friedrich hat sie sechs Jahre hindurch immer von neuem abgelegt. „Er ist vornehmlich groß gewesen in den entscheidendsten Augenblicken, und das ist die schönste Lobrede, die man auf seinen Charakter halten kann" — so, bei

scharfer Kritik der einzelnen Schritte, das Gesamturteil Napoleons über Friedrich.

An solchem Lob aus solchem Munde wird der größte Held sich genügen lassen dürfen, ob immer Friedrich dem Großen der Übereifer der Modernsten Eigenschaften und Entwürfe leihen zu müssen geglaubt hat, durch die er noch größer, gewaltiger, dämonischer dastehen soll. Dämonische Naturen in seinem Sinne des Begriffes, als Gefäße ungeheurer, den Lauf der geschichtlichen Entwicklung durchkreuzender Tatkraft und rastlosen Schaffensdranges, hat Goethe sowohl Friedrich den Großen wie Napoleon genannt; aber ein geistvoller Beurteiler hat den Unterschied zwischen beiden gerade darin sehen wollen, daß Friedrich sich von seinem Dämon, anders als Napoleon, nicht wie von einem Sturmwind regieren ließ. Allerdings, gar mancher war während des langen Krieges geneigt, ihm eine Steigerung der Willensstärke in das Eigensinnige vorzuwerfen und einen neuen Karl in ihm zu sehen, der nur noch den Eingebungen seiner Laune folge. Der Gedanke an Karl XII. lag nahe. Aber deshalb, und gerade weil er eine verwandte Ader in sich fühlte, hat Friedrich selber um so entschiedener das Tafeltuch zwischen ihnen beiden entzweigeschnitten und den Schwedenkönig sich allezeit als warnendes Beispiel vorgehalten, den „außerordentlichen Menschen, den König, welcher der Aventüren des alten Rittertums würdig war, den landstreichenden Helden, bei dem alle Tugenden durch Übertreibung in Laster ausarteten". An dieses Königs Übermut in Glück und Sieg erinnert er sich und andere 1745 in der eroberten sächsischen Hauptstadt, entschlossen, der Welt viel Mäßigung zu zeigen, um sie von der mit ihm, dem preußischen Heereskönig, verknüpften Vorstellung ausschweifenden Ehrgeizes zurückzubringen. Über Karls Talente und Charakter verfaßt er jetzt, während des siebenjährigen Krieges, „zu seiner eigenen Belehrung" eine Abhandlung: Friedrich verurteilt Karls brennenden Durst nach Rache, seine unermeßliche Begierde nach Ruhm, die beide ihm den Sinn unversöhnlich gemacht haben, so daß er, da der Friede nicht bloß mit Ehren, sondern auch vor-

teilhaft geschlossen werden konnte, den Frieden verwarf, weil Krieg führen und den Gegner entthronen ihm als eines und dasselbe erschien.

Ohne dunkle Kehrseite aber blieb auch Friedrichs Heldentum nicht. Wir waren so daran gewöhnt, beständig die Kanonen zu hören, daß wir zuletzt die sechspfündigen Kugeln kaum beachteten — so durfte König Friedrich nachmals vom siebenjährigen Kriege erzählen. Wer gegen die Eindrücke der unmittelbaren Gefahr so ganz sich abstumpfte, und wem jahraus jahrein und Tag für Tag in immer neuer Gestalt die Sorge sich ums Lager stellte, wie hätte dem nicht auch der Sinn sich verhärten, starre Rinde und dreifach Erz um die Brust sich legen sollen. Noch schneidender und abstoßender wirkten jetzt die Schroffheiten seines Wesens; sonder Hülle brach die Gewaltsamkeit hervor, die in der Tiefe dieser starken Seele lag. Schon verglich man ihn dem Manne, von dem geschrieben steht: „Er wird ein wilder Mensch sein, seine Hand wider jedermann, und jedermanns Hand gegen ihn." Wider jedermann, nicht bloß wider die Feinde. Immer mehr bemächtigte sich seiner die stolze Menschenverachtung, das tragische Erbteil der großen Staatsmänner. In frischer, die höchsten Kränze vorweg fordernder Anmaßlichkeit hatte einst der junge Fürst sich ganz auf sich selber gestellt; wie viel weniger ließ der in steter Übung selbständigen Entschlusses und selbständigen Handelns Ergraute, seines Könnens jetzt ganz Sichere, noch Rat oder Einrede gelten! Er sei despotisch in allem, auch als Dichter, Redner, Geschichtschreiber, Philosoph, urteilte in den späteren Jahren ganz zutreffend des Königs Tischgenosse Luccheſini; gerade aber der große Dichter wußte in der Wahlverwandtschaft des Genies Wesen und Recht dieser despotischen Ader zu würdigen, und so gab Goethe auf die Frage: „Warum ich Royaliste bin?" die Auskunft:

Das ist sehr simpel:
Als Poet fand ich Ruhms Gewinn,
Frei Segel, freie Wimpel.
Mußt' aber alles selber tun,

Konnt' niemand fragen;
Der alte Fritz wußt' auch zu tun,
Durft' ihm niemand was sagen.

Wer es mit dem Könige nicht verderben wollte, der mußte, so meinte man, durchblicken lassen, daß er des Gebieters Überlegenheit fühle. Da knirschten nun gerade die kräftigsten Naturen in seiner Umgebung, und die, welche dem Thron am nächsten standen, wie die Brüder, und schalten auf ihn in seinem eigenen Lager kaum minder erbittert, als die offenen Feinde in den gegnerischen Hauptquartieren und Kabinetten, und wagten doch nicht, wider den Stachel zu löken. Und wie wäre das eine Entscheidende, darin Preußen der Menge seiner Widersacher überlegen blieb, wie wäre die äußerste Anspannung aller Kräfte und die Zusammenfassung aller Einzelwillen in dem Willen des Einen, zu erreichen gewesen, ohne diese „Furcht vor dem gebieterischen Willen des Königs", von der Clausewitz einmal spricht. Denken wir diese Furcht hinweg — möchte dann nach den Niederlagen von Kolin und Breslau die Auflösung des Heeres und des Staates hinter den heillosen Erscheinungen der Tage von Jena und Auerstädt zurückgeblieben sein?

So gewandelt geht der Held aus dieser furchtbaren Prüfung hervor, nicht mehr hell und freudig, nicht warm und mild, sondern trüb, kalt und hart wie ein sonnenloser Wintertag. Das glücklichste aller Glückskinder, wie der junge König lachenden Mundes sich selbst genannt hatte, ist „der alte Fritz" geworden, grämlich, verhärmt, verhärtet, so wie in dem Antlitz die weiche Rundung der Züge den allbekannten strengen und spitzen Linien gewichen ist.

Aber wie die Stimme ihren alten einschmeichelnden Klang, „weich selbst beim Fluchen", behalten hat, so glimmt doch noch im Grunde des Herzens ein Funke warmer, weicher Empfindung. Noch immer wird das Auge leicht ihm feucht. Er selbst schilt auf diese Empfindsamkeit, auf diese Nachgiebigkeit gegen äußere Eindrücke, da sie ihm die Schwere des Daseins, die Aufregungen des Augenblicks nur um so peinvoller macht. Er gibt seiner Seele „Stockschläge", er

denkt, daß Philosophie und Erfahrung seine natürliche Lebhaftigkeit gebändigt haben sollen, und muß sich endlich doch sagen, daß ein mit so heißen Leidenschaften Geborener die ersehnte „Unempfindlichkeit des Stoikers" nicht erreichen kann. Und wäre er noch eine Natur gewesen, die an der Tat und am Einsatz aller Kräfte, am Wetten und Wagen, am heldenhaften Ringen mit dem feindseligen Geschick innerliche und ausschließliche Freude, leidenschaftliches Genügen, Seligkeit empfunden hätte. Aber immer wieder kommt die Sehnsucht nach dem Stillleben, nach der Einsamkeit des Studierzimmers zum Durchbruch, die sentimentale Sehnsucht des achtzehnten Jahrhunderts, die das beste Teil in beschaulicher Bestellung des Gärtleins sieht. Der Mann, an dem die anderen die „mehr als menschliche" Festigkeit bewundern, seufzt: „Der Geist der großen Männer ist nicht der meine", und bezeichnet sich als den, dem Wagnisse und Glücksspiel verhaßt sind. Als Martyrium, als Fegefeuer beklagt er sein Heldentum; „ein Zeichen mehr des Leidens als des Glücks" ist der Lorbeerkranz auch ihm gewesen. Er ist allmählich der Katastrophen so gewohnt, daß er die kommenden Ereignisse „nur noch fürchtet"; er bebt, wenn er einen Brief erbricht, und erschrickt, wenn die Türe sich öffnet.

Vordem hatte er in Karl XII. den einzigen pathetischen Typus des Jahrhunderts gesehen; jetzt sagt er von sich selbst, daß er allen Erfordernissen eines tragischen Bühnencharakters genüge. Alles kommt zusammen: jener Verzicht auf die kleinen Bequemlichkeiten und Genüsse seines anspruchslosen Haushaltes und auf die Anregungen und den heiteren Zauber der Tafelrunde von Sanssouci; der Gram, des Landes Wohlfahrt zerstört, die Saaten des Friedens zertreten zu sehen; bald schon die Unfähigkeit zur rechten Freude an den Erfolgen, wenn sie einmal nicht ausbleiben, an dem Ruhm und an dem Werkzeug des Ruhms, dem Heere, das da verwildert und sich zerrüttet; die Voraussicht endlich, trotz allen Ringens endlich unterliegen zu müssen; alle diese „peinlichen Grübeleien des Wassersüchtigen", „der Tag für Tag die Fortschritte seiner Krankheit feststellt, die Kälte als Todesboten schon in den Gliedern

spürt, und den Augenblick voraus berechnet, da auch das Herz absterben wird". Und indem ihm so „das Ende des Stückes" allezeit vor Augen steht, gelobt er sich, daß mit dem „Schlusse des fünften Aktes", mit dem letzten Widerstand gegen das unabwendbare Verhängnis auch für ihn selbst die Zeit vorbei sein soll. Diese Todesgedanken begleiten ihn den ganzen Krieg hindurch: schon 1757 gesteht einer der Tadler im eigenen Lager, daß es nicht leicht einen Unglücklicheren geben kann, als den, dessen Einbildungskraft immer mit Todesgedanken beschäftigt ist und der mit einem Fuß bereits im Grabe steht.

Hat Friedrich, wenn er sich einen tragischen Charakter nannte, auch das Moment der eigenen Verschuldung damit anerkennen wollen? Gewiß hat er den Sturm, der sein Leben erfüllt hat, selbst entfacht. Er hat einen Gegner auf Tod und Leben herausgefordert, und dann, da er es noch gekonnt hätte, ihn nicht zu Boden gestreckt; denn wohl dürfte es in seinem ersten Kriege bei ihm gestanden haben, die Hand, die nachmals ihm so schwere Wunden geschlagen hat, ganz und für immer zu entwaffnen. Es hat nicht an Stimmen gefehlt, weder bei seinen Lebzeiten noch in der Folgezeit, die all sein Tun seit der Eroberung von Schlesien aus der Unruhe eines bösen Gewissens haben herleiten wollen. Friedrich hat als großer Realpolitiker die Grenzen des politisch Erlaubten weit gesteckt und hat dem einst öffentlich von ihm verurteilten Machiavell später eine förmliche Ehrenerklärung gegeben. Aber es unterscheiden sich ihm doch beim Rückblick auf seine eigenen Handlungen solche, die ihm durchaus unbedenklich und gleichsam selbstverständlich erscheinen, und andere, die er entschuldigen zu müssen glaubt. Schon der alte Garve hat treffend bemerkt, daß Friedrich, so oft und so angelegentlich er seinen ersten Frieden, den Sondervertrag mit Breslau, den Abfall von dem Bündnis mit Frankreich, zu rechtfertigen gesucht hat, doch nie ein Wort der Entschuldigung für seinen ersten Krieg, für die Eroberung von Schlesien übrig gehabt habe, und daß ihm vollends im siebenjährigen Kriege nie, selbst in den größten Bedrängnissen nicht,

der geringste Zweifel an der Gerechtigkeit seines Tuns aufgestiegen sei. Es ist nicht anders: in dem Besitz von Schlesien, dem noli me tangere seines politischen Daseins, hat er sich durch Gewissensbedenken ebensowenig beirren lassen, wie durch das Dräuen und Anstürmen des verbündeten Europas, und mehr noch als schon sein zweiter Krieg hat ihm dieser dritte immer als ein ihm aufgezwungener Verteidigungskampf gegolten. Es wäre denn, daß man aus all den unvergleichlichen Briefen, die viel mehr als Selbstgespräche denn als Mitteilungen anzusehen sind, entweder bewußte Heuchelei, oder den Versuch das Gewissen zu betäuben, oder vollendeten Selbstbetrug herauslesen wollte — da wo wir den todmüden Kämpfer bewundern, der in Trübsal und Bangen und in den schwersten Anfechtungen sich immer wieder aufrichtet an dem Bewußtsein, seine Pflicht getan zu haben, und an dem Vorsatz, seine Pflicht weiter zu tun, oder, wie Carlyle einfach und schön gesagt hat, „an der Hoffnung auf sein eigenes bestes Bemühen bis zum Tode".

Dieser Glaube an sich selbst und an seine Sache war ihm um so lebendiger, je mehr er sich der entscheidenden Bedeutung dieses Krieges als eines großen Wendepunktes in den Geschicken Preußens, Deutschlands, Europas bewußt war. „Das Größte, was dem Menschen begegnen kann", sagt Ranke von der britischen Elisabeth, „ist es wohl, in der eigenen Sache die allgemeine zu verteidigen: dann erweitert sich das persönliche Dasein zu einem welthistorischen Moment." Wohl philosophierte Friedrich, daß in der Unermeßlichkeit des Weltalls und in der Flucht der Zeiten dieser Kampf nur ein Froschmäusekrieg sei. Aber für diese kleine Erde sieht er von der Überwältigung Preußens Folgen genug voraus: wilden Hader zwischen den Siegern, Umwälzung auf Umwälzung im europäischen Staatensystem, dazu schwere Gefahren für die Zukunft der deutschen Geisteskultur, da der Sieg seiner Feinde der Unduldsamkeit freie Bahn schaffen wird zur Verfolgung aller derer, welche die Leuchten ihrer Vernunft nicht auslöschen wollen. Wohl bleiben die Bilder der nationalen Zukunft und der einstigen Kaiserherrlichkeit seines Hauses

seinem Blick verschlossen; aber den großen Gestalten der deutschen Vergangenheit reicht er über die Jahrhunderte hin die Hand und sieht in seinem Kampfe die Fortsetzung des Schmalkaldischen und des dreißigjährigen Krieges wider den „Despotismus der Ferdinande". Wohl meint er in einer Stunde dumpfer Entsagung, der Staat habe vor ihm bestanden und werde nach ihm bestehen — wie denn der Begriff Brandenburg nicht durch die wendische oder germanische Bevölkerung, nicht durch die askanische oder zollerische Landesherrschaft bestimmt wird. Aber das Brandenburg, das Preußen, das er aufgerichtet hat, zu dessen Größe er „mehr als irgend ein anderer seines Hauses" beigetragen zu haben früh sich rühmen durfte, das steht und fällt mit dem guten oder bösen Ausgang dieses Krieges, das steht und fällt mit seinem Schöpfer. Von diesem Preußen gilt ihm: es sei wie es ist oder es höre auf zu sein; weil für diesen Staat das Leben ebensowenig der Güter höchstes ist, wie für diesen König, der die Schande nicht überleben will und der allen Mahnungen, sich den feindlichen Geschossen nicht auszusetzen, das Wort entgegenhält: „Es ist nicht nötig, daß ich lebe; wohl aber, daß ich meine Pflicht tue und für das Vaterland kämpfe, um es zu retten, wenn es noch zu retten ist."

Wenn irgend jemand, so hätte Friedrich das Recht gehabt, von der Notwendigkeit seiner Erhaltung, von seiner Unentbehrlichkeit zu reden. Daß er unter den Lebenden blieb, war notwendig für seinen Staat, notwendig auch für seinen Nachruhm. Hätte eine Kugel ihn dahingerafft, wie den Helden des nordischen Krieges, er würde in der Geschichte, trotz alles von ihm erhobenen Einspruches, eben nur als der preußische Karl XII. fortleben. Friedrich hat ein andermal gesagt: „An der Stelle, wo ich stehe, muß man handeln, als sollte man niemals sterben." Ein Widerspruch liegt zwischen den beiden Worten nicht; sie enthalten die beiden Seiten seiner Auffassung von dem persönlichen Verhältnis des Fürsten zum Staate. Hier spricht der Herrscher, der gleichsam unpersönlich ganz aus dem Ich des Staates heraus denkt und handelt und dem unsterblichen Staat sich selbst gleichsetzen

darf; dort ist es der erste Diener des Staates, der da in Demut bekennt, daß vor der Majestät des Staates jedes Menschenleben gleich wenig gilt, ob nun der König oder der geringste Kriegsknecht fällt. Für den ganzen Krieg jener sieben Jahre ist dieses „Es ist nicht nötig, daß ich lebe" gleichsam das Motto, eine schlichte und treue Spiegelung des Helden, in seinem königlichen Pflichtgefühl, seiner philosophischen Ergebung, seiner soldatischen Tapferkeit.

X

Bis zur Schlacht von Kolin

Nicht die Rechnung auf Eroberungen hatte den König auf den Kampfplatz geführt, sondern die Hoffnung, durch seine Schilderhebung wo nicht die Gegner zur Umkehr zu bestimmen, so doch sich einen strategischen Vorsprung und eine starke Verteidigungsstellung zu sichern. Daß er diesen Stützpunkt in Sachsen zu suchen habe, verstand sich ihm nach der Haltung Sachsens im letzten Kriege von selbst — auch wenn der sächsische Kurfürst, König August III. von Polen, dem Bündnis der beiden Kaiserhöfe sich formell nicht angeschlossen hatte, sondern von russischer Seite (was Friedrich aus dem zu seiner Kenntnis gelangten geheimen Schriftwechsel wußte) für ein bewaffnetes Eingreifen in den Kampf auf den Augenblick hingewiesen worden war, wo „der Ritter im Sattel wanken werde".

Friedrich hatte 1748 in seinen „Generalprinzipien vom Kriege" scharf unterschieden zwischen einem Kriege, den er in Böhmen, und einem Kriege, den er in Mähren zu führen haben wird. Seine Erfahrungen im Feldzug von 1744 und die Erfahrungen der Verbündeten von 1741 und 1742 hatten ihn belehrt, daß Böhmen „leicht zu erobern, aber zu schwer zu behaupten" sei: „Die, welche dies Königreich unterjochen wollen, werden sich in ihren Unternehmungen getäuscht sehen, so oft sie den Krieg dorthinein tragen; um Böhmen zu nehmen, muß man Österreich von der Donau und von Mähren her angreifen; dann fällt dies große Königreich von selber."

Aus diesem Programm von 1748 wird ohne weiteres

verständlich, weshalb Friedrich, wenn er sich im Sommer 1756 für den Angriff auf Böhmen entschied, für seinen Feldzugplan nur einen bescheidenen Maßstab wählte. Daß er aber Böhmen vor Mähren den Vorzug gab, erklärt sich teils aus der bereits vorgerückten Jahreszeit, die für den umfassenden mährischen Feldzugsplan von 1748 keinen ausreichenden Spielraum ließ, teils und vor allem aus der Operationsbasis, die er zu wählen veranlaßt war. Sie konnte für das Hauptheer von 66—67 000 Mann nur nach Sachsen gelegt werden. Die Überwältigung Sachsens sollte der erste Akt des Feldzugs sein. Als weiteres Ziel wurde dem Vormarsch für dieses Jahr Melnik gewiesen, wo die Elbe nach Aufnahme der Moldau schiffbar wird. Eine rein defensive Aufgabe erhielt das dem Feldmarschall Schwerin übergebene zweite Heer von 26 000 Mann. Es sollte Schlesien, vor allem Niederschlesien decken, durfte aber nach Lage der Umstände dem Feinde über die Berge entgegengehen.

Waren dem preußischen Feldzugsplan von vornherein enge Grenzen gesteckt, so sollte er bei der Ausführung infolge von unvorhergesehenen Zwischenfällen noch weitere Einschränkung erfahren. Weder gelang es, das sächsische Heer (20 000 Mann), wie geplant worden war, in seinen Quartieren zu überraschen und zu entwaffnen, noch war sein Widerstand in dem festen Lager von Pirna so schnell zu überwinden, wie anfangs angenommen wurde, als man im Vertrauen auf schnelle Wirkung des Hungers von einem nur mit schweren Menschenopfern zu bewirkenden Sturme absah. Sodann aber zeigte die österreichische Heeresleitung weit mehr strategische Initiative, als man ihr zugetraut hatte. Der französische Marschall Belle-Isle hatte den österreichischen Feldherren dringend geraten, jedem Hauptschlage, jeder Schlacht auszuweichen. Aber nachdem Feldmarschall Browne sich bereit erklärt hatte, mit einem fliegenden Korps auserlesener Mannschaft auf dem rechten Elbufer den eingeschlossenen Sachsen zu Hilfe zu eilen, ermächtigte ihn der Hof ausdrücklich, dem preußischen Heere, wenn es erforderlich war, eine Schlacht zu liefern. Am Tage von Lobositz (1. Oktober) behauptete das nach Böhmen

vorgeschobene preußische Heer von 28000 Mann, über die kurz zuvor der König an Keiths Stelle den Oberbefehl übernommen hatte, nach hartem Kampfe gegen 25000 Österreicher das Schlachtfeld. Aber Browne blieb in der Lage, seinen Entsatzversuch auszuführen, und war am 11. Oktober zur vorbestimmten Stunde mit 8000 Mann bei Lichtenhayn, eine kleine Meile oberhalb Schandau. Er mußte aber am 14. wieder abziehen, da die am 13. und 14. aus dem Pirnaer Lager über die Elbe nach der Lilienſteiner Ebenheit übergesetzten Sachsen im Zustand äußerster Ermattung den Kampf gegen die schnell hergerichteten preußischen Postierungen nicht aufnehmen konnten. Am 16. Oktober 1756 wurde die Kapitulation unterzeichnet, die das sächsische Heer, noch 18500 Mann, ganz in die Hand des Überwinders gab. Den ursprünglichen Plan aber, die Winterquartiere im nördlichen Böhmen zu nehmen, gab der König auf. Er besorgte, daß Vorbereitungen für eine neue Schlacht gegen Browne, deren Gewinn ihm die Voraussetzung für ungestörte Winterquartiere in Böhmen schien, ihn bis zum November, einer schon zu rauhen und für die Truppen ungesunden Jahreszeit, hinhalten würden.

Immerhin war er mit dem Ergebnis des Feldzuges nicht unzufrieden. Mit Sachsen beherrschte er die zwischen seine Provinzen Brandenburg und Schlesien breit hinausgeschobene, geschlossene Zentralstellung, die im Besitze eines Gegners die preußischen Lande schwer bedrohte, in seinem eigenen Besitze sie trefflich deckte. Zudem eignete sich diese Stellung gleichermaßen für Verteidigung und Ausfall. Statt ihre Kräfte auf die Eroberung Schlesiens zusammenfassen zu können, haben sich die Österreicher in allen folgenden Feldzügen dieses Krieges genötigt gesehen, ihre Offensive, soweit sie zu ihr überhaupt die Möglichkeit gewonnen, auf zwei Schauplätze zu verteilen.

Mit kurzen Unterbrechungen weilte Friedrich den ganzen Winter hindurch in Dresden. Im Brühlschen Palast dünkte er sich den Fürsten des Arioſt gleich: vor seinen Augen ein verzaubertes Schloß, die Fee Caraboſſa und einen Zwerg — die Königin von Polen und den Kurprinzen — und einen

gallischen Hexenmeister: den französischen Diplomaten Broglie. Er besuchte fleißig die Gemäldesammlung und erfreute sich an Hasses Konzerten und an den Oratorien und Motetten, die in der jüngst fertiggestellten katholischen Hofkirche der Cäcilientag und andere Feste brachten. Wiederholt wohnte er in der Frauenkirche und der Kreuzkirche dem evangelischen Gottesdienste bei; die das erste Mal von ihm gehörte Predigt über den Text aus dem Evangelium vom Zinsgroschen: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gotte, was Gottes ist" erschien „auf ausdrückliches Verlangen Seiner Majestät des Königs" im Druck. Sonst ward er außerhalb seines Palastes wenig gesehen und lud sich auch keine Gäste; einige wenige Bevorzugte, wie Prinz Ferdinand von Braunschweig und Oberst Balby, waren ihm Abendgesellschafter und Tischgenossen in seiner „klösterlichen" Eingezogenheit. „Mein Hirn ist so angefüllt von dem, was mir nächstes Jahr zu tun obliegt," schreibt er bald nach seiner Ankunft in Dresden, „daß ich zu nichts tauge, in welcher Sauce man mich auch anrichten mag." Er vergleicht sich dem Hirsch, auf den die Meute losgelassen ist, „eine Meute von Königen und Fürsten"; oder dem Orpheus, dessen Schicksal vier Mänaden ihm bereiten wollen, die beiden Kaiserinnen, die Pompadour und jene Fee Carabossa. Auch historische Parallelen bieten sich ihm, Karl XII. im Anfang seiner Regierung, als drei Nachbarmächte sich zu seinem Sturz verschworen hatten, oder die Republik Venedig in der Epoche der Liga von Cambrai, oder Maria Theresia beim Abscheiden ihres Vaters. Aber, so schreibt er dem Marschall Schwerin, „der Wiener Hof war 1742 sehr viel schlimmer daran und hat sich doch gut herausgezogen; was mich betrifft, der ich einen Schwerin habe und die ausgezeichnetsten Truppen von Europa, ich verzweifle an nichts, aber Wohlverhalten ist not, bald Lebhaftigkeit und bald Vorsicht, und bei allen Anlässen eine Unerschrockenheit, die jede Probe aushält. Flößt diese Gesinnung den Truppen ein, und wir würden auch die Hölle bändigen."

„In dem Antlitz des Feldherrn liest die ganze Armee," sagt Friedrich in seiner großen militärischen Lehrschrift, „also

muß der General wie ein Schauspieler sein, der sein Gesicht allemal in die von der Rolle erforderten Falten legt. Kommt eine schlechte Nachricht, so gibt man sich den Anschein sie zu verachten, Zahl und Größe der eigenen Hilfsmittel preist man geflissentlich an, vor anderen setzt man den Feind herunter und respektiert ihn bei sich selbst." Nach dieser Vorschrift gibt er sich wie gegen seine Offiziere auch gegen seine Familie. „Fürchtet nichts für uns!" so beruhigt er die schwer besorgte Schwester in Stockholm; „wenn es dem Himmel gefällt, wird unser Haus sich behaupten wie die alten Eichen, die dem Wetter und Blitzstrahl trotzen. Meine Feinde stellen mich auf eine harte Probe, aber meine Kraftanstrengungen sind ihrem bösen Willen proportioniert." Und der Baireuther Schwester gibt er wohl zu, daß man nächstes Jahr mehr zu tun haben werde als bisher; aber gleichviel: „Mit Hilfe des höchsten Wesens, wenn es sich in die Erbärmlichkeiten dieser Welt einzumischen geruht, werden wir uns aus der Klemme ziehen." In dieser ungläubigen Gläubigkeit gefällt er sich: „Da die Dinge einmal zum Äußersten gekommen sind," schreibt er nach Baireuth ein andermal, „so muß man hoffen, falls die Vorsehung sich in die menschlichen Erbärmlichkeiten einzumischen geruht, daß sie nicht dulden wird, daß der Stolz, die Überhebung und die Bosheit meiner Feinde es über die Gerechtigkeit meiner Sache davontragen."

Der alte Eichel aber schrieb in seinem frommen Gottvertrauen an den gleichgesinnten Podewils: „Die Perspektive, so des Königs Majestät vor sich haben, ist wohl nicht die allerangenehmste; ich hoffe aber, die göttliche Providence werde vor Dieselbe und Dero gerechte Sache wachen, und seit dem, was bei Gelegenheit der Bataille bei Lobositz geschehen und welches man billig einer miraculeusen Protektion des Himmels zuzuschreiben hat, bin ich fast persuadieret, daß die göttliche Vorsicht noch was Besonderes mit des Königs Majestät intendiere und Dero Sache protegiere."

Auch Friedrich beruft sich in seiner Weise auf eine Vorahnung. Un certo non so che sagt ihm, so versichert er

der Markgräfin, „daß alles auf das beste gehen wird, und daß ich vielleicht eher, als Sie denken, die Ehre und das Vergnügen haben werde, Sie zu sehen und zu hören und mich Ihnen zu Füßen zu legen". „Man wird in diesem Frühling sehen, was Preußen ist, und daß wir durch unsere Kraft und zumal durch unsere Disziplin zu Rande kommen werden mit der Zahl der Österreicher, dem Ungestüm der Franzosen, der Wildheit der Russen, mit dem großen Haufen der Ungarn und mit allem, was man uns entgegenstellen wird."

Der zuversichtlichste von allen, die dem König nahe standen, war wohl Winterfeldt. Ihm durfte Friedrich auch die Kehrseite des Blattes zeigen: „Es ist also mit unseren Umständen kein Kinderspiel, sondern es gehet auf Kopf und Kragen ... Indessen ist meine Resolution auf alle Fälle genommen und werde ich mir bis auf den letzten Mann wehren." Von der verzehrenden inneren Unruhe aber, die so leicht sich seiner bemächtigte und dann den Vertrautesten sich nicht verbarg, blieb er noch verschont. „Seine Majestät," schrieb Winterfeldt nach einem Besuch des Königs bei dem schlesischen Heere in Haynau, Anfang Februar, an den Kabinettsrat, „habe ich gottlob so munter, vergnügt und ruhig gefunden, als nicht in langer Zeit."

Vor der Fahrt nach Schlesien hatte der König für wenige Tage auch seine Hauptstadt besucht — das letzte Mal auf mehr als sechs Jahre. Welche Gedanken ihn beschäftigten, ergibt schon ein Brief an die Markgräfin vom 30. November: „Ich habe ein Vorgefühl, ich werde weder getötet noch verwundet werden; ich gestehe indes, daß ich, wenn die Dinge schlecht ablaufen sollten, hundertmal eher den Tod wählen würde statt der Lage, die mich dann erwartete; Sie kennen meine Feinde, Sie ermessen, was ich an Demütigungen würde hinunterwürgen müssen." Was hier nur angedeutet wird, erläutert die geheime Instruktion, die er am 10. Januar zu Berlin in die Hände des zweiten Kabinettsministers, seines Jugendgefährten Finckenstein, legte, das Vermächtnis eines den bürgerlichen Tod ins Auge Fassenden, der im gegebenen

Augenblicke lebend nicht mehr zu den Lebenden gezählt werden will — die ergreifende Urkunde, die nach hundert Jahren, als sie bekannt wurde, einen preußischen Prinzen, den Erben der Krone und künftigen Begründer des Kaisertums, zu heller Begeisterung hinriß als der Ausdruck der Gesinnungen, „welche Regenten groß und unvergänglich in der Geschichte darstellen".

„In der kritischen Lage, in der sich unsere Angelegenheiten befinden," so beginnt die eigenhändig niedergeschriebene Urkunde, „muß ich Ihnen meine Befehle geben, auf daß Sie in jedem der Unglücksfälle, die in der Möglichkeit der Ereignisse liegen, zu den Entscheidungen, die getroffen werden müssen, ermächtigt sind." Drei Fälle zunächst unterscheidet der König: daß das Heer in Sachsen völlig geschlagen wird, daß die Franzosen sich siegreich in Hannover festsetzen und von dort aus die Altmark bedrohen, daß die Russen in die Neumark vordringen. „Nach einer Niederlage im westlichen Sachsen müssen das königliche Haus, die Behörden, der Staatsschatz nach Küstrin flüchten, nach einer Niederlage in der Lausitz aber, oder beim Erscheinen der Russen, nach Magdeburg. Die letzte Zufluchtsstätte, die indes nur in der äußersten Not aufgesucht werden darf, ist Stettin. Der Silberschmuck der königlichen Gemächer, das goldene Tafelgeschirr haben in der Stunde der Not ohne Verzug in die Münze zu wandern."

Der König fährt fort: „Geschähe es, daß ich getötet würde, so müssen die Dinge in ihrem Zuge bleiben ohne die geringste Veränderung und ohne daß man den Übergang in andere Hände gewahr wird, und in diesem Falle müssen Eide und Huldigungen beschleunigt werden, so hier, wie in Preußen und vor allem in Schlesien. Wenn ich das Verhängnis hätte, daß ich vom Feinde gefangen würde, so verbiete ich, daß man die geringste Rücksicht auf meine Person nimmt oder dem, was ich aus meiner Haft schreiben könnte, die geringste Beachtung beimißt. Geschähe mir solches Unglück, so will ich für den Staat mich opfern, und man muß dann meinem Bruder gehorchen, der, ebenso wie meine sämtlichen Minister

und Generale, mit dem Kopfe mir dafür verantwortlich sein soll, daß man weder eine Provinz noch ein Lösegeld für mich anbieten, sondern den Krieg fortsetzen und seine Vorteile verfolgen wird, ganz als wäre ich nie auf der Welt gewesen."

Gegen Ende des Feldzugs von 1756 ließ Friedrich durch Vermittlung der Republik Holland noch einmal die Erklärung abgeben, daß er keine Landesabtretungen begehre, weder von Österreich noch von Sachsen, sondern nur Bürgschaften für den Frieden. Aber in Wien war für Verhandlung und Vergleich jetzt noch weniger Stimmung vorhanden als im vorigen Sommer. Denn die unmittelbare Gefahr, durch das preußische Heer im ersten Anlauf überwältigt zu werden, lag nicht mehr vor. Um so eifriger wurden die Verhandlungen für den Ausbau der großen Koalition gefördert. Am 1. Mai 1757 unterzeichneten Österreich und Frankreich das Offensiv- und Defensivbündnis von Versailles. Ludwig XV. verpflichtete sich zur Teilnahme am Kriege gegen Preußen mit 105000 Mann französischer oder in französischen Sold genommener Truppen und außerdem zur Stellung eines aus 6000 Württembergern und 4000 Bayern zusammengesetzten Hilfskorps zum österreichischen Heere. Frankreich erhielt die Anwartschaft auf die Herrschaften Chimay und Beaumont, die Städte Mons, Ypern, Furnes und die Hafenorte Nieupoort und Ostende in den österreichischen Niederlanden für den Zeitpunkt, zu dem alle Bestimmungen des Bündnisses ausgeführt und durch einen Friedenschluß mit Preußen gesichert sein würden. Der Rest der österreichischen Niederlande samt der zu schleifenden Festung Luxemburg sollte zu demselben Zeitpunkt dem Schwiegersohn des Königs von Frankreich, dem Infanten Don Philipp, eingeräumt werden, und dieser hätte dafür seine italienischen Besitzungen Parma, Piacenza, Guastalla dem Erzhause abzutreten. Weiter wurde die Erwerbung des bisher britischen Minorca und die von Modena für Österreich in Aussicht genommen, und in Deutschland dem Erzhause der Gewinn von Schlesien, der Grafschaft Glatz und des Fürstentums Krossen

samt einer passenden Abrundung zugesichert. Mit der Abrundung war ein Teil der sächsischen Lausitz gemeint, für den dann Sachsen das Fürstentum Halberstadt neben dem ihm bestimmten Herzogtum Magdeburg erhalten sollte. Als Kriegsentschädigungen für die Krone Schweden, das Haus Wittelsbach und gegebenenfalls, wenn sie der Koalition beitrat, für die Republik der Niederlande sollten die preußischen Anteile an Vorpommern, ferner Geldern, Kleve, Mark und Ravensberg dienen. Ehe Preußen zu einer Abtretung von mindestens diesem Umfange sich verstanden haben würde, wollten Österreich und Frankreich den Kampf und Frankreich die Subsidienzahlung nicht einstellen. — In dem Petersburger Bündnis vom 2. Februar 1757 zwischen Österreich und Rußland verpflichteten sich beide Teile, für die ganze Dauer des Krieges zum mindesten je 80000 Mann gegen Preußen ins Feld zu stellen; die bis zum Friedenschluß alljährlich an Rußland zu zahlenden österreichischen Subsidien wurden auf eine Million Rubel bemessen. Rußland beanspruchte als Gewinn Kurland und Semgallen, für deren Abtretung Polen durch Ostpreußen entschädigt werden sollte. Durch seinen Beitritt (11. Januar 1757) zu dem österreichisch-französischen Defensivbündnis vom 1. Mai 1756 wurde auch zwischen Rußland und Frankreich ein Vertragsverhältnis hergestellt. Eine Wirkung der durch Österreich herbeigeführten Annäherung zwischen diesen beiden Mächten war der Anschluß Schwedens an die Koalition (21. März 1757), weil die in Stockholm bisher stets gegeneinander wirkenden französischen und russischen Einflüsse sich jetzt in gleicher Richtung betätigten. Schweden erhielt für seine Beteiligung am Kriege (mit 20000 Mann) den 1720 an Preußen abgetretenen Teil von Pommern mit Stettin zugesagt. Endlich beschloß der deutsche Reichstag im Januar mit starker Majorität, die sich aus sämtlichen katholischen Stimmen und einer Anzahl der protestantischen zusammensetzte, die Reichsexekution gegen den Kurfürsten von Brandenburg.

Während die Diplomatie des Wiener Hofes Erfolg über Erfolg zu verzeichnen hatte, blieb es für den König von

Preußen lange zweifelhaft, ob er auch nur einen einzigen Bundesgenossen in Deutschland finden würde. Sogar die hannöverischen Minister Georgs II. von England wünschten für ihr Kurfürstentum die von Österreich und Frankreich angebotene Neutralität zu ergreifen, obwohl die Franzosen daran die Bedingung freien Durchmarsches für ihre Heere knüpften. Aber der König-Kurfürst entschied gegen die Entwürfe der Hannoveraner, das britische Parlament bewilligte im Sinne der Westminsterkonvention von 1756 200000 Pfund zur Verteidigung von Hannover, und der Herzog von Cumberland, des Königs zweiter Sohn, wurde für den Oberbefehl der den Franzosen in der Stärke von 47000 Mann entgegenzustellenden, aus hannöverischen, Hessen-Kasseler, bückeburgischen und gothaischen Truppen zu bildenden „Observationsarmee" bestimmt. Zu ihr stießen auch sechs preußische Bataillone, die Besatzung der Festung Wesel, die Friedrich räumen zu müssen geglaubt hatte, da sein Verbündeter sich nicht bestimmen ließ, die Operationsbasis an den Rhein zu legen.

Die Beratung des Feldzugsplans für 1757 zwischen dem Könige und seinen Generalen Schwerin und Winterfeldt bewegte sich zunächst um die Frage: strategische Offensive oder strategische Defensive. Daß Schlachten herbeigeführt werden sollten, stand für Friedrich von vornherein fest, auch für den Fall, daß er, wie es anfänglich seine Absicht war, in der strategischen Defensive, in seiner im vorangegangenen Feldzuge gewonnenen sächsischen Zentralstellung, die Gegner, Österreicher und Franzosen, abwartete und auflaufen ließ. In einem Schreiben vom 31. Dezember 1756 spricht er die Hoffnung aus, die Überlegenheit über seine Gegner zu erlangen après avoir battu une couple de leurs armées. Eine Schlacht, darauf verläßt er sich, „wird von vornherein über die Überlegenheit während des Feldzuges entscheiden" (5. März). Eine Schlacht im großen Stile, eine Schlacht mit nachdrücklicher Verfolgung, anders als die Schlacht von Lobositz: „Kömmet der Feind, ich schlage ihn und kann nicht nachsetzen, so ist das nur ein unnützes Blutbad, das nicht dezidiert, und das muß nicht sein; sondern jede Bataille, so wir

liefern, muß ein großer Schritt vorwärts zum Verderben des Feindes werden" (29. Dezember). Eben zu diesem Behufe, zur Ermöglichung kräftiger Verfolgung des geschlagenen Feindes, setzte er sich vor, möglichst viel Kavallerie auf das Schlachtfeld mitzubringen. Von den beiden Generalen ging die Anregung aus, die der König nach einigen Einwendungen aufnahm, noch vor dem Erscheinen der Verbündeten Österreichs auf dem Kriegsschauplatz die Offensive zu ergreifen. Der Vorschlag Winterfeldts und Schwerins ging nur auf eine Überrumpelung der österreichischen Magazine in Böhmen und Mähren, eine Unternehmung, die sie mit dem schlesischen Heere auszuführen sich erboten und die dann der König mit einem entsprechenden Anschlag auf die Magazine an der böhmisch-sächsischen Grenze begleiten mochte. Friedrich hob den Plan alsbald auf ein höheres strategisches Niveau, indem er für ein Zusammenwirken aller in Schlesien und in Sachsen vorhandenen Streitkräfte entschied und ihnen die Elbe in der Richtung auf Leitmeritz, später die böhmische Hauptstadt als gemeinsames Marschziel wies.

Obgleich durch Späher gewarnt, wurde die österreichische Heeresleitung in den Tagen vom 18. bis zum 22. April durch den gleichzeitigen Einmarsch von vier preußischen Heeressäulen in Böhmen, über Trautenau, Reichenberg, Nollendorf und Komotau, völlig überrascht. Alle Abteilungen zogen sich in Eilmärschen auf die böhmische Hauptstadt zurück.

Nachdem auch der in dem Treffen bei Reichenberg (21. April) geschlagene Graf Königsegg die Moldau erreicht hatte, waren am 2. Mai einschließlich der 13 000 Mann starken Besatzung 74 000 Streiter in und bei Prag vereinigt, unter dem Oberbefehl des soeben aus Wien eingetroffenen Prinzen Karl von Lothringen. An 30 000 Mann, die noch an der oberen Elbe standen, hatte man nicht mehr rechtzeitig heranziehen können. Entgegen der Meinung des Prinzen setzte Browne es durch, daß man, um nicht ganz Böhmen ohne Schwertstreich zu verlieren, in der Stellung bei Prag den preußischen Angriff abwartete. Friedrich sah sich am Ziel seiner Wünsche, den Hauptstreitkräften des Hauses Österreich die Entscheidungs-

schlacht, die „Pharsalusschlacht" liefern zu können. In der Frühe des 6. Mai stieß er mit den tags zuvor über die Moldau gesetzten Truppen zu dem durch Schwerin von Brandeis herbeigeführten Korps. Der Sieg bei Prag wurde von den Preußen mit einem Verluste erkauft, der den der Besiegten (13324 an Toten, Verwundeten und Gefangenen) noch übertraf. Die durch den Verlauf des Kampfes herbeigeführte, von den Angreifern nicht beabsichtigte Wendung, daß die Hauptmasse des geschlagenen Heeres sich in die Werke von Prag flüchtete, konnte je nach den Umständen der österreichischen Sache zum Heile oder zum Verderben gereichen, je nachdem es gelang, die Festung zu entsetzen oder nicht.

Jedenfalls war Friedrichs Berechnung, durch Hinausdrängung des geschlagenen Feindes aus Böhmen den Feldzug hier bis Mitte oder Ende Mai zu beenden, durch diese Wendung gestört. Eine regelrechte Belagerung wurde durch die große Zahl der Verteidiger unmöglich, ein einfaches Bombardement blieb wirkungslos, gegen Aushungerung waren die Verteidiger durch ihre reichen Vorräte auf zwei Monate gesichert. Verhängnisvoll wurde dem Sieger von Prag, daß er die Stärke des dem Gegner noch im freien Felde verfügbaren, auf Czaslau gestützten Heeres unter dem Feldmarschall Daun zu lange unterschätzte. Als Friedrich gegen diesen Gegner persönlich den Oberbefehl über das bisher dem Herzog von Braunschweig-Bevern anvertraute Beobachtungsheer übernahm, hatte sich Daun inzwischen auf 54000 Mann (einschließlich 5000 Mann aus der Prager Schlacht entronnener Truppen) verstärkt. Ihnen sind auf dem Schlachtfelde zwischen Planian und Kolin (18. Juni) 34000 Preußen (darunter 14 Bataillone und 10 Schwadronen, die für die Schlacht aus der Zernierungslinie vor Prag herausgezogen wurden) zum Angriff entgegengetreten. So wurde das Schicksal des ganzen Krieges auf einen großen Wurf gesetzt. Der Tag von Kolin ging für die bisher unbesiegten Preußen verloren, weil der heldenmütigen Infanterie, infolge von Verstößen gegen die Verfügungen des Königs, für den letzten entscheidenden Angriff eine Reserve fehlte und weil die zahlreiche

Kavallerie, von einzelnen Regimentern abgesehen, ihren früheren Leistungen nicht entsprach.

Um die ruhmvollen Fahnen des Regiments Anhalt, der Leibtruppe des alten Dessauers, hatte der König am Abend dieses blutigen Sommertages in der allgemeinen Auflösung etwa 40 Mann gesammelt. Er läßt das Spiel rühren, sprengt voran, hofft, sein Beispiel wird die Flucht noch wenden. Aber das Häuflein hinter ihm lichtet sich, als die Kugeln einschlagen; er schaut nur vor sich und gewahrt nicht, daß nur noch seine Adjutanten ihm folgen. Bis Major Grant ihm zuruft: „Sire, wollen Sie die Batterie allein erobern?" Da hemmt der König sein Pferd, betrachtet noch einmal durch sein Glas die feindliche Stellung, und reitet dann langsam nach dem noch widerstandsfähigen rechten Flügel, um dem Herzog von Bevern die Befehle für die Deckung des Rückzugs zu erteilen. Dann verläßt er das Schlachtfeld, um zu seinem zweiten Heere zu eilen. Nutzte Daun seinen Sieg nachdrücklich aus, so konnten die österreichischen Reiter die ersten sein, welche die Kunde von Kolin an die Moldau trugen. Die gerade Straße war nach diesem Ausgang bereits unsicher. Doch mochte Major Grant versuchen, ob er noch durchkam mit seiner Botschaft an die Generale vor Prag: daß die Schlacht verloren sei, daß sie alles vorbereiten sollten, um beim ersten Befehl die Belagerung aufheben zu können. Der König schlug den Umweg über Nimburg ein, im Galopp, mit ihm die Garde du Corps und ein Trupp Husaren. Bei Nimburg ging er über die Elbe, durchritt die Iser auf einer Furt und setzte bei Brandeis zum zweiten Male über die Elbe.

„Sie wissen wohl nicht, daß jedes Menschen Glück seine Rückschläge haben muß?" sagte er auf dem nächtlichen Ritt zu dem jungen Grafen Friedrich von Anhalt; „ich glaube, daß ich jetzt die meinen haben werde."

XI

Von Kolin nach Leuthen

Die unmittelbare Folge der preußischen Niederlage von Kolin war die Aufhebung der Belagerung von Prag, die weitere die Räumung von Böhmen.

Seit dem 27. Juni war das Hauptquartier zu Leitmeritz im bischöflichen Schlosse. „Meine Zuflucht in meinem Schmerz," schrieb Friedrich an den getreuen Marquis d'Argens, „sind die tägliche Arbeit, zu der ich verpflichtet bin, und die unaufhörlichen Zerstreuungen, die mir die Menge meiner Feinde bereitet." Da erschütterte ein neuer Schlag seine mühsam wiedergewonnene Fassung. Am 28. Juni starb in ihrem Schlosse Monbijou siebzigjährig die Königin-Mutter Sophie Dorothea. Auf des Grafen Podewils schonende Anordnung legte der Kabinettsrat dem Könige zunächst die noch rot gesiegelten Familienbriefe vor, in der Voraussetzung, daß sie nur der Krankheit Erwähnung täten; darunter aber befand sich auch das Schreiben der regierenden Königin, das schon den tödlichen Ausgang meldete, so daß der König am Abend des 1. Juli ganz unvorbereitet den Verlust erfuhr. „Alle Unglücksschläge treffen mich auf einmal," schreibt er im ersten Schmerz an die Prinzessin Amalie, „o meine teure Mutter! O guter Gott, ich soll nicht mehr den Trost haben, dich wiederzusehen. O Gott, o Gott, welch Verhängnis für mich." Was war diese Mutter ihm gewesen! Sie hatte mit ihm gelitten, hatte all das bittere Herzeleid seiner schweren Jugend mit ihm durchgekostet. Sie hatte an ihn geglaubt, da der harte Vater ihn als verloren aufgab und ausstieß, und wer

hätte nachher seiner Kraft und Tüchtigkeit, seines hell aufstrahlenden Ruhmes, seines Heldentums sich stolzer und inniger freuen können als die treue Mutter? Der Gattin innerlich entfremdet, von den Geschwistern erst mit scheuer Ehrerbietung, später mit tiefer Entfremdung betrachtet, selbst mit der Lieblingsschwester Jahre hindurch entzweit, war er der Mutter stets gleichermaßen ein lieber Sohn gewesen, der gute Sohn, der in zarten Aufmerksamkeiten und sinnigen Überraschungen sich erschöpfte, um der für Glanz und Schimmer so empfänglichen Fürstin das zu ersetzen, was sie in freudloser Ehe lange hatte entbehren müssen. Ihr hatte alljährlich das glänzendste Fest des Hofes gegolten, ihr sandte der sieggekrönte Feldherr die ersten eiligen Botschaften von seinen Schlachtfeldern. Nur eines hatte ihren Lebensabend zu trüben vermocht, die erneute Sorge um das Leben des geliebten Sohnes, der herbe Schmerz der Trennungsstunden im vergangenen Herbst und zuletzt am 12. Januar:

Als ich beim Abschied dich mit meinen Tränen netzte,
Verriet es mir das Herz, dies Scheiden war das letzte.
Noch hofft' ich: Atropos wird mein Gebet belohnen,
Zum Opfer mich ersehn und meine Mutter schonen.
Doch nein, der harte Tod flieht mich und meine Pein
Und hüllt dein teures Haupt in bleiche Schrecken ein

— so Friedrichs rührende Totenklage. Eine Art Trost ist ihm der trübselige Ausblick: „Vielleicht hat der Himmel unsere gute Mutter abberufen, damit sie das Unglück unseres Hauses nicht mehr schauen sollte." Den Tag nach dem Eingang der Trauerkunde blieb der König dem Heere unsichtbar. Am 3. Juli berichtete Eichel an Podewils in treuherziger Teilnahme: „Die Betrübnis Seiner Königlichen Majestät ist ehegestern und gestern sehr groß und heftig gewesen, hat sich doch aber dadurch heute in etwas gemindert, da des Königs Majestät in Erwägung genommen, was Dieselbe in gegenwärtigen critiquen Umständen Sich, Dero Staat und Armee und Dero höchstgetreuen Untertanen schuldig sind, wodurch dann, und durch die deshalb notwendig zu machende Dispositiones, der Chagrin etwas unterbrochen worden ob es

gleich an sehr betrübten Moments und Intervalles nicht fehlet."

Am Abend dieses Tages ließ der König den britischen Gesandten rufen und behielt ihn mehrere Stunden bei sich. Mitchell hörte mit tiefster Bewegung, wie er sich in seinem Schmerze gehen ließ und seinem kindlichen Gefühl wärmsten Ausdruck gab. Es tröste ihn, daß er dazu beigetragen habe, der Mutter den Schluß ihres Lebens ruhig und angenehm zu machen. Er erging sich in Jugenderinnerungen; er erzählte dem Gesandten, wie sehr er den Mangel einer geeigneten Erziehung empfinde; er ersparte seinem Vater diesen Vorwurf nicht, gedachte aber sein mit großer Pietät und Schicklichkeit. Er gestand den ganzen Leichtsinn seiner jungen Jahre ein, durch den er den väterlichen Zorn verdient habe, obgleich der König von seiner Leidenschaftlichkeit sich zu weit habe hinreißen lassen.

Auf dem Rückzuge nach der Lausitz hatte derweil das früher von dem bei Prag gefallenen Feldmarschall Schwerin geführte schlesische Heer unter der unentschlossenen Führung des Thronfolgers empfindliche Verluste erlitten, ohne daß die nachdrängende österreichische Hauptmacht bei Zittau ihre dreifache Überlegenheit zu einem vernichtenden Schlage ausnutzte. Den Prinzen traf der schärfste Tadel seines königlichen Bruders; sein kurzes Oberkommando fand ein jähes Ende. Aber mag die Schroffheit in der Form beklagenswert erscheinen, in der Sache hat Friedrich nur recht und königlich gehandelt, wenn er, im Gegensatz zu der Schwäche so vieler anderer Herrscher, einen Anspruch hoher Geburt auf die Heeresführung nicht gelten ließ. Er war nicht zugunsten seines Fleisches und Blutes voreingenommen. Aber auch nicht zu ungunsten. Denn wenn er jetzt den einen Bruder, bei offenkundiger Unzulänglichkeit, schnell wieder unter die Masse zurückschob, so hat er nachmals den anderen, den Prinzen Heinrich, der echtes Verdienst bewährte, willig und dankbar als den hervorragendsten aller seiner Truppenführer anerkannt.

Um den Feind zum Schlagen zu veranlassen, begab sich der König mit einem Teil des anderen, auf Leitmeritz zurück-

gegangenen Heeres zur Verstärkung seines Bruders nach der Lausitz; seiner Absicht, am 18. August mit 40000 Mann die starke Stellung des mindestens doppelt so starken Feindes an der Neiße bei Wittgendorf anzugreifen, trat Prinz Heinrich als Wortführer der Generalität mit Gründen entgegen, die der König gelten ließ. Am 25. August übergab er das Kommando in der Lausitz zur Beobachtung der Österreicher an den Herzog von Bevern, um selber nunmehr den Franzosen entgegenzugehen.

Seine Kriegsfahrt durch das thüringische Land glich einem Triumphzuge. Der Jubel des treuherzigen Volkes allerorten galt dem Protestantenkönig und dem Befreier von den Franzosen. Beim Durchzug durch das Weimarische verschmähte Friedrich das ihm von dem Herzog zugerüstete Quartier und die ihm entgegengesandten Spenden für Küche und Keller und begnügte sich mit einer dürftigen Unterkunft zu Neumark; ganz Weimar strömte heraus, um den König zu sehen. Als er durch die Straßen von Erfurt ritt, umdrängte ihn eine ungezählte Menge; wer konnte, küßte seine Hände, seinen Rock, sein Pferd.

Vom Feinde ward außer österreichischen Husaren und Panduren nichts sichtbar: „Die französische und Reichsarmee ist für uns ein geistiges Wesen," spottete Friedrich; „viele Leute behaupten, sie gesehen zu haben, aber trifft man nicht auch Leute, die Erscheinungen gehabt haben wollen? Also würde ich an der Existenz dieses Heeres zweifeln, wenn anders ich Pferde hier zu Lande gefunden hätte: die aber gibt es nicht, ein Jemand muß sie fortgeführt haben, und dieser Jemand muß dieses unsichtbare Heer sein."

Vor Gotha erschienen die Preußen am 15. September, zwei Stunden, nachdem die österreichischen und französischen Husaren abgezogen waren. Auf die ganz unerwartete Kunde, daß der Kriegsherr selber seine Vorhut führe, versammelten sich im Schloßhof der Herzog und die Herzogin, umgeben von ihren Kindern und ihrem Hofstaat; immer voller brausten die Freudenrufe heran, und nun sah man den König an der Spitze des Dragonerregiments Meinecke, von allem Volk

begleitet. „Die Beschaffenheit seiner Kleider und seiner Wäsche bestätigte," erzählt ein Augenzeuge, „was der Ruf von ihm sagte, daß er im Felde sich im geringsten nicht mehr Bequemlichkeit gestatte, als der letzte seiner Offiziere." Er begrüßte die Schloßherrschaft auf das Artigste und bat um einen Teller Suppe, da er seit vier Tagen nicht regelmäßig gespeist habe. Man setzte sich an die für die Offiziere des Feindes gedeckte Tafel, das Volk durfte zuschauen. Die geistreiche Herzogin schien jedes Wort des Königs zu verschlingen. Derweil studierten die Tischgenossen seine Physiognomie: „Das Feuer des Helden, die Bedachtsamkeit des Heerführers, die Verschlagenheit des Staatsmannes, den Verstand des Weltweisen, den Geist des Dichters, den Ernst des Gehorsam heischenden Herrn, die Artigkeit des Gesellschafters, den Witz des Spötters: das alles fanden wir unserer Meinung nach in den Zügen dieses Gesichts, in welchem ein Paar der schönsten blauen Augen, voll Glanz und Lebendigkeit, eine gerade, scharf und wohlgebildete Nase, ein überaus freundlicher und beim Sprechen von lauter Geist umspielter Mund und selbst die zwei bedenklichen Linien auf der Stirn zwischen den Augen, zusammen das regelmäßigste und angenehmste Menschenantlitz ergaben, das man nur sehen kann." Nach zwei Stunden ward die Tafel aufgehoben, der König küßte der Herzogin die Hand und verließ die Stadt ohne Bedeckung, denn seine Reiter sollten von hier aus den Feind beobachten; er selbst ging zum Heer zurück und bettete sich für die Nacht auf dem Boden der Dorfschenke zu Gamstädt. Vier Tage später waren es die Feldherren der Verbündeten, Soubise und Hildburghausen, die sich mit ihrem Stab als Mittagsgäste auf dem Gothaer Schloß ansagten. Aber General Seydlitz, den sie auf seinem vorgeschobenen Posten abzufangen gedachten, täuschte sie durch eine kecke Kriegslist so völlig über seine Zahl, daß die Generale ihr Mahl stehen ließen und mit 9000 Mann vor 1700 Dragonern und Husaren in ihr altes Lager bei Eisenach entwichen. Vom Balkon hatten die Damen des Hofes dem plötzlichen Szenenwechsel lachend zugeschaut. „Nichts Ruhmvolleres konnte

meinen Truppen geschehen," schrieb Friedrich ritterlich an die Herzogin, „als unter Ihren Augen und für Ihre Verteidigung zu fechten."

Die Verbindung mit der Lausitz war unterbrochen, nur Gerüchte drangen durch. Am 14. September schreibt der König an Winterfeldt: „Hier gehet alles nach Wunsch, es ist aber eine verflogene Zeitung aus der Lausnitz gekommen, die mir in große Sorge setzet. Ich weiß nicht, was ich davon glauben soll. Aus Dresden schreibt man mir, Er wäre tot, und aus Berlin, Er hätte einen Hieb über der Schulter. Aus diesem kann ich mir nicht vernehmen. Wende der Himmel alles zum Besten!" Während seine Umgebung bereits klar sah, hielt der König noch an einer letzten Hoffnung fest. Aber am 16. kam eine Meldung aus Berlin, die allzu bestimmt lautete, am 17. die unmittelbare Bestätigung durch einen Feldjäger mit Berichten des Herzogs von Bevern: den 7. war Winterfeldt mit einem vorgeschobenen Korps von 10000 Mann vor Görlitz beim Dorfe Moys von seinem alten Gegner Nadsdy angegriffen worden; nach mehrstündigem heißen Gefecht und nach schwerer Verwundung ihres Führers hatten die Preußen weichen müssen. Tags darauf war Winterfeldt seiner Wunde erlegen. Der König erhielt die Nachricht, als er vom Lagerplatz bei Erfurt in sein Quartier zu Kerpsleben zurückkam. Er vermochte seine Tränen nicht zurückzuhalten. „Nie werde ich wieder einen Winterfeldt finden," hörte man ihn sagen. Vor drei Wochen, beim Abschied, hatte er den Freund umarmt und bewegt zu ihm gesagt: fast habe er vergessen, ihm seine Instruktion zu erteilen: „Nur diese weiß ich für Ihn: erhalte Er sich mir." Friedrich betrauerte in Winterfeldt denjenigen seiner Generale, der seinem Herzen am nächsten stand, vor allem aber im gegenwärtigen Augenblick, „den unentbehrlichsten Mann im Heere des Herzogs von Bevern", den Offizier, auf den er für die Verteidigung Schlesiens am meisten gerechnet hatte.

Andere Unglücksposten kamen aus Preußen, wo Feldmarschall Lehwaldt am 30. August durch die Russen bei Großjägersdorf geschlagen worden; aus Pommern, wo die

Schweden eingefallen waren; aus Hannover, wo der Herzog von Cumberland nach seiner Niederlage gegen die Franzosen bei Hastenbeck die schimpfliche Konvention von Kloster Zeven abgeschlossen hatte, kraft deren sein Heer sich auflösen mußte. Alle diese Nachrichten trafen den König von Preußen binnen wenigen Tagen Schlag auf Schlag. In die Stimmung des Augenblicks versetzt uns sein leidvoller Brief an die Markgräfin Wilhelmine vom 17. September, die lange „Generalbeichte", die er der Schwester ablegte. „Die Festigkeit besteht im Widerstand gegen das Unglück; aber nur Feiglinge entwürdigen sich unter dem Joche, schleppen geduldig ihre Ketten und ertragen ruhig die Unterdrückung. Niemals, meine teure Schwester, werde ich mich zu solchem Schimpf entschließen können . . . Hätte ich nur meiner Neigung gefolgt, so hätte ich alsbald nach der unglücklichen Schlacht, die ich verloren habe, mich davongemacht; aber ich habe gefühlt, daß das Schwäche sein würde, und daß es meine Pflicht sei, das Übel wieder gut zu machen, das geschehen war. Meine Hingebung an den Staat ist wiedererwacht; ich habe mir gesagt: nicht im Glück ist es schwer, Verteidiger zu finden, sondern im Unglück. Ich habe einen Ehrenpunkt darein gesetzt, alle Störungen auszugleichen, und es ist mir noch neulich in der Lausitz gelungen. Aber kaum bin ich hierher geeilt, um mich neuen Feinden entgegenzuwerfen, da wird Winterfeldt bei Görlitz geschlagen und getötet, da dringen die Franzosen in das Herz meiner Staaten ein, da blockieren die Schweden Stettin. Für mich gibt es nichts Gutes mehr zu tun; es sind der Feinde zu viel. Selbst wenn ich so glücklich wäre, zwei Heere zu schlagen, das dritte würde mich zermalmen."

Die Republikaner des Altertums, Brutus und Cato, sollen es dem Fürsten des achtzehnten Jahrhunderts an Hochsinn nicht zuvortun. So gelobte es der Brief an die Markgräfin, so bekräftigte es wenige Tage darauf ein Scheidegruß an den Marquis d'Argens, die poetische Paraphrase jenes Briefes:

Fahr wohl, trugvoller Lorbeer, Heldenkrone,
Zu teuer ist der Ruhm der Weltgeschichte:

Ein flücht'ger Blick des Glücks wird dir zum Lohne,
Und vierzigjähr'ge Arbeit wird zu nichte,
Und hundert Gegnern dient dein Los zum Hohne!

Lorbeeren, Vergnügungen und schon auch die Pflichten, so lange heilig und jetzt unnütz, sollen ihn nicht mehr zurückhalten: die Lohe vom Scheiterhaufen der hochherzigen Heiden soll ihm den Pfad ins dunkle Todesland weisen:

Mich schreckt nicht das Phantom mit klapperndem Gebein;
Das freundliche Asyl sei mir der Sarg,
Das aus des Schiffbruchs Graus und Pein
Roms größte Söhne rettend barg.

Tief erregt durch das schmerzenvolle Schwelgen in seinen dunklen Phantasien ließ Friedrich eines Abends — es war am 22. September — noch in später Stunde seinen Vorleser, den Abbé de Prades, rufen: „Ich will Ihnen meine neuesten Verse zeigen, vielleicht die letzten, die ich in meinem Leben gemacht habe." Der Abbé las, bald entriß ihm der Verfasser das Gedicht, trug es mit Leidenschaft vor und netzte des Blatt mit seinen Tränen. Zu keiner Zeit hat Friedrich so viel Verse auf das Papier geworfen, wie in diesen schweren Sommer- und Herbstmonden von 1757. „Oft möcht' ich mich berauschen," klagt er, „um meinen Kummer zu ertränken, aber da ich nicht trinken mag, so zerstreut mich nichts als Versemachen, und solange diese Ablenkung währt, spüre ich mein Unglück nicht. Das hat mir den Geschmack für die Poesie wiedergegeben, und so schlecht meine Verse sein mögen, sie leisten mir in meiner traurigen Lage den größten Dienst."

In diesen Tagen kam ein Schreiben aus Délices, Voltaires schweizerischer Einsiedelei. Trotz allem, was zwischen ihnen vorgefallen war, unterhielt Friedrich seit dem vorigen Winter wieder einen Briefwechsel mit dem „Patriarchen des Geschmacks". Auch seine Todesgedanken hatte er ihm anvertraut: „Man muß für sein Vaterland kämpfen und für sein Vaterland fallen, wenn man es retten kann, und wenn man das nicht kann, ist es schimpflich, es zu überleben." Darauf entgegnete jetzt Voltaire: „Erschrecken Sie nicht, Sire, vor einem langen Brief, der einzigen Sache, die Sie erschrecken

kann." Der lange Brief legte dar, daß Cato und Otho Friedrichs Vorbilder nicht sein dürften; daß der große Kurfürst darum nicht geringer geachtet worden sei, weil er einige seiner Eroberungen herausgegeben habe; daß auch nach Abtretungen dem König stets genug Land bleiben würde, um einen sehr hervorragenden Rang in Europa zu behaupten. „Für mich wird es ein Trost sein," schloß Voltaire, „beim Scheiden aus dem Leben einen philosophischen König auf Erden zu hinterlassen."

Friedrich kannte aus dem Plutarch die berühmte Antwort Alexanders an Parmenion; sie gab ihm die Anknüpfung für eine nicht minder berühmt gewordene Antwort:

Glaubt mir, wenn ich Voltaire wär',
Ein Menschenkind, wie andre mehr,
Säh' ich, mit kargem Los zufrieden,
Vom flücht'gen Glück mich gern geschieden,
Wollt' es verlachen, ganz wie er! . . .
Doch andrer Stand hat andre Pflicht . . .
Voltaire in seiner stillen Klause,
Im Land, wo alte Treue noch zu Hause,
Mag friedsam um den Ruhm des Weisen werben,
Nach Platos Muster und Gebot.
Ich aber, dem der Schiffbruch droht,
Muß, mutig trotzend dem Verderben,
Als König denken, leben, sterben!

Volles Verständnis fand diese antike Anschauung bei der Markgräfin von Baireuth. Friedrichs erste Hinweise auf den rettenden Port, den er im Reiche der Schatten noch finden könne, hatten ihr eine „Tränenflut" entlockt. Aber sie rühmte sich, diese Schwäche überwunden zu haben; sie eröffnete dem Bruder ihren festen Entschluß, sein Los zu teilen, seinen Fall und den Niedergang der Dynastie nicht zu überleben. Auch sie verfocht gegen Voltaires Einwürfe ihre und des Königs heroische Denkart: „Ein Grab ist unser Richtpunkt; obgleich alles verloren scheint, bleiben uns doch Güter, die man uns nicht rauben soll, die Festigkeit und das warme Herz." Fürwahr, eine tapfere Frau, diese zarte Prinzessin mit dem leidenden Ausdruck in dem schmalen, unendlich anziehenden

Antlitz, mit so viel Geist in dem großen Auge und der leisen Spur von Spott um den feinen Mund. Krank, aufgeregt, empfindlich, zur Übertreibung geneigt in der Liebe und im Haß, für alle rührenden und erhebenden Eindrücke ebenso empfänglich, wie nachgiebig gegen feindselige und häßliche Regungen, ward sie jetzt von den leidenschaftlichen Schwingungen, in denen Friedrichs innerstes Wesen vibrierte, wie in Verzückung mit fortgerissen. Sie, die auf ihr ganzes Leben als auf ein ununterbrochenes Martyrium zurückschaute, wußte, was Leiden war, und litt alle Qualen des Bruders seelisch und beinahe körperlich mit. Wenn sie für die einst im Elternhause erlittenen Unbilden in den fratzenhaft verzerrten Schilderungen ihrer Memoiren mit krankhaftem Nachzittern sich schadlos gehalten, wenn sie jahrelang in dem bitteren Gefühl unverdienter Kränkung und verschmähter Hingebung auch diesem Bruder schmollend und schmälend sich entfremdet hatte, so lebte und webte sie jetzt nur in einem Gefühl: sie schwelgte in dem Stolz auf den Bruder, dem sie sich ebenbürtig fühlte und der ihre zärtliche Schwesterliebe mit rührendem Dank vergalt. Wer könnte den Briefwechsel der beiden Geschwister ohne Ergriffenheit lesen? Die Schwester war dem gereiften Mann in der schwersten Prüfung seines Lebens wieder das geworden, was sie einst dem erbitterten und verstockten und doch so liebebedürftigen, halb leichtsinnigen und halb schwermütigen Knaben gewesen war. Wir glauben ihm die oft wiederholte Versicherung, daß er an dieser einzigen, unvergleichlichen Schwester sich stärke und aufrichte.

In anderer Weise war der Prinz Heinrich seit kurzem sein Vertrauter. In fast täglichem Verkehr war der jüngere Bruder seit dem Tage nach der Koliner Schlacht der Zeuge aller der Stürme gewesen, welche die endlose Drangsal in der Brust des Königs entfesselte. Kein stummer Zeuge: der Prinz hielt mit seinem selbständigen Urteil, seinem Widerspruch nicht leicht zurück; verschlossen hielt er nur seinen Groll, dem das harte Geschick des ihm in warmer Freundschaft verbundenen August Wilhelm neue Nahrung gegeben

hatte. Heinrich war von gröberem und einheitlicherem Stoff als Friedrich und Wilhelmine, ohne den Zusatz von Empfindsamkeit und Exzentrizität, ruhig, kühl, nüchtern, stets bedächtig und abwägend, allen unvermittelten Impulsen unzugänglich, allem verwegenen Ungestüm abhold: so als Mensch und so als General und Politiker. Für den herben politischen Idealismus, der alles an alles setzt und den Tod anständiger achtet als ein entehrtes Leben, hatte er so wenig Verständnis wie Voltaire und führte in diesen peinlichen Gesprächen, während derer der König, seinen Hut zerknitternd, wie ein Verzweifelter im Zimmer auf und ab stürmte, ungefähr dieselben Gegengründe ins Treffen, wie jener in seinen weltweisen Briefen. Am 12. Oktober speiste Friedrich zu Eckartsberga selbstviert mit dem Prinzen, Mitchell und Keith; er sprach „nicht vier Worte" über Tisch. Nach der Mahlzeit behielt er den Bruder allein zurück und klagte trostloser denn je: der Zustand, in dem er sich befinde, sei länger nicht zu ertragen und schlimmer als der Tod. Heinrich entgegnete, daß er keinen Grund sähe, die Sache auf das Äußerste zu treiben. Der König würde nicht der erste Fürst sein, der sich gezwungen sähe, eine Provinz abzutreten. Gewiß sei seine Lage eine schreckliche, aber er brauche ja nur ein kleines Opfer zu bringen, um sich ihr zu entziehen, und die Standhaftigkeit im Unglück bestehe nicht darin, eine verlorene Partie halten zu wollen, sondern in der Anwendung der geeignetsten Mittel, um dem völligen Ruin vorzubeugen.

Der Markgräfin schrieb Friedrich selbigen Tages: „Weit entfernt, daß das Geschick sich erweichen ließe, alle Nachrichten, die ich erhalte, alle Briefe, die ich öffne, vermehren nur das Gewicht meines Unglücks. Kurz, meine liebe Schwester, es scheint eine ausgemachte Sache: das Schicksal oder ein Dämon haben den Sturz Preußens beschlossen, und alles hat dazu zusammenwirken müssen: widernatürliche Allianzen, Haß, dem man keinen Nährstoff geliefert hat, untergeordnete Ursachen und wirkliche Unglücksfälle. Ich gestehe, daß ich kaum zu schreiben vermag, mein Gemüt ist so gedrückt, die Dinge stehen mir so nahe vor Augen, daß meine Anstren-

gungen unvermögend sind, so starke und grausame Eindrücke abzuschwächen." Diesen Abend konnte man von der Straße den König in seinem Gemach zu ebener Erde beobachten, wie er mit Leidenschaftlichkeit Racines Mithridat deklamierte.

Die Franzosen wichen beharrlich der von Friedrich gesuchten Entscheidungsschlacht ebenso aus, wie zuvor die Österreicher. Über Gotha hinaus glaubte Friedrich sich von seiner Zentralstellung nicht entfernen zu dürfen, da er stets die Österreicher als seinen „größten Feind" im Auge behalten mußte. Ihr Streifzug unter Hadik nach Berlin im Oktober zog ihn von der Saale an die schwarze Elster ab. Wider sein Erwarten rückten jetzt die Gegner nochmals an die Saale, ja bis an die Pleiße vor, und wider sein Erwarten hielten sie stand, als er, den schon eingeleiteten Marsch nach Schlesien aufschiebend, sich ihnen wieder zuwandte. Schließlich rannten die so oft seinem Stoße Ausgewichenen in einer plötzlichen Anwandlung von Entschlossenheit wie Geblendete in ihr Verderben. Die Schlacht von Roßbach (5. November), in der 22000 Preußen 30000 Franzosen und nicht ganz 11000 Reichssoldaten schlugen, verschaffte dem Könige binnen weniger Nachmittagsstunden, was er in zehn Wochen vergeblich angestrebt hatte: die Befreiung von einem schweren hemmenden Drucke, die Sicherheit seiner rechten Flanke oder, wie er bezeichnend sagte, „die Freiheit, neue Gefahren in Schlesien aufzusuchen".

Der Markgräfin von Baireuth schrieb der Sieger am Abend der Schlacht: „Nach so viel Unruhen, wohlan, dem Himmel sei Dank, ein günstiges Ereignis, und es soll gesagt sein, daß 20000 Preußen 50000 Franzosen und Deutsche geschlagen haben. Jetzt werde ich mit Frieden in die Grube fahren, nachdem der Ruf und die Ehre meines Volkes gerettet ist. Wir können unglücklich sein, aber wir werden nicht entehrt sein. Sie, meine teure Schwester, meine gute, göttliche, zärtliche Schwester, da Sie an dem Geschick eines Sie anbetenden Bruders teilzunehmen geruhen, teilen Sie jetzt auch meine Freude."

Voltaire hatte jüngst gemeint, daß nur eine enorme öster-

reichische oder französische Dummheit seinen alten Schüler noch retten könne, und hatte das süße Rachegefühl gekostet, „einen König trösten zu dürfen, der ihn mißhandelt habe". Roßbach war noch etwas mehr als eine „enorme Dummheit". „Jetzt hat er alles erreicht," schrieb Voltaire enttäuscht, „was er immer sich ersehnt hat: den Franzosen zu gefallen, sich lustig über sie zu machen und sie zu schlagen ... Die Nachwelt wird immer staunen, daß ein Kurfürst von Brandenburg nach einer großen Niederlage gegen die Österreicher, nach dem völligen Ruin seiner Bundesgenossen, in Preußen durch 100 000 siegreiche Russen verfolgt, von zwei französischen Heeren bedrängt es fertig bekommen hat, allen zu widerstehen, seine Eroberungen zu behaupten und eine der denkwürdigsten Schlachten dieses Jahrhunderts zu gewinnen."

In Schlesien wurde der Herzog von Bevern durch österreichische Übermacht hart bedrängt; am 12. November kapitulierte die Festung Schweidnitz. Der König kündete seinem General jetzt die Absicht an, den Feind zwischen zwei Feuer zu nehmen, womöglich von Böhmen abzuschneiden, in die Oder zu jagen. Am 12. November trat er von Leipzig aus den so lange geplanten Marsch nach Schlesien an, mit nicht viel über 12 000 Mann. Wohl war jetzt „das Eis gebrochen", aber Roßbach war immer nur „ein erster Anfang vom Glück".

Am 24. November, nach dem Übergange über den Queiß, in dem Augenblick, da sein Fuß das schlesische Land wieder betritt, wird dem König die Nachricht zugetragen, daß Bevern die Österreicher vorgestern total geschlagen hat. Mit ihrer ganzen Lebhaftigkeit bemächtigt sich seine Phantasie der willkommenen Neuigkeit und ihrer Tragweite. Dieser Glückswechsel seit einem Monat dünkt ihm schier unerhört. Nun soll der Krieg ein Ende haben; man wird dem geschlagenen Feinde den Rückzug abschneiden, ihn ganz und gar einschließen, ihn vielleicht zwingen, das Gewehr zu strecken, ihn vernichten. Der ganze Tag verstreicht, auch die Nacht und der nächste Morgen, ohne daß eine Bestätigung von Bevern kommt. Der König beschwichtigt seine Ungeduld, indem er

sich sagt, daß der Bote den Umweg rechts von der Oder eingeschlagen haben wird. Endlich ist der Kurier da. Eine Schlacht hat am 22. November stattgefunden, aber Bevern hat sie verloren.

So schwer der Verlust der Schlacht von Breslau die preußische Sache traf, der König ward in seinem einmal gefaßten Entschluß keinen Augenblick erschüttert. Er befahl Bevern, die geschlagenen Truppen ihm jenseits der Oder nach Leubus entgegenzuschicken, selber aber Breslau bis aufs Äußerste gegen eine Belagerung zu halten und einen Ausfall zu machen, wenn das vereinigte preußische Heer die Österreicher vor der Stadt angreifen werde. Auch jetzt noch hoffte er dem Feind die Schlacht mit verwandter Front aufzwingen, ihn von seiner Rückzugslinie nach Böhmen abdrängen, auf die Oder treiben zu können.

Völlig durchkreuzt wurden seine Entwürfe erst durch ein neues Ereignis, das ungleich verhängnisvoller war, als selbst der Verlust der Schlacht. Im Morgengrauen des 24. November war Bevern auf einem einsamen Erkundungsritt den Kroaten in die Hände gefallen und noch desselben Tages hatte der greise General Lestwitz, fassungslos in der allgemeinen Verwirrung, Breslau übergeben. Nun war der Feind durch nichts in seinen Bewegungen gehemmt und konnte sich ohne Besorgnis vor einem Ausfall in eben dem Lager hinter der Lohe verschanzen, das er am 22. in heißem Strauß sich geöffnet hatte, und das, von einer Überzahl gegen eine Minderheit verteidigt, als uneinnehmbar galt.

Und doch konnte nichts als eine Schlacht, eine große Schlacht, ein großer Sieg die preußische Sache noch retten. Friedrich war zu allem entschlossen, und mochten seine Gegner „auf dem Gipfel des Zobtenberges“ sich verschanzt haben. Jede neue Verschlimmerung seiner Lage ward für die Ausführung des von Anfang an Beschlossenen nur ein Grund mehr.

Am 28. November überschritt er zwei Meilen unterhalb des von den Österreichern besetzten Liegnitz die Katzbach und lagerte sich bei Parchwitz. Durch die seit der Mitte des

Monats andauernde milde Witterung begünstigt, hatte er in dreizehn, nur durch drei Ruhetage unterbrochenen Märschen vierzig Meilen zurückgelegt. Die Truppen, unterwegs neu eingekleidet und in Kantonementsquartieren durch die Hauswirte besser, als es sonst aus den Magazinen geschah, verpflegt, waren guten Mutes und brannten darauf, jetzt auch den Österreichern ein Roßbach zu bereiten.

„Eure Exzellenz," schreibt Eichel am 1. Dezember aus Parchwitz an Finckenstein, „werden sich den Zustand vorstellen, in welchem unser Herr nach so viel Unglücksschlägen sich befinden muß, die ihn hier in Schlesien binnen kurzem getroffen haben, infolge der enormen Fehler, um nicht mehr zu sagen, einiger seiner Generale. Indessen, Gott sei gelobt, ist er davon nicht niedergedrückt, sein Herz ist zerrissen, sein Kopf bleibt frisch und gut, er denkt augenblicklich nur daran, das Glück zu korrigieren und die Fehler der andern wieder gut zu machen." Wie oft war der alte Mann in vergangenen Tagen und wieder jüngst, als steter Gehilfe bei der Tagesarbeit, Zeuge erschütternder Seelenkämpfe, selbstquälerischen Grams und Zweifels gewesen; jetzt im härtesten Drange der Not, da die Bravsten den Kopf verloren, gewahrte Eichel bewundernd, wie sein König „gewiß und wahrhaftig eine Festigkeit zeige, die fast übernatürlich und, ohne Schmeichelei gesagt, eben nur ihm selbst ähnlich und eigen sei". In Friedrichs Briefen aus diesen Tagen begegnet kein Zweifel, keine Klage mehr. Hatte schon der Tag von Roßbach ihm das innere Gleichgewicht und das alte Selbstvertrauen wiedergegeben, so verschaffte ihm jetzt sein unerschütterlicher Vorsatz, sich diesmal durch keinerlei Bedenklichkeit vom Schlagen zurückhalten zu lassen, die tröstliche Sicherheit, aus seiner Bedrängnis in kürzester Frist so oder so erlöst zu werden. Eine letztwillige Verfügung, am 28. November aufgesetzt, sieht die beiden möglichen Fälle vor. Ging die Schlacht verloren, so überlebte der König die Niederlage nicht, und für diesen Fall hatte er dem Erben einer verlorenen Sache, eines zusammenbrechenden Staates nichts mehr zu raten. Fiel er als Sieger, so sollte der Nachfolger trotz des Sieges unverzüglich einen

Friedensunterhändler mit Vollmachten nach Frankreich senden.

Die härteste Probe blieb seiner Festigkeit allemal erspart, denn der volle Umfang der Gefahr verhüllte sich ihm. Wie vor Kolin unterschätzte er die Zahl des Gegners. Willig maß er dem Gerücht Glauben bei, welches die Verluste der Österreicher in der letzten Schlacht auf die Ziffer 24000 hinauftrieb; den eigenen Verlust wollte er, viel zu niedrig, nur auf 3—4000 Mann anschlagen. So schmeichelte er sich mit der Aussicht, nach der Vereinigung seiner beiden Heere einem höchstens 40000 Mann starken Gegner in ungefähr gleicher Zahl entgegenzutreten.

Am 1. Dezember traf auf dem Umwege über Glogau die Vorhut des schlesischen, jetzt von Zieten befehligten Heeres ein, tags darauf die Hauptmasse. Mit Ungeduld hatten die seither so unglücklich geführten Truppen diese Vereinigung herbeigesehnt; der gemeine Mann gab seiner Freude über die Gegenwart des Königs lauten Ausdruck. Friedrich hatte die an der schmachvollen Kapitulation von Breslau schuldigen und mitschuldigen Generale, Lestwitz, Katte, Kyau, bei ihrer Ankunft in Glogau verhaften lassen und kündete ihnen ein Kriegsgericht an; das Heer aber empfing er, wie wenn die Geschlagenen als Sieger kämen. Die Mannschaften wurden wegen ihres tapferen Verhaltens in der Schlacht belobt und erhielten reichliche Verpflegung; von den Führern wurden drei Generalmajors zu Generalleutnants befördert, darunter des Königs jüngster Bruder Ferdinand, der an der Lohe die Fahne in der Hand dem Kugelregen entgegengestürmt war. Auf jede Art sollte der gesunkene Mut neu belebt werden. Denn das Äußerste wollte der Feldherr von der Truppe verlangen. Es galt nicht bloß, ein geschlagenes Heer alsbald wieder an den Feind zu bringen; es galt, sich einer Stellung zu bemächtigen, deren Stärke jeder in diesem geschlagenen Heere aus eigener Anschauung kannte.

Vor Zittau im vergangenen Sommer hatte der König durch die Warnungen seiner Generale sich von dem beschlossenen Angriffe zurückhalten lassen. Diesmal sollte jeder

Einwand vorweg abgeschnitten werden, niemand durfte in Ungewißheit darüber bleiben, daß der Kriegsherr entschlossen war, sein Heer bis auf den letzten Mann einzusetzen.

So ließ er denn am letzten Tage des Aufenthaltes zu Parchwitz die Generale und Stabsoffiziere zusammenrufen, um mit seiner „deutschen Rhetorik" auf sie einzuwirken. Durch jedes Band waren sie an ihn gekettet, seine Vasallen, seine Offiziere, seine Kampfes- und Leidensgenossen. Viele hatten seit Monaten ihn nicht gesehen. Wie er nun in ihren Kreis trat, in seiner verschlissenen Uniform, gealtert, abgemagert, das große Auge ernst auf die erwartungsvoll Versammelten gerichtet, und dann mit dem ganzen Wohlklang seiner weichen Stimme „in Kürze und mit Nachdruck" ihnen seine Notlage zu schildern begann, da war der Eindruck überwältigend. Jedem ist diese Stunde unvergeßlich geblieben, den Wortlaut der Rede hätte niemand festzuhalten vermocht. Friedrich gedachte des Verlustes der Schlacht, des Verlustes von Schweidnitz und Breslau, aber auch des glänzenden Sieges über die Franzosen; er erinnerte einen jeden an eine ehrenvolle militärische Vergangenheit und sie alle an den Preußennamen und heischte dann von ihnen Blut und Leben für den Tag, da Preußens Geschicke sich entscheiden mußten. Dem aber, der die preußische Sache verloren gäbe und sich von ihm trennen wolle, sagte er hier auf der Stelle den Abschied zu, ohne daß den Mann ein Vorwurf treffen solle. Es war das doch mehr, als eine nur auf die oratorische Wirkung berechnete Form. Wie viele von diesen kreuzbraven Haudegen hatten nicht seit dem Unglückstage von Kolin sich in die Vorstellung hineingeredet, daß es aus dem Verderben kein Entrinnen mehr gäbe. Schon ging bei dem Feinde die Rede, daß der König von Preußen von seinen ersten Generalen und Verwandten verlassen werde; blieb doch der Prinz von Preußen dem Heere dauernd fern, und glaubte man doch im österreichischen Hauptquartier zunächst ganz fest, daß der Herzog von Bevern sich absichtlich habe gefangen nehmen lassen. Vor allem aber: der Tapfersten einer, Moritz von Dessau, hatte vor kurzem, eingeschüchtert durch die Drohungen des Reichs-

hofrats, seine Entlassung aus dem preußischen Kriegsdienst nachgesucht und soll noch hier in Parchwitz zu einigen Offizieren gesagt haben, daß die Lage verzweifelt sei und leider in wenigen Tagen noch verzweifelter werden würde. Jetzt mag sich sein Blick zu Boden gesenkt haben, wenn auf jene Aufforderung des Königs der biedere Major Billerbeck in die lautlose Stille mit dem Kraftwort hineinplatzte: „Das müßte ja ein infamer Hundsfott sein, jetzt wäre es Zeit."

Den Truppen ward kundgegeben, daß Seine Majestät den Feind angreifen würden, wo Sie ihn fänden und zu Ihrer Armee das Zutrauen hätten, sie würde in eben der Absicht, wie Seine Majestät, dem Feind entgegenmarschieren, zu siegen oder zu sterben. Für jedes erbeutete Geschütz wurde ein Ehrenlohn von 100 Dukaten zugesichert. Da und dort redete der König beim Ritt durch das Lager selber die Leute an und freute sich ihrer treuherzigen Entgegnungen und des selbstbewußten Trostwortes, daß bei dem Feinde „keine Pommern" seien: „Du weißt ja wohl, was die können!"

„Ich hoffe noch alles wieder gutzumachen," schreibt der König an diesem 3. Dezember an Ferdinand von Braunschweig, „obgleich ich nicht leugnen kann, daß es mir sehr viel Mühe kosten wird, und daß ich hier die schwierigste und gewagteste Unternehmung vor mir habe, die ich trotzdem mit dem Beistand des lieben Gottes zu bewältigen hoffe." Es ist nicht das einzige Mal in diesen Parchwitzer Tagen, daß Friedrich der Hoffnung auf eine höhere Hilfe Ausdruck gibt.

Am nächsten Morgen ward das Lager aufgehoben, das Marschziel war Neumarkt. Die kleine Stadt war von Kroaten besetzt; abgesessene Husaren — denn die Infanterie war noch zurück — sprengten das Stadttor und erbeuteten die Feldbäckerei des österreichischen Heeres mit Brotvorrat für 40000 Mann. Zugleich aber erhielt man die frohe Kunde, daß der Feind seine feste Stellung hinter der Lohe verlassen hatte und sogar schon über die Weistritz vorgegangen war — ein großes, ungehofftes Ereignis. „Der Fuchs ist aus seinem Loche gekrochen," sagte der König vergnügt, „nun will ich seinen Übermut strafen."

Prinz Karl von Lothringen unterschätzte den Gegner nicht, der ihn in vier Schlachten geschlagen hatte. Nur durch geringen Zuzug war das jüngst besiegte Heer verstärkt, aber dem Einen unter den neuen Ankömmlingen ging lähmender Schrecken voraus wie dem zum Kampfe zurückkehrenden Achill. In die leichtfertigen Spöttereien über die Potsdamer Wachtparade, die in seinem Lager gehört wurden, stimmte der österreichische Feldherr so wenig ein, daß er noch soeben an seinen kaiserlichen Bruder geschrieben hatte: „Ich fürchte, wenn unsere Herren Verbündeten, wie ich es mir vorstelle, nichts tun, und wenn die ganze Heeresmacht auf uns fällt, so werden wir in starke Verlegenheit kommen." Aber er hatte aus Wien gemessenen Befehl nicht zwar eine Schlacht zu wagen, aber doch Liegnitz zu behaupten. Und so hatte er sich unter einstimmiger Billigung seines Kriegsrats entschlossen, den Preußen entgegenzugehen, ehe sich der König in seinen Stellungen allzu stark befestigen konnte; denn damit wäre es um die Ruhe der österreichischen Winterquartiere in Schlesien geschehen gewesen.

Auf dem Schlachtfelde von Leuthen (5. Dezember) wurden durch den König, um allen Verstößen gegen die Grundidee seiner schiefen Schlachtordnung, des Aufmarsches unter Zurückhaltung des einen Flügels, vorzubeugen, die Bataillone des zum Angriff bestimmten rechten Flügels, staffelweise im Abstand von je 50 Schritt angesetzt; die fehlerlose Durchführung des Schlachtentwurfes, dank deren die Infanterie sich nicht wie bei Kolin vorzeitig verbrauchte, und das genaue Ineinandergreifen aller Waffen entschieden den glänzendsten und vollständigsten aller Siege des großen Königs; denn auch die Kavallerie zeigte sich an diesem Tage, anders als bei Kolin, der stolzen Überlieferungen von Hohenfriedberg und Soor und ihres frischen Ruhmes von Roßbach durchaus wert, und die Wirkung der Artillerie wurde durch die Beteiligung schwerer Festungsgeschütze verstärkt. Der Sieg wurde von 35 000 Mann über 65 000 erfochten.

Als die Schlacht entschieden war, lag schon die frühe Winternacht über der Walstatt. Das Heer der Sieger ord-

nete sich, so gut es in der Dunkelheit ging, zwischen den Dörfern Guckerwitz und Leuthen, und blieb unter dem Gewehr, die Stätten seiner blutigen Triumphe im Rücken, die Weistritz zur Rechten. Wieder wie schon am Abend von Roßbach ward das Schlachtfeld die Stätte eines Gottesdienstes. Von Trupp zu Trupp pflanzte sich die fromme Weise fort, bis zuletzt aus vieltausendfachem Kriegermund das deutsche Tedeum ertönte: „Nun danket alle Gott!"

Der König war mit den Seydlitz-Kürassieren und einigen Kanonen auf der Straße nach Lissa vorangeeilt; ein paar Grenadierbataillone folgten. Neben dem Pferde des Königs, am Steigriemen sich festhaltend, schritt der Kretschmer aus der Dorfschenke von Sahra und machte mit seiner Laterne in der dichten Finsternis den Führer. Von Zeit zu Zeit wurden Kanonenschüsse abgegeben, um die Fliehenden nicht zu Atem kommen zu lassen. Kurz vor Lissa ward man von einem Haufen Nachzügler mit Feuer begrüßt, ebenso nachher im Städtchen aus den Fenstern. Aber der König ließ sofort am jenseitigen Ausgang bei der Weistritzbrücke die Kanonen auffahren und sicherte sich so den Ort und für morgen den Flußübergang. Dann überraschte er — es war gegen 7 Uhr — auf dem Schloß des Freiherrn von Mudrach die abgeschnittenen österreichischen Offiziere mit seinem: „Bon soir, Messieurs! gewiß sind Sie mich hier nicht vermuten! Kann man hier auch noch mit unterkommen?" Das ganze Schloß war mit Verwundeten belegt, der König nahm ein dürftiges Nachtmahl ein und schlief auf einer Streu, wie die Nacht zuvor unter demselben Dach sein Gegner Karl.

„Gottlob unser Sieg ist so komplett, wie wir erbitten und wünschen können," schreibt hier aus Lissa nachts um 12 Uhr der Generaladjutant Wobersnow an den in Glogau zurückgebliebenen Kabinettsrat: „der König ist beständig im größesten Feuer gewesen; es war nicht möglich, ihn zurückzuhalten, ob ich mich zwar alle ersinnliche Mühe gegeben."

Während der König sich zur Belagerung von Breslau anschickte, setzte Zieten mit 55 Schwadronen und 11 Bataillonen dem geschlagenen Heer nach. Nicht so unabläßig, wie sein

Gebieter es gewünscht hätte, aber doch erfolgreich genug, denn bis Weihnachten hatte er den Feind über das Gebirge zurückgedrängt. Von den 35000, die nach Böhmen zurückkehrten, war die Hälfte krank.

Am 20. Dezember kapitulierte Feldmarschallleutnant Sprecher von Bernegg mit der Festung Breslau und 17635 Mann. Liegnitz übergab Oberst von Bülow gegen freien Abzug der Besatzung. Die Belagerung von Schweidnitz blieb, da starker Frost eingetreten war, bis zum Frühjahr ausgesetzt.

„Wenn jemals Preußen Anlaß gehabt hat, das Tedeum anzustimmen, so ist es bei dieser Gelegenheit," schreibt Friedrich am 19. an seine Minister Podewils und Finckenstein; „ich hoffe, Sie werden mit meiner Heerfahrt zufrieden sein; niemals habe ich so viele Hindernisse angetroffen wie bei dieser Gelegenheit. Der Himmel sei gelobt, daß es uns geglückt ist." Weihnachtsruhe aber durfte er sich nicht gönnen. Am 24. in der Frühe marschierte er mit dem Belagerungskorps von Breslau ab, um im Gebirge nach dem Rechten zu sehen und die Postierungskette zum Schutze der Winterquartiere zu bilden. So kam Neujahr heran, ehe Feldherr und Truppen sich erholen konnten. „Das nenne ich eine Kampagne, die gleich dreien gilt," sagte Friedrich am 26. in Striegau; „ich kann nicht mehr, meine Körperkräfte nutzen sich ab, ich bin krank und habe jede Nacht viel von Koliken auszustehen." Schon bald nach der Schlacht waren ihm Schlaf und Appetit plötzlich untreu geworden. Aber er blieb guter Laune und trug Krankheit und Strapazen frohen Muts; des versichert er den Prinzen Heinrich und bittet, ihm die beste Schere zu schicken, um dem zurückgekehrten Glück die treulosen Flügel abschneiden zu können.

Seine kühnsten Erwartungen waren übertroffen. „Alles das geht viel weiter, als ich geglaubt hatte," schreibt er nach dem Fall von Breslau an Keith; „Sie können darauf zählen, daß diese Unternehmung dem Feinde mehr als 42000 Mann gekostet hat, und wenn das nicht zum Frieden führt, so werden keine Kriegserfolge ihn zuwege bringen."

XII

Das Jahr 1758

Unter dem entmutigenden Eindruck der schlimmen Niederlagen von Roßbach und Leuthen hat man sowohl in Wien wie in Versailles geschwankt, ob ein anscheinend aussichtsloser Kampf fortzusetzen sei. Beim Neujahrsempfang erklärte Maria Theresia dem französischen Botschafter Stainville, sie wolle sich ihrem Verhängnis in Ergebung unterwerfen und sei bereit, mit Rücksicht auf den König von Frankreich sich zum Besten der gemeinen Sache zu opfern. Es war Kaunitz, der ihren Mut wieder aufrichtete. In Versailles hatte der Minister Bernis zuerst von der Unmöglichkeit gesprochen, Sachsen dem König von Preußen wieder zu entreißen, und dann von einem Frieden auf Grund des Status quo ante bellum. Aber auch auf französischer Seite setzte die kriegerische Richtung sich schließlich durch, vertreten durch den König, die Marquise von Pompadour und Stainville. Immerhin glaubte man in Wien, weit mehr von den Russen für den neuen Feldzug erwarten zu dürfen; denn in Petersburg wurde jetzt der englischer Sympathien verdächtige Großkanzler Bestushew durch den ganz der Sache der Koalition ergebenen Woronzow ersetzt, und das Oberkommando erhielt Fermor an Stelle von Apraxin, der wegen seines Rückzugs aus Ostpreußen in den unzutreffenden Verdacht des Verrats gefallen war. In den ersten Tagen des Januar nahm Fermor das seit zwei Monaten von Verteidigern entblößte Ostpreußen für die Zarin in Besitz, denn Friedrich hatte nach dem Abmarsch Apraxins sich in der schweren Krisis des vorigen Herbstes zur Zurück-

ziehung des Lehwaldtschen Heeres aus Preußen entschlossen, um für den Kampf gegen Österreicher, Franzosen und Schweden „diese letzte Ressource" zur Hand zu haben.

König Friedrich ist über den Entschluß seiner Gegner, den Kampf fortzusetzen, nicht lange im Zweifel geblieben. Somit blieb alles für ihn beim alten: „Obgleich ich keine Lust habe, auf dem Seile zu tanzen, diese Halunken von Königen und Kaisern zwingen mich dazu, und es bleibt mir kein andrer Trost, als nach ein paar Kapriolen ihnen mit der Balancierstange eins auf die Nase zu geben." In immer neuen Tonarten wandelt er in seinen Briefen dieses Thema ab. „Wenn alle Welt die Dinge mit so philosophischem Auge betrachtete, wie wir beide," schreibt er seinem Statthalter in Neuchatel, dem alten Freunde George Keith, so würde der Friede längst hergestellt sein; aber wir haben mit denen zu tun, die Gott verflucht hat, da sie von Ehrgeiz verzehrt werden; deswegen gebe ich sie zu allen Teufeln." Den gern mit klassischen Zitaten prunkenden Algarotti erinnert er an die Gattin des Königs Latinus, der die Göttin der Zwietracht das Herz gegen Äneas mit giftigem Haß erfüllt hat: „Sie sehen, daß es nicht genügt, sich zu schlagen, und daß es schwerer ist, mit bösen Frauen fertig zu werden, als mit streitbaren Männern ... Hätte ich die Wahl, ich würde vorziehen im Parterre zu sitzen, als auf der Bühne aufzutreten." Es war ein schwacher Trost, wenn Algarotti erwiderte: „Eure Majestät spielt zu gut, um nicht Akteur zu sein."

Das Gerücht sagte ihn krank. „Ich bin nicht krank," lautete sein Dementi, „weder an Leib, noch an Geist, aber ich ruhe mich aus in meinem Zimmer." Er verglich sich einem Manne, der lange Zeit auf hoher See gewesen sei und sich freue, während einiger Zeit im Hafen und am Ufer weilen zu können. Die kurze Pause dieser Breslauer Winterquartiere sollte ihm dazu dienen, „in lieber Gesellschaft das wieder abzustreifen, womit der schreckliche Feldzug die Sitten verroht haben mochte". So lud er sich seine Schwester Amalie und seine zwei Nichten von der Schwedter Linie, die Ge-

mahlinnen seines Bruders Ferdinand und des Prinzen Friedrich Eugen von Württemberg, nach Breslau ein, dazu den Marquis d'Argens. Auch Finckenstein, der englische Gesandte Mitchell und der ehemalige Vertreter am französischen Hofe, Knyphausen, leisteten Gesellschaft. Mitchell, nach der Schlacht bei Roßbach in Leipzig zurückgeblieben, wurde noch am Abend seiner Ankunft in Breslau, am 8. Januar, von Friedrich zu Tisch gezogen und fand ihn „zufrieden und glücklich, aber nicht aufgebläht nach den großen und fast unglaublichen Erfolgen seiner Waffen; er erzählte von dem 5. Dezember und dessen Folgen mit der Bescheidenheit eines Helden, dessen Hochsinnigkeit weder durch das Lächeln noch durch das Stirnrunzeln des Glücks berührt wird". Man trug sich mit einem Wort aus seinem Munde: „Ich habe nur etwas kaltes Blut und viel Glück gehabt." Und indem er dem Prinzen Heinrich einen Riß des Schlachtfeldes von Leuthen übersandte, verhieß er ihm, daß das seine letzte Erwähnung der Schlacht sein solle, sonst werde er in den Ruf kommen, ebenso närrisch wie Cicero zu sein, der unaufhörlich von seinem Konsulat gesprochen habe. Auf des Bruders Glückwunsch zu seinem Geburtstage entgegnete er, wenn das beginnende Jahr so grausam sein sollte, wie das verflossene, so wünsche er, daß es das letzte seines Lebens sein möge. Doch war er in der Stimmung, anders als vor einem Jahre, sich laute Feier gefallen zu lassen; wie einst in den freudigen Tagen nach seinem ersten Einzug in die schlesische Hauptstadt lud er Behörden und Bürgerschaft, alt und jung, zu Tanz und Maskerade.

Eine Wirkung der glänzenden Siege König Friedrichs war, daß das Bündnis zwischen Preußen und England jetzt Befestigung und weiteren Ausbau erhielt durch die Londoner Konvention vom 11. April 1758. England verpflichtete sich zur Zahlung von Subsidien in der Höhe von 670000 Pfund Sterling an Preußen und zur Unterhaltung von 55000 Mann auf dem deutschen Kriegsschauplatz. Der Konvention von Kloster Sewen verweigerte der König von England die Genehmigung, und an der Spitze des von neuem versammelten hannoverisch-

braunschweigischen Heeres trieb ein preußischer General, Herzog Ferdinand von Braunschweig, ein Führer aus Friedrichs Schule, noch zur Winterzeit die Franzosen über den Rhein.

Durch die Zurückdrängung der Franzosen der Sorge um seine rechte Flanke überhoben, hatte Friedrich bei Beginn des dritten Feldzuges ohne Frage größere Bewegungsfreiheit als vor einem Jahr und entschied sich deshalb ohne weiteres für die damals erst nach eingehender Überlegung ergriffene strategische Offensive, trug auch kein Bedenken, die Operationsbasis von seiner sächsischen Zentralstellung loszulösen und nach Oberschlesien zu verlegen. Er wollte dann die Entscheidung in Mähren suchen, wo sie sich seiner feststehenden Anschauung nach leichter und wirksamer herbeiführen ließ als in Böhmen. Der Grundgedanke seines Feldzugsplanes war, wie im Frühling 1757, einen großen nachhaltigen Stoß gegen die Österreicher zu führen, um nachher, wenn andere Gegner (jetzt mußte vornehmlich mit den Russen gerechnet werden) auf den Plan traten, nach Gefallen gegen sie detachieren zu können. Die Ausführung des Planes dachte er sich in der Weise, daß er nach der Wiedereinnahme von Schweidnitz, die Festung fiel am 16. April, mit dem schlesischen Heere (in der Sollstärke von 98000 Mann) auf Olmütz losgehen, und nach dem Fall dieser Festung die Österreicher durch Vorstoß starker Entsendungen nötigen wollte, auch den Posten von Brünn aufzugeben und ihre Streitkräfte an der Donau zusammenzuziehen. Alsdann sollte Prinz Heinrich, der bis dahin auf eine abwartende Haltung und die Beschäftigung der Reichsarmee angewiesen wurde, an der Spitze eines zweiten Heeres (22000 Mann) in das von Verteidigern entblößte Böhmen einbrechen und dem Gegner durch die Wegnahme von Prag den „Keulenschlag" versetzen. Das dritte Heer (20000 Mann), jetzt an Lehwaldts Stelle durch den Grafen Dohna befehligt, erhielt die Aufgabe, zuerst den Schweden zu Leibe zu gehen und dann die Russen zu beobachten.

Nach der Schlacht von Kolin hatte Friedrich den Vorsatz ausgesprochen, seine Schlachtfelder in Zukunft mit mehr Vorsicht auszuwählen, im weiteren Verlaufe des vorjährigen Feld-

zuges aber wiederholt erklärt, er sei, um schnelle Entscheidungen herbeizuführen, gezwungen „gegen seine Grundsätze" zu handeln und mit dem Feinde zu schlagen, wo er ihn finden werde. In der durch den Tag von Leuthen geschaffenen günstigeren Lage meinte er stärkerer Wagnisse nicht mehr zu bedürfen. Er bezog vor Olmütz eine Stellung, in der er es völlig in der Hand zu haben glaubte, eine Schlacht anzunehmen oder nicht. Durch die Erinnerung an die Belagerung von Prag und an Kolin zur Vorsicht gemahnt, dachte er, die Festung auch ohne Schlacht zu gewinnen; jedenfalls wollte er ein Entsatzheer, statt es seinerseits anzugreifen, auf die feste Umzingelungslinie der Belagerer aufrennen lassen.

Seine Stimmung während der ersten Wochen der Belagerung, in den elenden Dorfquartieren von Schmirsitz und Klein-Latein, war hoffnungsvoll und glücklich. In seiner Umgebung befand sich seit kurzem ein junger Schweizer, den er vor drei Jahren während eines Ausfluges nach Holland kennen gelernt hatte. Henri de Catt war im März 1758 als Vorleser in seine Dienste getreten, nachdem der Abbé de Prades wegen eines verräterischen Einverständnisses mit den Franzosen auf die Festung Magdeburg geschickt worden war. Die Kriegstagebücher des neuen Vorlesers mit ihren knappen, abgerissenen, ohne jede schielende Rücksicht aufgezeichneten Vermerken, sind unverdächtige Zeugnisse des Zaubers, mit welchem die Persönlichkeit des Königs in ihrer Größe und zugleich in ihrer Liebenswürdigkeit den jugendlichen Sinn des Begleiters gefangen nahm. „Je öfter ich diesen Fürsten sehe, um so mehr Gründe finde ich, ihn zu lieben und zu verehren," schreibt Catt während des Marsches nach Mähren, und als Friedrich ihm in Schmirsitz eines Tages vom Tode spricht und von der kurzen Lebensdauer, die er bei zunehmender Anfälligkeit sich nur noch beschieden glaubt, wird das weiche Herz des Zuhörers so traurig gestimmt, daß er für alle weiteren Äußerungen die Aufmerksamkeit verliert. Vorwiegend aber waren damals die Eindrücke, die er aus dem Quartier des Königs hier vor Olmütz beim Nachhausegehen

mitnahm, hell und freundlich. Friedrich hatte sein Gefallen an dem gewandten und unterrichteten und dabei bescheidenen und taktvollen Gesellschafter; denn nicht sowohl zum Vorlesen, als zur Unterhaltung ließ er ihn gegen Abend auf eine oder mehrere Stunden zu sich kommen, wo dann über die verschiedensten Dinge, die französische Literatur, die schriftstellerischen Arbeiten des Königs, Persönlichkeiten, Erlebnisse, aber auch über die militärischen Ereignisse des Tages geplaudert wurde. Oder Friedrich trällerte Arien aus den in Berlin aufgeführten Opern und weihte seinen Vorleser in die Grundbegriffe der Tanzkunst ein, um dann belustigt auszurufen: „Welch Schauspiel für Daun und den Prinzen Karl, sähen sie ihren Besieger von Lissa hier in einer Bauernstube Entrechats machen und Herrn Catt graziöse Bewegungen beibringen."

Den Oberbefehl über das österreichische Heer in Böhmen hatte der Besiegte von Leuthen Karl von Lothringen an den Sieger von Kolin Daun abgeben müssen. Daun hat sich dem ihm zunächst erteilten Auftrage, zugleich das Heer vor einer neuen Katastrophe zu bewahren und Schweidnitz zu entsetzen, nicht gerecht werden können; er hat mit vollem Erfolge die gleiche Doppelaufgabe angesichts der Belagerung von Olmütz gelöst. Nachdem durch die Fehler der preußischen Ingenieure kostbare Zeit verloren gegangen war, wurde entscheidend die Wegnahme eines preußischen Transports von 3000 Wagen in dem Gefecht von Domstadtl (30. Juni) an der Troppau-Olmützer Straße. Dieser Zufuhr an Mundvorrat und Schießbedarf beraubt, mußte der König am 1. Juli die Belagerung aufheben. Er wählte den Rückweg durch Böhmen. Am 10. August legte er im Lager von Landeshut die Verteidigung von Schlesien in die Hände des Markgrafen Karl von Schwedt; er selbst marschierte mit der Hälfte der Reiterei und nicht ganz einem Drittel des Fußvolks zu dem Dohnaschen Heere für den Kampf gegen die an die Oder vorgedrungenen Russen unter General Fermor.

Nach der Vereinigung der beiden preußischen Heere gab Fermor die Belagerung von Küstrin auf und bezog ein Lager,

das nur die sumpfige Niederung der Mietzel von den Preußen trennte. Diese Stellung umging Friedrich durch einen Marsch in der Frühe des 24. August in ihrer rechten Flanke und nötigte damit die Russen, zur Abwehr des Angriffs ihre Front im letzten Augenblicke zu wenden.

Dem Angreifer galt es, den von seiner Rückzugslinie nach Landsberg an der Warthe abgeschnittenen Feind zu vernichten. Aber der Sieg der Preußen blieb unvollständig, die Unmöglichkeit eines Rückzuges steigerte den russischen Widerstand zur äußersten Zähigkeit. Einer nachdrücklichen, über eine Kanonade hinausgehenden Wiederaufnahme des Angriffs stellte sich am zweiten Tage auf preußischer Seite Munitionsmangel und die Stärke der eigenen Verluste entgegen. In der folgenden Nacht gelang es dem russischen Feldherrn, durch einen Marsch an der preußischen Stellung vorbei unbemerkt die Straße nach Landsberg und die verlorene Verbindung mit seiner Wagenburg wiederzugewinnen. Aber an eine Wiederaufnahme der seinem Feldzugsplane vorgezeichneten strategischen Offensive dachte er nicht, sondern trat am 31. August den weiteren Rückzug an. Das Wiedererscheinen dieses Gegners glaubte Friedrich nicht in Rechnung ziehen zu müssen, er konnte sich, unter Zurücklassung Dohnas, von der Oder zur Elbe wenden, wie im Vorjahr nach Roßbach von der Saale zur Oder, gegen die Österreicher.

Daun hatte, als Friedrich sein schlesisches Heer verließ, seine Offensive nicht gegen Schlesien, sondern nach Sachsen gerichtet, um dort im Verein mit der Reichsarmee das kleine Heer des Prinzen Heinrich zu erdrücken. Aber ehe man sich über den gemeinsamen Angriff verständigt hatte, kam die Kunde von dem Anmarsch des Königs, der jetzt auch das Korps des Markgrafen Karl aus Landeshut heranzog. Da sah sich Daun wieder zur Beschränkung auf strenge Defensive in sorgsam ausgewählten Stellungen veranlaßt. Unwirsch spottete Friedrich: „Man sollte annehmen, daß der Kaukasus, der Pic von Teneriffa oder die Kordilleren die Heimat der österreichischen Generale wären; sobald sie einen Berg sehen, sind sie oben; sie sind in die Felsen und Schluchten verliebt

bis zur Narrheit." Aber als er dann mit einem Teile des Heeres durch ein Manöver, durch einen Marsch in die Verbindungslinie zwischen dem österreichischen Heere und Böhmen, Daun zur Räumung von Sachsen zu nötigen versuchte, ergriff dieser mit seinen 70000 Mann auf den Rat seiner Generale Lacy und Laudon die Gelegenheit zum Überfall in Nacht und Nebel auf das unglücklich ausgewählte und schlecht verwahrte preußische Lager von Hochkirch (14. Oktober). Nach Verlust zahlreicher Geschütze, eines Drittels seiner Infanterie und fast des Viertels seiner Gesamtzahl (40000 Mann) trat Friedrich einen geordneten Rückzug an und bezog dreiviertel Stunden vom Schlachtfeld ein neues Lager.

Der Rückzug selbst, seine musterhafte Anordnung und völlig ungestörte Durchführung, die stolze Ruhe, mit der angesichts des siegreichen Heeres das neue Lager auf den Höhen von Doberschütz bei Bautzen, nur drei Viertelmeilen vom Schlachtfelde, abgesteckt und bezogen wurde — alles das stellte eine moralische und taktische Leistung dar, die dem Feinde volle Bewunderung abnötigte. Der König trug in Blick und Miene volle Sicherheit, ja Heiterkeit zur Schau, um den ermüdeten, entmutigten, entblößten, ihrer dürftigen Habseligkeiten beraubten Truppen eine Zuversicht wiederzugeben, die er selbst doch nur schwer bewahrte. „Kanoniers, wo habt ihr eure Kanonen gelassen?" fragt er beim Abzuge scherzend und erhält die prompte Antwort: „Der Teufel hat sie bei der Nachtzeit geholt." „So wollen wir sie ihm bei Tage wieder abnehmen," erwidert er und darf nun darauf rechnen, daß das tapfere Wort im Heere die Runde macht. Einem der erprobtesten Waffengefährten, seinem Generaladjutanten Wobersnow, der augenblicklich dem Dohnaschen Heere zugeteilt war, ließ er bestellen: „Ich hätte hier eine tüchtige Ohrfeige bekommen, da ich bei Nacht wäre attackieret worden; ich würde sie aber nach alter Gewohnheit in wenig Tagen auswischen."

Aber im Gegensatz zu seiner äußerlichen Gefaßtheit erschien der König seinem teilnahmsvollen Begleiter Catt bei den abendlichen Unterhaltungen der nächsten Tage gedrückt,

ja kleinmütig. „Ich kann die Tragödie enden, wenn ich will," sagte er dumpf; er zeigte dem Vorleser die jetzt vor einem Jahr entstandene Apologie des Selbstmordes und das Gift, das er seit langem bei sich trug.

Und nun traf ihn eine neue Heimsuchung: ein neuer Todesfall in der Familie. Mit der verhängnisvollen Epoche von Kolin verknüpfte sich in seiner Erinnerung der Verlust der Mutter. Jetzt häufte sich auf das Unglück von Hochkirch die Trauerkunde aus Baireuth: am Morgen des 14. Oktober, in der Stunde, da das preußische Heer geschlagen wurde, war die Markgräfin Wilhelmine ihrem heldenhaft getragenen Leiden erlegen. Der Bruder hatte den Gedanken an diesen schon lange vorauszusehenden Ausgang bisher gewaltsam von sich gewiesen. „Ich beschwöre Sie," hatte er noch jüngst dem Prinzen Heinrich geschrieben, „rauben Sie mir nicht die Hoffnung, den einzigen Trost der Unglücklichen. Bedenken Sie, daß ich mit meiner Schwester geboren und erzogen bin, daß diese ersten Bande unlösbar sind, daß zwischen uns beiden die innigste Zärtlichkeit nicht die geringste Abschwächung erlitten hat, daß wir getrennte Körper, aber nur eine Seele haben. Bedenken Sie, daß nach so vielen Unglücksschlägen aller Art, die mir das Leben verleiden müssen, gerade noch dieser Schlag mir zu fürchten übrig bleibt, um mir das Dasein unerträglich zu machen." Der in Dresden zurückgebliebene Eichel, der verschwiegene Zeuge schon so mancher erschütternder Auftritte, schrieb dem Minister Finckenstein, „dieser Todesfall embarrassiere ihn wegen des Königs mehr als alle Kriegsoperationes". Der zweite Kabinettsbeamte, Kriegsrat Cöper, dem nun die schwere Pflicht oblag, dem Gebieter nach schonender Vorbereitung die ganze Wahrheit zu offenbaren, nannte die Wirkung unbeschreiblich: er glaube nicht, daß ein Schmerzausbruch noch weiter gehen könne.

Gegen Catt äußerte der König in diesen Tagen: „Nicht der Verlust einer Schlacht vermag einen Kriegsmann und Kapitän zu erschüttern, aber der Tod einer Schwester ist unersetzlich." Und doch mußte er sich sagen: „Ich habe keine Zeit, den Tod meiner Schwester zu beweinen. . . . Ich will

von all unserem Unglück erst wieder sprechen, wenn der Winter da sein wird, und jetzt nur an das denken, was ich zu tun habe. . . . Die Menge unseres Unglücks stumpft schließlich die Empfindung ab, und ich glaube, es könnte der Himmel die Erde erdrücken und der Boden unter meinen Füßen einsinken, ohne daß ich des achten würde."

Trotz seiner Niederlage beharrte er bei dem vor der Schlacht gefaßten Plan, nach Görlitz zu gehen, sofort entschlossen, sich den Weg, wenn es galt, durch eine neue Schlacht zu öffnen. Niemand zweifelte auf österreichischer Seite, daß der Sieger den Besiegten nicht an sich vorbei lassen werde: Daun sandte Botschaft an das vor Neiße liegende Heer und verbürgte sich, jeden Entsatzversuch zu verhindern. König Friedrich zog, um seine Verluste einigermaßen auszugleichen, den Prinzen Heinrich mit acht Bataillonen und fünf Schwadronen an sich, umging Dauns Stellung durch einen meisterhaften Marsch und besetzte am 25. Oktober Görlitz. Nicht mehr er, sondern der Sieger von Hochkirch war jetzt von Schlesien abgeschnitten. An der Fortsetzung des Marsches hätte Daun ihn nur durch einen Angriff hindern können, den Friedrich erwartete und wünschte; denn der Verlust einer Schlacht würde jenen zum Abzug nach Böhmen genötigt haben. Statt dessen verschanzten sich die Österreicher auf der Landskrone.

Durch sein Erscheinen in Schlesien bestimmte der König die vor Neiße und Kosel erschienenen Feinde zur Aufhebung der Belagerung und traf rechtzeitig genug in Sachsen wieder ein, um die von den Österreichern inzwischen eingeschlossenen Plätze Dresden, Torgau und Leipzig zu entsetzen und Daun nunmehr zur Räumung von Sachsen zu veranlassen. Und da jetzt auch vor Kolberg ein Detachement von dem Dohnaschen Korps die russischen Belagerer wegtrieb, konnte der König von Preußen in seinem Bulletin über den Schluß des Feldzugs sich rühmen: „Also sechs Belagerungen fast zu gleicher Zeit aufgehoben." Die Österreicher bezogen Winterquartiere in Böhmen, die Reichstruppen im fränkischen Kreise, die Russen hinter der Weichsel, die Schweden in Stralsund

und auf Rügen — sie alle außerhalb des zu Beginn des Feldzuges von den Preußen besetzten Gebietes.

Schlesien und Sachsen, Vor- und Hinterpommern, die Marken und Mecklenburg, Hannover, Hessen und ganz Westfalen waren vom Feinde gesäubert. Denn auch über die Franzosen hatte Herzog Ferdinand von Braunschweig Dank seinem Siege bei Krefeld (23. Juni) die Überlegenheit bis zum Schluß des Feldzugs behauptet. Was der französische Kriegsminister vor Hochkirch vorausgesagt hatte: der König von Preußen werde sich am Ende des Feldzugs in einem Zustande befinden, der gegen seine Lage zu Beginn des Jahres sich um nichts verschlimmert hätte — es war in Erfüllung gegangen nach Hochkirch und trotz Hochkirch.

XIII

Das Jahr 1759

Ich bin wie jemand, der den Schluß eines Epigramms sucht und ihn nicht findet," hatte König Friedrich nach Hochkirch gesagt: „ich sehe nicht, wie ich das Ende meines Feldzugs finden soll." Der Schluß des Epigramms war gefunden, aber ohne ein Roßbach und ein Leuthen. Und darum war das Ende des Feldzugs noch nicht das Ende des Kriegs. Statt des Friedens brachte der Winter den dritten Vertrag von Versailles, das neue Kampfesbündnis zwischen Frankreich und Österreich vom 31. Dezember 1758.

Den allerchristlichsten König desto fester an die gemeine Sache zu ketten, trat jetzt auch die Kurie in einer eindringlichen Kundgebung mit Lobspruch und Mahnung an ihn heran. Am 3. Mai 1758 war nach achtzehnjährigem Pontifikat Benedikt XIV. gestorben; der milde und weltmännische Herrscher hatte zwar nach dem Ausbruch des Krieges sich mit seinen Sympathien so ganz auf die Seite der Gegner Preußens gestellt, daß seine Umgebung ernstlich für seine Gesundheit besorgt war, wenn ein preußischer Sieg ihm gemeldet werden mußte; offene Parteinahme aber hatte er vermieden. Sein Nachfolger, der Venezianer Rezzonico, der sich Klemens XIII. nannte, nahm noch im Jahre seiner Erhöhung die Schlacht bei Hochkirch zum Anlaß, um dem Könige von Frankreich feierlich seine Freude auszusprechen über das von seinen Vorgängern so sehr ersehnte, endlich zuwege gebrachte und von Gott jüngst durch glückliche Waffenerfolge gesegnete Bündnis der beiden großen katholischen Höfe. Gleichzeitig

forderte er in einem anderen Breve den Kaiser auf, des Amtes als Schirmvogt der Kirche gegen die Akatholischen zu warten und die Rechte der Religion und des heiligen Reiches zu schützen und wiederherzustellen. Die Kaiserin-Königin und andere katholische Landesherrschaften ermächtigte er für die Zwecke des guten Krieges zu einer außerordentlichen Besteuerung des geistlichen Gutes.

Nicht lange darauf, seit Anfang März 1759, ging durch die Zeitungen, zunächst durch die holländischen, eine angeblich aus Wien stammende Nachricht, daß dem Feldmarschall Daun ein Degen und ein Hut, beide vom Papst geweiht, zugedacht seien, geistliche Ehrengeschenke, wie sie zuletzt dem Prinzen Eugen für seine Siege gegen die Ungläubigen verliehen worden waren. König Friedrich hörte von der ihn sehr belustigenden Sache erst Ende April. „Der Papst hat Daun ich weiß nicht was für einen Hut verliehen; er beträgt sich sehr unschicklich gegen mich," schrieb er an d'Argens. Der riet, die Sache ins Lächerliche zu ziehen, zugleich aber eine Broschüre über die dem Protestantismus drohenden Gefahren zu veröffentlichen. Friedrich erwiderte, das seien verbrauchte Waffen; niemand, selbst nicht mehr die Frauen, lasse sich noch fanatisieren, weder für Luther noch für Calvin. Mehr sagte ihm der andere Vorschlag zu. Er entwarf unter stärkster Auftragung der Farbe ein päpstliches Verleihungsbreve für Daun, der da berufen sei, nach dem Vorbilde des heiligen Karl den Norden Deutschlands durch Schwert, Feuer und Blut zu bekehren, und sandte die Satire zur Veröffentlichung an d'Argens, der eine lateinische Übersetzung hinzufügte. Harmlose Gemüter nahmen den faustdicken Hohn als bare Münze auf, der Wiener Hof aber sah sich endlich veranlaßt, Anfang August 1759, die vielerörterte Verleihung der geweihten Gegenstände in seiner amtlichen Zeitung in Abrede zu stellen.

Das war unverkennbar, daß trotz der gegenteiligen Behauptung des Königs von Preußen Deutschland noch immer ein fruchtbarer Boden für konfessionelle Leidenschaft war, und daß trotz der rein politischen Anlässe des Krieges, trotz der

Bemühungen des Kaiserhofes, den Kampf kein religiöses Ansehen gewinnen zu lassen, der Gegensatz zwischen den Glaubensparteien eine neue Schärfe erhalten hatte. In die seit der Schlacht von Kolin stockenden Verhandlungen wegen Bildung eines evangelischen Sonderbundes im Reiche kam infolge der veränderten Haltung Roms neue Bewegung. Vollends der gemeine Mann wußte nicht anders, als daß es in diesem Kriege um die Religion gehe. Dem Volke in den katholischen Gegenden waren Preuße und Ketzer gleichgeltende Begriffe; um so mehr getröstete man sich dort des endlichen Sieges:

Laßt halt gut sein, mein Herr Preuße, und den Pfaffen mir in Ruh
Wer dem Papst tut Ehr' erweisen, den bedrücket nie kein Schuh.
Und wer's mit der Kirche hält, niemals auf die Nase fällt!

Durch ihr kirchenschänderisches Treiben in dem protestantischen Kursachsen vor der Schlacht bei Roßbach machte sich die Rotte der französischen Befreier ebenso verhaßt, wie einst an denselben Stätten die spanische Armada Karls V. im Schmalkaldischen Kriege; der Kaiserhof sah sich zu dringenden Vorstellungen an die verbündete Macht genötigt. Aber waren nicht die kaiserlichen Truppen selbst nur zu geneigt, den unglücklichen, von Feind und Freund gedrückten Sachsen ihren lutherischen Glauben entgelten zu lassen? Österreichischen Offizieren wurde das Wort nachgesagt, man werde den Sachsen als ketzerischen Hunden nichts als die Augen im Kopfe lassen, auf daß sie ihr Elend selbst sehen könnten.

Hingegen ließ sich die protestantische Bevölkerung, wo die Obrigkeit zu Österreich hielt, hie und da zu offener Widersetzlichkeit hinreißen; der Reichsfeldherr klagte, daß er sich höchstens auf die katholische Mannschaft verlassen könne; unter den Bürgern und Bauern in Franken war die Kreistruppe verhaßt und der König von Preußen geehrt, und seine gepreßten mecklenburgischen Rekruten durfte dieser König auch jetzt im Kriege als sichere Leute betrachten, weil sie evangelisch waren. Die katholischen Bruchteile der preußischen Regimenter beeinträchtigten den protestantischen Gesamtcharakter des Heeres nicht. Wie Frundsbergs Landsknechte auf den

Gassen der ewigen Stadt den Papst verhöhnt hatten, so ließen sich in König Friedrichs Feldlager die Soldaten zu ihrer Kurzweil das kirchenpolitische Tagesereignis nicht entgehen und gaben auf improvisierter Bühne ein Zwiegespräch zwischen Harlekin und Daun über die Verleihung des geweihten Hutes zum besten. Dieselben Leute aber sangen auf dem Marsch ihre evangelischen Kirchenlieder mit einer Andacht, daß ein warmherziger Offizier wie Ewald von Kleist oft zu Tränen gerührt wurde. Von neuem, wie einst in den Tagen der Glaubenskriege, stärkte das alte Streitlied des Protestantismus: „Ein feste Burg ist unser Gott" Tausenden von Kämpfern den Mut. Und jene unangesagten Dankgottesdienste auf den nachtbedeckten Siegesfeldern, sie haben nachkommenden Geschlechtern mit Recht als der ergreifendste Ausdruck schlichter soldatischer Frömmigkeit gegolten. „Ist es nicht gerade wie bei Leuthen!" rief Gneisenau am Abend von Belle-Alliance, als wieder die sieggekrönten Preußen ihr „Nun danket alle Gott" anstimmten.

„Gottesdienst und Betstunden," so schrieb in einem vergleichenden Rückblick auf den siebenjährigen Krieg nach einem Menschenalter ein preußischer Feldgeistlicher, „waren immer im Gange und durften so wenig wie die Löhnungstage fehlen. Damals war der Feldprediger einer der Unentbehrlichsten bei dem Regiment." Die treuen und tapferen Hirten waren um so mehr die Vertrauensmänner der Soldaten, als sie, der alten Feldpastoralregel eingedenk, nicht bloß durch die Predigt vor der Trommel — dem aus zwei großen Trommeln hergestellten Feldaltar, — sondern durch ihren ganzen Wandel und im täglichen unmittelbaren Verkehr auf die Mitglieder ihrer kriegerischen Gemeinde einwirkten, und dazu am Tage der Schlacht wenn es galt auch beim Angriff nicht fehlten, wie ein Balk bei Roßbach, ein Küster bei Hochkirch und manch anderer Feldprediger. „Ob er auch ein Herz habe und unter Umständen auch wohl ein Pelotonfeuer aushalten könne?" fragte der König den nachmaligen Feldpropst Kletschke bei der Ernennung zum Seelsorger der Garde.

In dem religiösen Vorstellungskreise des gemeinen Mannes

ward aus dem Könige, als dem Muster aller soldatischen Tugenden, geradezu ein Gottesstreiter. „Wohl von Berlin ein tapferer Held regiert nebst Gott jetzt in der Welt," sangen die Soldaten, und noch bezeichnender in einem anderen Liede:

König Friedrich, du mußt siegen,
Weil dein Gott stets mit dir ist.
Wer sollte sich vor dir nicht schmiegen!
Du kämpfest als ein Held und Christ.

Und die Sieger von Leuthen wollten sich nicht ausreden lassen, daß während der Schlacht da, wo der König hielt, ein heller Glanz über dem Felde gelegen hatte: die Klarheit des Himmels, die den Erwählten des Herrn in der Stunde der Gefahr umleuchtet habe.

Der König, der in dieser Weise von seinen gläubigen Kriegern verherrlicht wurde, war dem Glauben seiner Väter innerlich ebenso entfremdet, wie seiner Politik deutsch-nationale Antriebe und Rücksichten fern lagen. Und doch wurden auch in ihm die Geister des Schmalkaldischen Krieges wieder lebendig: unwillkürlich trat er in den Bann der eigentümlichen Verbindung von religiösem, politischem und nationalem Protestantismus, in der sich die Altvordern gegen die römische Hierarchie des Papstes und den spanischen Dominat des Kaisers aufgelehnt hatten. Die Worte, die während dieses Krieges in der preußischen Hauptstadt von der Kanzel gehört wurden: „Deutschland, deine Fesseln waren bereits geschmiedet, deine bürgerliche und Gewissensfreiheit wäre mit uns zugleich das Opfer von Wien und Rom geworden" — sie umschrieben nur des Königs eigenes, in jenen Jahren so oft wiederholtes Gelöbnis, der Schirmer der deutschen Freiheit sein zu wollen, und seine gelegentliche Bemerkung gegen d'Argens, daß zugleich mit ihm es auch um die protestantische Religion geschehen sein werde.

Eine gegnerische Flugschrift, die von einem protestantischen Schweizer herrühren wollte, spottete über den „neuen Gustav Adolf", den Beschützer, „der uns beschützt, ehe wir noch angegriffen waren", und Voltaire wagte es, in einem Brief an

Friedrich den Spieß umzudrehen und ihm ins Gesicht zu sagen, daß niemand ihn als einen Märtyrer der Freiheit betrachten werde, daß vielmehr sein Einfall in Sachsen an den meisten Höfen als eine Verletzung des Völkerrechts gelte.

Gewiß hatte das Schlagwort „Deutsche Libertät" seit Jahrhunderten ungezähltemal als Deckmantel eigennütziger Politik dienen müssen; es war gehört worden, so oft irgendwo in deutschen Landen gegen das Reichsoberhaupt ein Banner aufgepflanzt wurde. Und immer hatte das Wort einen gewissen Zauber auf die Gemüter ausgeübt, wie denn eine Neigung der kaiserlichen Regierungsgewalt zu Übergriffen, zu Verletzung der lästigen, von Kur zu Kur enger gezogenen Schranken der Wahlkapitulation begreiflicherweise stets vorhanden und unschwer an Einzelfällen nachzuweisen war. Auch jetzt war der kaiserliche Hof, wie einst nach den großen Erfolgen Karls V. und Ferdinands II., auf dem besten Wege, sich der Fesseln des Staatsvertrages zu entledigen: es war bis in den Sommer von 1759 hinein die Absicht wider den Geist und Buchstaben der Kapitulation, wider die durch den Religionsfrieden verbürgten Sonderrechte der Evangelischen, durch Mehrheitsbeschluß des Reichstages die Acht über den König von Preußen verhängen zu lassen. Dem entgegen eröffnete dieser seinen Ministern seinen unabänderlichen Entschluß, in solchem Falle den kaiserlichen Thron für vakant zu erklären und die Kurfürsten „zu fester Beibehaltung derer Reichsverfassungen, Prärogativen und Freiheit derer Stände des Reichs" zu einer Neuwahl einzuladen.

Aber noch in einem weiteren und höheren Sinne nahm Friedrich in jenem Zeitpunkte den Ruhm, der Verteidiger deutscher Freiheit zu sein, für sich in Anspruch, und er durfte das jedenfalls mit besserem Rechte als einst die deutschen Bundesgenossen Heinrichs II. von Frankreich, die Reichsland an die Fremden verschrieben. Denn jetzt waren es andere, die solches taten, derweil er selbst heute gegen die Franzosen und morgen gegen die Russen zu Felde zog. Ausschließlich erfüllt von preußischer Staatsgesinnung, national an sich völlig indifferent, voll Verachtung gegen das Elend der

deutschen Kleinstaaterei, gegen die politische Starre der Glieder, voll Trotz und Eifersucht gegen die dynastische Anmaßlichkeit des Hauptes, spürte er doch bei seinen Siegen über jene Fremden im Herzen eine kräftige Regung des nationalen Stolzes, den das deutsche Volk in seiner Gesamtheit erst wiedergewinnen mußte:

Bis in seine tiefste Quelle
Schäumt der alte Rhein vor Groll,
Flucht der Schmach, daß seine Welle
Fremdes Joch ertragen soll!

rief er jetzt zürnend, ganz im Tone der überlieferten reichspatriotischen Entrüstung gegen den Erbfeind, seinen ehemaligen Verbündeten zu, und den russischen „Barbaren" galt sein frommer Wunsch:

O möchten sie in das Schwarze Meer mit einem Sprunge sich versenken
Köpflings, den Hintern hinterher, sich selber und ihr Angedenken.

Nach den Erfahrungen des Feldzugs von 1758 entschied sich Friedrich, zur Fortsetzung des ungleichen Kampfes genötigt, für die Beschränkung auf die strategische Defensive unter Verzicht auf einen Vorstoß in Feindesland. Er beabsichtigte, nunmehr alle seine Schritte nach denen des Feindes abzumessen: „ich bilde die Reserve der Armee, bereit, mich dahin zu wenden, wo die dringendste Gefahr mich hinziehen wird." Doch gedachte er, in der strategischen Defensive, soweit es irgend möglich erschien, die taktische Offensive festzuhalten. Daß allerdings die unverkennbaren Fortschritte, die die „modernen Österreicher" in der Kriegskunst gemacht hatten, gewisse Änderungen seiner bisherigen Taktik unerläßlich machten, hat er in einer Denkschrift vom 27. Dezember 1758 dargelegt. Durch ihre Lagerkunst, ihre Marschtaktik, ihre Artilleriefeuer schienen die Österreicher es ihm so weit gebracht zu haben, daß ihre der Regel nach in drei Stockwerken übereinander aufgebauten Stellungen, wo das Gelände sie einigermaßen begünstigte, unangreifbar wurden; zumal Reiter-

angriffe, wie sie bisher immer die Einleitung der Schlacht gebildet hatten, erschienen angesichts solcher Stellungen und unter deren Artilleriefeuer ganz untunlich. Doch hoffte Friedrich, daß der Zweck dieses Krieges, das sehnsüchtige Verlangen der Österreicher nach der Wiedereroberung von Schlesien, sie verleiten werde, ihn in den schlesischen Ebenen aufzusuchen, wo er dann, wie zuvor bei Hohenfriedeberg und bei Leuthen, zum entscheidenden Schlage gegen sie auszuholen gedachte, um „das wenige Öl auszunützen, das ich noch auf meiner Lampe habe". In der Tat entschlossen sich die Österreicher, das Hauptheer unter Daun ausschließlich gegen Schlesien anzusetzen, um an der mittleren Oder, zwischen Carolath und Krossen, die Vereinigung mit den jetzt von Ssaltikow geführten Russen zu suchen. Aber als Daun, dem die ungewohnte strategische Offensive überlassen wurde, endlich, erst in den letzten Tagen des Juni, sich von Reichenberg her nach Schlesien in Bewegung setzte, fand er doch nicht den Entschluß, über den Queiß vorzurücken. Er begnügte sich, den Russen 20000 Mann unter Laudon entgegenzuschicken, und bezog, um das preußische Hauptheer derweil zu beobachten und in Schlesien festzuhalten, ein verschanztes Lager bei Markliſſa. Damit zerschlug sich Friedrichs Hoffnung, mit den Österreichern, ehe die Russen zur Stelle waren, entscheidend abrechnen zu können.

Die russischen Heerhaufen noch jenseits der Warthe, vor ihrer Vereinigung einzeln zu schlagen, war den preußischen Generalen Dohna und Wobersnow nicht geglückt. Der als Nachfolger Dohnas, mit „diktatorischer" Gewalt an die Spitze der Ostarmee gestellte Generalleutnant von Wedell griff auf ausdrückliches Geheiß des Königs die Russen bei Kay (23. Juli) in der Nähe von Züllichau an und wurde geschlagen. Nun übergab der König sein schlesisches Heer dem Prinzen Heinrich und eilte mit der bisher von diesem geführten Elbarmee von Sagan an die Oder, um nach Vereinigung mit den bei Kay geschlagenen Truppen die Russen von neuem anzugreifen und „die Affäre absolut dezisiv zu machen".

Aber am 12. August zerschellte sein mit größter Wucht

ausgeführter Angriff auf die befestigte Stellung der Russen zwischen Kunersdorf und Frankfurt. Ein anscheinend schon gesicherter Sieg wurde ihm durch das Eingreifen der österreichischen Reiterei unter Laudon aus den Händen gerissen. Der Tag endete mit der völligen Auflösung des preußischen Heeres. Seit fünfzehn Stunden auf den Beinen, auf dem Marsch, während des Haltes und im Kampfe dem Sonnenbrand eines erdrückend heißen Augusttages ausgesetzt, war die Truppe zuletzt völlig verbraucht; auch die Gegenwart und das Beispiel des Königs fruchtete nichts mehr. „Der König," berichtete ein schlichter westfälischer Musketier nach der Schlacht in die Heimat, „ist allzeit vorn gewesen und hat gesagt: Kinder, verlaßt mich nicht, und hat noch zuletzt eine Fahne von Prinz Heinrichs Regiment genommen und gesagt, wer ein braver Soldat ist, der folge mir!"

Zwei Pferde waren ihm unter dem Leibe zusammengeschossen. Eine Flintenkugel, die ihm den Tod hätte bringen müssen, prallte an dem goldenen Etui in seiner Tasche ab, nachdem sie es plattgedrückt. Die Beschwörungen seiner Begleiter, sich dem Feuer zu entziehen, wies er mit den Worten ab: „Wir müssen hier alles versuchen, um die Bataille zu gewinnen, und ich muß hier wie jeder andere meine Schuldigkeit tun." Noch ganz zuletzt war es ihm gelungen, auf dem Mühlberg mit den beiden Bataillonen des schlesischen Regiments Lestwitz und einiger Reiterei unter dem Schutze einer sechspfündigen Batterie eine neue Front zu bilden, worauf, wie ein russischer Bericht sagt, „seine Attacke unter entsetzlichem Artilleriefeuer den Anfang nahm und eine solche Wirkung tat, daß unsere Truppen, welche sich zum Teil verschossen hatten, wieder zu pliieren anfingen".

Dieser Widerstand des Königs und seiner letzten Getreuen gab dem geschlagenen Heere eine knappe Frist für den Rückzug über die Dämme durch das weiche Gelände. Nun aber wurde es auch für die kleine Schar dort oben hohe Zeit zum Abzug. Als einer der letzten verließ den letzten Kampfplatz der König; starren Auges, wie in Betäubung versunken. „Kann mich denn keine verwünschte Kugel treffen?" hörte

man ihn sagen. Hart hinter ihm her kommen Kosaken angesprengt, ein Entrinnen scheint nicht mehr möglich. „Prittwitz, ich bin verloren," ruft der König dem Rittmeister von den Leibhusaren zu, der mit einem Kommando von seinem Regiment die Stabswache bildet. „Nein, Ihre Majestät, das soll nicht geschehen, so lange noch ein Atem in uns ist," antwortet Prittwitz und schlägt mit seinem Häuflein in wiederholtem Angriff die Verfolger ab. Nie hat ein Regiment des Ehrennamens einer Leibtruppe sich in eigentlicherem Sinne wert gezeigt, und Zeit seines Lebens hat der König seinem Retter diesen Dienst nicht vergessen.

In dem Lager von gestern, wo die in verschiedenen Richtungen Geflüchteten wieder zusammentrafen, war ihres Bleibens nicht lange. So groß war der Schrecken der Mannschaft, daß gegen zehn Uhr in der Nacht auf den blinden Lärm vom Nahen der Kosaken alles weiterlief, während doch der Feind vom Verfolgen sehr bald abgelassen hatte. Erst in dem Winkel zwischen Warthebruch und Oder vor den Brücken bei Ötscher kam die Flucht zum Stehen. Niemand, der nicht verwundet war, wurde hinübergelassen. Das ganze Dorf war mit Verwundeten überfüllt. Der König nahm seine Unterkunft im Dammhause von Reitwein auf dem linken Ufer. Eine kurze Mitteilung von dem Geschehenen an Finckenstein schloß mit den Worten: „Von einem Heer von 48000 Mann habe ich nicht mehr 3000. In dem Augenblick, da ich dies schreibe, flieht alles, und ich bin nicht mehr Herr meiner Leute. Man wird in Berlin wohl daran tun, an seine Sicherheit zu denken. Es ist ein grausamer Schlag, ich werde ihn nicht überleben, die Folgen der Affaire werden schlimmer sein, als die Affaire selbst. Ich habe keine Hilfsmittel mehr, und, um nicht zu lügen, ich glaube alles verloren. Ich werde den Untergang meines Vaterlandes nicht überleben. Adieu für immer!"

Auf dem Ufer an der Schiffsbrücke lag alles wirr und wüst durcheinander. „Während der Nacht kamen Adjutanten," erzählt ein Augenzeuge, „nahmen immer ganze Klumpen zusammen und führten sie auf die kleinen Höhen von Ötscher,

wo den Morgen darauf Bataillone und Regimenter formiert wurden, so gut es angehen wollte." Gegen Mittag stand das geschlagene Heer, soviel sich wieder eingefunden hatten, in Schlachtordnung unter dem Gewehr; um 4 Uhr ging man über den Fluß zurück, in steter Sorge, dabei angegriffen zu werden.

Der König nahm an diesem Tage sein Hauptquartier im Schlosse zu Reitwein. Er berief den leicht verwundeten General Finck und übertrug ihm den Oberbefehl — „weilen Mir eine schwere Krankheit zugestoßen", heißt es in der Vollmacht, durch welche er die Stellvertretung „bis zu seiner Besserung" anordnete. Die eigenhändige Instruktion, die Finck erhielt, geht doch von einer anderen Voraussetzung aus: „Der General Fink krigt eine Schwehre Comission. Die unglükliche armée So ich ihm übergebe, ist nicht mehr im Stande mit die Rußen zu Schlagen, Hadek wirdt nach Berlin Eillen, villeicht Laudon auch, gehet der general Fink dieße beide nach, So kommen die Rußen ihm im Rüken, bleibt er an der Oder Stehen, So krigt er den Hadek diß Seit, in deßen So glaube das wen Laudon nach Berlin wolte, Solchen könte er unterwegens attaquiren und Schlagen, Solches, wohr es guht gehet, gibt dem ungelük einen anstandt und hält die sachen auf, Zeit gewonnen ist Sehr vihl bei diehsen Desperaten Umstände." Der König erwähnt noch, daß er den Prinzen Heinrich zum Generalissimus ernannt hat und daß das Heer dem jungen Prinzen Friedrich Wilhelm, dem Thronfolger, schwören soll. Er schließt: „Dießes ist der eintzige raht den ich bei denen unglüklichen Umbständen im Stande zu geben bin, hette ich noch resourssen So wehre ich darbei gebliben."

Zusammengehalten mit dem Schluß jenes Briefes vom Abend der Schlacht, lassen die ergreifenden Worte nicht wohl einen Zweifel übrig. War weiterer Widerstand aussichtslos, ein ehrenvoller Friede ausgeschlossen, dann schien dem daniederliegenden Ringer der so oft schon als unvermeidliches Ziel und Ende vorausgesagte Augenblick gekommen, den Tod, den er auf dem Schlachtfeld nicht gefunden, sich selbst zu

geben. Nach dem Übermaß der körperlichen Anstrengungen dieser letzten Wochen, nach dem steten peinvollen Hin- und Hertreiben zwischen Sorge und Hoffnung, nach dem jähen Übergang von stolzer Vorfreude über den scheinbar unentrinnbaren Sieg zu der vollen Bitternis der Niederlage und der Hilfs- und Hoffnungslosigkeit, nach dem gewaltigsten Aufruhr aller seiner Nerven war er jetzt dumpfer, teilnahmloser Abspannung verfallen. Sein Sekretär Cöper spricht von dem Abattement, das die Umgebung in die peinlichste Sorge versetze: der König sehe die Dinge, die doch vielleicht noch nicht in der äußersten Krisis seien, als verzweifelt an und verhalte sich demgemäß.

Aber nur für eine kurze Spanne Zeit zahlt der ermattende Held der menschlichen Schwachheit seinen Zoll. Er gewinnt sich selbst wieder. Mit gewaltigem Entschluß richtet er sich von neuem auf an jenem Ehr- und Pflichtgefühl, von welchem er vordem erklärt hat, das allein verleihe ihm die Kraft zum Ausharren. Er nimmt den Kampf wieder auf gegen seine Feinde, gegen seine Leiden, gegen sich selbst und seine Kampfesmüdigkeit und Todessehnsucht.

„Im Augenblick, da ich Ihnen unser Unglück ankündigte," schreibt er am 16. August dem Prinzen Heinrich, „schien alles verzweifelt; das soll nicht heißen, daß die Gefahr nicht noch sehr groß wäre, aber rechnet darauf, solange ich die Augen offen haben werde, daß ich für den Staat einstehen werde, wie es meine Pflicht ist. Ein Etui, das ich in der Tasche hatte, hat mein Bein vor einer Kartätschenkugel geschützt, die das Etui zerdrückt hat. Wir sind alle zerfetzt; niemand, der nicht zwei oder drei Schüsse in den Kleidern oder im Hut hat. Wir würden gern unsere Garderobe opfern, wenn es nur das wäre ... Glücklich die Toten! Sie sind über den Gram und alle Unruhen hinweg."

An diesem Tage führte der König durch einen Marsch in südwestlicher Richtung sein Heer über Lebus in die Niederung der Spree nach Madlitz, um dem bei Müllrose eingetroffenen Hadik den Weg nach Berlin zu sperren. Da gleichzeitig Ssaltykow und Laudon südlich von Frankfurt über die

Oder gingen, standen die Heere jetzt wieder ganz nahe beieinander. Am 17. drängte ein feindliches Reiterkorps die preußischen Feldwachen auf das Lager zurück und wurde dann durch Kanonenfeuer abgewiesen. Am 18. verlegte der König sein Lager nach Fürstenwalde und hatte sich somit seiner Hauptstadt auf sechs Meilen genähert.

„Ich habe mich hier auf ihren Weg gelegt," schreibt er am 19. an den mit dem Hofe und den Behörden nach Magdeburg geflüchteten Finckenstein; „ich weiß nicht, ob sie heute oder erst morgen kommen werden; aber obgleich die Russen durch Hadik verstärkt sind, werde ich mich schlagen, weil es fürs Vaterland gilt. Betrachten Sie diesen Entschluß als den letzten Hauch unserer Macht und Kraft; ich wage nicht, für den Ausgang irgend etwas zu versprechen, das wäre zu verwegen; aber ich schwöre Ihnen, daß man nicht mehr aufs Spiel setzen kann, als ich tue."

Das geschlagene Heer hatte die während der Schlacht auf dem linken Oderufer zurückgebliebenen Abteilungen allmählich wieder an sich gezogen, dazu fanden sich noch täglich Versprengte in kleinerer oder größerer Zahl ein. Schon im Lager von Madlitz ergab die Tagesliste 27 848 Mann, immerhin nicht viel über die Hälfte von den 49 000, die vor einer Woche am Tage des Oderüberganges gezählt worden waren. Und da etwa 6000 Mann nicht mit über den Fluß gegangen waren, so hatte tatsächlich dem Heere seine Niederlage mehr als die volle Hälfte des Bestandes geraubt. Dazu waren 26 Fahnen, 2 Standarten und, was jetzt besonders empfindlich war, 172 Geschütze verloren gegangen; Ersatz an Artillerie wurde aus Berlin herbeigeschafft. Bei manchen Regimentern waren nur ein oder zwei Offiziere unverletzt; von den Generalen war die Mehrzahl verwundet. Der Mangel an Offizieren war um so störender, je weniger der König zu der Mannschaft noch Vertrauen hatte. „Die Offiziere und ich sind entschlossen zu sterben oder zu siegen," schreibt er in der Aussicht auf die neue Schlacht, „wolle der Himmel, daß der gemeine Soldat ebenso denkt."

Da geschah das Unerwartete. „Ich verkünde Ihnen das

Mirakel des Hauses Brandenburg," schreibt Friedrich am 1. September an seinen Bruder, mit Beziehung auf die in der Geschichte verzeichneten wunderbaren Errettungen des Hauses Österreich; „in der Zeit, da der Feind nach dem Übergang über die Oder durch den Entschluß zu einer zweiten Schlacht den Krieg beendigen konnte, ist er — von Müllrose nach Lieberose marschiert!" Der Marsch auf Berlin war damit augenscheinlich aufgegeben. Der König entsprach der Bewegung der Russen, indem er gleichfalls in die Lausitz einrückte und eine vorteilhafte Stellung bei Waldow, zwischen Lieberose und Lübben, wählte.

Wie war das Mirakel zuwege gebracht? Ssaltikow hatte mit seinen am 12. schwer erschütterten Heere von einer unmittelbaren Verfolgung des geschlagenen Feindes ganz abgesehen und verständigte sich am 22. bei einer Zusammenkunft zu Guben mit Daun dahin, daß eine Unternehmung gegen Berlin als unsicher und im Grunde bedeutungslos zu unterbleiben habe; daß Ssaltikow das Heer des Königs, Daun das schlesische Heer des Prinzen Heinrich beobachten solle, bis die Reichsarmee in dem von preußischen Truppen entblößten Sachsen die Festung Dresden überwältigt haben werde; daß schließlich hernach gemeinsam gegen Schlesien zu operieren sei, wobei Daun an eine Vernichtung des Heinrichschen Heeres zu denken wagte. Der Plan fand in Wien volle Zustimmung, und Maria Theresia stellte noch den Grundsatz auf, daß die Schlacht gegen den Prinzen ebenso zu suchen, wie sie dem König gegenüber unbedingt zu vermeiden sei.

Von den Zielen dieses österreichisch-russischen Feldzugsplanes ist nur das eine, die Eroberung von Dresden (4. September) erreicht worden. Dem Marschall Daun entwand Prinz Heinrich die Initiative, indem er ihn zunächst durch einen Zug nach Görlitz für Böhmen besorgt machte, dann durch seinen Marsch nach Torgau ihn von der Lausitz und von Schlesien an die Elbe ablenkte. In Niederschlesien drückte der König die durch österreichische Abzweigungen verstärkten Russen völlig in die Defensive zurück, da sie es bei Baunau am 25. September mit 50000 Mann gegen 21000

auf eine Schlacht nicht ankommen ließen. Ende Oktober zog Ssaltikow von der Oder an die Weichsel ab und Laudon über Kalisch und Krakau nach Ungarn.

Friedrich konnte jetzt den Marsch nach Sachsen antreten. Seit Mitte Oktober schwer von der Gicht geplagt, an der linken Hand, dem rechten Fuß und Knie völlig gelähmt, immer wieder von starken Fieberschauern heimgesucht, ließ er als „lahmer Krüppel" sich von Ort zu Ort schleppen. „Ich werde zu Ihnen fliegen," so meldete er sich dem Prinzen Heinrich an, „auf den Flügeln der Vaterlandsliebe und der Pflicht, aber Sie werden bei meiner Ankunft nur ein Skelett angefüllt mit gutem Willen sehen; mein Geist wird den siechen und schwachen Leib gehen heißen." Er nennt sich ein Impedimentum des Heers und erinnert sich an Philipp II., dem seine Generale schrieben, er möge nicht als lästige Bagage ins Lager kommen, sondern als nützliches Glied.

Am 13. November traf der König, seiner Glieder wieder mächtig, aber noch vom Schlaf gemieden, matt und sehr blaß und abgezehrt, zu Hirschstein bei Meißen ein und nahm aus den Händen des Prinzen den Oberbefehl zurück über das jetzt in Sachsen vereinigte Heer von nahezu 50 000 Mann. „Sie sehen einen Mann, der vom Unglück und vom Schmerz geschlagen, aber nicht niedergeworfen ist," sagte er beim Wiedersehen zu seinem seit Ende Juli von ihm getrennten Vorleser Catt. Prinz Heinrich erntete aus des Bruders Munde reiches Lob für die Feldherrnkunst, mit der er ein ganzes Vierteljahr hindurch Dauns großes Heer in Schach gehalten hatte.

Im Einverständnis mit England beabsichtigte der König nach dem ihm günstigen Verlaufe des Herbstfeldzuges, dem Gegner nunmehr Friedensvorschläge zu machen. In Frankreich hatten schwere Verluste im Kolonialgebiet und die Niederlage von Minden (1. August) auf Friedensstimmung geführt. Friedrich wünschte nun lebhaft, vor Abschluß des Feldzugs den militärischen status quo des vorigen Winters ganz wiederherzustellen, das heißt Dresden zurückzuerobern und die Österreicher aus dem von ihnen noch besetzten Teile von

Sachsen zu verdrängen. Jetzt ging Daun hinter den Plauenschen Grund, in eine jener als unangreifbar geltenden Stellungen zurück. Um gleichwohl eine Entscheidung herbeizuführen, wählte Friedrich als „Aushilfe" statt der Schlacht das Manöver, die Entsendung von Detachements in das Gebirge zur Bedrohung der feindlichen Rückzugslinie. Aber seiner Aufgabe, dieses Manöver durchzuführen, nicht gewachsen, wurde Generalleutnant von Finck bei Maxen (21. November) mit fast 15 000 Mann zur Waffenstreckung gezwungen.

Noch niemals meinte der englische Gesandte Mitchell, der allerdings bei Kunersdorf nicht zugegen gewesen war, den König so bekümmert und niedergedrückt gesehen zu haben. Das neue Unglück ließ die peinlichsten Erinnerungen seines ganzen Lebens wieder aufsteigen. „Sehen Sie, wie ich von je unglücklich gewesen bin," sagte er zu Catt; „von meinem Vater gemißhandelt, drei Monate lang allein eingesperrt. Das Unglück hat mich immer verfolgt, ich bin glücklich gewesen nur in Rheinsberg. Ich liege wie auf Kohlen, ich habe Anwandlungen von Ungeduld, Entrüstung und Zorn, ich habe das Gefühl, als ob ich Ketten trüge und sie zerreißen wollte." Dem Marquis d'Argens hatte er vor acht Tagen einen siegesgewissen Brief mit einem übermütigen Spottgedicht auf Daun geschickt; jetzt schrieb er ihm: „Die kleine Hymne an Fortuna, die ich Ihnen mitgeteilt habe, war vorschnell gemacht; man soll nicht Viktoria singen, ehe man gesiegt hat." Und in einem zweiten Brief aus diesen Tagen: „Seit vier Jahren mache ich mein Fegefeuer durch; wenn es ein anderes Leben gibt, so wird der himmlische Vater mir das, was ich in diesem Leben gelitten habe, zugute halten müssen. Jede Stellung, jede Lebenslage hat ihre Widerwärtigkeiten und Mißgeschicke; ich muß meine Last, so schwer sie drückt, tragen wie ein anderer, und sage mir: das wird vorübergehen, wie unsere Vergnügungen, unsere Neigungen, unsere Plagen und unsere glücklichen Lose."

Friedrichs Gegner verrechneten sich in seiner Standhaftigkeit, wenn sie meinten, daß er Sachsen jetzt räumen müßte.

Ihre Enttäuschung war groß, und doch war nach dem Zeugnis des venetianischen Botschafters ganz Wien von Bewunderung erfüllt, als sich herausstellte, daß der König keinen Fuß breit vor den Siegern von Maxen zurückzuweichen entschlossen war. „Das letzte Bund Stroh und der letzte Bissen Brot sollen darüber entscheiden, wer von uns beiden in Sachsen bleiben wird!" erklärte er trotzig.

Nach allen Schreckniſſen, die das letzte Jahr ihm gebracht, wollte Friedrich an den nächsten Feldzug nur „mit Zittern" denken. Um so sehnlicher harrte er in seinem Winterquartier zu Freiberg des Friedens. Aber schon gewann es zu seiner schmerzlichen Enttäuschung den Anschein, als ob bei den Verhandlungen, die er eingeleitet hatte, das Glück ihm ebenso abhold sein würde wie vorher im Kampfe.

XIV

Feldzüge von 1760 und 1761

Mit Rücksicht auf die noch schwebenden Friedensverhandlungen, die erst am 3. April durch identische Noten der Kabinette von Wien, Versailles und Petersburg abgebrochen wurden, und in der Hoffnung, vielleicht die Türken in den Kampf gegen Österreich eingreifen zu sehen, befürworteten die preußischen Minister bei dem Könige für den Feldzug von 1760 eine Strategie des Abwartens und Hinhaltens, wie sie auch Prinz Heinrich andauernd empfahl. Der König vertrat die entgegengesetzte Ansicht: es sei eine absolute Notwendigkeit, zu einer entscheidenden Affäre zu kommen, sonst werde man sich selber auszehren und stehenden Fußes verdorren; durch Temporisieren riskiere man den sicheren Verderb, und wenn man geschlagen werde, erleide man nur dasselbe Unheil, das aus der Untätigkeit erfolgen müsse. Den Truppen wurde bei Eröffnung des Feldzugs bekannt gegeben, „daß der König in diesem Jahre mehr als gewöhnlich genötigt sein werde, starke Märsche zu machen, um den Feind zu einem Treffen zu nötigen." Als Hauptheer wurden 60000 Mann in Sachsen unter Friedrichs persönlichem Befehl aufgestellt, zur Abwehr der Russen 35000 an der mittleren Oder unter Heinrich, zur Deckung von Schlesien 10000 unter Fouqué bei Landeshut, zur Beobachtung der Schweden 5000 unter Stutterheim in Vorpommern.

Auch die Österreicher hatten diesmal die taktische Offensive als Grundsatz aufgestellt, dank der nachdrücklichen Forderung des Staatskanzlers Kaunitz, der da erklärte, daß jede Krieg-

führung, die nicht auf die Vernichtung der feindlichen Streitmacht ausgehe, dem Zwecke dieses Krieges widerspreche, auch wenn sie nach den besten Regeln der Defensive angelegt sei. Doch wurde den von Daun und Lacy erhobenen Bedenken so viel zugestanden, daß sie mit dem Hauptheer in Sachsen vorerst noch der Entscheidung ausweichen sollten, bis Friedrich sich durch Entsendungen geschwächt haben werde; in Schlesien sollte der mit Kaunitz gleichgesinnte Laudon sofort zum Angriff schreiten. Die Russen waren durch einen neuen Bündnisvertrag in Petersburg (1. April 1760) der ihnen die Eroberung von Ostpreußen zusicherte, für die Fortsetzung des Krieges gewonnen. Aber sie erklärten ein Vorrücken Ssaltikows über die Oderlinie so lange aussetzen zu müssen, bis auch das österreichische Hauptheer zur Offensive übergegangen sein werde.

„Es gibt nur sehr Gutes oder sehr Schlimmes für uns zu gewärtigen, dazwischen nichts," so stellte der König das politische und militärische Horoskop für das neue Jahr. Sehr Gutes, wenn die Franzosen von der Koalition abfielen und wenn die Türken losbrachen. Blieben aber jene auf dem Plan, dann konnte ihr Gegner Herzog Ferdinand ihm nicht zu Hilfe kommen, es mußte denn sein, daß der Sieger von Krefeld und Minden eine völlige Vernichtungsschlacht wie die von Höchstädt gewann. Einstweilen empfahl Friedrich dem Herzog, beizeiten eine Grabschrift für ihn zu entwerfen: die Hauptnot werde allerdings erst im Juli kommen, dann aber werde auch alles rettungslos verloren sein. „Ende Juli wird die Maschine zu wackeln anfangen und im August oder September zusammenklappen." Auch bei dem Marquis d'Argens bestellte er sich sein Epitaph und kündete ihm „als Kassandra" das Hinsinken Trojas an.

Am 25. April begann der König seinen Feldzug in Sachsen, indem er das dortige Heer bei Meißen zusammenzog. Eine während des Winters in starken Verteidigungszustand gesetzte Stellung, sein „Porzellanlager", wie Friedrich wegen der Nachbarschaft der berühmten Manufaktur sagte, sollte für die Truppen nach den Unbilden des letzten Winters ein Erholungslager sein.

Der König selbst fühlte sich körperlich wenig widerstandsfähig. „Ich bin sehr ermattet," schreibt er unmittelbar nach der Ankunft im Lager; „ich spüre das Alter und seine Schwächen, die mich ganz anders belästigen, als ehedem. Der Krieg darf einen alten Kopf voll Erfahrung in Verbindung mit einem jungen und kräftigen Körper verlangen; wenn dies Leben so weiter geht, werde ich binnen kurzem weder das eine noch das andere haben."

Was ihm und den Truppen an Strapazen bevorstand, konnte er sich ungefähr voraussagen: „Der ewige Jude, wenn er je gelebt hat, hat nicht ein solches Landstreicherleben geführt wie ich. Man wird schließlich wie die Dorfschauspieler, die nicht Haus noch Herd haben; wir ziehen hin in alle Welt, um unsere blutigen Tragödien aufzuführen, wo es unseren Feinden gefällt, die Bühne aufzuschlagen."

Aus den soeben dargelegten Absichten der kriegführenden Parteien erläutert sich der Verlauf der ersten Hälfte des Feldzugs von 1760. In Sachsen wichen Daun und Lacy und die zu Lacy gestoßene Reichsarmee allen Versuchen Friedrichs, eine Schlacht herbeizuführen, folgerichtig aus, während Laudons Offensive das Fouquésche Korps im Gefecht bei Landeshut (23. Juni) vernichtend traf. Als Friedrich nunmehr zum Schutz seiner Festungen nach Schlesien aufbrach, zogen die österreichischen Heerhaufen in vorsichtiger Entfernung vor und hinter ihm her, statt, wie er gehofft hatte, jetzt endlich die Schlacht anzunehmen. Der Umstand, daß er sie durch seinen Abmarsch aus ihrer festen Stellung bei Dresden entfernt hatte, veranlaßte den König zur Umkehr und zu dem ergebnislosen Versuch einer improvisierten Belagerung von Dresden (13.—29. Juli).

Fast täglich sprach jetzt Friedrich zu seinem Catt von der Unvermeidlichkeit des Unterganges. „Im Anfang meiner Drangsale war ich trostlos, aber im Leiden wird man Philosoph, und das ist die beste Philosophie. Sie geben mir zu, daß wir jetzt seit sehr langer Zeit ringen. Das wird noch einen Monat so gehen, und dann werde ich den Purzelbaum schlagen." Er erzählte, daß er Memoiren hinterlasse; daraus

solle seine Familie die Gründe seines Handelns entnehmen; man werde viel von ihm reden. „Wenn ich Fehler gemacht habe, so bin ich eben ein Mensch. Um über einen Menschen richtig zu urteilen, muß man sich die ganze Lage, in der er sich befindet, wohl vergegenwärtigen: man wird viel gelten lassen, man wird viel verzeihen." Er gestand, daß er von Natur zur Bequemlichkeit neige; aber wenn es wie jetzt gelte, sich zu tummeln, so verstehe er von einem Extrem ins andere zu fallen.

„Ich habe heute den ganzen Tag gegrübelt," sagte er tags nach dem Abmarsch von Dresden; „wenn ich mich nicht an meiner Pflicht festhielte, so würde ich alles preisgeben. Ich würde glücklicher leben als einfacher Privatmann. Ich bin am Rande des Abgrunds; ich rede mir nichts vor, dabei kann ich nur gewinnen, es kann mir nichts Schlimmeres geschehen, als das, was ich voraussehe. Bin ich glücklich, so werde ich mit einer angenehmen Überraschung abschneiden. Hätte alles von mir abgehangen, ich hätte viel darum gegeben, in Frieden zu leben, aber nun muß getanzt sein."

Catt empfand das tiefste Mitleid mit seinem Gebieter. „Es ist wahr," bemerkte er nachträglich in seinem Tagebuch, „daß der König seit einiger Zeit das qualvollste Leben führte. Die Art, wie er sein Unglück trug, seine Aufmerksamkeiten für seine Umgebung, seine geringe Sorge für seine Gesundheit, seine Aufregungen: alles das schien einen Erfolg zu verdienen."

In diesen Tagen erhielt der König die Nachricht von dem am 29. Juli erfolgten Ableben seines alten treuen Mitarbeiters, des wiederholt durch Schlaganfälle heimgesuchten Podewils. „Ich bedaure sehr den armen Grafen Podewils," schrieb er an Finckenstein, den Kollegen des Verstorbenen; „das war ein Ehrenmann und ein guter Staatsbürger; aber inmitten aller der Verluste, die wir erleiden, wird man, wie es scheint, unempfindlich gegen alles". Ein anderer Brief an Finckenstein erfüllte den Empfänger mit tiefem Kummer: „Alle Anstrengungen," schrieb der König, „die wir gemacht haben, um den Sturm zu beschwören, haben sich als eitel und nutz-

los erwiesen. Ich habe von dem, was in der Politik und in der Kriegsführung wünschenswert wäre, nichts zu erhoffen. Es bleibt mir also nur das Los der Waffen, aber alles das kommt bei uns nur darauf hinaus, ob wir vier Wochen früher oder vier Wochen später untergehen sollen, und da, denke ich, gelten Auguſt, September und Oktober sehr gleich." Finckenstein schrieb an den Kabinettsrat, er gewahre in diesem Briefe Spuren einer so ausgeprägten Verzweiflung, daß es ihm das Herz zerreiße, und Eichel antwortete, der Minister durchschaue die Stimmung nur zu richtig: „Die vorige Erfahrung hatte mich schon gelehret, wie schwer es sei, Unglück zu ertragen, ohne sich einem gewissen Desespoir zu ergeben. Ich tue, was in meinen Kräften stehet, um dieses zu mildern, aber Ew. Exzellenz kennen die Delikatesse, deren man sich deshalb zu bedienen hat, und dieser Point macht meine Situation höchst betrübt und konsumieret mir bei allen anderen Sorgen Kräfte und Leben."

Das Dresdener Zwischenspiel hatte dem Könige fast drei Wochen gekostet. Indem er dann den Marsch nach Schlesien, wo inzwischen (25. Juli) die Festung Glatz gefallen war, wiederaufnahm, geschah es, daß fast alle Streitkräfte von hüben und drüben sich nach Niederschlesien zusammenzogen: an der Oder die aus Posen zugezogenen Russen unter Ssaltikow und der gegen sie von der Obra herbeigeeilte Prinz Heinrich, der sich rechtzeitig zwischen Ssaltikow und Laudon gelegt und diesen zur Aufhebung der Belagerung von Breslau (4. Auguſt) genötigt hatte; an der Katzbach das 30000 Mann starke Heer des Königs, umstellt durch die drei Korps von Laudon, Daun und Lacy, die mit 90000 Mann nunmehr zu einem konzentrischen Angriff entschlossen waren und ihn für den 15. Auguſt vorbereitet hatten. Unbemerkt aus seinem Lager bei Liegnitz aufgebrochen, stieß Friedrich in der Morgenfrühe am linken Katzbachufer unterhalb von Liegnitz auf den im Anmarsch befindlichen Laudon und schlug ihn vollständig, ehe Daun und Lacy zur Stelle sein konnten.

Solch ein Sommermorgen war dem preußischen Heere seit Hohenfriedberg nicht angebrochen, und etwas von der

Stimmung von Hohenfriedberg lag über dem Siegesfelde. Der König war nach so manchem harten und ungerechten Scheltwort mit seinen Truppen ausgesöhnt: „heute hätte er gesehen, daß er noch seine alte tapfere Infanterie in der Armee habe," rief er den Bataillonen zu, und die Reiterei erhielt gleiches Lob. Hatten die Truppen schon auf den unerträglich heißen Märschen dieses Sommers ihre Tüchtigkeit und ihren guten Willen gezeigt, so entsprachen die heutigen Leistungen im Kampf den glänzendsten Überlieferungen dieses tapferen Heeres. Das Regiment Anhalt hatte sich bei dem Rückzug von Dresden, wohl unverdient, eine empfindliche Kränkung zugezogen: Gemeine, Unteroffiziere und Offiziere, ohne Ausnahme, hatten das Seitengewehr ablegen müssen und die Huttressen verloren. Heute gewann der Heldenmut des alten Regiments ihm die Zufriedenheit des Kriegsherrn und alle Ehren und Abzeichen zurück. Als Friedrich einen der Veteranen des Regiments, der noch unter dem alten Dessauer gedient, mit einem Lobspruch ansprach, antwortete der brave Musketier: „Wie sollten wir nicht? Wir kämpfen für die Religion, für Euch, für das Vaterland!" Dem Könige traten die Tränen in die Augen, und die Rührung übermannte ihn von neuem, als er nachher von dieser Szene erzählte.

Er nannte die Schlacht von Liegnitz die zweite Auflage von Roßbach, als ein Renkontre zwischen zwei auf dem Marsch befindlichen Heeren und wegen der verhältnismäßig geringen Verluste, deren Umfang allerdings die anfängliche Schätzung übertraf. An d'Argens schrieb er gutgelaunt: „Gott ist in den Schwachen mächtig: diese Worte wiederholte uns der alte Bülow jedesmal, wenn er uns die Schwangerschaft der Kurprinzessin von Sachsen ankündigte, und ich wende dieses schöne Diktum auf unsere Armee an. . . . Fürwahr, ein großer Vorteil, den wir uns nicht versprechen durften. Mir sind der Rock und meine Pferde verletzt, ich selbst bin bis jetzt unverwundbar. Niemals haben wir größere Gefahren bestanden, niemals ärgere Strapazen gehabt."

Den englischen Gesandten rief er auf dem Schlachtfelde,

als Mitchell ihm Glück wünschte, zum Zeugen dafür an, wie sehr er sich, aber stets ohne Erfolg, bemüht habe, das zuwege zu bringen, was jetzt der Zufall habe glücken lassen: diesen Sieg verdanke er ganz allein der Tapferkeit der Truppen. So unvollkommen sei alle menschliche Vorsorge. Mitchell, der schon oft mit dem Könige das Problem der göttlichen Vorsehung erörtert hatte, erwiderte: ihm sei es klar, wenn die Vorsehung Seiner Majestät nicht ein besseres Verständnis verliehen hätte, als seinen Feinden, so würde dieser Tag kein Tag des Sieges sein. Der König lächelte: „Ich sehe, daß wir in diesem Punkte nicht völlig einig sind, aber da Sie es wollen, so mag dem jetzt also sein."

Sein Vorsehungsglaube war allzu stark erschüttert, die Überzeugung zu fest bei ihm eingewurzelt, daß der Himmel um die Händel dieser Welt sich nicht kümmere. Er sprach jetzt gern von „Seiner Majestät dem Zufall" und bekannte, von dem Vorurteil nicht zurückkommen zu können, daß Gott im Kriege bei den starken Schwadronen sei, und die seien bis jetzt leider auf der Gegenseite.

„Man hat gut reden, daß der König von Preußen schon halb zugrunde gerichtet ist, daß seine Truppen nicht mehr dieselben sind, daß er keine Generale hat: alles das kann wahr sein, aber sein Geist, der alles belebt, bleibt immer derselbe, und unglücklicherweise bleibt der Geist bei uns auch immer derselbe." So schrieb drei Tage nach Liegnitz aus Dauns Hauptquartier der Franzose Montazet. Das Bild, das die Koalition in diesem Augenblicke gewährte, war trüber denn je: allgemeine Niedergeschlagenheit und Unlust, Mißtrauen aller gegen alle, offener Streit, bittere gegenseitige Anklagen.

Die Wirkung des für diesen Feldzug entscheidenden Tages von Liegnitz war der Rückzug der Russen über die Oder, die Vereinigung der Heere Friedrichs und Heinrichs, der Verzicht der vereinigten österreichischen Heere auf weitere taktische Offensive und ihr Ausweichen in gedeckte Stellungen am Rande des Grenzgebirges. Während Friedrich sie dort in seinem Lager bei Waldenburg beobachtete, unternahmen ein

russisches und ein österreichisches Streifkorps einen Zug nach Berlin, das sie vier Tage (9.—12. Oktober) besetzt hielten. Aus Schlesien herbeieilend, zog Friedrich wie im Sommer die Truppen Dauns, jetzt in umgekehrter Richtung, hinter sich her. Der Krieg wurde nach Sachsen zurückverlegt.

In diesem Flachland wollte Friedrich jetzt unter allen Umständen dem Feinde die Entscheidungsschlacht aufzwingen. „Ziehen wir den Krieg in die Länge," sagte er sich, „und suche ich nicht eine entscheidende Affäre herbeizuführen, so wird der Friede im Winter uns im Stiche lassen, und in einem weiteren Feldzuge würden unsere Angelegenheiten noch schlimmer stehen, als bisher." Dazu kam, daß Winterquartiere für die Truppen, Geld und Rekruten für Fortsetzung des Krieges sich nur in dem jetzt fast ganz von den Österreichern besetzten Sachsen beschaffen ließen.

Aber wird der so oft vereitelte Vorsatz sich diesmal ausführen lassen? „Wir ermangeln nicht des Wollens noch des Muts, wir ersehnen uns nur Gelegenheit und Glück." Matt und abgespannt, wie Friedrich sich in diesen Tagen fühlte — er bezeichnet sich als krank und suchte sich durch einen Aderlaß zu helfen — sah er die Dinge wieder nur schwarz und wollte an das ersehnte Glück nicht mehr glauben. „Denkt nicht," schreibt er am 24. Oktober an d'Argens, „daß ich nicht klar sehe durch den Wolkenschleier, mit dem Sie tatsächliche und erdrückende Unglücksschläge verhüllen wollen. Das Ende meiner Tage ist vergiftet, und der Abend meines Lebens ebenso schrecklich wie sein Morgen war. Was ich auch tun mag, bei der Menge meiner Feinde sehe ich voraus, daß ich, wenn ich hier widerstehe, dort unterliegen muß; ich habe nicht Hilfe, noch Entsatz, noch Frieden, ich habe nichts in der Welt zu hoffen."

Als d'Argens noch weiter trösten wollte, antwortete ihm Friedrich am 28. schneidend: „Ich sehe, daß wir uns in unseren Gedanken nicht begegnen und daß wir von sehr verschiedenen Grundsätzen ausgehen. Sie legen auf das Leben Wert als Sybarit; ich für mein Teil betrachte den Tod als Stoiker. Niemals werde ich den Augenblick erleben, der mich

zwingen soll, einen unehrenhaften Frieden zu schließen; keine Überredung, keine Beredsamkeit können mich dahin bringen, meine Schande zu unterzeichnen. Entweder werde ich mich begraben lassen unter den Trümmern meines Vaterlandes, oder, wenn dem Unglück, das mich verfolgt, diese Tröstung noch zu süß erscheint, so werde ich selber meinen Leiden ein Ziel setzen, wenn es nicht mehr möglich sein wird, sie zu ertragen. Ich habe gehandelt und werde zu handeln fortfahren nach dieser inneren Stimme und dem Ehrgefühl, die alle meine Schritte lenken; mein Verhalten wird zu jeder Zeit mit diesen Grundsätzen übereinstimmen. Nachdem ich meine Jugend meinem Vater, mein reiferes Alter meinem Vaterlande geopfert habe, glaube ich das Recht erworben zu haben, über mein Alter frei zu bestimmen. Ich habe es Ihnen gesagt und wiederhole es: nie wird meine Hand einen demütigenden Frieden unterzeichnen. Und so will ich diesen Feldzug beenden; entschlossen, alles zu wagen und die verzweifeltsten Dinge zu versuchen, um zu siegen oder ein Ende mit Ruhm zu finden."

Daun hatte das ihm als unangreifbar geltende Lager auf den Süptitzer Höhen bei Torgau am linken Elbufer bezogen. Die Preußen bezwangen seine Stellung in der blutigsten Schlacht dieses Krieges (3. November) durch einen, freilich nicht rechtzeitig ineinandergreifenden, Doppelangriff auf Front und Rücken, ohne doch den besiegten Gegner, wie es die Anlage der Schlacht bezweckte, vernichten zu können.

Der König hatte den Ausgang des mörderischen Kampfes bis zuletzt abgewartet, erst gegen neun Uhr verließ er das Schlachtfeld. Er hielt vor der Tür des Pfarrhauses zu Elsnig, aber die Räume waren mit verwundeten Offizieren belegt. So ließ er sich in der Kirche eine Streu herrichten und ein wärmendes Feuer anzünden; auf der untersten Altarstufe sitzend schrieb er beim Schein der Kirchenkerzen die Siegesbotschaft an den Minister Finckenstein: „Wir haben Daun und die Österreicher geschlagen, die Nacht ist eingefallen, sonst würde ich mehr Umstände melden können. Wir haben viel Gefangene gemacht, ich weiß die Zahl nicht, aber

begnügen Sie sich mit der Nachricht, so wie ich sie Ihnen gebe, morgen werden Sie die Einzelheiten erfahren."

Die Schlacht war gewonnen. Aber die Verluste der Sieger stellten sich bald als so schmerzlich hoch heraus, daß der König seinen Adjutanten bei strenger Ahndung die Geheimhaltung der wirklichen Ziffern anbefahl. Mehr als das volle Drittel fehlte dem Heere, fast 17000 Mann, 920 bei der Kavallerie, 15900 bei der Infanterie.

„Betrachten wir," schreibt Friedrich drei Tage nach seinem Siege, „den 3. vielmehr als ein Ereignis, das uns vor großem Unglück bewahrt hat, denn als einen Triumph, der uns den Weg der Eroberungen und glänzendster Erfolge erschlösse." Immerhin hoffte er damals und während der nächsten acht Tage noch, als Frucht seines Sieges Dresden zurückzugewinnen. Aber es gelang den Österreichern, sich vor der Ankunft ihrer Verfolger im Plauenschen Grund festzusetzen, in dieser Stellung, die sich nach allgemeiner Ansicht nicht überwältigen ließ, auch wenn sie, wie Friedrich sagte, „nur von Schornsteinfegern" besetzt gewesen wäre.

Das preußische Heer hatte in diesem Feldzuge, wie der König anerkannte, mehr geleistet, als er erwartet hatte. Er befand sich jetzt am Schlusse „wieder ungefähr in derselben Lage wie bei der Eröffnung" und glaubte sich dazu beglückwünschen zu müssen. Eine Gnadenfrist, so faßte er es auf, von sieben Monaten war mit dem Einzug in die Winterquartiere eröffnet. Der Sieg von Torgau dünkte ihm „der letzte Funke des verglimmenden Feuers", und er zitierte das Sprichwort: „Der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht."

Unter dem Eindruck ihrer Mißerfolge waren es nach dem Feldzuge von 1760 Friedrichs Gegner, die eine Friedensverhandlung in Anregung brachten. Die von den Höfen zu Wien, Versailles, Petersburg, Warschau und Stockholm ausgehende Einladung zu einem Friedenskongreß nach Augsburg für den Juli 1761 wurde von Preußen und England angenommen. Aber da der Versuch zu einer unmittelbaren Verständigung zwischen England und Frankreich inzwischen scheiterte, so ist der Kongreß nicht zusammengetreten.

Der Winteraufenthalt in Leipzig bot dem König größere Ruhe und Bequemlichkeit, als der vorjährige zu Freiberg. Er hatte sich alsbald den Marquis d'Argens aus Berlin eingeladen: „Ich kann nicht leugnen, daß es mir ein lebhaftes Vergnügen sein soll, Sie wiederzusehen und mich über unzählige Dinge mit Ihnen zu unterhalten. Ich werde einem Karthäuser gleichen, dem sein Oberer die Erlaubnis zu sprechen erteilt. Ich habe in Schweigsamkeit und Abgeschlossenheit gelebt. Machen Sie sich auf eine Überschwemmung mit Geplapper gefaßt und auf alles, was das Gelüst einer lange durch den Schmerz und durch die Stille der Einsamkeit gefesselten Zunge vorzubringen vermag." Auch seine beiden Neffen, der sechzehnjährige Thronfolger und der um drei Jahre jüngere Prinz Heinrich, leisteten dem König mehrere Wochen hindurch angenehme Gesellschaft. Wiederholt wurden die Professoren der Universität zur Unterhaltung herangezogen; Gellert fand Anerkennung für seine Fabeln, Gottsched, den der König vor drei Jahren bei seinem Aufenthalt in Leipzig ausgezeichnet hatte, verdarb es diesmal durch seine anspruchsvolle Gespreiztheit. Allabendlich spielte die aus Berlin herbeigerufene Kapelle, Friedrich beteiligte sich mit seiner Flöte, aber das Blasen wurde ihm schwer; wie ganz verändert erschien den Musikern ihr früher so fröhlicher Gebieter, ernst, melancholisch, weit über seine neunundvierzig Jahre gealtert. Seiner mütterlichen Freundin, der vierundsiebzigjährigen Gräfin Camas, schrieb Friedrich in diesem Winter: „Ich schwöre Ihnen, es ist ein Hundeleben, wie es, den Don Quichotte ausgenommen, niemand außer mir geführt hat. Dies ganze Treiben, dieser unaufhörliche Wirrwarr hat mich so alt gemacht, daß Sie Mühe haben würden mich wiederzuerkennen. An der rechten Seite ist mein Haar ganz grau, meine Zähne brechen ab und fallen aus, mein Gesicht hat Runzeln gleich den Falten eines Weiberrocks, mein Rücken ist gekrümmt wie ein Bogen und mein Sinn traurig und niedergeschlagen wie ein Trappistenmönch. Ich bereite Sie auf alles das vor, damit Sie, falls wir uns in Fleisch und Bein wiedersehen sollten, über meinen Anblick nicht zu ent-

setzt sind. Nur das Herz hat sich nicht verändert und wird, so lange ich atme, die Gefühle der Verehrung und einer innigen Freundschaft für Sie, meine gute Mama, bewahren."

Am 17. März 1761 verließ der König Leipzig und versammelte wie im Vorjahre die Truppen in dem Lager von Meißen. Die Ergänzung des Heeres war „à la merveille" von statten gegangen; bei dem Heere in Sachsen fehlten Ende März nur noch 1600 Mann. Insgesamt konnten doch noch über 100000 Mann ins Feld gestellt werden, ohne die Garnisontruppen. Neben Sachsen, Mecklenburg und den anhaltischen Fürstentümern wurden diesmal auch alle thüringischen Lande bis zur Werra zu Soldatenlieferungen herangezogen; die Streifzüge des Obersten von Lölhöffel nach Langensalza, der Generale Syburg und Schenckendorff nach Saalfeld störten nicht bloß gründlich die Winterruhe der Reichsarmee und der Franzosen, sondern füllten auch die Magazine, Kassen und Cadres des preußischen Heeres; Gefangene, Überläufer und frische Rekruten wurden zu gleichen Teilen eingebracht und untergesteckt. Not kennt kein Gebot: Einwände ließ der König nicht gelten. Einem seiner Generale schreibt er: „Erinnern Sie sich, mein Lieber, daß man ohne Menschen und ohne Geld nicht Krieg führt." Nur ausnahmsweise nahm der König von einigen der kleineren Reichsstände wie den Grafen von Reuß statt Rekruten eine Geldzahlung an. Die Zahl der Landeskinder bei den Regimentern betrug jetzt der Regel nach nur noch die Hälfte der Ausländer. In Hinterpommern störten Einfälle der Russen die Rekrutierung, in Oberschlesien zeigte sich die katholische Bevölkerung schwierig, während die Niederschlesier ihre Zuverlässigkeit wie überall so auch bei der Rekruteneinstellung bewährten; wider das Erwarten des Königs vermochten auch die nicht kantonpflichtigen Gebirgskreise eine stattliche Zahl aufzubringen. Und wahrhaft antiken Sinn zeigten jene treuen Bauernschaften am preußischen Niederrhein und im Ravensbergischen, die, als einzelne Gemeindekinder fahnenflüchtig heimkehrten, diese entarteten Söhne nicht mehr im Dorfe duldeten.

Je zweifelhafter der Wert der neuen Bestandteile des preußischen Heeres war, um so mehr bedauerte der König, daß die Auswechselung der Kriegsgefangenen zwischen Preußen und Österreich, wie sie früher vereinbart war, seit Ende 1759 stockte, denn Daun hatte bei der Kaiserin geltend gemacht, daß der König von Preußen bei dem Kartell nur gewinne, weil seine Soldaten, Offiziere und Generale mehr wert seien als die österreichischen.

Die Ergänzung des Offizierskorps begegnete, der Natur der Sache nach, noch größeren Schwierigkeiten als die Rekrutierung der Truppen. Die Offiziere der Freischaren wurden überhaupt nur für die Dauer des Krieges angenommen, und wohl jeder Chef hatte allzeit einige dunkle Ehrenmänner auf Vorrat, die, wie Friedrich sich ausdrückte, würdige Kandidaten zum Fortjagen waren. „Seine Offiziers haben wie die Raben gestohlen," hat der König nach dem Kriege einem dieser Häuptlinge vorgehalten. Rühmliche Ausnahmen, wie jener L'Homme de Courbière, der, als Freischarenführer eingetreten, der preußischen Armee nach einem halben Jahrhundert einen ihrer schönsten Ehrenkränze gewonnen hat, bestärkten nur die Regel. Die alten Feldregimenter hielten sich von anrüchigem Nachwuchs im ganzen rein; hier traten Offiziere von den Garnisonregimentern in die Lücken ein, auch wohl Studenten, zumal aber blutjunge, kaum aus den Kinderschuhen getretene Kadetten und sonstige Junker: ein Archenholtz hatte noch nicht das vierzehnte Jahr erreicht, als er im Dezember 1758 mit 39 Kameraden aus dem Kadettenhaus nach Breslau in das Hauptquartier kam und von dem Könige selber dem stolzen Regiment Forcade zugeteilt wurde. „Er ist noch sehr jung, sind Seine Ohren schon trocken?" fragte der König im Lager von Meißen einen seiner jüngsten Junker und erhielt, wie er wohlgefällig wiedererzählte, die schlagfertige Antwort: „Ich bin jung, Majestät, aber mein Mut ist alt." Eben in diesem Lager erblickte der König unter den Fenstern seines Quartiers Offiziere bei knabenhaftem Spiele. „Mit diesem Zeug muß ich mich behelfen," rief er und zitierte die Verse aus der Athalie:

Voilà donc quels vengeurs s'arment pour ta querelle:
Un vieillard, des enfants, ô sagesse éternelle!

Seinen Generalen warf er vor, daß bei dem bloßen Worte „Detachement" jeder zittere — die Nachwirkung des Trauerspiels von Maxen. Wiederum, wenn nun ein General gegen den Feind ausgesandt war, so wurde nach des Königs Beobachtung viel zu oft eine „unzeitige Fermeté" gezeigt, um „das Terrain zu soutenieren" wo es vielmehr gegolten hätte, einer Übermacht mit Vorsicht und Geschick auszuweichen. Dieses „Contenancehalten" war für junge und alte Offiziere das A und das O ihres ungeschriebenen Ehrenkodex. „Meine Herren, nehmen Sie eine Prise Contenance," sagte bei Hochkirch der Leutnant von Hertzberg, die Tabaksdose in der Hand, zu den Kameraden vom Regiment Wedell, da fuhr ihm eine Musketenkugel in die Stirn. Und in einem Vorpostengefecht in Schlesien hielt General Saldern auf seinem Schimmel zur allgemeinen Bewunderung unbeweglich, obgleich die Kroaten ihre Kanone auf ihn richteten; erst als der zehnte Schuß ihm die Pistole am Sattel streifte, veränderte dieses Musterbild der Contenance den Standort. —

Der Zeitpunkt für den Ausmarsch rückte jetzt näher. „Ich habe die schwierige Aufgabe, die ich erfüllen soll, ohne Unterlaß vor Augen," schreibt Friedrich an d'Argens; „ich habe nichts als einen großen Fonds von gutem Willen und eine unzerstörbare Ergebenheit für den Staat, das sind alle meine Waffen. Kurz, ich stürze mich mit geschlossenen Augen in ein von allen Winden gepeitschtes Meer und weiß nicht, wo ich ans Land treiben werde."

Für den neuen Feldzug verteilte Friedrich seine Feldtruppen in der Weise, daß er selber das Kommando über das Hauptheer von nicht voll 60000 Mann in Schlesien übernahm und von diesen 16—17000 (unter Generalleutnant v. d. Goltz, nach dessen Tode unter Zieten) zur Beobachtung der Russen abzweigte, daß er 30000 Mann dem Prinzen Heinrich zur Deckung von Sachsen überließ und den Rest auf Pommern gegen Schweden und Russen verteilte. Nach den furchtbaren Verlusten, mit denen der letzte Sieg erkauft

worden war, bekannte er sich von neuem zu dem Ende 1758 aufgestellten Grundsatze, den Angriff auf feste Stellungen, auf „Posten" möglichst zu vermeiden. Aber er widersprach doch entschieden, als Heinrich die Meinung vertrat, daß man die Sachen noch lange hinschleppen könne, ehe man sich in der Notwendigkeit befinde, alles an einem Tage auf das Spiel zu setzen. Diese Strategie des Hinhaltens schien ihm auch jetzt nicht anwendbar. „Ich kenne," antwortete er dem Bruder (15. Juni), „nicht die Kunst, sich viele Feinde vom Halse zu schaffen, ohne sich mit Gewalt eines von ihnen zu entledigen. Ich kenne alle Wechselfälle der Schlachten; trotzdem können Sie sich darauf verlassen, daß ich dem Feinde niemals erlauben werde, mich nach Belieben einzuwickeln, sondern daß ich ihn lieber überall aufsuchen werde, wo ich ihn finde." Friedrich entschied sich für seinen schlesischen Feldzug dahin, daß er der beabsichtigten Vereinigung der Österreicher und der Russen durch eine Schlacht gegen jene, nicht gegen diese entgegenzuwirken habe, weil nach einer Niederlage der Österreicher zwar die Russen (wie im Vorjahre) abziehen würden, aber nicht umgekehrt. Den Operationsplan der Gegner durchschaute er richtig. Es war wieder der vorjährige. Die Russen stellten ihr Hauptheer unter Buturlin für Schlesien zur Verfügung, vorausgesetzt, daß die Österreicher unter Laudon dort mit ansehnlichen Streitkräften angriffsweise vorgehen würden. Über das österreichische Heer in Sachsen mit dem die Reichsarmee wie bisher zusammenwirken sollte, erhielt wieder Daun den Oberbefehl. Dort glaubte man den König in Person erwarten zu müssen; ausdrücklich ließ sich deshalb Daun von der Verpflichtung, offensiv vorzugehen, entbinden.

Laudon hatte den Russen an der oberen Oder in der Richtung auf Oppeln die Hand reichen wollen. Als er den König, der mit ihm schlagen wollte, auf seinem Wege antraf (28. Juli), ging er in die Glatzer Berge zurück. Was in Oberschlesien zur Schadenfreude der persönlichen Gegner Laudons nicht geglückt war, vollzog sich dann in Niederschlesien. Durch geschickte Märsche, an dem preußischen Heere

vorbei, bewirkten Österreicher und Russen ihre Vereinigung in der Nähe von Liegnitz (19. August). So war im sechsten Feldzuge des Krieges den beiden Kaiserhöfen endlich die bisher immer vergeblich angestrebte Vereinigung der beiderseitigen Hauptheere geglückt. Sie standen den 50000 Preußen jetzt mit mindestens doppelter Überlegenheit gegenüber. Friedrich ging (21. August) in das bereits im Vorjahr einmal bezogene, der Festung Schweidnitz und ihrem großen Magazin zur Deckung dienende Lager von Bunzelwitz zurück. Es war durch Schanzarbeiten schnell in eine Art Festung verwandelt worden.

Des Königs Zelt war im Rohlandsholze zwischen Zedlitz und Neudorf aufgeschlagen. Jeden Abend aber begab sich Friedrich in die große Schanze auf dem Pfaffenberg bei Jauernick und begnügte sich für die Nachtruhe mit einem Strohlager unter freiem Himmel, wie er es dem Marquis d'Argens in einer poetischen Beschreibung des Bunzelwitzer Lagers schilderte:

Ein Berg, von Schanzen rings umfaßt,
Ward unser prunkender Palast,
Wo unter hohem Himmelszelt
Ein Bündel Stroh vom nahen Feld
Auf nacktem Boden ausgestreut
Gar sanftes Bett dem Leibe beut.

Die Truppen traten, sobald es dunkel wurde, in Schlachtordnung unter das Gewehr; bei Tage kehrten sie zu ihren Zelten zurück.

Friedrich war mit der Erwartung in diesen Feldzug gegangen, daß die Österreicher, um sich die Bundesgenossenschaft Frankreichs zu erhalten, alles an alles setzen würden, da sie mit einem großen Siege Preußen zermalmen könnten, ohne im Falle einer Niederlage ihre politische Lage zu verschlimmern oder gar die Existenz ihres Staates zu gefährden. Um so mehr glaubte er also jetzt nach der Vereinigung der gegnerischen Heere einen Angriff erwarten, ja erhoffen zu müssen: daß er den Angreifern hier eine Niederlage und die schwersten Verluste beibringen werde, hielt er für „mathe-

matisch sicher". Eben diese unverkennbaren Gefahren eines Angriffs haben doch Buturlin und Laudon zu einer Verständigung über den in der gegebenen strategischen und politischen Lage gebotenen Sturm auf das Lager nicht gelangen lassen, wofür der eine dem anderen nachträglich die Schuld zugeschoben hat. Am 10. September zogen die Russen von Bunzelwitz und demnächst aus Schlesien ab, nur ein Korps von 12000 Mann unter Tschernyschew blieb bei dem österreichischen Heere zurück.

Friedrich war mit dem bisherigen Ergebnis des Feldzuges nach Lage der Verhältnisse nicht unzufrieden, jedoch erlitt er zum Schluß empfindlichen Verlust durch den Fall zweier seiner Festungen. Am 1. Oktober nahm Laudon durch einen Handstreich Schweidnitz; am 16. Dezember kapitulierte Kolberg vor den Russen. Zum ersten Male konnten die Russen in Pommern und die Österreicher in einem Teil von Schlesien die Winterquartiere beziehen.

XV

Siebenter Feldzug und Friedensschluß

Trotz der Mißerfolge der französischen Kriegsführung in Westdeutschland zeigte innerhalb der großen Koalition zurzeit das französische Kabinett größeren Kampfesmut als die Verbündeten. Viel weniger zuversichtlich als in Versailles war man in Wien. In einer Denkschrift für Maria Theresia vom 31. Oktober 1761 führte Kaunitz aus, daß die „innerlichen Kräfte" zur Bestreitung der ungeheuer großen Kriegserfordernisse nicht mehr hinreichen wollten, daß die Waffenhilfe Rußlands bei den unheilbaren Gebrechen der russischen Heereseinrichtungen sehr gering sei und bei dem geschwächten Gesundheitszustand der Zarin jeden Augenblick in Wegfall kommen könne; daß eine Kriegserklärung der Pforte nicht ausgeschlossen sei. Mit Rücksicht auf die Erschöpfung der Finanzen wurde im Laufe dieses Winters trotz des Einspruches der Generale, des Kaisers und des jungen Erzherzogs Joseph von der Kaiserin eine Verringerung der Truppenteile angeordnet; bei jedem Infanterieregiment wurden zwei Kompagnien aufgelöst, deren Mannschaften zum Ersatz sonstigen Abgangs Verwendung fanden. Die Ermattungsstrategie, von der die österreichischen Feldherren sich leiten ließen, hatten ihnen wohl negative Erfolge verschafft, das heißt Niederlagen erspart; man sah sich jetzt aber vor dem Ergebnis, daß dem eigenen Staate die „innerlichen Kräfte" ausgingen, daß man selber ermattete. Ebendeshalb hatte das Kabinett dem Hauptquartier in den vorangegangenen Jahren

fort und fort die Herbeiführung von Schlachten, die Zertrümmerung der feindlichen Heeresmacht ans Herz gelegt.

Der König von Preußen, dessen Feldtruppen Ende 1761 auf 60000 Mann zusammengeschmolzen waren, hat sie während des Winters schließlich wieder auf die doppelte Zahl zu bringen vermocht. Aber während der Bund seiner Gegner sich durch den Beitritt Spaniens stärkte, versagte jetzt Preußens einziger Bundesgenosse. Nach dem Tode Georgs II. von England (25. Oktober 1760) blieb William Pitt dem Enkel des Verstorbenen, Georg III., nur noch ein Jahr zur Seite; er trat am 5. Oktober 1761 zurück, weil sein Rat, den unvermeidlichen Bruch mit Spanien unverzüglich durch britische Initiative herbeizuführen, von seinen Amtsgenossen und dem neuen Könige kurzsichtig abgelehnt wurde. Pitts Nachfolger Lord Bute vertrat die Ansicht, daß nur unter territorialen Opfern von preußischer Seite der allgemeine Friede erreichbar sei. Er versuchte in dieser Richtung einen Druck auf Preußen in derselben Weise auszuüben, in der England 1742 und 1745 seinen damaligen Bundesgenossen Österreich zu unvorteilhaften Friedensschlüssen genötigt hatte. Der bisher alljährlich erneute Subsidienvertrag von 1758 mit der Garantie des beiderseitigen Besitzstandes und dem Verbot getrennten Friedensschlusses wurde deshalb für 1762 nicht verlängert, doch war Bute bereit, ohne solche politischen Verpflichtungen die Subsidien weiter zu zahlen und vielleicht sogar zu erhöhen. Friedrich lehnte unter diesen Umständen den Empfang der Subsidien ab; er hatte die Mittel für einen neuen Feldzug bar liegen, allerdings nur dank der seit Jahren in großem Maßstabe betriebenen Ausprägung geringhaltiger Münze.

Sein Winterquartier nahm der König zu Breslau in dem durch die Beschießung von 1760 verwüsteten Stadtschloß. „Ich wohne hier in meinem Hause," schreibt Friedrich aus Breslau, „zwischen Schutt und Trümmern, einige Zimmer sind wieder hergestellt, in den andern das Oberste zu unterst gekehrt." Der Leipziger Karneval vom vorigen Winter dünkt ihm glänzend im Vergleiche zu dem diesjährigen. Gäste wie

damals ladet er sich nicht ein, er bleibt ausschließlich auf sich selbst, „also auf recht schlechte Gesellschaft", angewiesen. Er liest viel, er „verschlingt" seine Bücher, und sie geben ihm „heilsame Ablenkung"; wenn er diese Bücher nicht hätte, würde er fürchten, daß seine Hypochondrie ihn in das Irrenhaus brächte: „Ich habe ohne Zweifel sehr starkes Reißen am Kopf, das mir den Schlaf nimmt, zusammengesetzt aus russischen, österreichischen, gallischen und schwedischen Schmerzen — genug, um einen Ochsen zu töten, und wäre es Gott Apis selbst." ... „Die Schule der Geduld, die ich durchlaufe, ist hart, lang, grausam, ja barbarisch. Ich habe mich meinem Geschick nicht entziehen können; alles, was die menschliche Voraussicht an die Hand zu geben vermochte, ist angewandt worden, und nichts ist geglückt. Wenn Fortuna fortfährt, mich so unbarmherzig zu behandeln, werde ich unzweifelhaft unterliegen; nur sie kann mich aus meiner jetzigen Lage herausziehen. Ich rette mich aus alledem, indem ich die Welt im großen und wie von einem entfernten Planeten aus betrachte; dann erscheinen mir alle Gegenstände unendlich klein, und ich bemitleide meine Feinde, daß sie sich so viel Mühe um so geringes Ding machen."

„Man erzählt," schreibt er ein anderes Mal dem Marquis d'Argens, an den alle diese Bekenntnisse gerichtet sind, „daß ein geschickter Musiker gefragt wurde: ‚Würden Sie auf einer Geige mit nur drei Saiten spielen können?' Er spielte, so gut es ging. Darauf zerriß man ihm noch eine. Er spielte, aber noch weniger gut. Nun zerriß man die beiden letzten Saiten und wollte, daß er seinem Instrument noch Töne entlockte!"

Ein einziger Hoffnungsstrahl brach durch seine Nacht, ein fernes, unsicheres Aufleuchten. Noch einmal verkündete aus Konstantinopel jener schon so oft als falscher Zeichendeuter überführter Gesandter Rexin, daß große Dinge bevorstünden, daß die Kriegsrüstungen für den nächsten Frühling im vollen Gange wären, daß 120000 Mann in Ungarn einbrechen, 80000 gegen die Russen marschieren würden. Der König erinnerte seinen Sendling daran, wie wenig vor zwei Jahren

der Sommer gehalten habe, was der Winter versprochen. Er selbst klammerte sich doch an diese Möglichkeit mit der ganzen Lebhaftigkeit seiner Einbildungskraft und der ganzen Stärke und Zähigkeit seines Wollens.

Indem er den Türkenkrieg schon als sicher betrachten zu dürfen glaubte, zeichnete er sich eine strategische Offensive in großem Stile vor. Er nahm an, daß dann die Österreicher die Hälfte ihrer Truppen, 60000 Mann, nach Ungarn werfen, daß die Russen nicht mehr als 12—15000 Mann an der Weichsel und etwa noch das Korps Tschernyschew bei dem österreichischen Heer in Schlesien lassen würden. Dann war auf einmal die Überzahl auf preußischer Seite, sowohl in Schlesien wie in Sachsen, und es würde gegolten haben, nach der Wiedereinnahme von Schweidnitz und von Dresden zugleich in Mähren und in Böhmen einzudringen. Prinz Heinrich hielt diesem Entwurf nur die Frage entgegen, welche Maßregeln der König zu ergreifen gedenke, wenn die Orientalen ihre Diversion nicht ausführen würden. Der König gestand, dann sehe er nicht ab, wie man den Untergang hinausschieben oder beschwören solle; doch glaube er, daß in der letzten Not noch das Beste sein werde, alle Streitkräfte zusammenzuraffen und mit der ganzen Masse den Feinden der Reihe nach zu Leibe zu gehen; sobald das eine ihrer drei Heere (der beiden österreichischen und des russischen) erdrückt sei, werde man mit den beiden anderen besseres Spiel haben, und unter allen Umständen gelte es gleich, zuhauf oder stückweise zugrunde zu gehen.

Eins verschwieg er dem Bruder. Denn noch an einen anderen Ausweg dachte er. Je weniger er selbst im Innersten an einen Erfolg der von dem Prinzen als verzweifelt bezeichneten Strategie glaubte, um so mehr nahmen ihn jetzt die finsteren Gedanken wieder gefangen, die ihn schon so oft in Versuchung geführt hatten. „Kommen die Türken nicht," eröffnete er am 6. Januar seinem Kabinettsminister Finckenstein, „dann läßt uns unsere unglückliche Lage nicht mehr die Hoffnung, durch unsere Tapferkeit und den Einsatz unserer eigenen Kräfte unsere Sache wieder ins Gleiche zu bringen

oder auch nur den nächsten Feldzug durchzuhalten." Dann wird also nicht mehr Kampf, sondern Verhandlung die Losung sein. Es wird gelten, durch geeignete Schritte in London oder bei dringender Not auch in Versailles, Wien oder Petersburg von den Trümmern des Staates so viel, als sich der Habgier der Feinde entreißen läßt, zu retten. Zu retten für des Königs jungen Neffen. Friedrich selbst beharrt bei der Meinung, daß in einem verstümmelten Preußen für ihn selber kein Raum mehr ist.

„Wir sind noch nicht verschlungen," schreibt er an d'Argens, „man will sogar noch einen Hoffnungsstrahl erkennen, ich spreche nicht davon; vegetieren wir diesen Winter, wie wir eben können, und wenn alles gut geht, verspreche ich Ihnen zum Frühling eine schöne Ode; wo nicht, so halten Sie sich an das, was Cato Ihnen sagen wird." Das Leben Catos und das Leben Kaiser Othos im Plutarch sind wieder sein bevorzugter Lese- und Lernstoff geworden. „Ich finde da lehrreiche Ereignisse jeder Art, für jedermann beachtenswert, der seine Pilgerschaft durch diese Hölle, genannt Welt, zurücklegt. Ich denke wie diese großen Männer des Altertums, und ich finde, wenn man ihr Verhalten prüft, so kann man ihnen nur Beifall zollen. Mögen hohle Schreier in ihrer Schulweisheit anders gedacht, mögen sie über diese Frage absurde Paradoxen aufgestellt haben, daran braucht man sich nicht zu halten; und sicher wären die verständigen Leute zu bedauern, wollten sie sich in ihrem Urteil nach diesen Schulpedanten richten, welche die schönsten Handlungen und den erhabensten Seelenadel der Alten herabzusetzen versucht haben."

Der 20. Februar soll entscheiden, so kündet er es auch dem treuen d'Argens an. Entscheiden für den Staat zwischen Kampf und Verhandlung, und für den König zwischen Leben und Tod: ob er es „mit Cato halten" oder ob er „Cäsars Kommentare zur Richtschnur" nehmen, d. h. weiter kämpfen wird.

Die Entscheidung fiel früher, und sie kam aus anderer Richtung, als Friedrich es erwartet hatte.

Am 5. Januar starb dreiundfünfzigjährig die Kaiserin Elisabeth von Rußland. Ohne jede Fühlung mit dem Nachfolger, Kaiser Peter III., vermochte Friedrich die Tragweite des Ereignisses zunächst nicht abzusehen. Und als sehr bald der russische Oberst Gudowitsch zur Anknüpfung einer Verhandlung bei ihm erschien, bereitete der preußischen Politik der „Kontrast zwischen unsern orientalischen Verhandlungen und der neuen russischen Negociation" zunächst einige Verlegenheit. Doch löste sich diese Schwierigkeit glatt, indem der Zar erklären ließ, er wolle weder den Türken noch den Tataren entgegen sein, wenn sie den Wiener Hof mit Krieg überziehen würden. Die Verhandlung mit den Muselmanen zerschlug sich, wie sie sich in den letzten Jahren jedesmal zerschlagen hatte; der Friede mit Rußland (zu Petersburg, 5. Mai) und in dessen Folge auch mit Schweden (zu Hamburg, 22. Mai) kam zustande, in beiden Fällen auf Grund des Besitzstandes vor dem Kriege, d. h. unter Zurückerstattung von Ostpreußen und des okkupierten Teiles von Hinterpommern durch die Russen. Ein dem Friedensschluß folgendes preußisch-russisches Bündnis (19. Juni) stellte dem König von Preußen 20000 Russen, das im Vorjahr dem österreichischen Heere zugeteilte Korps Tschernyschew, zur Verfügung.

Der russischen Unterstützung teilhaftig und des Zuzuges der Türken und Tataren gewärtig, beabsichtigte Friedrich ursprünglich, nach drei Defensivfeldzügen jetzt den Kriegsschauplatz wieder auf österreichisches Gebiet zu verlegen. Der Beginn der Operationen wurde bis Anfang Juli ausgesetzt, weil erst zu diesem Zeitpunkt die Ankunft der Russen angemeldet war.

Aber das türkische Heer hat seinen Vormarsch bereits in Bessarabien eingestellt. Und die Russen erhielten, kaum eingetroffen, sofort Befehl zur Rückkehr, weil die Palastrevolution des 9. Juli mit der Regierung Peters III. auch dem preußisch-russischen Bündnis ein jähes Ende bereitete.

Daun war zu Beginn des preußisch-russischen Anmarsches in die Stellung bei Burkersdorf zurückgegangen, um sich zwischen

den Gegner und die Festung Schweidnitz zu legen. Für seinen zum 21. Juli vorbereiteten Angriff hatte der König seinen russischen Verbündeten insofern einen kleinen Anteil zugedacht, als bei den Scheindemonstrationen vor Dauns Front, die dessen Aufmerksamkeit von der geplanten Umgehung seines rechten Flügels abzulenken bezweckten, drei russische Bataillone mitwirken sollten. Diese Beteiligung fiel jetzt fort, aber es war doch nicht ohne Bedeutung, daß Tschernyschew seinen schon am 18. angemeldeten Abmarsch auf den 22., bis die Preußen Anstalten für die Verpflegung des abziehenden Korps getroffen haben würden, verschob. Das Gefecht von Burgersdorf (21. Juli) kostete dem österreichischen Heere, da der Umgehungsversuch glückte, seine Außenstellung, Daun konnte die Verbindung mit Schweidnitz nicht mehr aufrechterhalten und die Belagerung wurde möglich. Ein Versuch Dauns, durch Umgehung des zur Deckung der Belagerungslinie an der Straße nach Frankenstein aufgestellten preußischen Korps die Festung zu entsetzen, wurde durch das Gefecht von Reichenbach (16. August) vereitelt. Aber erst am 9. Oktober kapitulierte Schweidnitz.

In Sachsen stand während dieses Jahres Prinz Heinrich mit 30000 Mann der doppelten Zahl von Österreichern und Reichstruppen gegenüber. Er entschied einen mit wechselndem Glück geführten Feldzug endlich durch seinen Sieg von Freiberg (29. Oktober).

Unmittelbar darauf wurde in Fontainebleau (3. November) der Friede zwischen England und Frankreich unterzeichnet, der den Franzosen neben anderen Verlusten an Kolonialgebiet, Kanada kostete. Darauf begannen, dank einer durch die sächsische Diplomatie hergestellten Anknüpfung, auch die Friedensverhandlungen zwischen Österreich und Sachsen auf der einen und Preußen auf der anderen Seite. Sie führten am 15. Februar 1763 zu dem Frieden von Hubertusburg. Bis zuletzt hatte Maria Theresia gehofft, die Grafschaft Glatz mit der von ihren Truppen noch besetzten Festung zu behaupten und eine Entschädigung für Sachsen erlangen zu können, willigte aber endlich in die

einfache Wiederherstellung des status quo ante bellum für alle drei Teile.

„Dieser Krieg ist entbrannt," so schrieb zu Ende des vierten Kriegsjahres in dem neutralen Kopenhagen der dänische Minister Bernstorff, „nicht um ein mittelmäßiges oder vorübergehendes Interesse, nicht um ein paar Waffenplätze oder kleine Provinzen mehr oder weniger, sondern um Sein oder Nichtsein der neuen Monarchie, die der König von Preußen mit einer Kunst und einer Schlagfertigkeit in die Höhe gebracht hat, welche die eine Hälfte von Europa überrascht und die andere getäuscht haben; der Krieg ist entstanden, um zu entscheiden, ob diese neue Monarchie, zusammengesetzt aus verschiedenen Bestandteilen, noch ohne die ganze für sie notwendige Festigkeit und Ausdehnung, aber ganz und gar militärisch und mit der ganzen Begehrlichkeit eines jugendlichen, mageren Körpers, bestehen bleiben wird; ob das Reich zwei Häupter haben und der Norden Deutschlands einen Fürsten behalten soll, der aus seinen Staaten ein Lager und aus seinem Volk ein Heer gemacht hat und der, wofern man ihm Muße läßt, seine Staatsgründung abzurunden und zu befestigen, als Schiedsrichter der großen europäischen Angelegenheiten dastehen und für das Gleichgewicht zwischen den Mächten den Ausschlag geben würde."

Wie ganz sicher hatte man zu Wien im Sommer 1756 diese neue Macht zertrümmern zu können geglaubt. Das Schicksal Heinrichs des Löwen wollte Kaunitz dem preußischen Könige bereiten, und der Jesuit Michael Denis, der österreichische Barde, hatte beim Ausbruch des Krieges „dem kühnen Fürsten" zugerufen: „Das Grab, das du gräbst, ist dir bestimmt, du suchest deinen Sturz." Aber schon seit 1760 hatten Maria Theresia und Kaunitz ihre Hoffnungen bis auf die Erwerbung von Glatz zurückgeschraubt. Und zu Beginn des folgenden Jahres fragte der junge Erzherzog Joseph in der ersten aus seiner Feder erhaltenen politischen Denkschrift: „Welchen Frieden dürfen wir hoffen? Der vorteilhafteste wird ohne Zweifel der sein, der den König von

Preußen in den Grenzen hält, die er vor dem Kriege inne hatte. Vordem war man von der Überlegenheit der heute verbündeten Mächte, Frankreichs, Rußlands, Schwedens, des Reiches, Österreichs, so überzeugt, daß sie nur zu drohen brauchten, ohne erst das Schwert zu ziehen, um Genugtuung von ihren Nachbarn zu erhalten. Heute hat der König von Preußen ganz Europa gezeigt, woran er selber nicht geglaubt hat, daß er nicht nur imstande ist, ihrer vereinten Macht zu trotzen, sondern sie sogar zu zwingen, einen nachteiligen Frieden zu suchen." Jetzt war es gekommen, wie es der Thronerbe vorausgesagt hatte. Die Kaiserin-Königin stellte den Kampf ein, obgleich sie den Fortbestand der preußischen Monarchie in dem bisherigen Umfang nach wie vor als schädlich bezeichnete, schädlich nicht nur für Wohlfahrt, Aufnahme und Sicherheit des Erzhauses, sondern auch für die katholische Kirche und die deutsche Reichsverfassung. Daß der Gegner dem Erzherzog Joseph zur Nachfolge im Reich verhelfen wollte und in handelspolitischen Fragen nachgegeben hatte, war nur ein geringer Trost: der Friede blieb „der schlechteste" nach der von Kaunitz zuvor aufgestellten Stufenleiter der verschiedenen Möglichkeiten.

Wie Friedrichs Feinde, so hatten auch seine Bewunderer seinen endlichen Untergang als unvermeidlich betrachten wollen. „Wenn irgend ein anderer Mann in solcher Lage wäre," sagte Lord Chesterfield im dritten Kriegsjahre, „ich würde ihn ohne weiteres verloren geben, aber Er ist solch ein Wunder von einem Mann, daß ich nur sagen will: ich fürchte, er ist verloren." Gelte gleich von ihm wie nie bisher von einem Sterblichen das stolze Wort „nec pluribus impar", so müsse doch auch Tapferkeit und Gewandtheit zuletzt erliegen, wenn die plures bis über einen gewissen Grad sich vermehrten. Und Friedrich selbst hatte, als er die Waffen erhob, wohl gehofft, die Gegner einschüchtern, zur Überlegung bringen, alsbald von der Aussichtslosigkeit ihrer Anschläge überzeugen zu können; daß er aber in jahrelangem Kampf gegen eine große Koalition sich zu halten vermöchte, das hatte er selbst ehedem als unmöglich bezeichnet.

Die Strategie, die er für solchen Verzweiflungskampf gegen eine Mehrzahl mächtiger Gegner in der Theorie sich vorgezeichnet hatte, „dem einen Feind eine Provinz preiszugeben und inzwischen mit der gesamten Streitmacht gegen den anderen zu marschieren, ihn zur Schlacht zu nötigen, alle Anstrengungen zu machen, um ihn zu vernichten" — er hatte sie in diesen drangvollen Jahren, soviel an ihm war, in die Praxis zu übersetzen gestrebt. Er, der den Wert des Manövers neben der Bedeutung der Schlacht sehr wohl zu schätzen wußte, der, wenn es galt, sich auf das Manövrieren und Ausweichen ebensogut verstand wie die großen Methodiker Heinrich und Daun, er hat doch in der Kriegführung ebensowenig wie in der Politik sich auf das Hinhalten und Abwarten, das schwächliche beneficium temporis, die unvorhergesehenen Zwischenfälle verlassen wollen, sondern das Schicksal wieder und wieder zur großen Entscheidung herausgefordert und dabei nur immer beklagt, daß er nicht das Elixier besaß, dem Gegner jedesmal, wenn er es wollte, die Schlachtentscheidung aufzunötigen.

Wenn Prinz Heinrich in seiner Bevorzugung des Manövers und angesichts seiner meist defensiven Aufgaben sich geringerer Fährnis aussetzte, die Schlappen seines königlichen Bruders glücklich vermied und deshalb wohl geneigt war, sich für den trefflicheren Feldherrn zu halten, so unterschätzte er das ungeheure moralische Übergewicht, welches Friedrichs Wagemut, Schlachtenfroheit und Kampfesschrecklichkeit den preußischen Waffen gab — in einem Grade gab, daß die Gegner nach den ersten schlimmen Erfahrungen einen politischen Offensivkrieg, widersinnig genug, andauernd in der taktischen Defensive führten. Vor dem Urteil der Geschichte hat nicht der Prinz recht behalten, der da meinte, daß das Heer die Fehler des Königs wett machen müßte, sondern vielmehr Napoleon, wenn er sagte, nicht das Heer habe sieben Jahre hindurch Preußen gegen die drei größten Mächte Europas verteidigt, aber Friedrich der Große.

„Sie sind nicht der König," schreibt Friedrich während des Kriegs einmal seinem d'Argens, „Sie haben weder den

Staat zu verteidigen, noch Verhandlungen zu führen, noch für alles Rat zu schaffen, noch die Verantwortlichkeit für den Ausgang zu übernehmen, mir, der ich unter dieser Last erliege, mir ziemt es, die Qual allein für mich auszustehen." Wer so, ganz erfüllt von einem hohen Beruf, in stolzer erhabener Einsamkeit sieben Jahre hindurch sein Joch getragen und Tag für Tag, inmitten immer neuer Widerwärtigkeiten und Enttäuschungen, nur bei sich selbst Rat und schnellen, tapferen Entschluß gefunden hatte, der durfte nachmals ohne Überhebung sich rühmen, daß zwei Verbündete in diesem Kriege ihm zur Seite geblieben seien: Mut und Beharrlichkeit. Wir sind Zeugen geworden, wie diese Begleiter, auch wenn sie in dunkelster Stunde seinem Blick entschwanden, sich immer wieder zu ihm gesellten; wie Friedrich, reizbar, aufgeregt, nicht geschaffen das Unglück mit Gelassenheit zu ertragen, doch die Zweifel seines zagenden Menschenherzens sieghaft in seiner Königsbrust niederzukämpfen und allen Versuchungen zur Flucht aus einem anscheinend hoffnungslosen Leben zu widerstehen vermochte, bis endlich ein errettender Zwischenfall seine Standhaftigkeit belohnte, jenes beneficium temporis, das er bei seinen Entschlüssen nicht hatte in Ansatz bringen wollen.

Auf seinen früher wiederholt zum Ausdruck gebrachten Wunsch, den Staat für die schweren Opfer des Krieges durch eine Landerwerbung zu entschädigen, hatte der König bei der Friedensverhandlung Verzicht geleistet. „Hätte der Staat eine Provinz sich angliedern können," schrieb er am 19. Februar an den Prinzen Heinrich, „so wäre das ohne Zweifel sehr gut gewesen; aber da das nicht von mir, sondern vom Glück abgehangen hat, so stört dieser Gedanke meine Ruhe in keiner Weise." Eroberungen auf Österreichs Kosten, das hatte Friedrich sich vordem gesagt, und der Verlauf dieses Krieges hatte es bestätigt, ließen sich nicht erhoffen, wenn sich nicht eine verbündete Macht an der militärischen Offensive unmittelbar beteiligte. An der Seite der Russen und in Erwartung der Türken hatte er im Sommer 1762 noch einmal daran denken können, sich eine „Salbe für die Brandwunde"

zu verschaffen; aber wie bescheiden hatte er sich nach dem Wegfall jener umfassenden Kombination das Ziel des letzten Feldzuges stecken müssen. Zur Säkularisation geistlichen Gutes zugunsten der am Kriege beteiligten deutschen Staaten, wie sie früher geplant worden war, hätte sich 1761, beim Tode des Kurfürsten Klemens August von Köln, an sich günstige Gelegenheit geboten, denn damit war dessen große territoriale Nachlaßmasse, die Gesamtheit der nordwestdeutschen Hochstifter, verfügbar geworden, und selbst Choiseul trat damals, in den Spuren seines großen Vorgängers Mazarin, dem noch kurz zuvor von französischer Seite abgelehnten Säkularisationsgedanken näher. Auch hatten England und Preußen zunächst verabredet, den Kapiteln der Bistümer Münster, Paderborn und Hildesheim (auf den erzbischöflichen Stuhl von Köln wurde ein von dem kaiserlichen Hofe begünstigter Reichsgraf erhöht, zum ersten Male seit fast 200 Jahren kein Wittelsbacher) eine Neuwahl nicht zu gestatten, solange der Krieg währen würde. Aber dem dritten Georg lag die welfische Hauspolitik seines Großvaters mit ihren Abrundungsplänen für das Kurfürstentum Hannover ganz fern, und so ließ England die Wahl in Münster schon im Frühjahr 1762 zu und gegen Ende des Jahres, nach Abschluß der Präliminarien von Fontainebleau, auch die Wahl in Paderborn und in Hildesheim. So blieb die Fortsetzung der Säkularisationsarbeit des Westfälischen Friedens bis zum Beginn des neunzehnten Jahrhunderts ausgesetzt. Seine „Wundsalbe" aber erhielt der preußische Staat doch viel früher. Der König konnte beim Abschluß des Friedens nicht voraussehen, daß schon binnen wenigen Jahren, mitten im Frieden, eine Provinz ihm zufallen würde, deren Erwerbung er doch nur diesem Kriege, wie aber der Krieg seine Machtstellung in Europa zu unbedingter Anerkennung brachte, zu danken gehabt hat: sein Gewinn aus dem siebenjährigen Kriege wurde Westpreußen.

Einen anderen Kampfpreis trug der Held des siebenjährigen Krieges für seinen Staat und sein Volk unmittelbar und sofort davon. Nach diesem Kriege, so hat er während

des Kampfes einmal gesagt, werde man den Preußen Stolz nicht erst zu predigen brauchen. Sein Wunsch, daß alle seine Untertanen sich als Preußen fühlen sollten, war jetzt erfüllt. Ein preußisches Selbstbewußtsein, getragen durch das, was Goethe „Wert, Würde und Starrsinn der Preußen" nannte, hatte sich kräftig entwickelt. Und wenn die Art der „überstolz gewordenen Preußen" die Landsleute „draußen im Reich" oft abstieß und verletzte, so ist der Stählung des in den Zeiten des politischen Niedergangs allzusehr ins Weiche umgeschlagenen deutschen Volkscharakters das rauhe preußische Muster in der Folge doch zugute gekommen.

Der König selbst hat sich seines endlichen Sieges, seines reichlichen Ruhmes nicht voll zu freuen vermocht. „Unser Kriegsruhm," so bekannte er, „ist sehr schön aus der Ferne angesehen; aber wer Zeuge ist, in welchem Jammer und Elend dieser Ruhm erworben wird, unter welchen körperlichen Entbehrungen und Anstrengungen, in Hitze und Kälte, in Hunger, Schmutz und Blöße, der lernt über den Ruhm ganz anders urteilen." „Alt, fast kindisch, grau wie ein Maultier, tagtäglich einen Zahn einbüßend, von der Gicht zum halben Krüppel gemacht," meint er nur noch auf einen Platz im Invalidenhause Anspruch zu haben. Er wolle den Berlinern, schrieb er noch aus Sachsen an d'Argens, ihren Jubel über den Frieden gönnen. Aber „was mich anbetrifft, mich armen Greis, so kehre ich in eine Stadt zurück, von der ich nur noch die Mauern kenne, wo ich niemand von meiner alten Bekanntschaft mehr vorfinde, wo unermeßliche Arbeit mich erwartet, und wo ich binnen kurzem meine Gebeine einer Zufluchtsstätte übergeben werde, die nicht mehr gestört werden soll, weder durch den Krieg, noch durch die Unglücksschläge, noch durch die Schlechtigkeit der Menschen." An Sanssouci wollte er gar nicht denken, denn welcher Vergleich bot sich „zwischen dem glücklichen Zustand, in welchem wir vor dem Kriege dort weilten, und unserem gegenwärtigen Elend, zwischen dem erlesenen Kreise, der dort sich versammelte, mit der Einsamkeit oder dürftigen Gesellschaft, die uns übrig bleibt."

Er kehrte gealtert zurück in eine sich verjüngende Welt. Ein neues Zeitalter brach an. Während dieses Krieges hatten die Physiokraten ihre Programmschriften und Rousseau seinen Emile und den Gesellschaftsvertrag veröffentlicht, und bald wurde auch Deutschland von der Einwirkung Rousseaus und vom Sturm und Drang erreicht. Die Jugend stürmte über den „alten Fritz" hinaus, er selbst ging seinen eigenen Weg weiter, handelnd, schaffend, vollbringend, seine Welt formend nach seinem Bilde.

Die „unermeßliche Arbeit", vor die er sich gestellt sah, sie begann noch vor seiner Rückkehr in die Hauptstadt. Es galt, den Finger in die Wunde zu legen, dem großen allgemeinen Elende unerschrocken ins Auge zu sehen, die Spuren des Krieges, der Verwüstung zu verwischen und zu tilgen, und zwar ohne den geringsten Zeitverlust. Einer Fahrt durch Schlesien, die er im März von Sachsen aus antrat, beabsichtigte er nach kurzer Rast am heimischen Herde den Besuch der anderen Provinzen, denn ausnahmslos hatte sie der Krieg zertreten, folgen zu lassen — „eine reizende Erholung", meinte er, „auf die ich gern verzichten würde, wenn es von mir abhinge." Aber er weiß es nicht anders: „Der Mensch muß arbeiten, wie der Ochs pflügen muß." Wenn er das Münzwesen verbessert, die Kriegsschulden abgetragen haben wird, dann, so erklärt er, wird er ruhig sterben können; und wenn er das ganze Wiederherstellungswerk nicht mehr vollbringen kann, so will er seinen Nachfolgern wenigstens die Wegrichtung gewiesen haben, in der sie fortfahren können, falls es ihnen belieben wird.

Inmitten aller neuen Arbeitssorgen hofft er, den Geschäften doch so viel Muße abzugewinnen, um seiner „diesen ganzen Krieg hindurch unaufhörlich durch gewaltsame und stürmische Eindrücke aufgewühlten Seele" ihre Ruhe wiederzugeben, um „Einkehr bei sich zu halten, über sich selbst nachzusinnen" und dabei sich der Repräsentation zu entziehen, die ihm von Tag zu Tag unerträglicher dünkt. Sein Kinderspielzeug aber im Greisenalter, so gelobt er sich, sollen die geliebten Studien bleiben: „Mit ihnen will ich mich ver-

gnügen, bis meine Lampe erlischt; sie mildern den Sinn und bewirken, daß die Strenge der Vergeltung, die Schärfe der Strafen, kurz alles, was die Herrschergewalt an Härte mit sich bringt, sich mit Philosophie und Duldsamkeit zu der Mischung paart, deren es bedarf, wenn man Menschen regieren will, die nicht vollkommen sind, und wenn man selbst dabei nicht vollkommen ist."

XVI

Heimkehr aus dem Felde

Als König Friedrich am 15. Februar 1763 zu der ruhmreichen Beendigung des Krieges mit dem Worte beglückwünscht wurde, dieser Tag werde der schönste seines Lebens sein, entgegnete er: „Der schönste Tag im Leben ist der, an dem man es verläßt." In dieser weltmüden Stimmung hatte er während des Krieges gern von seinem Plane gesprochen, beim Friedensschlusse die Regierung niederzulegen, da man zwischen all den Wirrwarr und das letzte Stündlein eine Ruhepause einschieben müsse: da wolle er dann ohne jeden Zwang auf dem Lande leben, in einem einfachen Hause, dessen Zeichnung er sich schon entworfen hatte, 100000 Taler jährlich von den Staatseinkünften sich vorbehalten, 12000 für seine Tafel, 20000 für Liebhabereien verwenden, den Rest als Jahrgelder unter seine Gefährten verteilen; jeder Fremde von Geist und bekanntem Namen solle willkommen sein, bis auf die lediglich durch ihre Neugierde herbeigeführten Gaffer; das heiße sich die letzte kurze Strecke des Lebenspfades mit Blumen bestreuen.

Mit einem ähnlichen Plan zur Weltflucht und zu beschaulichem Stilleben hatte auch sein Vater gespielt, und noch manch anderer Fürst und Staatsmann hat unter des Tages Last und Hitze beteuert, sich nach voller Ruhe zu sehnen. Aber wem eine Herrscherseele und die Herrscherkunst zum Erbteil gefallen sind, dem bleibt doch, hoch über allen Anwandlungen der Müdigkeit, „zu seiner Kunst die ewige Leiden-

schaft", und er wird mit Willen nie der starken und stärkenden Gewohnheit des Befehlens, des Wirkens entsagen. Der ruhige Genuß wäre seiner Herrenart zuwider.

Zudem aber vergaß eine Herrschernatur wie König Friedrich nie, daß Herrschaft Dienst ist, und daß des Staates erster Diener, als den er vorlängst sich bezeichnet hatte, durch seine Dienstpflicht an den Staat gekettet blieb.

Vorab galt es, das Versprechen einzulösen, das er 1760 inmitten der größten Schrecknisse des Krieges in einem Erlaß aus seinem Hauptquartier niedergelegt hatte: „daß er hiernächst als ein rechtschaffener und treuer Landesvater alles ihm auf der Welt nur mögliche tun werde, was zum Soulagement seiner getreuen, durch die feindliche Invasion betrübten und verunglückten Untertanen geschehen könne."

Friedrich hatte in seiner brandenburgischen Geschichte seinem Urgroßvater, dem Großen Kurfürsten, nachgerühmt, daß er in der allgemeinen Auflösung am Vaterlande nicht verzweifelt sei. „Am Vaterlande nicht verzweifeln, sondern dem Verderben den Mut entgegenwerfen," das wurde jetzt seine eigene Losung für die Wiederaufrichtung des zu Boden getretenen, aus tausend Wunden blutenden Staates. Der trostlose Zustand seiner meisten Provinzen erinnerte ihn nur zu lebhaft an die Zerrüttung Brandenburgs beim Ausgang des Dreißigjährigen Krieges. Damals war der Landesherr nicht reich genug gewesen, zu helfen, zu heilen, aufzubauen, und so war nach Friedrichs zutreffender Bemerkung ein volles Jahrhundert verstrichen, ohne daß die Spuren der großen Verwüstung ganz verwischt waren. Eben diese Erfahrung bestärkte ihn in dem Entschluß, jetzt mit voller Hand überall seine Hilfsspenden auszuteilen.

Aber nicht lediglich die Heilung der Kriegsschäden, nicht die einfache Herstellung des früheren Zustandes wurde angestrebt. Große Kulturaufgaben, die vor dem Kriege entweder ganz hintenangesetzt oder nur ungenügend gefördert und noch durch Hindernisse aufgehalten worden waren, sie wurden jetzt inmitten des allgemeinen Verfalls mit frischem Antrieb ergriffen, als sollten nach dem langen Stocken der

Verwaltungstätigkeit die sieben verlorenen Jahre jetzt in schnellstem Anlauf wiedereingebracht werden. Hebung der Volksschule, Besserung der Lage des Bauernstandes, Schaffung der noch fehlenden Manufakturen, das waren drei große Ziele, die alsbald nach der Unterzeichnung des Friedens den beteiligten Behörden mit Nachdruck gewiesen wurden.

Des Königs erster Besuch galt nach dem noch im Leipziger Hauptquartier festgestellten Reiseplane der Provinz, um die all die unermeßlichen Ströme Blutes geflossen waren und die keine Gewalt auf Erden ihrem Besitzer zu entreißen vermocht hatte. Eben hatte Schlesien allerorten das Friedensfest gefeiert, jetzt schmückte sich Stadt und Land aufs neue zur Begrüßung des sieggekrönten Herrschers. Eine jede dieser in den Kriegsnöten verarmten Bürgerschaften leistete an Festlichkeiten, was ihr möglich war, und der König ließ sich die von Herzen gut gemeinten, aber einigermaßen ermüdenden Huldigungen geduldig gefallen, auch wenn bei der Fahrt durch die festlich beleuchteten Straßen von Breslau die dichtgedrängte Menge seinen Wagen immer von neuem zum Halten nötigte. Daß er auf reiche Abwechslung nicht rechnen durfte, gewahrte er gleich in Löwenberg, dem Grenzstädtchen am Bober, wo er bei der Ausfahrt aus der Stadt den ihm schon unter der Ehrenpforte am Eingangstor vorgeführten lebenden Standbildern, Knaben in römischer Tracht und Schäferinnen, wohlgelaunt zurief: „Kinder, seid ihr schon wieder da?" Was äußerlich einem Triumphzug glich, war seinem Zwecke nach eine Dienstreise und Erkundigungsfahrt. Nicht um der Schaustellung willen kam der Landesherr, das Elend wollte er mit eigenen Augen sehen. Überall mußten Berichte und Zahlen vorgewiesen werden, als Unterlagen für die Bemessung der überall unentbehrlichen Spenden an Geld, an Aussaat und Brotkorn, an Vieh und Baustoff.

Zum 30. März meldete sich Friedrich in Berlin an. Die Straße aus Schlesien führte ihn an dem Kunersdorfer Schlachtfeld vorbei. Der Besuch dieser Schicksalsstätte am Morgen des 30. war gleichsam der letzte Abschied vom Kriege vor der Rückkehr in die Hauptstadt. Auch sonst gab es unter-

wegs allerhand Aufenthalt. Zu Taßdorf, sechs Meilen vor Berlin, begrüßte den König während des Pferdewechsels der Landrat von Nüßler von Niederbarnim und schilderte ihm den Notstand der Kreisinsassen in Gegenwart einer großen Menschenmenge — denn überall auf den Vorspannplätzen war viel Volk aus der Umgegend zusammengeströmt. Der König beschied ihn für den zweitnächsten Tag nach Berlin auf das Schloß; dort werde er mit allen Landräten der Kurmark besprechen, wie er dem Lande helfen könne und wolle.

So wurde erst in später Abendstunde, zwischen 8 und 9 Uhr, die Hauptstadt erreicht; seit Stunden erwartungsvoll auf dem Platze, hatten die Bürger sich noch eben mit Fackeln versehen. Unter der Ehrenpforte am Frankfurter Tor nahm der König die Glückwünsche des Magistrats entgegen; den ihm von der Stadt dargebotenen Prunkwagen mit den „goldbehängten Rossen" bestieg er nicht, sondern lenkte mit seinem Reisegespann, weiteren Huldigungen ausweichend, durch abseits gelegene Straßen dem Schlosse zu, wo die Königin mit den Prinzen und Prinzessinnen und dem ganzen Hofstaat ihn erwartete. Am Morgen kamen die einzelnen Abordnungen mit ihren gestern abend nicht überreichten Glückwunschgedichten zu ihrem Recht: die Kaufmannschaft, die französische Kolonie, das Schlächtergewerk als die vornehmste Innung, die Schützengilde. Ihrem Empfang schloß sich gegen Mittag eine große Cour an; dann zeigte sich der König der jubelnden Bevölkerung auf einer Umfahrt durch die Straßen nachträglich in dem Einholungswagen, ihrem Geschenk. Eine allgemeine Illumination und mehrfache Hoffestlichkeiten blieben für die nächsten Tage aufgespart.

„Ich befinde mich in einer Stadt," schreibt Friedrich kurz nach seiner Ankunft an seine Schwester Ulrike nach Stockholm, „wo ich die Mauern kenne, aber wo ich die Personen, die der Gegenstand meiner Ehrfurcht oder meiner Freundschaft waren, nicht wiederfinde. Ich bin fremd hier, meine liebe Schwester, diese sieben Kriegsjahre haben die ganze Stadt verändert, es bleiben wenige übrig von meiner Be-

kanntschaft, und wenn ich von den Gebäuden absehe, würde ich hier so fremd sein, als ob ich in London wäre."

Die Landräte waren am 1. April pünktlich zur Stelle. Nüßler führte das Wort, lebhaft und eindringlich. Der König unterbrach ihn: „Sei Er stille und lasse Er mich reden. Hat Er Crayon? — Nun, so schreibe Er auf: die Herren sollen aufsetzen, wie viel Roggen zu Brot, wie viel Sommersaat, wie viel Pferde, Ochsen und Kühe ihre Kreise höchst nötig brauchen. Überlegen Sie das recht, und kommen Sie übermorgen wieder zu mir." In der Zwischenzeit führte der alte Eichel mit einigen Vertrauensmännern die Besprechung fort; er zeigte ihnen „ganze Bände" von Unterstützungsgesuchen. Nicht alle Bitten ließen sich erfüllen, aber wenigstens so weit konnte der Not gesteuert werden, daß, wie Nüßler anerkannte, „kein Untertan zugrunde ging".

Die Arbeit schien kein Ende nehmen zu wollen. Auch im kleinen und kleinsten wurde das Eingreifen des Königs verlangt, seine Geduld wurde bisweilen auf eine harte Probe gestellt. „Sie schreiben mir von Wachslichtern," antwortet er am 14. April dem Marquis d'Argens, „und hier spricht man mir von Heringen. In der Tat, darum verlohnte es sich, Krieg zu führen, daß ich auf meine alten Tage zum Krämer werden soll. Ich gehe auf das große Ganze, mein Lieber, ich ordne den Münzfuß und andere Dinge von größerer Bedeutung für den Staat; Brot und Fleisch gehören zu dieser Kategorie, aber Heringe, Stiefeln und Wachslichter werden von selbst in Ordnung kommen, wenn die Hauptsache geregelt ist. Adieu, mein Lieber, ich habe den ganzen langen Tag gerechnet, ich bin müde."

Ende April war die Masse der dringendsten Geschäfte so weit aufgearbeitet, daß er sich bei dem schönen Frühlingswetter ein paar Erholungstage in Sanssouci gönnen durfte. „Wirklich," schreibt er dort am 12. Mai, „jetzt ist die Zeit, da es auf dem Lande am schönsten ist, wenn man jeden Tag Knospen und Blüten und das Fortschreiten aller Schöpfungen der Natur schaut, die miteinander zu wetteifern scheinen, um ihren Nährboden und alle Fluren zu schmücken. Ich spreche

mit Entzücken davon, da ich schon seit acht Tagen dies reizende Schauspiel hier genieße." Er segne den Himmel, gesteht er einige Wochen später dem Prinzen Heinrich, daß er jetzt nur dummes Zeug als Stoff für seine Briefe habe: „das ist mehr wert als Feldzugspläne im Vorrat für drei oder vier vorauszusehende Verzweiflungsfälle."

Längere Ruhe durfte er erst nach Beendigung der Rundreise durch die Provinzen — nur Ostpreußen erhielt keinen Besuch — erhoffen. Das nächste Ziel war Pommern. Stargard, Greifenberg, Treptow, Kolberg wurden besichtigt, in Kolberg mit besonderer Aufmerksamkeit die Stätten der wiederholten rühmlichen Verteidigung. „Ich habe", schreibt der König am 26. Mai nach der Wiederankunft in Berlin, „die vom Kriege am schwersten geschädigten Gegenden durcheilt und habe getan, was von mir abhing, um ihnen wiederaufzuhelfen. Obgleich manche Landstriche sehr gelitten haben, ist das Unheil nicht so groß, wie es die Übertreibung gemacht hat, und ich schmeichle mich, daß Pommern in zwei Jahren bevölkerter und besser imstande sein soll, als vor dem Kriege. Die Neumark ist in voller Tätigkeit, alles regt sich, ein jeder legt die Hand ans Werk."

An der Fahrt durch die westlichen Provinzen im Juni beteiligte sich Prinz Ferdinand von Braunschweig; er durfte dem Könige seine Siegesfelder von Minden, Vellinghausen und Krefeld zeigen. Auch hier gab es zwischen den Empfängen und Festlichkeiten allerorten ernste und anstrengende Arbeit; auch hier sahen sich die Beamten mit jener in medias res führenden Frage: „hat Er Crayon?" begrüßt; Berichte, Listen und Anträge wurden eingefordert und alsbald, noch an Ort und Stelle, genau geprüft und mit eingehenden Bescheiden versehen.

So war das Retablissement überall in die Wege geleitet; die Früchte mußten abgewartet werden. Erst jetzt durfte der König an sich selbst, an das Retablissement seines eigenen Heims, seiner „Penaten" denken. Der alte Kreis, die klas-

sische Tafelrunde von Sanssouci, war zersprengt. Sollte es gelingen, noch einmal einen starken Helden im Reiche der Geister zu gewinnen, der die anderen um Haupteslänge überragte, der einen Voltaire und dessen seit vier Jahren zu den Toten entbotenen Widerpart Maupertuis ersetzen mochte? Wie vor 23 Jahren Maupertuis, begleitete den König auf der Rückfahrt vom Rhein nach Potsdam Jean Le Rond d'Alembert, das Haupt der Enzyklopädisten, der Mann, auf den sich jetzt Friedrichs ganze Hoffnung sowohl für sich persönlich wie für seine Akademie richtete.

D'Alembert wurde von dem Augenblick an, da er am 11. Juni in Geldern zu dem königlichen Reisezuge stieß, von Friedrich mit warmer Herzlichkeit wie ein alter Freund, von allen anderen mit ehrerbietiger Auszeichnung behandelt. Beim Besuch der braunschweigischen Verwandtschaft in Salzdahlum waren er und Graf Borcke, der Oberhofmeister des Prinzen von Preußen, die einzigen nichtfürstlichen Teilnehmer an der Familientafel, und d'Alembert mußte sich dafür gefallen lassen, an diesem Hofe von jedermann als Marquis angeredet zu werden. Mehr Zeit als unterwegs konnte Friedrich seinem berühmten Gaste in Potsdam widmen, an der Mittagstafel, die statt einer Stunde in dieser Gesellschaft mehr als zwei währte, beim Souper, das sich bis gegen Mitternacht ausdehnte, im Konzert, bei den Spaziergängen selbzweit im Park von Sanssouci, wo der König eine Rose pflückt und sie dem Begleiter mit den Worten reicht: gern gäbe er ihm Besseres. So zeigte er sich andauernd in fröhlichster Stimmung, von der liebenswürdigsten Seite; glaubte doch d'Alembert einer vertrauten Freundin nach Paris schreiben zu dürfen, niemand könne weniger zur Medisance neigen, mehr bereit sein, alle Dinge von ihrer guten Seite zu sehen: „Seine Art zu unterhalten ist von eignem Reiz, heiter, mild, lehrreich." Überrascht war der Franzose trotz allem, was ihm vorher gesagt worden war, von der Vertrautheit dieses deutschen Fürsten mit der französischen Literatur, als hätte er sein ganzes Leben auf ihre Lektüre verwandt. „Ich kann ihm keine bedeutende Stelle anführen, zumal aus unseren Dichtern,

ohne daß er sie ebensogut kennt als ich." Friedrich zeigte ihm mit Behagen und eingehend seine auserwählte kleine Bücherſammlung im Turmzimmer von Sansſouci und führte ihn zwei Stunden lang in der Bildergalerie herum, „ebenſo beredt über Malerei, wie über Kriegsführung oder Politik". Weniger erfreulich war dem Gaſt der Aufenthalt in Charlottenburg; die Unterkunft in dem kahlen, noch alle Spuren der feindlichen Plünderung tragenden Schloſſe ſehr unbehaglich, die Mahlzeiten, zu denen hier Generale und Staatsbeamte Einladungen erhielten, ſteif und langweilig: alle dieſe Herren ſcheinen ihm Mönche aus La Trappe zu ſein, ſie ſprechen kein Wort und begnügen ſich, dann und wann zu dem, was ſie hören, pflichtſchuldigſt zu lachen.

Der König erſcheint ihm als der einzige Menſch im Königreich, mit dem man Konverſation führen kann, d. h. „die Art von Konverſation, die man nur in Frankreich kennt, und die unentbehrlich wird, wenn man ſie einmal kennt". Er bedauert deshalb dieſen König, „der, in jeder Beziehung ſo groß und liebenswürdig, inmitten ſeines Ruhms das eine große Unglück hat, allzu hoch über dem ganzen Reſt der Nation zu ſtehen und niemand zu haben, weder zur Hilfe bei ſeiner großen unendlichen Arbeit, noch zur Erholung nach der Arbeit für die Konverſation".

Friedrich ſelbſt ſcheint beim Scheiden eine Empfindung dieſer Art gehabt zu haben. D'Alembert tue ſeiner Seele wohl, ſagte er ihm; er werde ſich nachher ſehr verwahrloſt fühlen. Über dem letzten Souper am 25. Auguſt lag eine gedrückte Stimmung. Und in einem Abſchiedsbriefe ſagte Friedrich: „Ich werde nie das Vergnügen vergeſſen, einen wahren Philoſophen geſehen zu haben. Ich bin glücklicher geweſen als Diogenes, denn ich habe den Menſchen, den der ſo lange geſucht hat, gefunden — aber er geht."

Die Einſamkeit und Einförmigkeit des Potsdamer Lebens, die den Gaſt aus Paris ſo ſeltſam berührte, ſchloß für Friedrich doch keine Entbehrung ein. „Ich führe hier," ſo oder ähnlich äußert er ſich oft, „das allereingezogenſte und ſtillſte Leben, wie es meinem Alter und meiner Anſchauungsweiſe

entspricht ... Ich lebe mit der Welt in Ehescheidung und trenne mich von ihr, ehe sie mich verläßt." Doch beneidete er d'Alembert und jeden andern, der über die Alpen reisen konnte. „Das alte und das moderne Italien" war von je das Land seiner Sehnsucht gewesen: „Ich würde gleich von der Partie sein, wenn die Geiß nicht grasen müßte, wo sie angebunden ist." Sehr selten, meinte er, könnten Souveräne solche Vergnügungen sich gewähren: „entweder haben sie keine Zeit, oder sie werden durch andere Rücksichten verhindert."

Vielleicht hätte sich um d'Alembert, wenn er geblieben wäre, eine neue Kolonie französischer Gelehrter und Schöngeister gesammelt. So aber verschwanden die Franzosen allmählich aus Friedrichs Umgebung; man meinte in Berlin in ihren Kreisen, daß der König über die französische Bildung jetzt geflissentlich abschätzig urteile, ja daß tatsächlich eine innere Entfremdung eingetreten sei, zum Teil in Erinnerung an die Zänkereien, die sich unter seinen Augen abgespielt hätten. Letzter Vertreter der alten französischen Zeit war Marquis d'Argens, von dem d'Alembert sagte, daß er in der Unterhaltung bedeutend mehr wert sei als in seinen Schriften. Eigentlich erst während des Krieges war er dem Könige recht nahe getreten, als der einzige, dem Friedrich in Briefen, welche doch vielmehr Selbstgespräche waren, seine schmerzlichen Beichten abzulegen wagte. Daß dieser den Verkehr jetzt wieder auf einen leichteren Ton stimmte und den alten Scherzen über d'Argens' eingebildete Krankheiten und sonstige Schrullen wieder weiten Spielraum ließ, verdroß den treuen Gefährten, der für seine Behandlung, je älter die Freundschaft geworden war, auch um so zartere Rücksicht beanspruchte. Man wußte sich in das erneute Zusammensein nicht mehr ganz zu schicken; d'Argens, immer hypochondrischer, begann sich nach seiner warmen provenzalischen Sonne zurückzusehnen, und nun glaubte wieder Friedrich, sich beklagen zu dürfen, da er argwöhnte, daß sein Isaak eine Fahnenflucht vorbereite.

Aus der Zahl der anderen alten Freunde war Graf Gotter, der Ritter vom Orden der vergnügten Einsiedler —

hermites de bonne humeur — im letzten Kriegsjahr gestorben, am Abend seines Epikureerdaseins schwer von Gicht und Wassersucht heimgesucht. Algarotti weilte seit 1753 beharrlich in seiner italienischen Heimat; er hatte zu allen preußischen Siegen in artigen, mit lateinischen Zitaten verzierten Briefen Glück gewünscht, ebenso dann zum Friedensschluß nach einem Kampfe, in welchem sein Held nicht wie Scipio, Cäsar und Alexander immer nur einen Feind, sondern fast ganz Europa bestanden habe. Friedrich bat ihn auf diesen Glückwunsch, nun auch seinerseits mit seiner kranken Lunge Frieden zu schließen, wie Preußen mit Österreich; aber schon nach Jahresfrist erlag Algarotti zu Pisa seinen Leiden, und der König von Preußen weihte dort im Campo santo dem „Schüler Newtons und Nacheiferer Ovids" das schöne Denkmal mit der Inschrift „Algarottus non omnis".

Ein neuer Trauerfall in der königlichen Familie im November 1765, der Tod seiner Schwester Sophie, der Markgräfin von Schwedt, führte den Bruder in einem Brief an die jetzt achtzigjährige Gräfin Camas auf die schmerzliche Betrachtung: „Unsere Familie scheint mir einem Walde gleich, dessen schönste Bäume der Orkan gebrochen hat, hier und da sieht man noch eine abgeästete Tanne, die sich mit den Wurzeln noch festklammert, nur um den Zusammensturz der Gefährtinnen, die Opfer und den Raub des Windbruchs, zu betrachten. Ich wünsche, meine liebe Mama, daß dieses Wehen des Todes Ihnen fernbleibe, daß wir Sie noch lange behalten, und ich Ihnen noch oft die Versicherung meiner alten und treuen Freundschaft wiederholen kann." Ein halbes Jahr später betrauerte Friedrich auch diese seine mütterliche Freundin. „Könnte ich sie auferwecken," schrieb er an die Königin, „ich täte es auf der Stelle. Ihr Tod ist ein wirklicher Verlust, sowohl wegen ihres Verdienstes und ihrer großen Eigenschaften, wie wegen dieses Bannes von Würde und Schicklichkeit, den sie dem Hofe auferlegte."

Aufrichtige Freude bereitete ihm nach so manchem schmerzlichen Verluste das Wiedersehen mit George Keith, dem Lord-Marschall von Schottland. Nach Abschluß des preußisch-

englischen Bündnisses von seinem Landesherrn, König Georg II., begnadigt, hatte der alte Jakobit 1763 nach fast fünfzigjähriger Verbannung den heimatlichen Boden noch einmal betreten dürfen, und Friedrich sprach ihm sein Bedauern aus, daß seine Elbkähne zu einer Landung in Schottland, um den Lord aufzuheben und wegzuführen, allzuwenig geeignet seien; er versicherte dem Freunde, daß er ihn im Sommer und im Winter, bei Tag und bei Nacht, all' Zeit und Stunde, mit offenen Armen aufnehmen werde. Lord Marschall kam und lebte noch vierzehn Jahre an Friedrichs Seite in dem behaglichen Hause, das ihm in unmittelbarer Nähe von Sanssouci eingerichtet wurde. Und als er, vom Alter gelähmt, nach seiner Selbstschilderung neuer Augen, neuer Ohren, neuer Beine und eines neuen Magens bedürftig, des Königs Tischgenosse nicht mehr sein konnte, da ging der König durch seinen Schloßgarten fleißig zu dem „Nachbar Ameise", um sich des Gesprächs mit dem Alten, seiner Munterkeit und seines „attischen Salzes" zu freuen. D'Alembert hat uns das gute Wort aufbewahrt, das Friedrichs Freundschaft für Lord George kennzeichnet: „Ich habe Treulosigkeit, Undank und Schlechtigkeit der Menschen so viel an mir erfahrn, daß ich vielleicht zu entschuldigen wäre, wenn ich nicht mehr an Tugend glaubte, aber der gute Lord hat mich wieder zu diesem Glauben gezwungen."

Noch ältere Ansprüche als Lord Marschall hatte Fouqué, neben dem gichtbrüchigen, allzeit in alter Gunst stehenden General Wylich der letzte der Jugendgenossen aus der Rheinsberger Zeit. Der Held von Landeshut kehrte aus der Kriegsgefangenschaft zu Karlstadt nicht zu seinem Regiment nach Glatz zurück, sondern nahm Wohnsitz in Brandenburg als Domherr des dortigen Kapitels. Er kam während der nächsten Jahre, bis körperliche Gebrechlichkeit ihn unbeweglich machte, wiederholt zum Besuch nach Potsdam. Noch häufiger aber lud sich der König bei seinem ältesten Freund zu Gaste: „ich beanspruche nichts," so meldet er sich einmal an, „als eine gute Suppe und eine Schüssel Salat, des Wirtes freundliche Miene, und daß ich Sie bei guter Gesundheit antreffe."

Friedrich hat nicht nur die „Breschen" des Fouquéschen Vermögens mit freigebiger Hand ausgefüllt und ihm den Verlust seiner fahrenden Habe durch eine „fürstliche" Wohnungseinrichtung, silbernes Tafelgerät und die schnell sich steigernden Kunstleistungen der Berliner Porzellanmanufaktur ersetzt, er war auch in jenen kleinen Aufmerksamkeiten und Geschenken unerschöpflich, die nach dem Sprichwort die Freundschaft erhalten: er labt den kranken Freund mit Rheinwein von 1684 oder der letzten Flasche Ungarwein aus dem Vorrat König Friedrichs I., er schickt ihm Trüffeln von Perigord und Früchte aus den Potsdamer Gärten, Mekkabalsam aus Konstantinopel und türkischen Kaffee; bald gibt der Gedenktag der Schlacht von Prag, aus der Fouqué rühmliche Narben trägt, zu einem Geschenk Anlaß, bald das Christfest, denn „es ist Brauch, daß Verwandte sich zur Weihnacht beschenken, und ich betrachte Sie als Familienmitglied, sowohl in Ihrer Eigenschaft als ehrenfesten und wackeren Ritter ohne Furcht und Tadel, wie in der meines alten Freundes".

Von den anderen großen Kriegshelden lebte Prinz Heinrich still in Rheinsberg und erschien bei Hofe nicht öfter, als unerläßlich war. Ferdinand von Braunschweig, vor dem Kriege einer der täglichen Gefährten und der bescheidene Zögling des Königs, war von seinem westdeutschen Kriegsschauplatz, an Siegen reich, mit berechtigtem Selbstbewußtsein zurückgekehrt, und wenn er während des großen Ringens manch scharfem Wort gegenüber seine Empfindlichkeit hochherzig zurückgedrängt hatte, so war er jetzt, im Frieden, auf seinem Magdeburger Gouverneurposten weniger geneigt, Selbstverleugnung zu üben: anläßlich eines verdrießlichen Vorganges bei der Revue von 1766 erbat er seinen Abschied und zog sich auf sein braunschweigisches Landgut Vechelde zurück, ein neuer Cincinnatus, wie sein getreuer Sekretär rühmte, ein neuer Belisar, wie Friedrich verstimmt spöttelte. Seydlitz kam in den ersten Friedensjahren aus seinem Standquartier Ohlau noch wiederholt nach Potsdam; zu den Vertrauten zählte er nicht; es hieß, daß der König sich mit seinen sarkastischen Einfällen und kleinen Neckereien einem Manne

gegenüber zurückhielt, dem es unter Umständen nicht darauf ankam, mit gleicher Münze zu dienen. Mit ausgesprochenem Wohlwollen wurde Zieten behandelt, aber doch mehr als ehrwürdige Ruine, als überständiger Veteran, auf den für den Felddienst nicht mehr gerechnet wurde. Als der Vierundsechzigjährige zu Ende des ersten Friedensjahres nach acht Jahren des Witwerstandes einer sechsundzwanzigjährigen Nichte die Hand zum Ehebunde reichte, wünschte ihm der König „alles Glück und Vergnügen, so Ihr nur dazu wünschen und verlangen möget, wie Ich denn, wenn Ihr wüßte, wo Ihr Euer Hochzeitsfest celebrieren werdet, selbst dahin kommen würde, um auf selbigem zu tanzen". Dem ersten Sprößling aus der neuen Ehe legte sein königlicher Pate ein Kornettspatent und die Anweisung auf ein Leutnantstraktament in die Wiege.

Zum ständigen militärischen Gefolge gehörten noch aus der alten Zeit Hans Friedrich von Kruſemarck und Rupert Scipio von Lentulus. Kruſemarck, acht Jahre jünger als Friedrich, bereits 1747 als junger Gendarmenleutnant zum Flügeladjutanten ernannt, seit 1759 an Stelle des bei Kay gefallenen Wobersnow erster Generaladjutant, war fast während des ganzen Krieges des Königs Begleiter gewesen. Ein Mann von unermüdlicher Arbeitskraft, ausgezeichneter Kavallerist, als Vorgesetzter streng und, wenn es sein mußte, schroff; als er einige Jahre nach dem Friedensschluß Chef der Gendarmen wurde, tat er das Seine, um die stutzerhaften Auswüchse in dem vornehmen Offizierskorps nach Möglichkeit auszurotten; einem Offizier, der sich der Kleiderordnung nicht fügte, ließ er bei der Parade durch einen schnell herbeigeholten Schneider kurzerhand die vorschriftswidrigen Rockschöße abschneiden. Der „schöne" Lentulus, jetzt Chef der Leibkürassiere, Schweizer von Geburt und Sohn eines österreichischen Feldmarschalls, hatte die Aufmerksamkeit des Königs von Preußen auf sich gelenkt, als er 1744 nach dem Falle von Prag im Unmut über die Waffenstreckung der Österreicher seinen Degen lieber zerbrach, als daß er ihn den Preußen eingehändigt hätte. Schnell hatte es dann die be-

strickende Huld des Siegers dem jungen Kriegsgefangenen angetan; nach dem Frieden von Dresden nahm er preußische Kriegsdienste, der König zog den weltmännisch gebildeten, vielgereisten, liebenswürdigen Kavalier in sein Gefolge und widmete 1748, als Lentulus sich mit einem Fräulein von Schwerin vermählte, dem Brautpaare ein scherzhaftes Poem über die nationalen Eigentümlichkeiten des Freiersmannes, des „Schultheißen" Lentulus, wie ihm das Berner Patrizierkind als Mitglied des großen Rats seiner Vaterstadt hieß. Bei Leuthen und bei Zorndorf hatte er als Brigadegeneral die Gendarmen und Gardes du Corps zum Siege geführt und bei Reichenbach unter des Königs Augen den letzten großen Reiterangriff dieses Krieges kommandiert.

Einen neuen Günstling hatte der Krieg in dem Generaladjutanten Heinrich Wilhelm von Anhalt emporgebracht. Friedrich sah in diesem Enkel des alten Dessauers einen „neuen Turenne" kommen und bezeichnete ihn als den besten Offizier seines Heeres nächst dem Prinzen Heinrich, als den geborenen Heerführer, den man in einem künftigen Kriege vorzugsweise zu verwenden haben werde, trotz der Fehler, mit denen er sonst behaftet sei. In den Kreisen seiner zahlreichen Gegner galt Anhalt als der Mann, der das „schwärzeste Herz mit dem besten militärischen Kopf verbinde", als der „Tyrann der Armee"; er war gleichsam der Erbe des Hasses, der sich früher auf einen Winterfeldt entladen hatte; dem Herzog Ferdinand, so wurde behauptet, sei der preußische Dienst vor allem durch diesen Mann unleidlich geworden.

Durch häufige, oft geradezu dringende und stets sehr schmeichelhafte Einladungen an das Hoflager wurde der Pommer Anton von Krockow ausgezeichnet, Chef des Dragonerregiments zu Lüben in Schlesien. Wie ehedem Graf Rothenburg, war Krockow bei Beginn des letzten Krieges aus dem französischen Heere, dem er 23 Jahre hindurch angehört hatte, in den Dienst seines Landesherrn übergetreten und vor dem Feinde schnell vom Obersten zum Generalleutnant emporgestiegen. Dem Könige war dieser Altersgenosse — Krockow war nur zwei Jahre jünger als Friedrich — an

seiner Tafelrunde als witziger Unterhalter, als „angenehmer Parleur" willkommen; wiederholt hat er ihn gebeten, unbeschadet des Diensteifers für das Regiment dem Potsdamer Aufenthalt noch ein paar Tage zuzulegen. Anderen war Krockow als böse Zunge verdächtig.

Zu den Auserwählten des engeren Kreises gehörten auch die beiden Offiziere, die dem Könige in den schwersten Stunden seines Kriegslebens unvergeßliche Dienste geleistet hatten: Prittwitz, einer der ersten Schlesier, die in das preußische Heer eingetreten waren, der Lebensretter von Kunersdorf, jetzt unter Zieten Kommandeur der Leibhusaren, und der in elf Schlachten erprobte Lestwitz, bei Torgau zu höchstem Ruhme gelangt, im letzten Kriegsjahr zum Kommandeur eines der Berliner Infanterieregimenter und demnächst zum Chef der Potsdamer Grenadiergarde ernannt. Beide hatte Friedrich zum Lohne ihres Verdienstes in reicher Weise mit Grundbesitz ausgestattet: Lestwitz hat den Staat und Prittwitz den König gerettet, pflegte er wohl zu sagen. Er meinte, daß Lestwitz das Zeug habe, ein großer General zu werden, und nannte Prittwitz einen hervorragenden Offizier, der zu allem befähigt sei, wozu man ihn auch gebrauchen möge. Als Gesellschafter waren sie ihm in ihrer jetzigen dienstlichen Stellung stets schnell erreichbar.

Eine der eigenartigsten Rollen spielte in Potsdam der gelehrte Offizier, den der König im Feldzug von 1759, bald nach seinem Eintritt in das preußische Heer, nach einer Disputation über die Geschichte der Pharsalus-Schlacht Quintus Icilius getauft und unter diesem Namen beim Parolebefehl dem ihm anvertrauten Freibataillon vorgestellt hatte. Der Vorgang kennzeichnet die Stellung des Mannes; er gehörte zu den Opfern, an denen Friedrich bei allem Wohlwollen beständig seinen Witz übte, da sie für die Abwehr weder das Ansehen noch die Schlagfertigkeit eines Seydlitz hatten. Bald kamen über diese kleinen Drangsale des lateinischen Offiziers eine Fülle von Geschichtchen in Umlauf, wahre und erfundene. Kind der Pfälzerkolonie in Magdeburg, Sohn nicht, wie erzählt wurde, eines Töpfers, sondern eines Beamten, hatte

sich Karl Theophil Guischard auf deutschen und holländischen Universitäten seine klassische Bildung verschafft und war später als Offizier der Generalstaaten mit einem gelehrten Werk über die Kriegführung der Griechen und Römer an die Öffentlichkeit getreten. So machte er sich nach dem Übertritt in den preußischen Dienst dem Könige nicht nur als Freischarenführer nützlich, sondern auch als Orakel für kriegswissenschaftliche Antiquitäten. Überhaupt bediente er in Bedarfsfällen mit seiner Gelehrsamkeit den Gebieter: widerraten haben soll er die berufene Inschrift Nutrimentum spiritus über der Berliner Bibliothek, die allzu wörtliche Übersetzung der „Nourriture de l'Esprit", die dem König als Bezeichnung für eine Bibliothek aus dem einst mit vielem Vergnügen gelesenen Sethos, dem ägyptischen Roman des Abbé Terrasson, in Erinnerung geblieben sein wird. Fast scheint es, daß Friedrich in seinem Lateiner weder den Offizier noch den Gelehrten ganz für voll ansah; sein abschätziges Urteil über die Freitruppen und ihre freibeuterischen Offiziere hat er ihm nicht vorenthalten, und als Quintus zu seinem Sitz in der Akademie der Wissenschaften auch ein Gehalt erbat, wurde er mit der Belehrung abgewiesen: „Die Akademie nimmt nicht Leute an, deren Bücher so schändlich wie Seine seind kritisieret worden." Auch haben seine Machenschaften bei Gründung der Berliner Bank, seine Geschäftsverbindungen mit allerhand verdächtigen Glücksrittern seinem Ansehen offenbar geschadet. Eine Zeitlang hat Quintus nach einem scharfen Zusammenstoß sich schmollend zurückgezogen, aber der König tat dann das Seine, den Gekränkten zu versöhnen, und der Stellung des Seigneur de Wassersuppe, wie Guischard in seinen letzten Lebensjahren nach seiner havelländischen Besitzung betitelt wurde, ist der Zwischenfall nur zugute gekommen.

Das junge Geschlecht vertraten des Königs Neffen, die beiden Söhne des verstorbenen Prinzen von Preußen und die Prinzen Friedrich und Wilhelm von Braunschweig. Die jungen Welfen zählten 1763 bei ihrem Eintritt in das preußische Heer 23 und 18 Jahre — der ältere Bruder

hatte sich 1761 durch die Wiedereroberung von Wolfenbüttel bereits einen geachteten Namen als Truppenführer gemacht. Friedrich war bei näherer Bekanntschaft „entzückt" von dem Eifer, dem Wissensdrang, der Bescheidenheit seiner beiden Schwestersöhne, er nannte sie die wohlerzogensten Kinder, die sich denken ließen, und widmete den „jungen Helden" eine launige, poetische Epistel über die Vorzüge der glücklichen Jugend vor dem freudlosen Alter.

Dann und wann sah Potsdam auch Damen als Gäste. „Ich erwarte hier in den nächsten Tagen," schreibt Friedrich am 14. August 1763, „einen ganzen Schwarm von Neffen und Nichten; ich bin im Begriff der Onkel von ganz Deutschland zu werden, wie ich ehedem ein Fräulein von Sonsfeld kannte, welche die Tante von aller Welt war. Wenn man nicht Großvater ist, kann man doch Großonkel werden und durch sein Gefasel den Großneffen zum Kinderspott dienen; das ist der fünfte Akt des Stückes, und zum Schluß wird man ausgepfiffen." Bei solchem Verwandtenbesuch schwelgte dann Friedrich gern mit den Schwestern in alten Erinnerungen aus „fast fabelhaften" Tagen — „wie die alten französischen Oberstleutnants sich von ihren einstigen Waffenthaten unterhalten". Für das Vergnügen der jungen Nichten ließ sich freilich schwerer sorgen: „sie brauchen einen Ball, es fehlt uns an Damen, man wird es vielleicht ins Intelligenzblatt einrücken müssen, daß jede mittanzen kann, die da will."

Friedrich selbst zog sich von allem, was Festlichkeit, Repräsentation und Zeremonie hieß, immer mehr zurück, anders als der „alte Baron", der ewig jugendliche Pöllnitz, der noch ganz wie ehedem „in der Zeremonie lebte und webte". Auch der Winteraufenthalt in Berlin anläßlich des Karnevals wurde immer mehr eingeschränkt. Friedrich zog vor, die Rückkehr des Frühlings zu Potsdam „in seinem Loch" abzuwarten: „Wir Greise leben erst im Frühling wieder auf und sind lebendig nur im Sommer; der Winter ist nur für die heiße, stürmische Jugend gut, die sich mit Schlittenfahrten und Schneebällen abkühlt." Ab und zu heischte ein

großes Familienfest die Mitwirkung des Oberhauptes. Im Juli 1765, als die Vermählung des Thronerben mit Elisabeth von Braunschweig gefeiert wurde, glich der Berliner Hof nach Friedrichs Schilderung „einer allgemeinen Reichsversammlung des heiligen Römischen Reichs": „wir sind umgeben von dreißig Prinzen und Prinzessinnen, und im übrigen verhindern mich meine Gebreste, an allen Gelagen teilzunehmen. Ich finde mich zu den großen Solennitäten ein und versuche, in den Pausen etwas Erholung zu finden. Der alte Baron verhöhnt meine verkrüppelten Beine, er ist mit dem Prinzen Friedrich um die Wette gelaufen: ich, der ich mich als Hinkebein hinschleppe, ungefähr wie eine Schildkröte, betrachte ihren ungestümen Lauf wie ein Gelähmter, der sich ein Ballett ansieht."

„Das Leben, mein lieber Darget," schreibt er zu Neujahr 1768 an seinen alten Vorleser, „ist eine hundsföttische Sache, wenn man alt wird. Entweder muß man sich entschließen, auf der Stelle umzukommen, oder sich Stück für Stück dahinsterben zu sehen. Aber bei alledem gibt es eine Art, glücklich zu sein: man muß sich ideell verjüngen, von seinem Körper absehen und sich bis zum Ende des Stücks eine innere Heiterkeit erhalten und die letzten Schritte des Pfades mit Blumen bestreuen." Zum Glück plagte die Gicht nicht immer. Ja, nach dem Besuch des Landecker Bades im Sommer 1765 wollte er schon glauben, die Gicht nie gehabt zu haben; nur hatte ihm die Kur an sich wenig behagt, und er erklärte, sich im Wasser „deplaciert" zu fühlen und das Element der Thales und Buffon den Aalen, Butten, Hechten und Enten überlassen zu wollen. Freund Fouqué empfahl zur Erhaltung der Gesundheit das Rezept des alten Dessauers: Exerzieren, Manövrieren und bisweilen etwas Ärger." „Sie denken," antwortete Friedrich, „daß ich noch so lebhaft wie ehedem bin, aber Sie täuschen sich, ich habe Wasser in meinen Wein getan"; beim Exerzieren helfe er wohl noch, aber ohne sich aufzuregen. Vor der Front schien sein Körper noch die ganze Zähigkeit und Spannkraft der vergangenen Tage zu besitzen: „zu Pferd würde man ihn

für einen Centauren halten," meinte der Franzose Guibert, als er den König 1773 bei der Parade sah. Und in seinem Reisewagen trotzte er bei der Fahrt über Stock und Stein oder durch den fußhohen Sand allen Unbilden seiner Landstraßen.

Mit diesen unermüdlich fortgesetzten anstrengenden Rundfahrten, diesen „tumultuarischen" Unterbrechungen seines „Klausnerlebens", kehrten Jahr für Jahr, meist zu denselben Zeiten, für die Provinzen die Tage scharfer Prüfung und genauer Abrechnung wieder. „Ich reise viel," sagt er einmal, „und bei meinen Reisen erfahre ich manches." Die erste Frage des Gebieters galt jetzt immer den Fortschritten seines „Retablissements".

XVII

Staatsverwaltung nach 1763

Was man in der zweiten Hälfte dieser Regierung amtlich unter Retablissement verstand, beschränkte sich nicht auf die unmittelbar nach dem Friedensschlusse zur Heilung der schwersten Kriegsschäden ergriffenen Maßnahmen, sondern setzte sich in einer langen Reihe großer, auf Staatskosten auszuführender Kulturarbeiten fort, die aber doch nicht ins Unendliche ausgedehnt werden, sondern an einem bestimmten Ziele einhalten sollten: Urbarmachung und Besiedelung von Wüsteneien und insgemein Heranziehung von Einwanderern, Hebung der Bodenkultur und Vermehrung des Viehstandes, Gemeinheitsteilungen und Anlage neuer Bauerngüter, Verbesserung der bäuerlichen Rechts- und Besitzverhältnisse.

Die innere Kolonisation, schon vor 1756 in umfassendem Maße in die Wege geleitet, wurde alsbald nach dem Kriege mit Nachdruck und Erfolg wieder aufgenommen. Ihre großartigen Ergebnisse sind für die ganze Zeit dieser Regierung auf Anlage von 778 Dörfern und Vorwerken und auf Ansetzung von 57475 Familien berechnet worden.

Wie schon in der Periode vor 1756, wurden auf dem platten Lande die Kolonisten der Regel nach als Erbzinsleute angesetzt, zu dem besten bäuerlichen Rechte, das in den mittleren Provinzen der Monarchie bekannt war, zu dem Rechte, dessen der König gern die ganze bäuerliche Bevölkerung teilhaftig gemacht hätte.

Unbekannt war in preußischen Landen eine Leibeigen-

schaft, auf Grund deren der Herr den Leibeigenen verkaufen, verschenken und vertauschen und alles von dem Leibeigenen Erworbene für sich beanspruchen durfte. Wohl aber verbanden Gutspflichtigkeit und Erbuntertänigkeit den Bauern, nicht ohne der Herrschaft Einwilligung das Gut und seinen Hof zu verlassen und seine Kinder, wenn sie als Knecht oder Magd dienten, vorzugsweise dem Gutsherrn gegen Lohn zum Dienst zu stellen. Die schwierigste Seite des Problems war die Frage, wie weit die volle persönliche Freiheit mit der Erhaltung des Bauernstandes und des Bauernlandes sich vertrug, und ob es Mittel gab, ein bäuerliches Anwesen, das der Inhaber verließ oder veräußerte, für den Kleingrundbesitz zu retten. Die Gesetzgeber des beginnenden neunzehnten Jahrhunderts sind an dieser Frage, dem Dogma des „Freihandels im Grundbesitz" huldigend, allzu sorglos vorübergegangen, und die Folge war ein gewaltiges Anschwellen des Großgrundbesitzes, eine starke Verminderung der bäuerlichen Wirtschaften. Friedrich dem Großen war die Unantastbarkeit der ländlichen Besitzverteilung oberster Leitsatz aller agrarischen Sozialpolitik: vergrößert durfte die Gesamtfläche des Bauernlandes werden, verkleinert nie. Wie aber ließ sich die lästige Pflicht, einen Ersatzmann für eine erledigte Bauernstelle herbeizuschaffen, dem Edelmann weiter auferlegen, wenn für den Bauern mit der Erbuntertänigkeit der Zwang wegfiel, der ihn verhinderte, seinen Hof zu verlassen? Friedrich fand eine befriedigende Antwort nicht. Und somit beschränkte er sich darauf, innerhalb des Bereichs der Erbuntertänigkeit zu reformieren, durch Ausrottung von Mißbräuchen, durch Verbesserung des Besitzrechtes, durch Erleichterung der Dienste und Lasten.

Der König hat sich keiner Täuschung darüber hingegeben, daß er im ganzen mit seinem Bemühen um das Wohlergehen der Bauern nicht weit vorwärts kam. So hat er sich in seinen Memoiren darauf beschränkt, von allen diesen Anläufen nur den einen zu erwähnen, der von unbestreitbarem Erfolg begleitet war: es gelang, die Aufsaugung des Bauernlandes durch den Großgrundbesitz zu verhindern, durch die in jenem

Jahrhundert in Mecklenburg und Schwedisch-Pommern die Reihen der Bauern so furchtbar gelichtet wurden.

Rom ist nicht an einem Tage gebaut worden, mit den Dingen geht es nicht so schnell wie mit den Gedanken — das waren die Sentenzen, mit denen Friedrich die Ungeduld anderer und seine eigene zu beschwichtigen pflegte. Er wußte, daß auch in der inneren Politik, wie in der Diplomatie und in der Kriegführung, Mißerfolge nicht ausbleiben konnten, Teilerfolge für voll genommen werden mußten. Mit der impulsiven Lebhaftigkeit, die ihm auch im Alter blieb, verband er eine zähe Beharrlichkeit, die nichts ermüdete und nichts langweilte, die nicht absprang und nicht ausspannte. Alles in allem gewahrte er doch mit Genugtuung und stiller Freude, wie von Jahr zu Jahr die lange, mühselige Arbeit vorschritt, wie das Ziel, das er seinem Retablissement gesteckt hatte, näher rückte. Indem er sich einmal berechnet, daß er binnen zehn Jahren allein für die Kurmark 2700000 Taler an außerordentlichen Spenden aufgewendet haben wird, so dünkt ihm das „etwas sehr Ansehnliches, wovon die Leute schon zufrieden sein können". Mit Vorliebe nennt er seine wirtschaftlichen Entwürfe und Arbeiten, Sorgen und Freuden das Kinderspielzeug seines Alters. Aber wie viel mehr war das, als Zeitvertreib und Liebhaberei! Als d'Alembert ihn nach einem Krankheitsanfall mahnte, seine Gesundheit zu schonen, um sich seinen Untertanen, der Philosophie und den Wissenschaften zu erhalten, antwortete er: „Sie erraten richtig meine Absicht, meinem Vaterlande und meinen Zeitgenossen nützlich zu sein während der wenigen Zeit, die ich zu leben haben werde; die Pflicht des Menschen ist, seinesgleichen zu unterstützen in allem, was von ihm abhängt; das ist der Kern aller Moral, und ein Herz am richtigen Flecke wird mit sich selbst unzufrieden sein, wenn es diese Pflicht nicht erfüllt."

Dem Nachfolger Friedrichs des Großen ist an der Schwelle seiner Regierung von seiner Umgebung eindringlich die Rückkehr zu den Regierungsgrundsätzen und Verwaltungseinrichtungen seines Großvaters, König Friedrich Wilhelms I., empfohlen worden. In einer der Denkschriften über Aufgaben der inneren Politik Preußens, die sein nachmaliger Minister Wöllner für den Thronfolger ausgearbeitet hat, wird zumal für die Finanzverwaltung die Forderung aufgestellt, daß „die Staatsmaschine der Hauptsache nach gerade so wieder montiert werde, als sie Friedrich Wilhelm I. eingerichtet hatte, wo alles einfach, kurz und der Landesbeschaffenheit angemessen war".

Sollten die einfachsten Formen der Verwaltung allemal auch die besten sein, dann allerdings hätte eine Verwaltungskunst und Verwaltungswissenschaft sich nie zu entwickeln gebraucht. Die Erfahrung eines weiteren Jahrhunderts hat gelehrt, daß überall die Aufgabe der Verwaltungspolitik nur immer künstlicher und verwickelter geworden ist, immer schwieriger das Problem, die Ansprüche und Lebensbedingungen der großen produktiven Erwerbszweige, der Industrie, des Handels und der Landwirtschaft miteinander in Einklang zu bringen, ein Problem, um dessen Lösung, wie wir sehen werden, auch Friedrich der Große an seinem Teile sich gemüht hat.

Er selbst hatte Grundsätze und System seines Vaters vordem als unantastbar betrachten wollen. Aber wie hätte er die Bedingtheit verkennen sollen, der das konservative Prinzip allzeit unterworfen bleibt? Es ist lediglich ein Beweis für Friedrichs staatsmännische Größe, daß er nach fünfundzwanzig Jahren für die fortschreitenden Bedürfnisse seines Staates auf Umformung und Verstärkung des Triebwerkes dachte. So ist er in der zweiten Hälfte seiner Regierung in viel ausgedehnterem Maße als früher zu Neuerungen geschritten, die zwar die Grundlagen unberührt ließen, die Gliederung und den Gang der Verwaltung aber nicht unwesentlich veränderten.

Die entscheidendste administrative Umgestaltung wurde im

Zusammenhange mit einer Reform des Steuerwesens herbeigeführt.

Dem König stand ein hohes Ideal vor Augen. Soziale, administrative, fiskalische Zwecke sollten gleichzeitig erreicht werden. Durch Vereinfachung der Verwaltung, durch größere Übersichtlichkeit der Erhebung sollte ein besseres finanzielles Ergebnis angebahnt, zugleich aber die Möglichkeit geschaffen werden, die Armut zu entlasten, den Reichtum zu stärkerem Beitrag heranzuziehen.

Friedrich war der Meinung, daß seine „großen Perücken", wie er die Minister gern nannte, lediglich eingeschulte, im alten Gleise einherschreitende Verwaltungskünstler seien, keine Männer von weitem Blick und schöpferischen Gedanken oder auch nur von Anpassungsvermögen. Er entschloß sich Fachleute aus Frankreich zu berufen. So erschien Anfang 1766 der Mann am preußischen Hofe, der während der nächsten zwei Jahrzehnte alle einheimischen Finanzgrößen in den Schatten stellte, de La Haye de Launay, von Friedrich als der Jupiter begrüßt, der ein Chaos entwirren werde. Am 14. Juli 1766 wurde ein Vertrag zunächst auf sechs Jahre abgeschlossen. Die „Regisseure", Launay und seine französischen Gehilfen, übernahmen unter der Aufsicht, nicht unter der Leitung, eines der Minister die Verwaltung der indirekten Steuern, gegen Gehälter im Gesamtbetrage von 60 000 Mark und fünf Prozent an Tantieme von dem, was über die Erträge des Rechnungsjahres 1765/66 einkommen würde. In einem eigenhändigen Bescheid, den er am 16. März 1766 auf die Vorschläge de Launays erteilte, stand im Vordergrunde die sozialpolitische Tendenz des Reformplanes: die unentbehrlichsten Lebensmittel sollen steuerfrei bleiben oder doch möglichst geringe Abgaben erleiden, alle Luxusgegenstände stark belastet werden. Daß das Brot in Zukunft nicht zu besteuern ist, stand von vornherein fest. Dagegen wurde zur Deckung des Ausfalls die Branntweinakzise erhöht, desgleichen und zwar erheblich die vom Weine; die vom Biere um einen Pfennig für das Quart; die vom Fleische um einen Pfennig für das Pfund, eine Erhöhung, von der das

Schweinefleisch, als die Nahrung der Armen, nicht betroffen wurde.

Alles in allem aber hat der demnächst erlassene Akzisetarif, mit dem die Regie arbeitete, eine Mehrbelastung herbeigeführt, die auf das bitterste empfunden wurde. Den Wegfall der Kornakzise brachte man nicht in Anschlag, man beachtete nur das Plus, das beim Fleisch und Getränk sich ergab. Die sozialpolitische Absicht der Reform also blieb im wesentlichen unerfüllt und jedenfalls ganz ohne Anerkennung, ganz ohne Dank.

Dem Grundgedanken der Reform in administrativer Beziehung, aus dem heraus das ganze Gebiet der indirekten Besteuerung eigene Organe und einheitliche Leitung erhielt, gehörte die Zukunft. Gleichwohl haben sich in der Praxis bei der 1766 geschaffenen Ordnung starke Mißstände ergeben. Dem unleugbaren verwaltungstechnischen Fortschritte, der in der einheitlichen Gestaltung des gesamten indirekten Steuerwesens lag, stand der Nachteil gegenüber, daß durch die neue Einrichtung die Finanzverwaltung des Staates als Ganzes noch mehr den Zusammenhang verlor als bisher. Wie bereits früher eine ganze Provinz, das große Schlesien, so wurde jetzt ein ganzer Verwaltungszweig dem eigentlichen Finanzministerium entzogen. Denn nicht bloß mit der Verwaltung und Erhebung der indirekten Steuern, d. h. ungefähr des dritten Teiles der gesamten Staatseinnahmen, auch mit ihrer Verrechnung hatte das Generaldirektorium nichts mehr zu tun. Der ganze Mehrertrag der Akziseverwaltung, der nach Abführung des den Erträgen von 1765 bis 1766 Pauschquantums an die Generalkriegskasse verblieb, wurde in den Staatshaushalt überhaupt nicht eingestellt, sondern dem Königlichen Dispositionsfonds überwiesen, und zwar so, daß das Generaldirektorium nicht einmal die Höhe der Summe erfuhr.

Weiter aber: zum Schaden der Sache begannen nun von neuem zwischen den Ressorts die Reibungen und Kämpfe, die an die Zeiten unmittelbar vor der Gründung des Generaldirektoriums erinnern. Die organische Einheit der inneren

Verwaltung, die Treffsicherheit des Apparats ging wieder verloren. Das Ganze wurde lediglich durch die Kabinettsregierung, die unmittelbaren Entscheidungen des Königs, streng, aber doch nur notdürftig und äußerlich zusammengehalten. Friedrich machte seinen auf den Wettbewerb der französischen Beamten eifersüchtigen Kammerkollegien insgemein den Vorwurf, daß sie Umtriebe machten, um „seine guten Regie-Einrichtungen rückgängig zu machen und über den Haufen zu werfen".

Der Einbruch des Franzosentums in die Akziseverwaltung hat nicht den Umfang gehabt, auf den die erregte öffentliche Meinung ihn schätzte. Von den 2000 in Betracht kommenden Stellen sind nur etwa 175—200 mit Franzosen besetzt worden. Gleichviel, diese unter französischer Leitung stehende, nach französischer Regel arbeitende Verwaltung blieb als Fremdherrschaft dem einheimischen Beamtentum wie der Bevölkerung gleichmäßig verhaßt.

Dem König selber konnten auf die Dauer die der neuen Einrichtung anhaftenden Gebrechen nicht entgehen. Zwar bewahrte er dem Generalregisseur sein Vertrauen und hielt ihn und die Regie gegen alle Angriffe und Anklagen. Aber er wies doch in seinen letzten Lebensjahren die Kritik nicht mehr so kurzer Hand zurück, wie er es früher getan hatte, und ließ de Launay keineswegs frei schalten und walten. Vor allem aber klagte auch er jetzt über die Unzuverlässigkeit der Franzosen und begann von de Launay zu fordern, daß zur Erledigung gelangende Stellen, wie die des 1781 wegen Betrügereien abgesetzten Stettiner Akzisedirektors, mit Deutschen wieder besetzt werden sollten. Die zwei Jahre hindurch wiederholten Klagen führten endlich in einem Schreiben an de Launay vom 28. Februar 1783 auf die verallgemeinernde Nutzanwendung: „So ist nun die Mehrzahl der Franzosen: zu Hause fortgejagt, setzen sie hier ans Land, erhalten die ersten Stellen in der Regie, plündern die Provinzen und gehen, wenn sie ihr Geld im Beutel haben, nach Frankreich zurück. Ich will infolgedessen nicht mehr, daß Sie Franzosen für dergleichen Stellen nehmen."

Wie König Friedrich die Aufgabe des Industrieschutzes auffaßte, hat er seinem französischen Regiechef, als de Launay wieder einmal im Interesse seiner Akziseeinnahmen vor prohibitivem Übereifer warnte, eingehend dargelegt: „Ich prohibiere, so viel ich kann, weil dies das einzige Mittel ist, daß meine Untertanen sich dasjenige selbst machen, was sie nicht anderswoher bekommen können... Wollte ich meinen Untertanen gestatten, fremde Fabrikwaren, die freilich sehr nach ihrem Geschmack sein würden, einzuführen, was würde in kurzer Zeit aus ihnen werden, da der Luxus in allen Ländern überhand genommen hat und heutzutage die geringste Magd einen Seidenfaden an sich haben will? Sie würden bald alles Bargeld ausgegeben haben, was sie für Wolle, Leinwand und Holz, unsere einzigen Ausfuhrartikel, einnehmen." Aber dieser der merkantilistischen Schullehre entnommene Grundsatz, daß man das Geld nicht außer Landes gehen lassen dürfe, leitete ihn nicht ausschließlich; es entging ihm nicht, welchen Segen, welche befruchtende Wirkung und schöpferische Kraft die Arbeit als solche in sich birgt. Durchs Arbeiten, war seine Rede, lernt man Geld verdienen, Geld behalten und macht sich dem Gemeinwesen nützlich. Der Wert der Arbeit sollte den Mangel an natürlichem Reichtum ersetzen, in diesem Lande, dessen Kargheit der Monarch seinem Regiedirektor in den lebhaftesten Farben schilderte: in diesem Lande ohne Gold- und Silberminen, mit seinem sandigen Boden und seiner knappen Weide, mit seinem kleinen, mageren Vieh und seinem geringen Wachstum sauren Landweines. „Mein Volk muß arbeiten und würde faul werden, wenn die Industrie keinen gesicherten Absatz hätte... Wir wollen uns beide beeifern, meinen Untertanen die doppelte Kunst zu lehren: ihr Geld zu sparen und Geld zu verdienen." Er sprach von der „Lehrzeit" (apprentissage) seiner Untertanen, während der es gelte, ihnen zu Hilfe zu kommen. Er gab zu, daß die Leistungen zunächst noch gering seien, aber „Zeit, Gewohnheit und das eigene Interesse es besser zu machen" würden nachhelfen. Er berief sich darauf, daß ein einziger Fabrikant 1200 Menschen in Nahrung setzen könne, ein

Handelsmann kaum zwölf. In diesem Sinne sagte de Launay nach des Königs Tode kurz und richtig: „Friedrich der Große hat die Industrie beschützt, weil sie seinem Volke Beschäftigung gab."

In den Verfügungen, die der König in Gewerbeangelegenheiten an die Minister, Kammerpräsidenten ergehen ließ, begegnet uns immer wieder die Mahnung zu erhöhtem Eifer, eine gewisse Ungeduld, der die Erfolge nicht schnell genug sich einstellen, oft scharfer Tadel, ja verletzende Drohung. Wenn aber der strenge Gebieter das Gesamtergebnis jahrzehntelanger Arbeit in diesem Bereiche musterte, so erklärte er sich doch auch hier mit dem Fortschritt zufrieden und bekannte, daß alles in seinem Staate Nerv sei, und daß jeder an seinem Platz auf Vervollkommnung hinarbeite. Er betrachtet seine Regierungszeit als die Epoche des Aufblühens der preußischen Industrie; durch die Begründung seiner neuen Manufakturen, so stellt er sich in einer Denkschrift aus dem 42. Jahre seiner Herrschaft das Zeugnis aus, habe er die passive Handelsbilanz der vorangegangenen Regierung zu sehr bedeutendem aktiven Überschuß emporgetrieben. Voltaires Wort „Le siècle de la Prusse est à la fin venu" — die Selbstvariation eines Verses aus dem Mahomet — galt auch für Preußens Industrie.

So urteilte auch der Hamburger Büsch, dessen von 1759 bis 1800 erschienene nationalökonomische Schriften in unseren Tagen als die wohl lehrreichste zeitgenössische Kritik der preußischen Verwaltung bezeichnet worden sind: „Friedrichs des Großen Meisterwerk war, daß er seinen Staaten, welchen die Manufakturen bis dahin so sehr fehlten, einen so großen Erwerb durch das von ihm geschaffene Manufakturgewerbe gegeben hat." Nicht jede Manufaktur lasse sich überall einführen, wahr aber bleibe: „Es gibt Manufakturen, die ein jedes Volk muß haben können, wenn es sie haben will." Büsch kannte als Hamburger alle die Klagen seiner Landsleute über die Schädigung ihrer Interessen durch die preußische Wirtschaftspolitik, er betrachtete viele Maßnahmen dieser Politik als verfehlt und tadelte andere sehr scharf; aber er

stellte die Tatsache fest, daß trotz aller Prohibitionen und Erschwerungen der Zwischenhandel Hamburgs mit den brandenburgisch-preußischen Staaten infolge ihres wirtschaftlichen Aufblühens jetzt bei weitem größer als vordem geworden sei, so daß es sehr töricht sein würde, die Mark Brandenburg in ihren ehemaligen „betrübten und kümmerlichen Zustand" zurückzuwünschen.

Ohne Frage blieb hinter den Erfolgen der Industrie die Entwicklung des Handels zurück. „Der dreißigjährige Krieg," so schreibt Friedrich einmal, „hat Deutschland mehr geschadet, als die Fremden glauben. Man hat zuerst mit dem Landbau wieder anfangen müssen, dann mit den Manufakturen, endlich mit einem schwachen Handel." Diese im Wachstum zurückgebliebene jüngste Schwester war einstweilen noch das Aschenbrödel; ihre Ansprüche wurden den Bedürfnissen des Industrieschutzes, der im Mittelpunkt der staatlichen Wirtschaftspolitik stand, fast unbedingt untergeordnet.

Es kam hinzu, daß da, wo die Umstände an sich eine Begünstigung des Freihandels nahe legten, wie im Verkehr zwischen Schlesien und den österreichischen Landen, nun wiederum das Industrieschutzsystem der Nachbarmacht zur Gegenwehr, zu Sperrmaßregeln nötigte. Auch die großen politischen Umgestaltungen der Landkarte übten immer von neuem ihre störende Wirkung aus, indem alte Handelswege durchschnitten, alte Absatzgebiete versperrt wurden.

Den nachteiligen Wirkungen, welche die zum Schutze der heimischen Industrie geführten Zollkriege auf den Handel ausübten, suchte der König, wie schon vor dem siebenjährigen Kriege, vornehmlich durch zwei Mittel positiv entgegenzuwirken: durch die Anbahnung von Handelsverträgen und durch die Begünstigung kapitalistischer Unternehmungen.

Nichts ist den Fanatikern eines neuen national-ökonomischen Dogmas an der Wirtschaftspolitik Friedrichs des Großen so anstößig, so verdammenswürdig, so unbegreiflich erschienen, als seine Monopole. Ein Mirabeau erklärte, daß er den Ursprung dieser Vorliebe für exklusive Privilegien, den Grund der Verblendung Friedrichs gegen ihre verderblichen Wir-

kungen nicht habe entdecken können; als Vermutung sprach er aus, daß neben dem rein fiskalischen Gesichtspunkte — denn anscheinend seien diese Monopole dem Staate für schweres Geld abgekauft worden — die Hoffnung mitgewirkt habe, dem Schmuggel Abbruch zu tun, da natürlicherweise die Furcht vor der Einziehung der Freibriefe die Inhaber zu um so genauerer Beachtung der Zollgesetze angetrieben habe.

Wie völlig griff solche Vermutung fehl! Friedrich hatte über das Monopolwesen seine eigene Theorie. Er betrachtete es als ein notwendiges Übel, als ein Aushilfsmittel, als eine Übergangsform des volkswirtschaftlichen Betriebes. Exklusivprivilegien wurden deshalb an Fabrikanten grundsätzlich nur verliehen, um die Einführung eines neuen Artikels zu erleichtern, zumal wenn es galt, einen Großbetrieb zu ermöglichen und schnell in die Höhe zu bringen, gleichsam als ein Patent, um für Kosten und Gefahr dem Unternehmer einen Vorsprung zu sichern. Grundsätzlich erfolgte somit die Verleihung auch nur auf befristete Zeit und wurde nicht erneut, wenn die Unternehmung Kraft gewonnen hatte, auf eigenen Füßen zu stehen. Es versteht sich, daß es dabei bisweilen schwer war, den entscheidenden Zeitpunkt genau zu bestimmen. Es blieb nicht aus, daß fortbestehende Alleinrechte ihre Berechtigung im Sinne der Theorie doch schon verloren hatten und nur noch schädlich wirkten. Der König selbst leugnete solche schlechten Erfahrungen nicht und kargte deshalb später mit der Bevorzugung einzelner, wie das andererseits auch die folgerichtige Wirkung der Zunahme des Nationalreichtums und der allgemeinen Leistungsfähigkeit war. „Ein Monopolium wollte ich nicht gerne haben, denn das hat immer einen üblen Erfolg," so erklärte er in seinem letzten Lebensjahre dem schlesischen Provinzialminister, als es sich um die Begründung der dortigen Stahlwarenfabrik handelte; „der Monopolist wendet keinen rechten Fleiß und Betriebsamkeit an auf die Sache, weil er niemanden neben sich hat, der ihm nacheifert; daraus kommt denn, daß er seine Arbeit negligieret und schlechte Ware macht." So ganz wußte Friedrich

die Bedeutung der Konkurrenz für den gewerblichen Fortschritt zu würdigen.

Aus der allgemeinen Klage der Kaufleute, daß der Handel unter dem doppelten Drucke der Schutzzölle und der Regie erstickt werde, nahm der Minister von Heinitz, Friedrichs letzter und zugleich bedeutendster Berater in Handels- und Gewerbeangelegenheiten, Veranlassung, seine Berechnungen für Schlesien aus den Jahren 1768 und 1782 miteinander zu vergleichen. Er fand es ungerechtfertigt, von einem Verfall des schlesischen Handels zu sprechen, und sah nur die Wahrheit des Satzes bestätigt, daß man sich völlig sichere Kenntnisse über das Ganze verschaffen müsse, ehe man über Grund oder Ungrund der Klagen entscheiden könne. Zu demselben Ergebnis wie Heinitz für Schlesien, kam damals eine von privater Seite angestellte Berechnung für den preußischen Ostseehandel.

Wenn der König berechtigte oder unberechtigte Klagen über den Rückgang des Handels hörte, hat er wohl abweisend geäußert, die Kaufleute seien wie die Landwirte, denen es der liebe Gott niemals recht machen könne.

Vor dem Richterstuhle der neuen Theorie fand seine Agrarpolitik noch weniger Gnade als sein System des Industrieschutzes und der Handelsbalance. „Er hat stets," schalt Mirabeau, „die Landwirtschaft erdrückt, um die Fabriken zu heben." Nun wissen wir, mit wie bedeutenden Spenden Friedrich der Landwirtschaft zu Meliorationszwecken und für die Regelung der Schuldverhältnisse zu Hilfe gekommen ist. Aber daß er den Kornhandel unter staatliche Aufsicht nahm und die Wollausfuhr verbot, das waren in den Augen der Doktrinäre seine beiden großen Verbrechen gegen den Landmann.

Auch hier beruhten die Anklagen zum wesentlichen Teile auf Unkenntnis der Verhältnisse und der leitenden Gesichtspunkte. Friedrichs Getreidehandelspolitik kennzeichnet sich, wie neuere Forschungen es überzeugend dargelegt haben, als

der erfolgreiche Versuch zu einem Ausgleich zwischen den Ansprüchen der Landwirtschaft und der Industrie, der ackerbauenden Bevölkerung, die sich hohe Kornpreise ersehnt, und der kleinen Leute in der Stadt, die billiges Brot brauchen. „Dem Fürsten liegt es ob," erklärt er in dem Testament von 1768, „in den Getreidepreisen die scharfe Richtschnur und Mittellinie zu ziehen zwischen den Interessen des Edelmanns, des Domänenpächters und des Bauern auf der einen Seite und den Interessen des Soldaten und des Arbeiters auf der anderen." Die Getreidepreise auf einem Durchschnittsmaß zu halten war deshalb das Ziel aller seiner Bestrebungen, der Grundgedanke eines Systems, das nach dem siebenjährigen Kriege seine volle Ausbildung erhielt. Der Preis sollte nicht unter den Betrag der Produktionskosten sinken, und für diese gab es einen festen Maßstab an der Kammertaxe, d. h. an dem von den Kriegs- und Domänenkammern zum Zwecke der Ämterverpachtung aufgestellten Ansatze für den mutmaßlichen Erlös des auf den Pachtäckern geernteten Kornes, einem Satze, der in den westlichen Provinzen höher, in den östlichen niedriger war und gewöhnlich von dem Marktpreise übertroffen wurde.

Das doppelte Ziel dieser Politik ließ sich erreichen mit Hilfe der großen staatlichen Kornmagazine, die, allzeit zugleich aufnahmefähig und abgabefähig, dem Staat in Friedenszeiten es ermöglichten, als Abnehmer oder als Verkäufer, in fetten Jahren durch seine Nachfrage und in mageren durch sein Angebot, den Preis auf ungefähr gleichmäßiger Höhe zu halten.

Fiskalische Absichten wurden mit diesen staatlichen Käufen und Verkäufen nicht verbunden, nur soziale. Wenn tatsächlich das Magazinkorn in Notjahren etwas teurer abgesetzt wurde, als es in den Zeiten des Überflusses eingekauft worden war, so mochte der Unterschied gerade nur den Zinsverlust decken. „Ich will," so erklärte der König schon 1748 dem Minister Katte, „bei diesem Ankauf und Verkauf nicht das geringste für mich verdienen, sondern nur durch diesen Umschlag die Armut und den gemeinen Mann durch einen leidlichen Kornpreis soulagieren."

Abgesehen von seiner allgemeinen Bedeutung für die Regulierung des Marktpreises gab das Magazinsystem die Möglichkeit zu unmittelbarer Unterstützung der Landwirte bei dringender Not. Saatkorn wurde vielfach umsonst gespendet, und ungezählt sind die Fälle, in denen der König einen einzelnen oder eine Gemeinde aus den Staatsvorräten gegen billigsten Entgelt gespeist hat.

Nicht anders als um die Einschränkungen des Getreidehandels stand es um das Verbot der Wollausfuhr. In beiden Fällen entschädigte die wachsende Aufnahmefähigkeit des inländischen Marktes den Landwirt für den Verlust auswärtiger Absatzgebiete.

Die Folge hat dann gezeigt, daß bei dem Aufblühen der Tuchindustrie die Wollpreise trotz des Ausfuhrverbotes auf einer Höhe blieben, bei der sowohl der Landmann als der Fabrikant bestehen konnte. Unter allen Umständen konnten gegen das Ende der Regierung die preußischen Schäfereien die da gefürchtet hatten, an dem Ausfuhrverbot zugrunde zu gehen, den Bedarf der einheimischen Industrie nicht mehr decken. Nach der Berechnung von Heinitz mußte jährlich für etwa 350000 Taler Wolle aus Spanien, Polen und Mecklenburg eingeführt werden.

Die Kritik, die über die preußische Wirtschaftspolitik, als der große König kaum die Augen geschlossen hatte, ein vollständiges und grundsätzliches Verdammungsurteil abgab, hat sich bei Friedrichs Lebzeiten noch im Hintergrund gehalten.

Allerdings ist er bei seinen Ministern, und zwar keineswegs selten, mit seinen Anordnungen und Entwürfen auf Einwände und Widerspruch gestoßen. Schärfer oder behutsamer zum Ausdruck gebracht, galten aber diese Einwände immer nur der Überspannung des Systems, nicht dem System selbst. Grundsätzliche Anhänger des Freihandels, wie etwa der Kriegsrat Bertram in Königsberg, der den Akzisetarif für seine Provinz gern in seinem Sinne ausgestaltet hätte, gab es in dem damaligen Preußen gewiß nur in sehr kleiner Zahl. Indem also der Gegensatz der Prinzipien, des alten und eines neu aufsteigenden Systems, bei den Meinungsverschiedenheiten zwischen

dem Könige und seinen Beratern noch nicht in die Erscheinung trat, war Friedrich geneigt, sich dem Widerspruch gegenüber stets als Reformer, als den Vertreter des Fortschritts zu betrachten. „Die Menschen," klagt er in dem Testament von 1768, „bewegen sich, wenn man sie antreibt, und halten still, sobald man einen Augenblick aufhört, sie zu stoßen. Jedermann hält nur die Gebräuche seiner Väter für gut. Man liest wenig, man hat keine Lust, sich darüber zu unterrichten, wie man etwas anders machen kann, und von mir, der ich immer nur Gutes getan, denken sie, daß ich ihnen das Messer an die Kehle setzen will, sobald es sich darum handelt, eine nützliche Verbesserung oder überhaupt eine Änderung einzuführen. Ich habe mich in solchen Fällen auf meine redlichen Absichten und auf mein gutes Gewissen verlassen, sowie auf die Kenntnisse, die ich mir verschafft habe, und bin ruhig meines Weges gegangen."

Einige Jahre später gewahrte er wohl, daß ein Streit um die ersten Voraussetzungen begonnen hatte, daß jenseit der Landesgrenzen eine neue Auffassung von den Bedingungen und Ansprüchen des staatlichen, sozialen und wirtschaftlichen Lebens sich Bahn brach. Aber er verließ sich darauf, daß seine alte Praxis mehr wert sei, als die neue Theorie. „Die Herren Enzyklopädisten," schreibt er am 5. September 1777 über die französischen Modetheoretiker, „werden vielleicht nicht immer meiner Meinung sein; ein jeder kann die seine haben. Allemal, wenn die Erfahrung von allen Führern der sicherste ist, so wage ich zu sagen, daß meine Sätze einzig allein auf das sich gründen, was ich gesehen und was ich überlegt habe."

XVIII

Erwerbung von Westpreußen

Wieder wie zu Beginn seiner Regierung stand König Friedrich beim Ausgang des großen Krieges ohne Bündnis da.

In der Geschichte der preußischen Politik unter seiner Regierung folgt nach dem siebenjährigen Kriege ihrer französischen Periode (1740—56) und ihrer englischen (1756—61) eine russische.

Katharina II. von Rußland hatte bei ihrem Regierungsantritt sich an den Grundsatz zu halten gedacht, ihrem Reiche den abendländischen Mächten gegenüber freie Hand zu wahren und ein Bündnis weder mit Preußen wie Peter III., noch mit Österreich wie Elisabeth, einzugehen. Deshalb hätte sie auch beim Tode des sächsischen Königs von Polen (5. Oktober 1763) gern sich darauf beschränkt, mit Preußen, das in dem Wahlkampf um die polnische Krone den russischen Kandidaten, Stanislaus Poniatowski, zu unterstützen geneigt war, nur ein Abkommen für den vorliegenden Fall, die Königswahl, zu treffen. König Friedrich aber war entschlossen, seine Mitwirkung zugunsten Poniatowskis von dem Abschluß eines förmlichen Verteidigungsbündnisses abhängig zu machen. Anderseits stieß die Zarin bei ihrem Vorgehen in Polen auf den Widerstand Österreichs und Frankreichs, welche die Krone wieder dem sächsischen Kurhaus zuwenden wollten. So verstand sie sich, um ihre politische Aufstellung zu verstärken, wohl oder übel zu dem Abschluß mit Preußen.

Friedrich II. gewann durch das Petersburger Bündnis

vom 11. April 1764 für seine Politik einen festen Stützpunkt und die russische Bürgschaft für die Verteidigung desselben Schlesiens, dessen Losreißung von Preußen der vornehmste Zweck der drei zwischen Rußland und Österreich abgeschlossenen Verträge von 1746, 1757 und 1760 gewesen war. Das Bündnis hat dann, wiederholt erneuert (1769 und 1777), fast zwei Jahrzehnte hindurch der europäischen Stellung Preußens als starker Rückhalt gedient und überdies mittelbar dem Staate einen unerwarteten Gewinn gebracht, die Herstellung der territorialen Verbindung zwischen der Ostprovinz und den Kernlanden der Monarchie, die Erwerbung von Westpreußen.

Auf dem Reichstage von 1662 hat König Johann Kasimir von Polen seinen Landsleuten ihr Schicksal vorausgesagt. Gott möge ihn einen falschen Propheten sein lassen, rief er ihnen zu, aber er fürchte, daß dank ihrem weltberühmten Recht der freien Königswahl dereinst noch der Moskowiter, der Brandenburger und der Österreicher die Republik Polen unter sich teilen würden.

Zu jener Zeit hat der große Kurfürst im Marienburger Vertrag von 1656 von dem ihm verbündeten Schwedenkönig sich als Ersatz für die Kriegskosten den Besitz der vier Palatinate Kalisch, Posen, Sieradz und Lenczyca, d. h. fast das ganze Großpolen, zusichern lassen, dann aber dieser verlockenden Aussicht mit der Abkehr von dem schwedischen Bündnis entsagt. In dem großen nordischen Kriege zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts hat der König von Polen selber eine Teilung des polnischen Staatsgebiets angeregt, bei der er ein Los an das siegreiche Schweden, ein zweites an Brandenburg-Preußen überlassen und den Rest für sein sächsisches Kurhaus als Erbkönigreich behalten wollte, und nach dem Altranstädter Frieden hat derselbe König August, um die polnische Krone für sich wiederzugewinnen, den Nachbarn nochmals Stücke von Polen angeboten. Der erste König von Preußen ist 1710 auf diese Entwürfe mit Eifer eingegangen, er begehrte das polnische Preußen, Ermland und Samogitien, auch die Anwartschaft auf Semgallen und Kur-

land. Aber nach der Vernichtung des schwedischen Heeres bei Pultawa fühlte sich Peter der Große so sehr als Herr der Lage im europäischen Osten, daß er von der Teilung eines Landes, welches jetzt ganz in seine Hände gegeben war, nichts hören wollte. Nach der zwiespältigen Königswahl von 1733 hat sowohl Frankreich im Namen seines Schützlings Stanislaus Leszczynski, wie die Zarin Anna als Patronin des wettinischen Gegenkönigs dem Berliner Hofe einen Streifen Landes zur Verbindung zwischen Pommern und Ostpreußen angeboten. Aber Friedrich Wilhelm I. fand nicht den Entschluß, für die eine oder die andere Sache offen Partei zu nehmen, obgleich er einmal geäußert hat, er wolle für Marienburg, Pelplin, Stargard und Mewe — die Stationen auf seinen Fahrten nach Königsberg oder Marienwerder — mit Vergnügen seine Ansprüche auf Jülich und Berg drangeben.

So hat auch der Kronprinz Friedrich in dem territorialen Zukunftsbild des preußischen Staates, das der Gefangene von Küstrin 1731 mit kecker Feder entwarf, Polnisch-Preußen als ein unentbehrliches Bindestück eingezeichnet. Er hat in den „Politischen Träumereien" des Testaments von 1752 und nochmals 1768 auf diese Erwerbung hingewiesen. Dann werde man nach Befestigung einiger Weichselplätze Ostpreußen gegen russische Anschläge verteidigen können. Aber er sagte sich zugleich, daß eben Rußland diejenige Macht sei, bei der man wegen des polnischen Preußen das größte Hindernis finden würde.

Eine vorsichtige Erkundung des Geländes bestärkte ihn in dieser Auffassung. Als sein Gesandter Solms auf seine Veranlassung gesprächsweise die Idee hinwarf, daß Rußland sich gegen die Türken die Waffenhilfe Preußens und Österreichs durch eine Verständigung zwischen den drei Mächten über eine Aufteilung polnischen Gebiets sichern könne, wich Katharinas Minister, Nikita Panin, geschmeidig aus und gefiel sich in der Versicherung, daß Rußland bereits mehr Land besitze, als es zu regieren imstande sei.

Somit glaubte Friedrich für sich oder vielmehr für seinen Nachfolger nur mit der Möglichkeit rechnen zu dürfen, das

polnische Preußen nach und nach zu gewinnen, bei gegebener Gelegenheit, „wie die Blätter einer Artischocke" zu gewinnen. Nun aber ließ ihn schon nach wenigen Jahren die Gunst des Augenblickes, eine unerwartete Verknüpfung von Zwischenfällen, die ganze Frucht auf einmal pflücken.

Ihre seit den Tagen Peters des Großen festgehaltene Politik, ihr fortgesetztes bewaffnetes Eingreifen in die inneren Wirren Polens, hatte die Russen im Jahre 1768 nach einer Verletzung der türkischen Grenze in einen Krieg mit der Pforte verwickelt. Wie die Polen an dem Sultan, so fand dieser einen Anhalt an dem Wiener Hofe, der wiederum sich durch eine Annäherung an Preußen den Rücken zu decken suchte. So kam es im August 1769 und im September 1770 zu den beiden Begegnungen zwischen Kaiser Joseph II., dem Mitregenten seiner Mutter seit des Vaters Tode (1765), und König Friedrich zu Neiße und Mährisch-Neustadt. Friedrich verstand sich nicht, wie Joseph es gewünscht hatte, zu der Zusage voller Neutralität für den Fall eines österreichisch-russischen Krieges; er behielt sich vor, der Zarin das vertragsmäßig ausbedungene Hilfskorps zu stellen, für das er jetzt im Türkenkriege eine Ablösungssumme an Subsidien zahlte. Aber man versprach sich gegenseitig, sich im eigenen Lande nicht mit Krieg zu überziehen.

Die Annäherung zwischen den beiden deutschen Mächten blieb nicht ohne Rückwirkung auf die russische Politik. Kurz vor seiner Abreise nach Mähren wurde Friedrich im August 1770 durch eine Einladung der Zarin an den Prinzen Heinrich überrascht, der soeben zum Besuch der Königin Ulrike nach Stockholm gereist war. Anders als der König vertrat der Prinz die Meinung, daß die politische Konstellation für die Erwerbung polnischen Gebietes günstig sei. Aber Friedrich erklärte ihm, wie schon früher, so auch jetzt, daß er entschlossen sei, sich weder in die russisch-türkischen Friedensverhandlungen noch in die polnischen Angelegenheiten einzumischen, sondern einfacher Zuschauer der Ereignisse zu bleiben.

Da traten die Russen selber an ihren Gast heran, als Heinrich bereits im vierten Monat am Hofe Katharinas

weilte. Immer bestimmter hatte sich inzwischen ergeben, daß die Hofburg dem russischen Anspruche auf Erwerbung der Moldau und Wallachei bewaffneten Widerstand entgegensetzen werde. Der Stein kam ins Rollen, als man in Petersburg erfuhr, daß die Österreicher außer dem vor Jahrhunderten den Polen verpfändeten Gebiete in der ungarischen Zips auch Teile der drei angrenzenden polnischen Starosteien, Neu-Sandek, Neumarkt und Czorsztyn, unter Berufung auf alte Rechte militärisch besetzt und unter eine „Administration der wiedergewonnenen Landschaften" gestellt hatten. Seit lange hatte eine Partei am russischen Hofe auch für Rußland die Erwerbung polnischen Gebiets angestrebt; schon nach dem Tode des letzten sächsischen Königs von Polen hatte der Kriegsminister Graf Zacharias Tschernyschew der Zarin eine Denkschrift vorgelegt, in der er die alsbaldige Besitzergreifung der Woiwodschaften Pskow und Witepsk und des ganzen polnischen Teils von Livland befürwortete. Der Plan war damals von der Staatskonferenz als sehr nützlich und als des weiteren Augenmerks wert anerkannt, zugleich aber für günstigere Zeit zurückgelegt worden. Diese Richtung gewann jetzt in Petersburg die Oberhand über die durch Panin vertretene Auffassung, daß man unter Verzicht auf Landgewinn sich damit begnügen solle, Polen in politischer Abhängigkeit zu halten. Tschernyschew war es, der am Abend des 8. Januar in den Gemächern der Zarin mit Hinweis auf das von Österreich gegebene Beispiel an den preußischen Prinzen die Worte richtete: „Warum nicht das Bistum Erland nehmen? denn schließlich muß jeder etwas haben." Und diesmal stand seine Gebieterin auf seiner Seite. „Warum sollte nicht alle Welt auch nehmen?" so fragte sie selber an jenem Abend ihren Gast.

Der König nahm den Bericht seines Bruders über diese vielsagenden Äußerungen zunächst noch mit seiner alten Zurückhaltung auf. Erst bei der Rückkehr des Prinzen, Ende Februar, ließ er seine Bedenken fallen, forderte nun aber zu dem Ermland, von dem in Petersburg nur die Rede gewesen war, das ganze polnische Preußen.

Wie Prinz Heinrich es vorausgesehen und dem König vorausgesagt hatte, ging die Zarin auf diese Forderung ein. Es galt für Rußland, inmitten des Kampfes gegen den Halbmond und gegen die polnische Insurrektion und angesichts der drohenden Haltung Österreichs, den König von Preußen unter allen Umständen auf der russischen Seite festzuhalten. Man entschied sich also dahin, die Entschädigung für Kosten und Lasten des Türkenkriegs nicht mehr in den Donaufürstentümern zu suchen, die nur durch einen Krieg gegen Österreich zu behaupten gewesen wären, sondern in Polen.

In Wien, wo der Kaiserin-Königin die Beteiligung an der Zergliederung Polens auf das äußerste widerstrebte, entschied Wunsch und Wille des jungen Kaisers. Joseph war es, der die folgenschwere, für die beiden andern Mächte vorbildlich gewordene Besetzung der polnischen Starosteien veranlaßt hatte. Gern hätte man dann doch das über Polen heraufbeschworene Verhängnis wieder abgewandt. Aber schon hatte sich die Lage dahin zugespitzt, daß der Wiener Hof vor der Wahl stand zwischen einem unsicheren Krieg und einem vorteilhaften gütlichen Vergleich mit reichem Landgewinn, bei Verzicht Rußlands auf die untere Donau. Treffend hat König Friedrich bei einem Rückblick auf diese Verhandlungen gesagt, die polnische Teilung sei vollzogen worden, um einen großen Krieg zu vermeiden.

Durch das Abkommen von 1772 erwarb Preußen das Bistum Ermland, die Woiwodschaften Marienburg, Kulmerland und Pomerellen, aber nicht die Städte Danzig und Thorn; dazu Teile der großpolnischen Woiwodschaften Posen, Gnesen, Inowrazlaw und Brzesk; Rußland das bisher im polnischen Besitz gebliebene Stück von Livland und die weißrussischen, zum großen Teil von griechischen Katholiken bevölkerten Gebiete Litauens östlich von der Düna und von der Quelle des Drujak bis zu dessen Einmündung in den Dnjepr; Österreich die nach den alten Landen Halitsch und Wladimir benannten, aus den Stücken von sieben kleinpolnischen Woiwodschaften zusammengeschlagenen Königreiche Galizien und Lodomirien.

Auf den ersten Blick fällt an dem Vorgang von 1772 nur die eine Seite auf, daß drei Starke einen Schwachen vergewaltigt haben. Vom Standpunkt der preußischen Geschichte tritt uns vielmehr die Kehrseite entgegen, daß die eine der drei Teilungsmächte den beiden anderen, die miteinander verbündet noch vor kurzem den erbittertsten Krieg gegen Preußen geführt hatten, mit den Waffen der Diplomatie einen großen politischen Erfolg abgerungen hat. Kaunitz hatte es im Jahre des Hubertsburger Friedensschlusses als unverrückbaren Grundsatz für die österreichische Politik aufgestellt, daß man Polen in seinem Besitzstande zu erhalten suchen müsse; er hatte damals gemeint, daß die Erwerbung einer Landverbindung zwischen Weichsel und Oder für Preußen noch von größerem Vorteil sein würde als die Eroberung Schlesiens. Und noch mehr als Österreich hatte Rußland gewünscht und wünschen müssen, Preußen an der Weichsel nicht festen Fuß fassen zu sehen.

Rußland erhob seit dem Beginn des Jahrhunderts den Anspruch, als der Erbe Schwedens das altumstrittene dominium maris baltici auszuüben. Die Gestade der Ostsee im Osten, Süden und Westen kamen unter russische Herrschaft oder russischen Einfluß. Ingermanland, Karelien, Esthland, Livland wurden russische Provinzen, Kurland eine russische Satrapie, die Herzöge von Holstein und von Mecklenburg, mit Prinzessinnen aus dem Hause Romanow vermählt, Schützlinge zugleich und Schildknappen der russischen Politik. Und im Jahre 1713 hat die schwedische Festung Stettin sich einem russischen Belagerungsheer ergeben. Damals zuerst offenbarte sich, was das Emporkommen der preußischen Monarchie im nördlichen Deutschland bedeutete. Als Russen, Polen und Dänen über die Spolien der zusammenbrechenden schwedischen Macht das Los warfen, da ließ sich das waffenstarke Preußen nicht wieder, wie 1648 das noch fast wehrlose Brandenburg, von den Fremden den Platz an der Sonne wegnehmen; die Oder, nach der Klage des Großen Kurfürsten lange Zeit „fremder Nation Gefangene", wurde frei, die Odermündung wurde preußisch. Jetzt, 60 Jahre später, wurde auch die Weichsel in ihrem

unteren Lauf wieder ein deutscher Strom. Mit Rußlands Zustimmung, wie 1713 die untere Oder, und doch im Grunde gegen Rußland. Dem Zaren Peter III. war es von den Russen schwer verdacht worden, daß er Ostpreußen dem angestammten Besitzer zurückgegeben hatte; es ist nicht verwunderlich, daß Peters Nachfolgerin sich lange gesträubt hat, Westpreußen diesem Nachbar zu überantworten. Eine Äußerung Katharinas gegen Panin läßt ersehen, daß die Zarin fürchtete, Preußen werde im Besitz von Danzig sich alsbald eine Kriegsflotte schaffen. Deshalb war man gegen den dringenden Wunsch des Königs, seinem Anteil Danzig zugelegt zu sehen, in Petersburg schlechterdings taub geblieben. Sehr zutreffend urteilte Kaunitz, daß Rußland nur durch die Macht der Verhältnisse gezwungen in die Teilung Polens gewilligt habe, denn es habe dadurch verloren; viel mehr als um die Erwerbung einiger polnischer Landschaften sei es der Zarin um die Behauptung ihres ausschließlichen Einflusses in Polen zu tun, den sie mit keiner anderen Macht teilen wolle.

So wenig ist Friedrich der Große, wie er bisweilen es gefürchtet hatte, in dem russischen Bündnis Rußlands Sklave geworden. Preußen hatte, obgleich sein Los äußerlich das kleinste war, doch den Hauptgewinn bei der Teilung davongetragen und war der einzige unter den drei Gewinnern, der sich des Erreichten mit ungemischter Empfindung freute.

Wäre Polen nicht bereits seit lange dem russischen Einflusse so tief verfallen gewesen und hätten nicht noch zuletzt, vor und während dem siebenjährigen Kriege, die Einheimischen und die Fremden, die Czartoryskis und ihr Anhang und die österreichische Diplomatie, miteinander gewetteifert, das Übergewicht Rußlands in Polen immer stärker zu befestigen, so hätte der preußischen Politik vielleicht noch ein anderer Weg offen gestanden. Preußen hätte an den Versuch denken können, im Bündnis mit Polen dem Vordrängen der russischen Macht an die Weichsel bewaffneten Widerstand entgegenzusetzen. Aber schon war Polen in seinem selbstverschuldeten traurigen Zustande gar nicht mehr bündnisfähig: das zerbrochene Rohr, welches dem die Hand durchbohrt, der sich darauf stützen will.

„Es war nur gerecht," schrieb Friedrich bald nach der Erwerbung von Westpreußen, „daß ein Land, das einen Kopernikus hervorgebracht hat, nicht länger in der Barbarei jeglicher Art versumpfte, in welche die Tyrannei der Gewalthaber es versenkt hatte." Bei der Besitzergreifung hatte er dem verwahrlosten Lande verheißen, so zu regieren, „daß die vernünftigen und wohldenkenden Einwohner glücklich und zufrieden sein könnten und keine Ursache haben würden, die Veränderung zu bereuen." Der Erfolg hat seine Bemühungen gelohnt, und an Dank hat es ihm in der neuen Provinz nicht gefehlt. „Fragen Sie die Leute, die an der Netze wohnen," durfte General Lentulus 1773 zu einem Vertreter der Stadt Danzig sagen, „und sehen Sie dann, wie glücklich und zufrieden dieselben sind." Die Aufgabe, vor der die preußische Verwaltung stand, war schwer, schier unermeßlich, weil überall schlechterdings von vorn angefangen werden mußte. Aber sie wurde erleichtert durch das Fehlen derjenigen Gegentriebe, die später in den ehemals polnischen Landesteilen der Monarchie die Befestigung des Staatsgedankens und des Deutschtums gehemmt haben.

Noch war nichts zu spüren von einem solidarischen Gegensatz der polnischen Nationalität gegen die preußische Obrigkeit und die deutsche Mitbürgerschaft. Geschädigt fühlte sich nur der bisher herrschende Stand, der in seiner Willkürherrschaft und in seiner Zuchtlosigkeit gestörte Adel, und ihm war mit seiner landständischen Verfassung die einzige Möglichkeit zu politischer Opposition genommen, wenn anders er in seiner wirtschaftlichen und sittlichen Verkommenheit überhaupt noch politische Regungen hatte. Der polnische Bauer hatte beim Wechsel der Landesherrschaft nur gewonnen; von einem polnischen Bürgertum, einem polnischen Handwerkerstand, die beide sich in der Folge, dank der neuen Ordnung der Dinge, kräftig entwickelt haben, war damals noch nicht die Rede. Und vor allem die Geistlichkeit stand entweder teilnahmlos beiseite, oder zeigte sich nach dem Vorgange der Landesbischöfe ergeben und zuverlässig. Aus der Ferne aber geschah nichts, um die Stimmung des polnischen Klerus gegen den preußischen

Staat zu erregen. Die Kurie, damals von den katholischen Mächten hart bedrängt, dem König von Preußen aber, wie wir noch hören werden, durch mancherlei Gefälligkeiten zu Dank verpflichtet, enthielt sich jeder Einmischung in das Verhältnis zwischen diesem protestantischen Staate und seinen katholischen Untertanen. So standen die westpreußischen Katholiken der neuen Herrschaft ohne konfessionelles Mißtrauen gegenüber, während alles, was evangelisch war, ihr warme Sympathien entgegentrug.

Wesentlich kam ferner der moralischen Eroberung dieser Landschaften der Umstand zugute, daß nach der Teilung von 1772 noch ein selbständiges Polenreich fortbestand, und daß ein einziger Blick über die Grenze in das altpolnische Chaos hinein vollauf genügte, um die ungeheure Überlegenheit der deutschen Kultur und die Segnungen einer festen Staatsordnung und Verwaltung erkennen zu lassen. Und endlich war der Umfang der neuen Provinz nicht so groß, daß der deutsche Gesamtcharakter des Staates beeinträchtigt, oder daß die Verwaltung vor unmögliche Ausgaben gestellt worden wäre, wie zwanzig Jahre später nach den polnischen Erwerbungen Friedrich Wilhelms II., dem weder geeignete Beamte für die Besetzung der Behörden, noch Geldmittel für die Bewirtschaftung des dem Fiskus massenhaft zufallenden Grundeigentums in ausreichendem Maße zur Verfügung standen.

Für alles weitere sorgte eine weise Verbindung von Schonung und Strenge. König Friedrich hat seine Behörden bei Gelegenheit darauf hingewiesen, daß er gegen die katholische Geistlichkeit mehr „Ménagement“ beobachten müsse, als die dem gleichen Bekenntnis angehörige österreichische Regierung. So wollte er überhaupt die Gefühle der neuen Untertanen nicht verletzt sehen; ein Landrat im Netzelande, der es den adligen Kreisinsassen gegenüber an Takt fehlen ließ, wurde abgesetzt. Auch wünschte der König, daß seine deutschen Beamten zwischen polnischer Bevölkerung der fremden Sprache mächtig sein sollten. Nie aber durften Rücksicht und Schonung zu Handlungen oder Unterlassungen führen, die

als Schwäche gedeutet werden konnten. Dem Bromberger Kammerdirektor schärfte drum der König die goldene Regel ein: „So muß Er auch mit denen Polen keine Komplimente machen, denn dadurch werden sie noch mehr verdorben, sondern Er muß scharf darauf achten, daß sie den Ordres gehörig nachleben."

Die Politik des großen Königs im Weichsel- und Netzelande in ihrer Sicherheit und Stetigkeit, ihrem Selbstbewußtsein und ihrer Zuversicht kennzeichnen die Worte eines seiner Gehilfen, des Generals Lentulus: „Was gemacht wird, ist nicht auf kurze Zeit, sondern auf Jahrhunderte gemacht."

XIX

Landrecht und Staatsform

Wie König Friedrich bei der Rückkehr aus seinem zweiten Krieg unverzüglich die Durchführung der Justizreform als Losung ausgegeben hatte, so erhielt am Abend seines Lebens das vor einem Menschenalter nur halb geleistete Werk einen neuen Antrieb, durch den es dann noch im alten Jahrhundert seiner Vollendung, der Krönung durch das Allgemeine Landrecht, entgegengeführt werden sollte.

Lange Zeit hatte der König die große Aufgabe der Kodifikation ganz aus dem Auge verloren. Oder vielmehr, er hielt sie bereits für gelöst. Noch 1777 schien er in seinem Exposé du gouvernement prussien: „Die Gesetze sind hier zu Lande hinreichend weise geordnet. Ich glaube nicht, daß man nötig hat, sie zu überarbeiten." So hoch schätzte er die gesetzgeberische Leistung seines gefeierten Tribonian, das Corpus juris Fridericianum.

Und er stand mit dieser Überschätzung der Coccejischen Justizreform nicht allein. Der Großkanzler Jariges pries 1765 das Werk seines Amtsvorgängers als „diese glückliche Revolution", dank deren in keinem Land der Erde die Justiz mit gleicher Trefflichkeit wie in Preußen gehandhabt werde. Das ganze Kammergericht, die Hochburg der Jünger Coccejis, urteilte ungefähr ebenso; auch der Freiherr von Fürst, der ehemalige Präsident dieses Gerichts, der 1770 nach dem Tode von Jariges die Großkanzlerwürde erhielt; auch die anderen Minister des Justizdepartements.

Seine eigenen Wege ging der Justizminister für Schlesien

und Chefpräsident der drei dortigen Obergerichte, v. Carmer. Einst Coccejis Gehilfe gleich Fürst, zu dem er je länger je mehr in Gegensatz trat, hatte Carmer in seinem selbständigen provinzialen Wirkungskreis kräftiges Selbstgefühl gewonnen und forderte endlich eine neue Reform in einer von den Coccejischen Grundlagen weit ablenkenden Richtung: dem Prinzip schriftlicher Verhandlung, auf dem der Prozeß bisher beruhte, stellte er die Offizial- oder Inquisitionsmaxime entgegen, indem er dem Richter die Aufgabe zuweisen wollte, von Amts wegen durch mündliche Befragung der Parteien den Tatbestand festzustellen. Carmer entwickelte dem König seinen Plan bei der schlesischen Revue von 1774. Es hat fünf Jahre gewährt, bis er gegen den Großkanzler durchdrang. Aber man gewahrt, wie dieser das Vertrauen des Gebieters Schritt für Schritt verlor. Offenbar traute Friedrich dem Großkanzler nichts mehr zu. Carmer war sein Mann, der kommende Mann. Nicht der Zufall hatte endlich zwischen Fürst und Carmer entschieden. Der Wechsel hat sich lange vorbereitet und war wohl auch bereits vorbedacht, als ein Tropfen die Schale des Zorns zum Überlaufen brachte.

Den Anlaß gab die Klage eines kleinen Mannes, der Streit eines Müllers mit zwei Edelleuten. Hat Friedrich mit seinem oft erörterten Machtspruch in Sachen des Wassermüllers Arnold geirrt, im besten Glauben und aus dem edelsten Beweggrund Unrecht getan, so hat er in der großen, seit einigen Jahren schwebenden Zukunftsfrage am 11. Dezember 1779 zweifellos die richtige Entscheidung getroffen, indem er zur Leitung seines Justizwesens jetzt endlich Carmer nach Berlin berief. Ganz davon abgesehen, ob die Reformgedanken dieses Mannes in ihrem vollen Umfange zweckmäßig oder ausführbar waren, kam es damals vor allem darauf an, daß ein frischer Zug in das stockende Triebwerk hineingebracht wurde. Die Gefahr einer wohlgeordneten Bureaukratie wird immer sein, daß sie, von der Trefflichkeit ihrer für die nächsten Zwecke zureichenden Einrichtungen eingenommen, sich an dem bestehenden Zustand genügen läßt, durchaus nicht immer aus Bequemlichkeit und Lässigkeit, sondern

vielfach aus einer Scheu vor dem Experiment, vor dem Unberechenbaren, das in jeder Neuerung liegt. Carmers großes Verdienst um die Entwicklung des preußischen Rechts ist es gewesen, daß er frischen Mutes und mit fester Hand zugriff, mit einem Wust von Bedenken aufräumte und auch Schärfe und Rücksichtslosigkeit genug besaß, die Gegner seiner Person und seines Werkes, gescheite, selbstbewußte und erbitterte Gegner, beiseite zu schieben. Daß er dabei für die eigentlich fachmännische Seite seiner Aufgabe an einem Svarez einen unvergleichlich fähigen Mitarbeiter von unermüdlicher Arbeitskraft, tiefgründiger Gelehrsamkeit und vollendeter Kunst der Formgebung fand, war Carmers großes Glück und doch auch wieder sein großes Verdienst. Gewiß ist Svarez der eigentliche Vater des preußischen Allgemeinen Landrechts gewesen, der die von den übrigen Werkgenossen gelieferten Gußstücke miteinander verschmolzen und dem Ganzen das Gepräge seines eigenen Geistes gegeben hat. Aber so wenig wie Svarez könnte man sich Carmer aus der zweiten preußischen Justizreform fortdenken.

Das „Allgemeine Preußische Landrecht", wie es 1794 nach dem Tode Friedrichs des Großen Gesetzeskraft erhielt, war nicht ausschließlich ein bürgerliches Gesetzbuch. Es enthielt auch Sätze aus dem Strafrecht, Sätze aus dem Staatsrecht; es umschrieb das Recht der einzelnen sozialen Schichten, der Berufs- und Geburtsstände; es erstreckte sich auch auf das Verhältnis zwischen Kirche und Staat.

Der elfte Titel des zweiten Teiles „Von den Rechten und Pflichten der Kirchen und geistlichen Gesellschaften" darf als die Abstraktion der Friderizianischen Kirchenpolitik bezeichnet werden.

Einen Gradmesser dafür, wie weit der Anspruch der Staatshoheit ohne Gewissenszwang geltend gemacht werden konnte, gab immer das Beispiel der katholischen Staaten. Der König versah den schlesischen Oberpräsidenten Schlabrendorff mit der allgemeinen Anweisung, daß jedes in Frank-

reich oder einem anderen katholischen Reiche dem Klerus auferlegte Verbot oder Onus auch auf Schlesien Anwendung zu finden habe. Daraufhin beantragte Schlabrendorff im März 1765, daß in Zukunft nach dem Vorgang eines soeben in Frankreich erlassenen Gesetzes weder Bullen noch Breven des Papstes ohne königliche Einwilligung veröffentlicht werden möchten. Der König war mit dem Vorschlag durchaus einverstanden und hat in der Folge wiederholt päpstlichen Verordnungen sein Placet vorenthalten. Auch auf dem vielumstrittenen Gebiet der gemischten Ehen wich damals die Kurie vor dem Anspruch des preußischen Staats einen Schritt zurück.

Als Klemens XIV., durch die bourbonischen Höfe gedrängt, am 21. Juli 1773 durch das Breve „Dominus ac redemptor noster" die Gesellschaft Jesu aufhob und vertilgte, verbot Friedrich in seinen Landen die Veröffentlichung. Seine Beweggründe liegen klar zutage. Das Jahr zuvor hatte er von dem Augustinerabt Felbiger einen eingehenden Bericht über das schlesische Schulwesen entgegengenommen, und Felbiger hatte es als notwendig bezeichnet, die Gymnasien der Provinz in den Händen der unentgeltlich unterrichtenden Jesuiten zu lassen, da andere taugliche Lehrkräfte ebensowenig vorhanden seien, als Geldmittel zu ihrem Unterhalt. Doch riet er, diese Anstalten unter Staatsaufsicht, unter einen nicht dem Orden angehörigen Kurator zu stellen. Noch weniger wäre für die Universität Breslau, die einzige Bildungsstätte in Preußen für katholische Theologen Rat zu schaffen gewesen, wenn man die Jesuiten verlor. Friedrich unterschätzte dabei die Zähigkeit dieses Ordens, wie er die Lebenskraft des Papsttums unterschätzte, wenn er die Zeit des Verfalles für die Macht, welche die Nachfolger Petri sich angemaßt hätten, nahe herbeigekommen glaubte und bald schon die Mönche aus der Klosterzelle in die Welt zurückkehren sah. Ein d'Alembert teilte diese Zuversicht nicht. „Wenn alle Fürsten Friedriche wären," meinte er, „so wollte ich Europa mit Jesuiten gepflastert sehen, ohne sie zu fürchten oder mich um sie zu sorgen; aber die Friedriche gehen, und die Jesuiten bleiben."

Die katholischen Fürsten des romanischen Europa hatten den Sturmlauf gegen die Burg der Hierarchie begonnen. Demnächst schob auch in Österreich Joseph II. die Grenzen der Staatsgewalt gegen das geistliche Gebiet weit vor und begann sein Säkularisationswerk, das die Zahl der Klöster und das Besitztum der verschont gebliebenen so gewaltig beschränkte. Für die endgültige Befestigung der preußischen Herrschaft in Schlesien konnte dem König von Preußen nichts willkommener sein, als die Drangsale des Klerus in dem katholischen Nachbarreiche, über dessen Grenzen viele der schlesischen Katholiken noch immer hinausgeschaut hatten. Jetzt endlich, nach vierzig Jahren, wurden auch sie innerlich für Preußen gewonnen, als der König am 26. August 1782 bei seinem Besuch in Breslau durch den Weihbischof der gesamten Geistlichkeit bekannt geben ließ, daß kein Stift oder Kloster eine Mehrbelastung oder gar die Aufhebung zu befürchten haben solle, „so lange sie sich wie treue und redlich gesinnte Untertanen verhielten". Mit aufrichtiger Freude bekannte der Weihbischof in seinem alsbald erlassenen Hirtenbriefe: „Ist mir mein bischöfliches Amt je süß und leicht vorgekommen, so ist es gewiß in dem Augenblick, wo ich insonderheit denen sämtlichen Stiftern und Klöstern diese väterlichen Gesinnungen Seiner Königlichen Majestät verkünden kann."

So waren die konfessionellen Gegensätze in Schlesien zu Ausgang der Regierung des ersten preußischen Herrschers ausgeglichen. Alle Schlesier, ob evangelisch oder katholisch, waren gute Preußen geworden.

Den evangelischen Kirchengemeinschaften gegenüber bot sich der Staatsgewalt nur sehr selten Anlaß zum Eingreifen. Die Zeiten waren vorüber, da der reformierte Landesherr mit dem Mißtrauen und Übelwollen der Lutheraner zu kämpfen gehabt hatte. Auch war es nicht mehr nötig, zwischen den beiden protestantischen Kirchen häuslichen Frieden zu gebieten; die einst so beliebten Kontroverspredigten über die Unterscheidungslehren kamen immer mehr in Abnahme, wie überhaupt das Schelten und Poltern auf der Kanzel. Das

Berliner Oberkonsistorium beanstandete 1783 die „Sittenlehre für alle Menschen ohne Unterschied der Religion" von jenem märkischen Prediger Schulz, der zum Entsetzen der Zionswächter als der erste mit dem Zopf statt in der Perücke die Kanzel bestieg. Nun hatte dieser Verfasser an des Königs Abhandlung „Über die Selbstliebe als Grundsatz der Moral" angeknüpft, und als Friedrich dem Zopfschulzen in einem Kabinettsschreiben vom 5. Dezember 1783 seinen Dank dafür aussprach, „daß Ihr in Eurer Sittenlehre Meinen vorgezeichneten Plan weiter auszuführen gesucht habt", da mußte die geistliche Behörde wohl oder übel den Rückzug antreten. Ja, der Minister Zedlitz erhob die volle Ungebundenheit des kirchlichen Lehramts zum Grundsatz, wenn er als resoluter Jünger der Aufklärung bei diesem Anlaß ausdrücklich erklärte, daß das Konsistorium nur darüber zu wachen habe, ob der Seelsorger seine Gemeindeglieder zu gutgesinnten Menschen bilde und mit eigenem guten Wandel ihnen vorangehe.

Anderseits wollte der König von den Geistlichen alles vermieden sehen, was bei ihren Pfarrkindern Anstoß erregen und altüberlieferte und eingewurzelte Anschauungen, auch wenn es seiner eigenen Meinung nach Vorurteile waren, verletzen konnte. Als 1781 in der Hauptstadt die Geistlichkeit im Einverständnis mit dem Konsistorium ein neues Gesangbuch einführte, baten vier Berliner Gemeinden den König, sie in ihrer freien Religionsübung gegen die schriftwidrigen Neuerer, die sich klüger dünkten als die Apostel und Luther, huldreichst zu schützen. Der König antwortete ihnen, daß er es sich zum unabänderlichen Gesetz gemacht habe, jedem Untertanen völlige Freiheit zu lassen „zu glauben und seinen Gottesdienst zu halten wie er will, nur daß seine Lehrsätze und Religionsübungen weder der Ruhe des Staats, noch den guten Sitten nachteilig sein müssen". So solle auch in Ansehung des Katechismus und des Gesangbuchs kein Zwang herrschen. Allerdings gab der Schluß des Bescheides der frommen Einfalt zu verstehen, daß vermutlich das neue Gesangbuch verständlicher, vernünftiger und dem wahren Gottes-

dienst angemessener sein werde, weil so viele andere Gemeinden ihm den Vorzug gegeben hätten.

So wollte er auch bei der Wahl der Pfarrer die Wünsche der Gemeinden möglichst beachtet sehen. „Gute Mores ist das erste vor einem Dorfpriester, und wenn er den Bauern gefällt, so muß man sie nicht schikanieren," lautete eine seiner Entscheidungen, und dieses sein „Bei Predigerwahlsachen den Gemeinden keine Schikanen machen!" hat er den Behörden unzählige Male eingeschärft.

Das Wort des alten Königs: „Ein jeder kann bei mir glauben, was er will, wenn er nur ehrlich ist," hat in der Gesetzessprache des Allgemeinen Landrechts die Prägung erhalten: „Jedem Einwohner im Staate muß eine vollkommene Glaubens- und Gewissensfreiheit gewahrt bleiben." Ganz den Grundsätzen Friedrichs entsprachen aber auch die kirchenpolitischen Schutzwehren, mit denen der Staat sich umgab, indem das Landrecht jede Kirchengemeinschaft verpflichtete, ihren Mitgliedern neben der Ehrfurcht gegen die Gottheit „Gehorsam gegen die Gesetze, Treue gegen den Staat und sittlich gute Gesinnungen gegen ihre Mitbürger einzuflößen", und indem anderseits das Recht, dem zuwiderlaufende Religionsgrundsätze zu verwerfen und an der Ausbreitung zu verhindern, ausschließlich dem Staate vorbehalten wurde.

Und so begegnen wir auf Schritt und Tritt in den das Gebiet des allgemeinen Staatsrechts berührenden Abschnitten des Landrechts den von Friedrich aufgestellten und angewandten Regierungsmaximen. Wir kennen das Ideal des friderizianischen Ständestaates: wie in dem alten Preußen, nachdem der Absolutismus mit den politischen Ansprüchen des Ständetums auf Mitregierung gründlich aufgeräumt hatte, doch die Gliederung der Gesellschaft eine ständische geblieben war; wie Geburtsstände mit den Berufs- und Erwerbsständen sich decken sollten; wie jedem Stand sein Platz angewiesen, sein Wirkungskreis scharf abgegrenzt, seine Leistungen für das Gemeinwesen genau vorgeschrieben waren; wie

zwischen Stadt und Land eine tiefe Kluft lag; wie der ländliche Besitz in seinem Bestand erhalten bleiben sollte und wieder der bäuerliche und der adlige Besitz jeder in dem seinen; wie also der Bauernstand in seinem Besitz geschützt wurde gegen das Bauernlegen der Herren und der ritterschaftliche Besitz abgesperrt wurde gegen die Anziehungskraft des bürgerlichen Kapitals; wie der Bürgerstand mit seinen schnell sich vermehrenden Mitteln immer wieder auf Industrie und Handel, womöglich Großhandel, hingewiesen wurde; wie das Steuerwesen und das Heerwesen durchaus diese ständische Gliederung voraussetzten; wie den eigentlichen Kern der Truppe der Bauernstand und die Substanz des Offizierskorps der Adel bildete; wie man den Grundsatz der allgemeinen Wehrpflicht der städtischen Industrie zuliebe durchbrochen hatte. Dieser altüberlieferten, und durch die Verwaltungskunst des modernen Absolutismus sorgsam gepflegten und planvoll ausgebildeten ständischen Gesellschaftsordnung, diesem wohldurchdachten „System politischer Arbeitsteilung", von dem treffend gesprochen worden ist, hat das Landrecht gleichsam den Schlußstein eingefügt, die gesetzliche Anerkennung verliehen und damit Aussicht und gewissermaßen Anspruch auf dauernde Gültigkeit gegeben — und das in dem Augenblicke, da in Frankreich der Baum des Feudalismus mit Stumpf und Stiel ausgerottet wurde. „Personen, welchen vermöge ihrer Geburt, Bestimmung oder Hauptbeschäftigung gleiche Rechte in der bürgerlichen Gesellschaft beigelegt sind, machen zusammen einen Stand des Staates aus," so lautet einer der ersten Paragraphen des Landrechts, und auch die äußere Anordnung des Stoffes hat sich diesem ständischen Prinzip anbequemen müssen, in der Aneinanderreihung der Titel des zweiten Buches: „Vom Bauernstande", „Vom Bürgerstande", „Von den Rechten und Pflichten des Adelstandes", wo nun das ganze Handels-, Wechsel-, See- und Versicherungsrecht sich gefallen lassen mußte, in den Titel „Vom Bürgerstande" eingezwängt zu werden. Wird doch auch, wieder ganz in Friedrichs Sinne, dem Adel, dem „ersten Stande", ausdrücklich die vorzügliche Berechtigung zu den

Ehrenstellen im Staate zugesprochen, allerdings unter der Voraussetzung, daß er sich dazu geschickt gemacht habe, und unter dem Vorbehalt, daß dem Landesherrn die Beurteilung der Tüchtigkeit und die Auswahl unter mehreren Bewerbern unbenommen sein solle.

Um so moderner klingt daneben jene Bestimmung, auf die sich 100 Jahre später der große Bahnbrecher unserer heutigen sozialpolitischen Gesetzgebung berufen hat: die Verkündigung des Rechtes auf Arbeit. Nachdem die Verpflichtung des Staates zur Ernährung und Verpflegung derjenigen Bürger ausgesprochen ist, „die sich ihren Unterhalt nicht selbst verschaffen können", fährt das Landrecht fort: „Denjenigen, welchen es nur an Mitteln und Gelegenheit, ihren und der Ihrigen Unterhalt selbst zu verdienen, ermangelt, sollen Arbeiten, die ihren Kräften und Fähigkeiten gemäß sind, angewiesen werden." Friedrich hat das große Problem nicht als schwierig betrachtet. Der Behauptung des radikalen Holbach, daß das Elend die Ursache der meisten Verbrechen sei, hielt er die Worte entgegen: „Es gibt kein Land, wo jeder, der nicht faul oder nichtsnutzig ist, durch seine Arbeit nicht genügenden Lebensunterhalt fände." Einer verhungernden Familie würde er das Recht auf Diebstahl zugestehen.

Friedrich hat die Aufgabe des Arbeiterschutzes mit Erfolg in Angriff genommen durch Neuordnung des Verhältnisses zwischen den industriellen Unternehmern und den Arbeitern, das einer scharfen, jenen ebenso lästigen wie diesen nützlichen Staatsaufsicht unterworfen wurde, um sowohl ausbeuterischem Druck auf die Löhne wie willkürlichen Entlassungen einen Riegel vorzuschieben. Damit und mit gelegentlicher Veranstaltung von Notstandsarbeiten war bei der niedrigen Bevölkerungsziffer und bei den einfacheren wirtschaftlichen Verhältnissen jener Zeit schon viel erreicht.

Über die Modetheorie des Jahrhunderts, über Lockes durch Montesquieu weitergebildete und populär gemachte Lehre von der Gewaltenteilung, hat sich Friedrich nie vernehmen lassen. Nur indirekt hat er ihr mit seinem ungünstigen Urteil über die Wirkungen des englischen Parlamentarismus seine An-

erkennung versagt. Die wiederholt von ihm ausgesprochene Forderung, daß alle Zweige der Staatsverwaltung in starker Hand fest zusammenzuhalten seien, enthält eine Kritik nicht der Lehre Montesquieus, sondern der Zerfahrenheit, in der sich die monarchische Verwaltung des gealterten Frankreichs befand. Inzwischen war dort die politische Theorie über Montesquieu weit hinausgegangen. Rousseaus Contrat social übte auf das junge Geschlecht einen berückenden Zauber aus. Auch mit dieser Lehre hat sich Friedrich nicht unmittelbar auseinandergesetzt; aber zu den fortgesetzten Angriffen der modernen Philosophen auf die monarchische Staatsform hat der „Philosoph auf dem Throne" doch nicht stilleschweigen wollen.

Sein positives Bekenntnis enthält der 1777 entstandene „Essai sur les formes de gouvernement et sur les devoirs des souverains". Wohl im Anklang an Rousseau braucht er hier wiederholt den Ausdruck pacte social, eine früher ihm fremde Bezeichnung für einen längst ihm geläufigen Begriff. Denn mit der ganzen naturrechtlichen Schule der vorangegangenen Jahrhunderte hatte schon der Kronprinz Friedrich im Antimachiavell die Entstehung des Staates aus einem Vertrage der Mitglieder angenommen. An dieser Auffassung, die ein Svarez kritischer nur als bequeme philosophische Hypothese, nicht als historischen Erfahrungssatz gelten lassen wollte, hält der alte König ohne Vorbehalt fest. Das Prinzip der Gesetze und des Gesellschaftsvertrages ist ihm „die große Wahrheit, daß man gegen die anderen so handeln muß, wie man wünscht, daß sie gegen uns handeln". „Da die Gesetze nicht bestehen und sich nicht vollziehen können ohne eine beständige Aufsicht, so entstanden die Obrigkeiten, die das Volk erwählte und denen es sich unterwarf" — die Aufrechterhaltung der Gesetze erscheint ihm als „der einzige Grund, der die Menschen veranlaßte, sich Obere zu geben", als der „wahre Ursprung der Souveränetät". Der Verfasser schildert dann an historischen Beispielen den aus der Unvollkommenheit der menschlichen Einrichtungen herrührenden Verfall so vieler Staatsgebilde: den Untergang der antiken Aristokratien

und Demokratien, wobei er dem freien England mit seiner parlamentarischen Korruption das Schicksal der römischen Republik voraussagt; die Wandlungen der Feudalmonarchie, die uns in Polen „das einzige Modell ihrer abscheulichen Regierungsform" aufbewahrt habe, während anderwärts in dem Ringen um die entscheidende Gewalt die Vasallen entweder unterdrückt oder, wie im Deutschen Reich, zur Unabhängigkeit gelangt seien. Von der „wahrhaft monarchischen" Regierung — er meint die absolute Monarchie — sagt der absolute König von Preußen mit der größten Unbefangenheit, sie sei die schlechteste oder beste von allen Formen, je nachdem sie geführt werde. Er gibt dann das „einzige Mittel" an, die monarchische Staatsform zu einer guten und vorteilhaften zu machen, indem er, ähnlich wie 30 Jahre früher in der poetischen „Apologie der Könige", ein leuchtendes Bild entwirft von dem aufgeklärten Absolutismus in seiner allumfassenden Tätigkeit für die einzelnen Gebiete des Staatswesens, Politik, Diplomatie, Heerwesen, Kriegsführung, Finanzverwaltung, Kultus und Volkserziehung, Landwirtschaft, Industrie, Handel. Wir erkennen alles in allem das Ideal seiner eigenen Regierungs- und Verwaltungskunst. Auf daß der Fürst niemals von diesen seinen Pflichten abirre, soll er sich oft ins Gedächtnis rufen, „daß er Mensch ist, wie der geringste seiner Untertanen". „Wenn er der erste Richter, der erste General, der erste Schatzbeamte, der erste Minister der Gemeinschaft ist, so ist er es nicht zur Schaustellung, sondern um die Pflichten dieser Ämter zu erfüllen. Er ist nur der erste Diener des Staats, verpflichtet, mit Rechtschaffenheit, mit Weisheit und mit völliger Uneigennützigkeit zu handeln, wie wenn er in jedem Augenblick seinen Mitbürgern Rechenschaft über seine Verwaltung ablegen müßte." Er gesteht zum Schluß, daß diese Skizze eines Fürsten die Zensoren vielleicht erinnern werde an den Urtypus der Stoiker, an die von ihnen ausgeklügelte und nirgends in die Erscheinung getretene Idee des Weisen, der allenfalls der einzige Marc Aurel sich angenähert habe.

Zur Abwehr einzelner besonders leidenschaftlicher und ge-

häſſiger Angriffe gegen das Königtum erhebt ſich Friedrich in den Kritiken, die er 1770 zwei anonymen Schriften aus dem Kreiſe des Baron Holbach, des frivolſten aller Pariſer Modephiloſophen, entgegengeſetzt hat, dem Essai sur les préjugés und dem berufenen Système de la nature. In ſeiner Kritik des „Essai“ gibt Friedrich eine Poſition ohne weiteres auf: er will mit ſeinem Gegner nicht ſtreiten, wenn dieſer Königsfeind verſichert, daß die Fürſten ihre Macht nicht durch göttliche Verleihung haben. Den Kern aber der Tendenzen, denen die ganze Gruppe der modernen „Monarchomachen“ huldigte, ſchält die zweite Kritik ſcharf heraus, das Examen du système de la nature: ſeine wahren Abſichten über Regierung, ſagt Friedrich, enthülle der Verfaſſer, indem er für die Untertanen das Recht fordere, ihre Souveräne abzuſetzen, wenn ſie mit ihnen unzufrieden ſeien. Dieſen aus dem Ideenkreis des Jahrhunderts der religiöſen Bürgerkriege ſtammenden, durch Jean Jacques Rouſſeau wiederaufgenommenen Anſpruch weiſt der königliche Schriftſteller weit ab; vom Staatsvertrag ausgehend, betrachtet er doch den einmal geſchloſſenen Vertrag ſtillſchweigend als unlöslich, unkündbar, den der Staatsgewalt, dem Souverän, dem erſten Diener des Staats erteilten Auftrag als unbedingt und unwiderruflich. Zwiſchen Fürſt und Volk beſteht nach Friedrichs Theorie kein Dualismus, ſondern Identität. So ſehr Friedrich dem Fürſten das Gefühl der Verantwortlichkeit zur Pflicht macht, ſo gar nicht räumt er dem Volk das Recht ein, Verantwortung zu heiſchen. Wohl ſprach nun der Göttinger Publiziſt Pütter 1779 in ſeiner politiſchen Zeitſchrift von „Varianten in der politiſchen Terminologie“, indem er das dem vierzehnten Ludwig zugeſchriebene „L'État c'est moi“ mit dem Wort vom „premier serviteur de l'État“ verglich, das man in den Werken des Königs von Preußen fand. Aber in dem Anſpruch auf fürſtliche Vollgewalt, in der Ablehnung eines Anteils der Untertanen an der Regierung, unterſchied ſich Friedrichs aufgeklärter Abſolutismus von dem Regierungsſyſtem Ludwigs XIV. nicht. „Die Politik verlangt, daß nur ein Herr im Lande ſei,“ dies Wort aus Friedrichs erſten

Regierungstagen hat ihn durch sein ganzes Leben begleitet. Monarchie und Absolutismus blieben ihm stets gleichgeltende Begriffe.

Wenn Friedrich bei seinen theoretischen Erörterungen die Abstufungen der Staatsform, die zwischen dem monarchischen Absolutismus und der reinen Demokratie liegen, außer Betracht gelassen hat, so hat er den Aposteln der Volkssouveränität in jener Kritik der Holbachschen Schrift das ungefähr vorausgesagt, was bald darauf in Frankreich sich ereignete: daß die Absetzung eines Monarchen der Ausgangspunkt unabsehbarer innerer Unruhen sein wird. „Wenn je die hohlen Ideen unseres Philosophen sich verwirklichen sollen, so müßte man zuvor die Regierungsformen in allen europäischen Staaten umschmelzen, was ihm freilich eine Kleinigkeit erscheint; auch wäre erforderlich, was mir unmöglich erscheint, daß diese zu Richtern ihres Herrn erhobenen Untertanen sowohl weise wie billig wären, daß die Bewerber um die Regierung ohne Ehrgeiz wären, daß weder Intrige noch Kabale noch der Geist der Auflehnung sich geltend machten; erforderlich wäre weiter, daß die entthronte Dynastie völlig ausgerottet würde, oder man würde den Nährstoff zu Bürgerkriegen und Parteihäupter haben, die stets bereit wären, an der Spitze der Parteien den Staat in Unruhe zu stürzen." Im Vergleich mit all diesen Unzuträglichkeiten nennt Friedrich die Erbmonarchie, für welche die meisten Völker sich entschieden hätten, das kleinere Übel, trotz ihrer Gebrechen; und er warnt vor den Arzneien, die schlimmer sind als die Schäden, über die man sich beklagt.

Die Abwehr der Angriffe gegen das Königtum ist nur die eine Seite der Kritik, die Friedrich an das „Système de la nature" anlegte. Durchweg zog er in seiner Gegenschrift, wie wir weiter sehen werden, scharf die Grenze zwischen sich, als dem Jünger der älteren Aufklärungsphilosophie, und den Trägern der modernen französischen Bildung, den Enzyklopädisten.

XX

Der alte König und die neue Bildung

Am 30. Mai 1778 starb als Gast in seiner Vaterstadt Paris, die er 26 Jahre hindurch gemieden hatte, der Einsiedler von Ferney. Der König von Preußen erhielt die Nachricht von Voltaires Tode inmitten der letzten Vorbereitungen zu neuem Krieg gegen Österreich. Im böhmischen Feldlager entwarf er die Gedächtnisrede, die er am 26. November in der Berliner Akademie verlesen ließ. Mit dem Geschichtschreiber des Siècle de Louis XIV war ihm der letzte Vertreter dieser klassischen Literaturperiode Frankreichs dahingegangen. „Mit Ihnen wird man den französischen Parnaß begraben," hatte er vor fünf Jahren nach Ferney geschrieben.

Nach dem schroffen Bruch von 1753 hatte Voltaire im siebenjährigen Kriege durch seine ebenso geschäftige wie unfruchtbare Vermittlertätigkeit zwischen den kämpfenden Mächten wenigstens für sich persönlich den Frieden mit dem großen Könige wiederhergestellt. Freilich nur äußerlich. Ihr Briefwechsel stockte noch wiederholt, ganze Jahre vergingen, in denen von beiden Seiten Stillschweigen beobachtet wurde. Friedrich blieb mißtrauisch, Voltaire ingrimmig. Er hielt daran fest, daß die rohe Behandlung, der er und seine Nichte in Frankfurt ausgesetzt gewesen waren, Sühne erheische, und verlangte sie in mehr oder minder durchsichtigen Andeutungen. Friedrich wies solchen Anspruch mit Schärfe zurück und verbat sich mit Hohn, diese Nichte noch weiter genannt zu hören, die ihn langweile und die nicht das Verdienst ihres

Oheims besitze, um ihre Fehler damit zuzudecken: „Man spricht von der Magd Molières, aber niemals wird man von der Nichte Voltaires sprechen."

Doch Voltaire sollte nicht ewig grollen. Schließlich hat eine Kleinigkeit, wenn man will ein Zufall, sein Herz erweicht. Im Jahre 1770 vereinigten sich seine Freunde und Verehrer in Frankreich, um dem unbestritten ersten aller lebenden Schriftsteller noch bei seinen Lebzeiten ein Standbild zu errichten. In den Plan eingeweiht, verlangte der zu Feiernde zuerst in einem scherzenden und dann in einem recht nachdrücklichen Briefe an d'Alembert, daß der König von Preußen zu der Huldigung heranzuziehen sei: „Er schuldet mir ohne Frage eine Ehrenerklärung, als König, als Philosoph, als Literat." D'Alembert forderte nach einigem Zaudern den König zur Teilnahme auf: „Einen Taler und Ihren Namen, Sire," lautete die Bitte. Friedrich ging mit aufrichtiger Freude und der größten Unbefangenheit auf den Wunsch ein, ohne zu ahnen, welche geheime Bedeutung sein Jawort für den „Göttlichen" hatte. Er schickte tausend Taler und ein warmes Zustimmungsschreiben, das d'Alembert in öffentlicher Sitzung der französischen Akademie vorlas und protokollieren ließ: „Das schönste Denkmal Voltaires," so hieß es im Eingang mit horazischem Anklang, „ist das, welches er sich selbst errichtet hat: seine Werke, die länger dauern werden als die Basilika von St. Peter, als der Louvre und alle diese Bauten, welche die menschliche Eitelkeit der Ewigkeit weiht. Man wird nicht mehr Französisch sprechen, und Voltaire wird noch in die Sprache, die der französischen folgen wird, übersetzt werden." Nun war Voltaire befriedigt, beglückt, gerührt. Er dankte dem „großen Philosophen von der Sekte und der Art Mark Aurels", dem „Pfleger und Beschützer der Künste" für die Förderung, die er der Anatomie durch seine Unterschrift zugunsten eines alten Skeletts zuteil werden lasse: „Dieses Skelett besitzt eine alte, sehr empfängliche Seele, sie ist durchdrungen von der Ehre, die Eure Majestät ihr erweist."

Dichteres Gewölk also zog am Abendhimmel dieser langen

Freundschaft nicht mehr auf. Alte Gewohnheit und ein stets neuer Reiz verbanden sich, um Friedrich an den Mann zu fesseln, der ihm auch aus der Ferne ebenso unterrichtende wie unterhaltende Gesellschaft leistete. Die Ankunft eines Briefes von Voltaire war immer eine Art Fest. Liegt der Empfänger an solchem Tage an der Gicht danieder, so erinnert er sich aus Ciceros Tuskulanen des Stoikers Posidonius, der schwer krank den großen Pompejus nicht ungegrüßt vorüberreisen lassen wollte, und erklärt, daß seine Krankheit ihn am Antworten nicht hindern soll. Er beneidet den Grafen von Falkenstein, den lustreisenden Kaiser Joseph, der bei der Rückkehr aus Frankreich Ferney wird besuchen können; er spottet, daß der hohe Reisende sich schließlich prüde die unvergleichliche Gelegenheit entgehen läßt: „Der Graf Falkenstein hat die Anziehung gefühlt, aber auf seiner Bahn hat das Gestirn Therese ihm eine zentrifugale Bewegung gegeben!" Auf seinen eigenen Reisen begleiten ihn Voltaires Schriften: „Voltaire und ich," schreibt er nach den Revüen von 1775, „haben die ganze Fahrt durch Schlesien gemacht und sind zusammen zurückgekommen." — „Nein, es gibt keinen spaßhafteren Greis, als Sie," ruft er wieder nach dem Eingang eines dieser „unvergleichlichen" Briefe aus Ferney; „Sie haben sich die ganze Heiterkeit und Anmut Ihrer Jugend erhalten!" In immer neuen Wendungen beglückwünscht er den „Patriarchen des Geschmacks", weil er aus der Jugendquelle getrunken hat, weil Voltaire und nur Voltaire die Kunst sich zu verjüngen kennt, weil er mehr Öl auf seiner Lampe hat, als die Jungfrauen im Evangelium, törichte und kluge, zusammengenommen:

Welch Feuer, wie viel Reiz bleibt immerdar dein eigen!
Sein Frührot überstrahlt dein Tag im Niedersteigen.
Wir, schon vom Frost berührt, vom Alter untergraben,
Verloren allzubald Lust, Anmut, Geist und Gaben.
Doch deiner Stimme Klang und Frische ist gefeit,
Zum Tort dem Torenvolk, dem Alter und der Zeit.

„Dies kleine Kompliment," setzt Friedrich in Prosa hinzu, „wird Ihnen geschuldet; oder, besser gesagt, es ist ein

Wunder, welches Europa in Staunen setzt, es ist ein Problem, welches die Nachwelt zu lösen Mühe haben wird, daß Voltaire unter der Bürde seiner Tage und Jahre mehr Feuer, mehr Frohsinn, mehr Genie besitzt, als diese ganze Menge junger Dichter, von denen Ihr Vaterland wimmelt."

Wohin Friedrichs Auge reicht, auf allen Gebieten der französischen Literatur glaubt er Verfall, Mittelmäßigkeit, Verwilderung wahrzunehmen, einen schlechten Geschmack, der vielleicht Europa in eine Art Barbarei zurücksinken lassen wird, daraus eine Menge großer Geister uns errettet hatten. „Die Zeitalter, in denen die Nationen ihre Turenne, Condé, Colbert, Bossuet, Bayle, Corneille hervorbringen, folgen sich nicht so schnell aufeinander, die Zeitalter eines Perikles, eines Cicero, eines vierzehnten Ludwig." Für den Niedergang der humanen Wissenschaften bietet dem Philosophen von Sanssouci das Emporkommen der Naturwissenschaften und der ökonomischen Studien keinen Ersatz und jedenfalls kein Vergnügen. Ein Zahlengeist scheint ihm in die jetzige Zeit gefahren. Den ganzen Ballast an Werken über Handel und Ackerbau, von Verfassern, die nie weder ein Schiff noch einen Pflug gesehen haben, will er als Bücher überhaupt nicht gelten lassen. Die Franzosen tun sich jetzt etwas darauf zu gute, tief zu sein, ihre Bücher werden von kalten Klüglern verfaßt, die Grazie, die ihnen früher so natürlich war, wird vernachlässigt. Bald werden sie würdige Kollegen der tüdesken Professoren auf us sein. Von der Geometrie fürchtet er, daß sie das wenige an Keimen ersticken wird, woraus eine neue Kunst erblühen könnte. Ein Myrmidonenschwarm von Geometern verfolgt die schöne Literatur und schreibt ihr Gesetze vor, um sie zu erniedrigen. „Ihr habt keine Dramatiker in Frankreich mehr," ruft Friedrich Voltaire zu, „nicht mehr diese niedlichen Gelegenheitsgedichte, wie sie früher in ganzen Sammlungen erschienen, keine berühmten Redner mehr, keine anmutigen Verse mehr, nichts, nichts mehr von all diesen entzückenden Werken, die ehedem einen Teil vom Ruhme der französischen Nation ausmachten. Sie haben als der letzte diesen Ruhm vertreten, aber Sie werden keine Nachfolger

haben." Voltaire erscheint ihm, und das war völlig aufrichtig gesagt, als die „einzige Stütze", die „letzte Säule" in dem allgemeinen Verfall. Sein Trost bleibt: „Was auch kommen mag, ich bin Ihr Zeitgenosse gewesen." „Ich habe Voltaire gesehen, und wenn ich ihn nicht mehr sehe, so lese ich ihn, und er schreibt mir."

In dem ästhetischen Wohlgefallen, in der Bewunderung des literarischen Genies, der allumfassenden Produktivität ging Friedrichs Verehrung für Voltaire noch nicht auf. So sah auch dieser in seinem gekrönten Freunde nicht bloß das „Muster der Helden und der guten Gesellschaft", nicht bloß den „Verteidiger, Gesetzgeber, Geschichtschreiber und Lehrer" seiner Untertanen, nicht bloß den Mann des Jahrhunderts. Voltaire feierte den König von Preußen als den „König der Deisten", und Friedrich hat in jener Gedenkschrift Voltaire nachgerühmt, daß er alle Triebkräfte seines Genies aufgeboten habe, um das Dasein Gottes zu beweisen. Die Grundlage ihrer Weltanschauung war in der Jahre Flucht dieselbe geblieben: das gemeinsame Bekenntnis zu diesem Deismus, den Friedrich als „den einfachen Kultus des höchsten Wesens" umschrieb.

„Voltaire unterschied stets die Religion von denen, die sie verunehrten," sagt Friedrich in jenem Éloge. Man kennt den leidenschaftlichen Kampf des alten Voltaire gegen das, was er die Infame zu nennen pflegte, gegen die Superstition, die Imposture oder im konkreten Sinne gegen die Hierarchie: Babylon im Sinne Calvins, „die Hierarchie und allen damit zusammenhängenden Aberglauben". Den „Monarchen der Infame" nennt einmal Friedrich in Voltaires Terminologie den Papst. Friedrich übernahm das Schlagwort in seine Briefe an Voltaire selbst und an d'Alembert; zunächst, wie er diesem gestand, um sich durch Einschaltung der kompromittierenden Geheimformel „Écrasez l'infâme" dagegen zu sichern, daß Voltaire die Briefe ein unberufenes Auge sehen ließ. Im Grunde seines Herzens sah der Ketzerkönig diesem Kampf gegen Rom mit Gleichmut zu. Friedrich vertrat gegen Voltaire wie gegen d'Alembert die Meinung, daß

das Papsttum eine Macht nicht mehr sei. Schon sehe „der Unfehlbare auf den sieben Bergen" mit Sorge die Reste seines idealen Kredits dahinschwinden und den Bankrott kommen. Es gelte das Gebäude der Unvernunft still und geräuschlos zu unterminieren, dann werde es von selbst einstürzen.

Hatte Friedrich sich mit Voltaire in den Grundanschauungen stets einig gewußt, das persönliche Verhältnis zu ihm dagegen sehr erschwert und lange Zeit völlig erschüttert gesehen, so hat umgekehrt d'Alembert ihm als Mensch näher, als Philosoph ferner gestanden. D'Alemberts Charakter bot ihm die Bürgschaften für die sûreté de commerce, die er bei Voltaire vermißte. Abgesehen von einer ganz vorübergehenden Verstimmung des Königs über die Veröffentlichung einiger Stellen aus seinen Briefen an d'Alembert sind Mißhelligkeiten in zwei Jahrzehnten lebhaften und intimen brieflichen Verkehrs nie zwischen beide getreten, und Friedrich beklagte nur immer von neuem, daß dieser anspruchslose, ebenso geistreiche wie liebenswürdige Mann, der ihm bei jener Begegnung im Sommer 1763 aufrichtige Zuneigung abgewonnen hatte, sich von seiner französischen Heimat nicht trennen wollte.

Friedrich schrieb an d'Alembert, wie er an Voltaire schrieb: behaglich, sprudelnd von Laune und Witz, geschmackvoll und gedankenreich, voll glücklicher Einfälle, epigrammatisch, ironisch und mit dem Humor, der gelegentlich sich selbst zum besten haben kann. Nur daß hier die jenem gern versetzten Spitzen und Bosheiten fehlen; um so wohliger liegt über diesen Briefen an d'Alembert das Abendrot der sonnigen Heiterkeit, in der die Frohnatur des jungen Friedrich einst gestrahlt hatte. Nun hatte Voltaire mit unvergleichlichem Anpassungsvermögen seine Antworten stets auf den Ton seines königlichen Freundes gestimmt, und auch d'Alembert war offenbar bemüht, diesen Ton zu treffen. Aber sein Kelchglas wollte doch nicht ganz so hell und kraus schäumen und perlen; seine Rede fließt, wie ein feinsinniger Beobachter gesagt hat, „meist in ruhiger Klarheit dahin, nur leise gehoben durch die ihm

reichlich zufließenden Reminiszenzen aus Dichtern und Schriftstellern aller Zeiten und Literaturen, und was ihm sonst von Fabeln und Anekdoten, Bonmots und Parabeln zuflog, das alles wie farbiges Ziergewächs den glatten Spiegel umzog."

Indessen gab es ein paar Themata, bei deren Berührung der Briefwechsel unverkennbar befangen wurde, so zwar, daß Friedrich den Ton dämpfte und um d'Alembert nicht zu verletzen an sich hielt, dieser aber gleichwohl ein leises Unbehagen fühlte.

D'Alembert war einer von diesen Geometern, deren Formelkram und Verstandesdürre ihm, wie wir Friedrich vorhin klagen hörten, die alte französische Geistesbildung ersticken zu wollen schienen. Die Späße und Neckereien über die Geometrie als Kunstrichterin waren nun schließlich in des Königs Briefen weder böse noch auch nur ernst gemeint. Schwerer fiel ein anderes ins Gewicht. Friedrich gewahrte an den Naturwissenschaften ein Mißverhältnis zwischen so viel Aufgebot tiefgründiger Forschung, sublimster Gelehrsamkeit und dem praktischen Nutzen der Ergebnisse: sein klassisches Beispiel war der Fall seines großen Mathematikers Euler, dessen exakte Berechnungen für die hydraulischen Maschinen von Sanssouci die Wasserkünste doch nicht zum Spielen bringen wollten. Hätte Friedrich das Zeitalter erlebt, wo die Naturwissenschaften endlich begannen, die das ganze wirtschaftliche Leben umwälzende Anwendung ihrer großen Entdeckungen zu machen, der große Praktiker wäre der erste gewesen, diese Leistungen anzuerkennen und zu bewundern. So aber hat er d'Alembert ganz offen einmal gefragt: „Ist es nicht wahr, daß die Elektrizität und alle Wunder, die sie enthüllt, nur dazu gedient haben, unsere Neugierde anzuregen? ist es nicht wahr, daß die Anziehungs- und Schwerkraft nur unsere Einbildung in Erstaunen gesetzt haben? ist es nicht wahr, daß alle chemischen Operationen sich in dem gleichen Falle befinden?" Der Gefragte mußte das bis zu einem gewissen Grade zugeben.

Noch eine andere Reibungsfläche war vorhanden. Dem Philosophen von Sanssouci war die Gefolgschaft halb lächer-

lich, halb unheimlich und jedenfalls verdrießlich, die hinter d'Alembert, dem Führer zur Linken, stand, die Schar der nachgeborenen Söhne der Aufklärung, die neue Richtung. Er bewunderte d'Alemberts Discours préliminaire zu der Encyclopédie, diesen genialen Versuch zu einem entwickelnden Überblick über die Gesamtheit der positiven Wissenschaften, ihre grenznachbarlichen Berührungen und ihren Stammbaum. Aber er verachtete die „Enzyklopädisten", wie er das junge Philosophengeschlecht, gleichviel ob die einzelnen an der Enzyklopädie mitarbeiteten oder nicht, unterschiedslos nannte.

Er entschuldigte sich gegen d'Alembert damit, daß man in Deutschland gemeinhin alle Werke französischer Hohlköpfe auf die Rechnung der Enzyklopädisten setze: „ich hoffe, daß Sie eine hinreichend gute Meinung von mir haben werden, um zu glauben, daß ich die d'Alembert nicht mit den Diderot, den Jean Jacques und den sogenannten Philosophen verwechsle, welche die Schande der Literatur sind."

D'Alembert gab einen Rousseau ohne weiteres preis. Er haßte und neidete ihn nicht, wie es Voltaire tat; aber Rousseau war ihm der Sonderling, der da behaupten konnte, „daß der Mensch, welcher denkt, ein depraviertes Tier sei"; dahin faßte d'Alembert die Lösung zusammen, die jener 1751 für die Preisfrage der Akademie von Dijon, nach dem Einfluß der Wissenschaften und Künste auf die Sitten, gefunden hatte. Den ungeheuren Erfolg dieses Mannes in Gegenwart und Zukunft, den Zauber, den sein radikaler Idealismus, seine Predigt der Rückkehr zur Natur, sein Glaube an die Güte der menschlichen Anlage, sein Unabhängigkeitssinn, seine Auflehnung gegen das Herkommen, seine „Religion des Herzens", gerade auf edle Gemüter ausgeübt hat, die von ihm ausgehende Verjüngung der französischen und Befruchtung der deutschen Literatur, die Fleischwerdung seiner politischen Theorie noch vor Ablauf eines Menschenalters, alles das ahnten oder ermaßen weder Friedrich noch d'Alembert und seine Enzyklopädisten. Friedrich sah die Wirkung der Rousseauschen Schriftstellerei nur in der Ansteckung anderer zur Torheit und Tollheit und ließ es zweifelhaft, ob man den noch zu

den Philosophen zählen dürfe, der das Hirn einiger guter Hausväter so weit verwirrt habe, daß sie ihren Söhnen die Erziehung eines Emil gäben. Angewidert durch „die Paradoxen und den zynischen Ton" dieses „Besessenen", erklärte er doch, in ihm das Unglück ehren, den Verfolgten schützen zu wollen. Es war im letzten Jahre des siebenjährigen Kriegs, als er im Lager vor Schweidnitz jenen Brief aus dem Neuenburgischen Motiers-Travers erhielt: „Sire, ich habe viel Übles über Sie geredet, ich werde vielleicht noch desgleichen reden. Indes, aus Frankreich, Genf, dem Kanton Bern vertrieben, komme ich, ein Asyl in Ihren Staaten zu suchen; vielleicht war es mein Fehler, daß ich es nicht von vornherein tat; dies Lob gehört zu denen, deren Sie wert sind." Der König hat an Rousseau nie geschrieben, aber ihrem Mittelsmann, seinem dermaligen Statthalter von Neuenburg, dem philosophischen Lord Marschall von Schottland, antwortete er: „Geben wir dem Unglücklichen ein Asyl. Dieser Rousseau ist ein eigentümlicher Knabe, ein zynischer Philosoph, der nichts außer seinem Bettelsack hat; man muß ihn am Schreiben verhindern, soweit es geht, weil er heikle Gegenstände behandelt, die in Euren Neuenburger Köpfen zu lebhafte Erregungen hervorrufen und das Geschrei aller Eurer streitsüchtigen und von Fanatismus erfüllten Priester veranlassen würden." Er erkannte an, daß die einzige Sünde dieses armen Unglücklichen in seinen seltsamen Ansichten bestehe, die der doch für gut halte; allerdings solle Rousseau ihn nie überreden, zu grasen und auf vier Füßen zu laufen.

An Diderot, den Friedrich nicht höher wertete, mißfiel ihm vorweg der selbstzufriedene Ton, „die Arroganz, die den Instinkt meiner Freiheit empört". Er erklärte, die Lektüre dieses Schriftstellers nicht aushalten zu können, ein so unerschrockener Leser er sonst sei. Wie Rousseau, forderte Diderot die Rückkehr zur Natur und kritisierte die bestehende Gesellschaftsordnung; er verbreitete, wie Goethe gesagt hat, „von dem geselligen Leben einen Ekelbegriff"; sein politischer und sozialer Radikalismus, dessen stärkste Äußerungen allerdings erst aus seinen hinterlassenen Manuskripten bekannt

geworden sind, und vor allem wieder sein Schelten auf den Krieg blieben von Friedrich nicht unbemerkt; die Zarin, so scherzte er, habe von Diderot, den sie verhätschelte, nur für schweres Geld einen Dispens zur Kriegführung gegen die Türken erhalten. Ob Friedrich von dem philosophischen Inhalt der Schriften Diderots, von seinem pantheistischen Zug Notiz genommen hat, ist nicht ersichtlich; hat er es getan, so mußte auch das ihn abstoßen. Das verwandte System Buffons, der die Naturgeschichte mit pantheistischem Auge betrachtete, hat er gekannt und verworfen.

Von Diderot dem Pantheisten führte der nächste Schritt zu den erklärten Materialisten und Atheisten. Sie verwarf Friedrich vollends. Die anspruchsvollste und selbstsicherste Leistung der modernen französischen Philosophie war jenes 1770 anonym erschienene „System der Natur", hinter dem der Baron Holbach stand. Hier sollte das Welträtsel beantwortet, sollten die „Gesetze der physischen und moralischen Welt" gefunden sein. Goethe hat uns geschildert, wie er, der Straßburger Student, und sein Freundeskreis die graue Theorie dieses Buches, das ihnen „unschmackhaft, ja abgeschmackt" schien, von sich abschüttelten; wie sie von dieser „tristen atheistischen Halbnacht" nichts wissen wollten, nichts von dieser Materie, die, von Ewigkeit her bewegt, nun mit dieser Bewegung rechts und links und nach allen Seiten ohne weiteres, selber richtungs- und gestaltlos, die unendlichen Phänomene des Daseins hervorbringen solle: „alles sollte notwendig sein, und deswegen kein Gott". Dem jungen Anfänger in Straßburg brachte das „System der Natur" den negativen Ertrag, daß er nach seinem eigenen Geständnis aller Philosophie, besonders aber der Metaphysik, recht herzlich gram wurde. Auf den alten Mann in Sanssouci, der sein Leben lang sich mit philosophischen Problemen beschäftigt hatte, übte das Buch schließlich eine ähnliche Wirkung aus. D'Alembert und Voltaire kamen überein, daß Friedrich der Philosophie das „System der Natur" nicht verzeihen könne, daß Metaphysik, ja die ganze Philosophie jetzt nicht mehr viel bei ihm gelte.

Zunächst allerdings gab ihm das auf den ersten Blick, wie er sagt, bestechende Buch neue Anregung zur Erörterung alter Lieblingsfragen. Er greift zur Feder, er glaubt den Verfasser leicht widerlegen zu können. Er erhebt vor allem Einspruch gegen den bei Behandlung so schwieriger und dunkler Gegenstände unangebrachten dogmatischen Ton. Er greift dann vier Hauptthesen heraus und an: die Leugnung Gottes, die Leugnung der menschlichen Willensfreiheit, die Anschuldigungen gegen die christliche Religion und gegen die Monarchie.

Friedrichs Entgegnung auf den letzten Punkt hat uns bereits beschäftigt. Die christliche Religion will er unterschieden wissen von ihren Entstellungen durch den Klerus. Wie dürfe man diese Religion als die Quelle alles über das Menschengeschlecht gekommenen Übels bezeichnen, da doch, von den Lehren der „herrlichen Bergpredigt" ganz abgesehen, die Quintessenz der ganzen Moral enthalten sei in der einen einzigen Vorschrift des Evangeliums: dem Nächsten nur das zu tun, was wir von ihm uns getan wissen wollen! Holbach dem Gottesleugner hält er sein altes Hauptargument für das Dasein Gottes, den teleologischen Beweis entgegen: „Die Zwecke, welche die Natur sich in ihren Werken gesetzt hat, offenbaren sich so einleuchtend, im unendlich Großen wie im unendlich Kleinen, daß man gezwungen ist, eine überlegene und intelligente Ursache, die über dem Ganzen waltet, anzuerkennen." Die ganze Welt dient ihm als Beweis und Zeugnis; das Auge einer Milbe, ein Grashalm genügen, die Intelligenz des Werkmeisters zu beweisen.

Gegen die christliche Religion wiederholte nun d'Alembert ganz einfach die Anklage Holbachs: er müsse sie für eine der größten Geißeln der Menschheit halten, und zwar wegen der Ströme von Blut, die sie bei der ihr wesentlichen Unduldsamkeit und Exklusivität, bei ihrem Anspruch, die einzige wahre Art des Gottesdienstes zu sein, mit folgerichtiger Notwendigkeit vergossen habe. Friedrich entgegnete: nicht Kindheitsvorurteile trieben ihn, die christliche Religion zu verteidigen, sondern ihr Charakter ursprünglicher Reinheit:

„Erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß unsere heutige Religion der Religion Christi ebensowenig gleicht wie der Religion der Irokesen. Jesus war Jude, und wir verbrennen die Juden. Jesus predigte die Geduld, und wir verfolgen. Jesus predigte eine gute Moral, und wir üben sie nicht aus. Jesus hat keine Dogmen aufgestellt, aber die Konzile haben trefflich dafür gesorgt. Kurz, ein Christ des dritten Jahrhunderts gleicht nicht mehr einem Christen des ersten. Jesus war eigentlich ein Essäer, er war erfüllt von der Moral der Essäer, die viel von der Zenos hat. Seine Religion war ein reiner Deismus („eine Art von Theismus", hatte Friedrich früher einmal gesagt), und sehen Sie, wie wir sie verbildet haben! Wenn dem so ist, so verteidige ich mit der Religion Christi die Religion aller Philosophen, und ich opfere Ihnen alle Dogmen, die nicht von ihm herrühren." Die protestantischen Dogmen gab er nicht weniger preis, als die katholischen, alle Religionen schienen ihm „vom Standpunkt der Philosophie" ungefähr gleich. Praktisch gab er der protestantischen vor der katholischen weit den Vorzug, als der in minderem Grade mit „Aberglauben" belasteten und der zugleich nicht verfolgungssüchtigen.

Auf den Versuch zu einer Begriffsbestimmung seines Gottes, die d'Alembert von ihm forderte, hat Friedrich verzichtet: „Wir werden nicht die einzigen sein," so schloß er das Wortgefecht, „die dazu verurteilt sind, die Natur Gottes immerdar nicht zu kennen." Nur verwahrte er sich wieder und wieder gegen den Pantheismus Spinozas oder der Stoiker: „Ich habe nicht die Eitelkeit, zu beanspruchen, daß meine Seele eine Emanation des großen Wesens ist und daß sie nach meinem Tode sich ihm wiedervereinigen wird, weil Gott nicht teilbar ist, weil wir Dummheiten machen, und Gott nicht, und weil endlich die ewige und göttliche Natur sich nicht vergänglichen Wesen mitteilen kann noch darf, Kreaturen, deren Existenz, verglichen mit der Ewigkeit, nur die Dauer einer Sekunde hat. Das ist mein Glaubensbekenntnis."

In den Zeiten, da Friedrich noch an eine auch die kleinsten Kleinigkeiten der Weltregierung umfassende göttliche Vorsehung

geglaubt hatte, war ihm diese Anschauung ein Argument gegen die menschliche Willensfreiheit gewesen, für die kein Platz zu bleiben schien, wenn alle Handlungen des Menschen nur dem Zwecke dienten, die Beschlüsse der Vorsehung zu erfüllen. In der Folge hatte er, wie wir hörten, seinen Vorsehungsglauben dahin eingeschränkt, daß er sich den großen Weltenmeister nur mit der Lenkung und Erhaltung des Alls, nicht mit der Fürsorge für das Individuum, den einzelnen Menschen oder den einzelnen Staat, beschäftigt denken wollte. In dieser Resignation war er durch die Drangsale und wirren Wechselfälle und durch die inneren Erlebnisse des schreckenvollsten Krieges nur bestärkt worden: „Gott ist taub gegen die Bitten der zu Boden geschmetterten Sterblichen", „Gott kann sich zu uns nicht herablassen", „von ihm zu uns ist der Abstand unermeßlich", so hören wir ihn während dieses Krieges seufzen. Nun hatte er, als er den Glauben an ein bis auf das einzelne Menschenlos erstrecktes Walten der Vorsehung fallen ließ, anfänglich noch nicht zugleich mit seinem alten Determinismus, seiner Überzeugung von der Unfreiheit des Willens gebrochen. Dieser Bruch war jetzt erfolgt. Mit der Leugnung der menschlichen Willensfreiheit, so erklärt er gegen Holbach, erscheinen ihm die Grundlagen aller sozialen Ordnung erschüttert.

Doch machte er d'Alembert einen Vermittlungsvorschlag für diese „schwierigste Frage der ganzen Metaphysik". Er wollte von einer „begrenzten" oder „gemäßigten" Freiheit reden. Der Mensch sei frei, wenn er seinen Leidenschaften, den Wirkungen seiner elementaren Zusammensetzung, widerstehe, und Sklave, wenn er ihnen gehorche; den Einwand, daß der Grund, aus dem man den Leidenschaften widerstehe, doch allemal der Notwendigkeit unterworfen sei, weist er mittels des Erfahrungssatzes ab, daß Strafen und Belohnung geeignet sind, die angeblich zwingenden Gewalten um ihren Sieg zu bringen: also könne der Mensch nicht im strengsten Sinne der Fatalität unterworfen sein.

Es ist kein Widerspruch, wenn Friedrich sich sieben Jahre später selber eine Marionette, „eine der kleinsten der Mario-

netten" genannt hat. Der Mensch ist Marionette, so ist seine Meinung, nicht als ob wir uns nicht frei entschließen könnten, sondern weil die Verwirklichung unserer Vorsätze nicht von uns abhängt, vielmehr durch tausend unvorhergesehene, unberechenbare Ursachen, die Ursachen zweiter Ordnung (causes secondes), gekreuzt wird.

Diese Ursachen zweiter Ordnung sind es, die er der Kürze halber gern als Zufall oder scherzhaft als „Seine Majestät den Zufall", den „heiligen Vater Zufall", bezeichnet. Auf die Rechnung dieses Zufalls will er drei Viertel der Weltereignisse setzen. Aber nicht ein blindes Ungefähr ist ihm dieser „Hasard". Einen Zufall in diesem Sinne erkennt er nicht an: „was man gemeinhin den Zufall nennt, hat keinen Anteil an den Ereignissen des Lebens". Sehr bestimmt erklärt er, daß er unter Zufall nichts anderes verstanden wissen will, als „die Verkettung der Ursachen zweiter Ordnung, deren Spiel man erst nachträglich bemerkt, deren Wirkungen aber in der allgemeinen Ordnung der Dinge einbegriffen sind". Zum Teil entfallen ihm diese Ursachen zweiter Ordnung auf die allgemeine menschliche Schwäche und Unvollkommenheit, und insofern sagt er gelegentlich, daß das, was das Volk Zufall und der Theologe Prädestination nenne, nach dem Urteil der Weisen seine Ursache in der Unklugheit der Menschen habe. Eine lange Lebenserfahrung und Regierungspraxis hat den philosophischen König, hat den großen politischen und strategischen Rechenmeister davon überzeugt, daß diese Ursachen zweiter Ordnung es vor allem sind, die ein planvolles, geradliniges Handeln unmöglich machen: „Das Leben der Menschen hängt oft nur an einem Haar, den Gewinn oder Verlust einer Schlacht kann eine Bagatelle entscheiden." Indem er von den auf Vernichtung Preußens abzielenden Entwürfen seiner Gegner aus dem siebenjährigen Kriege spricht, fragt er: „Scheint es nicht erstaunlich, daß das denkbar Raffinierteste in der menschlichen Klugheit, verbunden mit der Stärke, sich so oft durch unerwartete Ereignisse oder Schicksalsschläge betrogen sieht? und scheint es nicht, als ob es ein gewisses Etwas

gibt, das voll Verachtung mit den Entwürfen der Menschen spielt?"

Ist die Verknüpfung dieser „Ursachen zweiter Ordnung" dem menschlichen Auge nicht oder nur unvollkommen erkennbar, so spricht doch Friedrich die Ansicht aus, daß das Vorhandensein der allgemeinen und ewigen Gesetze, die das Universum regieren, uns mit Fug auch Gesetze für das Einzelne annehmen lasse. Ja, jene seine Anschauung, daß die Gottheit nur die großen Gesetze vollstrecke, den Individuen aber ihre Aufmerksamkeit nicht zuwende, durchbricht doch bisweilen ein Ausblick auf eine andere Möglichkeit. „Glück, Zufall oder Vorsehung", „Vorsehung oder auch Fatalität", das sind die tastenden Formeln, die er braucht, und wenn er in dem ergreifenden Schluß seiner Darstellung des siebenjährigen Krieges seinen Wünschen für die Zukunft Preußens Worte leiht, wagt sein Gebet, diesen seinen Staat, wenn auch unter Zweifel, dem Himmel zu empfehlen, — „im Falle, daß die Vorsehung ihre Blicke zu den menschlichen Erbärmlichkeiten hinabsenkt".

Aus Friedrichs Nachlaß ist ein seinen letzten Lebensjahren angehöriges Gedicht über das Dasein Gottes bekannt geworden, ein Nachklang seiner Diskussion mit d'Alembert, seiner Polemik gegen den Atheismus, sein letztes Wort zu den großen, ewigen Fragen, über die er sein ganzes Leben hindurch nachgesonnen hatte. Noch einmal erhebt er seinen Protest: „Eine blinde Materie als aller Wirkung erste Ursache annehmen, das widersteht und widerspricht meiner Vernunft." — — „Wenn mein begrenztes Ich fühlt, denkt, will, sich einen Zweck sucht, soll dann das allmächtige Wesen, der Urheber des Alls und meines eigenen Daseins, keinen Zweck, keinen Willen haben?" Und dann tritt der Verfasser, wie schon früher oft, dem landläufigsten Einwand gegen die Weisheit und Güte Gottes entgegen: Alles moralische und physische Übel, Pest und Krieg, Hunger und Durst, Gicht und Steinleiden, so viel verheerende Naturereignisse, anscheinend wahrlich nicht die Geschenke eines Vaters für seine Kinder, sie alle sind uns nur deshalb unverständlich, weil

wir ihre Stellung in der Gesamtordnung der Dinge nicht kennen:

Nicht darfst du Gottes Weisheit schuldig nennen,
Statt deiner Einsicht Schwäche zu bekennen.
Er, der Allmächt'ge, setzte dir die Schranken,
Die all dein Vorwitz nimmer bringt ins Wanken.
Vielleicht will er durch diese Finsternisse
Demüt'gen die Vernunft, die selbstgewisse,
Die schon frohlockte, wenn sie hie und da
Im Streiflicht eine Wahrheit dämmern sah.
Vermeß'nes Menschenkind, rebellisches Atom!
Wie viel fehlt dir, daß sich dein Glück erfüllte,
Und deinem blöden Blicke sich enthüllte
Das ewige Gesetz im Weltenstrom!
Daß ganz du Gottes Ratschluß könntest preisen,
Müßt' er dir erst sein ganz Geheimnis weisen.

Wortklaubereien nannte Friedrich seine Einreden gegen d'Alembert in ihrem philosophischen Schriftwechsel. Was könne man von einer Wissenschaft wissen, in der leere und mißverständliche Worte als Dolmetscher dienen müßten? Von der Metaphysik dürfe man wohl sagen, daß sie sich Ungeheuer geschaffen habe, um sie zu bekämpfen. Er zog sich wieder ganz auf seinen Skeptizismus zurück. Erkennen lernen, das heiße zweifeln lernen; wer die Philosophie recht studiert habe, sei genötigt mit Montaigne zu sagen: Que sais-je? Über die Lücken in der Philosophie lasse sich ein Werk schreiben im doppelten Umfange der Enzyklopädie.

Er war mit der spekulativen Philosophie jetzt fertig. Aber den Pessimismus seines Erfahrungssatzes „Der Mensch ist zum Irrtum geschaffen" überwand er durch die tapfere Lebensbejahung: „Der Mensch ist zum Handeln geschaffen." Im Dienste des Ganzen, in der Hingabe an das gemeine Wohl sah er die Bestimmung des Menschen, die Bestimmung jedes einzelnen, wie seinen eigenen großen Königsberuf. Die Erfüllung der Pflicht hatte er von je als das höchste sittliche Gebot hingestellt. An dem Bewußtsein der erfüllten Pflicht

und an der „Hoffnung auf sein eigenstes bestes Bemühen bis zum Tode" hatte er sich in den schwersten Prüfungen seines schweren Lebens, wenn jede andere Stütze ihm versagte, immer wieder aufgerichtet. Hier war der feste Pol seiner Weltanschauung, im Wirbel aller metaphysischen Zweifel über das Woher und Wohin der Welt und des Menschen. Seinen letzten Willen hat er mit der Betrachtung eingeleitet: „Unser Leben ist ein eiliger Übergang vom Augenblicke unserer Geburt zu dem unseres Todes; während dieses kurzen Zwischenraumes ist der Mensch bestimmt, für das Wohl der Gesellschaft, an deren Körper er ein Glied ist, zu arbeiten." Die Pflicht des Menschen, seinesgleichen zu unterstützen, nannte er den Inbegriff der Moral; ein wackeres Herz werde nicht zufrieden sein, ohne diese Pflicht erfüllt zu haben.

Also spielt er gegen die Metaphysik die Moral aus, als die wahrhaft fruchtbare unter den Provinzen der Philosophie, und gegen die Philosophen der Gegenwart die großen Alten.

Als den, der vorherbestimmt sei, die Welt aufzuklären, hatte einst Voltaire den jungen König begrüßt; jetzt nannte der ergraute Herrscher es verlorene Mühe, diesen unseren Globus aufklären zu wollen, und erklärte es für wichtiger, gut zu verdauen, als das Wesen der Dinge zu erkennen.

Als Friedrich bereits früher einmal, im Jahre 1766, die These aufgestellt hatte, die Masse verdiene nicht, aufgeklärt zu werden, da hatte Voltaire erwidert, für die Kanaille treffe das zu, aber nicht für die anständigen Leute, „die denken, die denken wollen". Friedrich berief sich auf die Erfahrungen, die er in seiner Eigenschaft als Herrscher mit den Menschen dieser „zweibeinigen Spezies ohne Federn", gemacht habe; alle Philosophen der Welt würden das Menschengeschlecht nicht von dem Aberglauben, einem untrennbaren Bestandteil seiner Mischung, abbringen.

Das war nun doch, trotz so mancher mißmutiger Klage über verlorene Mühe, Friedrichs Meinung nicht, der Menschheit die Aufklärung vorzuenthalten. Aber von dem festen Punkte aus, den er für sich selbst gewonnen hatte, steckte er der Aufklärung zugleich mit ihrem praktischen Ziele gewisse

Grenzen. Es gilt und genügt, aus der unendlichen Zahl der Irrtümer, deren Verzeichnis einen dicken Folianten füllen würde, diejenigen zu bekämpfen, die der Gesellschaft schaden. Unbekämpft mögen bleiben die unschuldigen, vielleicht sogar nützlichen, die nützlichen und zugleich angenehmen Irrtümer. Demnach soll man sich nicht bemühen, die Menschen von jeglichem Irrtum zu befreien und sie alle zu Philosophen zu machen, was ohnehin aussichtslos sein würde, sondern man soll sich bescheiden, sie tolerant zu machen, weil Verfolgungseifer den Frieden der Gesellschaft untergräbt.

Er setzte sich ganz eigentlich vor, jetzt der Erzieher seines Volkes zu werden. „Je mehr man im Alter vorrückt," schreibt er am 6. Oktober 1772 an d'Alembert, „desto mehr gewahrt man den Schaden, den der Gesellschaft die Vernachlässigung der Jugenderziehung zufügt; ich fasse die Sache auf alle mögliche Art an, um diesen Mißstand zu verbessern. Ich reformiere die Mittelschulen, die Universitäten und gehe bis zu den Dorfschulen; aber es sind dreißig Jahre von nöten, um die Früchte zu sehen. Ich werde sie nicht genießen, aber ich werde mich damit trösten, meinem Vaterland diesen Vorteil, dessen es bisher entbehrt hat, zu vermitteln." Von dem Erziehungsideal Rousseaus, welches das junge Geschlecht bejubelte, lenkte diese Schulreform freilich weit ab.

Ein öffentliches Bekenntnis hat der königliche Pädagog über seine grundsätzliche Stellung zu Wissenschaft, Aufklärung und Volksbildung niedergelegt in dem „Discours de l'utilité des sciences et des arts dans un État", der am 27. Januar 1772 in der Akademie zur Verlesung kam. Er schlägt seine Schlacht mit zwei Fronten, gegen die alten und gegen die neuen Fanatiker, gegen die „Gestalten in schwarzer, brauner, grauer, weißer oder scheckiger Soutane" hüben und gegen Rousseau drüben. Er nennt Rousseau nicht bei Namen, aber er „schämt sich", vor der Akademie sagen zu müssen, daß man die Frechheit gehabt habe, es in Frage zu stellen, ob die Wissenschaften der Gesellschaft nützlich oder schädlich seien. Die pessimistischen Töne der Briefe an d'Alembert werden gedämpft; statt der Klage über das Undankbare aller Versuche,

den ewig Blinden des Lichtes Himmelsfackel zu leihen, begegnet uns der Hinweis auf einen tatsächlichen Fortschritt: daß zwar die Dialektik dem Verständnis des Pöbels entrückt sei, daß dieser ganze große Teil des menschlichen Geschlechts immer von allen zuletzt die Augen öffnen werde, daß man aber gleichwohl es erreicht habe, auch das Volk von dem Glauben an Zauberer, Adepten und Besessene und von ähnlichen kindischen Torheiten zurückzubringen. Die Ansicht gewisser schlechter Staatsmänner, daß es leichter sei, ein unwissendes und stumpfsinniges Volk als ein aufgeklärtes zu regieren, bestreitet er auf das lebhafteste: ein von Ignoranten bevölkerter Staat würde dem nur von Tieren bewohnten verlorenen Paradies gleichen. Vom Standpunkt gerade des Staatsmannes legt er dar, was die einzelnen Wissenschaften dem Gemeinwesen praktisch leisten: Mathematik, Physik, Botanik, Anatomie, Mechanik, Astronomie und Erdkunde, Geschichte und Philosophie.

Vollstrecker der Gedanken des Königs für die Unterrichtsreform wurde ein wie der Justizminister Carmer aus Schlesien herangezogener Staatsmann, der bisherige Präsident der Oberamtsregierung zu Brieg, der bei seiner Ernennung zum Minister noch nicht ganz vierzigjährige Karl Abraham v. Zedlitz, der erste große Unterrichtsminister des preußischen Staats, mit seinem freien Blicke und seiner sicheren Hand der Mann nach dem Gefallen des Königs.

Übung des Verstandes und des Urteils hat Friedrich als „das erste Fundament bei der Erziehung" bezeichnet. „Wer am besten räsonniert," sagte er zu Zedlitz, „wird immer weiter kommen, als einer, der falsche Conséquences zieht. Ein jeder Bauer muß seine Sache überlegen, und wenn jeder richtig dächte, das wäre sehr gut." Und in jener Abhandlung von dem Nutzen der Wissenschaften für den Staat heißt es, erfahrungsmäßig sei das Volk, je abgestumpfter, desto verbohrter und halsstarriger; es sei viel schwieriger, solche Halsstarrigkeit zu besiegen, als ein Volk, das gebildet genug sei, um Vernunft zu hören, von dem Richtigen zu überzeugen.

Auf den Religionsunterricht legte der König für die Volks-

schule entscheidendes Gewicht. Nicht als ob er geglaubt hätte, die Religion zur Unterstützung der Polizei aufbieten zu müssen; denn er vertrat die Meinung, daß eine kräftige und beharrliche Staatsgewalt die Untertanen auch ohne die Androhung göttlicher Strafen zum Gehorsam gegen die Gesetze anzuhalten vermöge. Aber wir kennen seine Hochachtung vor der Moral des Christentums. Von ihr erhoffte er die sittliche Hebung der Masse. So sollten auf dieser Stufe des öffentlichen Unterrichtes Morallehre und Religionslehre zusammenfallen. Der Grenzen, die aller Erziehungskunst gesetzt sind, blieb Friedrich sich auch hier bewußt. Der Philanthrop, der idealistische Pädagog mag die Achseln zucken, wenn der König von dem Morallehrer der Volksschule nichts weiter verlangt, als daß er die Leute so weit bringen soll, „daß sie nicht stehlen und morden"; der alte Praktiker aber wußte sehr wohl, daß er damit sogar noch zu viel verlangte: „Diebereien werden nie aufhören, das liegt in der menschlichen Natur." Und als ihm der Professor Sulzer gutgläubig den Erziehungsgrundsatz der Rousseau und Basedow, daß der Mensch von Natur gut sei, anpreisen wollte, bekam er die Antwort: „Ach, Sie kennen diese verfluchte Rasse nicht genügend, der wir angehören."

In einem während des siebenjährigen Krieges entstandenen Aufsatz über die Methode, wie man die Alten lesen müsse, und über ihr Verhältnis zu den Modernen vertrat der König die Ansicht, daß man von diesen um so größeren Gewinn haben werde, je gründlicher man mit Geist und Inhalt der Alten vertraut geworden sei. Damit war sein Standpunkt dem Gymnasium gegenüber gegeben. In der Schrift „Über die Erziehung" von 1769 nannte er unter den Gymnasien seines Landes das Joachimstal, das Domgymnasium zu Brandenburg, das Gymnasium zu Kloster Bergen bei Magdeburg als Beispiele für einen verhältnismäßig guten Unterricht, glaubte aber selbst bei ihnen die Überlastung der Schüler mit Gedächtnisstoff rügen zu müssen: man gewöhne sie nicht an selbständiges Denken, übe das Urteil nicht früh genug, versäume die Seelen aufzurichten und ihnen edle und tugend-

hafte Regungen einzuflößen. Auch hier legte jetzt Zedlitz die Hand an. König und Minister kamen überein, daß mit der Reform in der Residenz und in den Hauptstädten der Provinzen anzufangen sei; beide waren auch über die Haupterfordernisse des Gymnasialunterrichtes durchaus einverstanden, wie sie der König dem Minister in der Audienz vom 5. September 1779 noch einmal ans Herz legte: Vom Lateinischen werde er nicht abgehen, auch vom Griechischen nicht: „das sind die wesentlichsten Stücke mit;" doch werde es gelten, die leichteste Methode für die Erlernung ausfindig zu machen. Friedrich wünschte dringend, von den Klassikern, lateinischen wie griechischen, gute deutsche Übersetzungen angefertigt zu sehen: „damit die jungen Leute eine Idee davon kriegen, was es eigentlich ist, sonsten lernen sie die Worte wohl, aber die Sache nicht." Die weiteren Forderungen des Königs waren: ein guter Unterricht im Deutschen nach der besten erreichbaren Grammatik; Übungen in der Rhetorik an der Hand des Quintilian; eine Einführung in die Elemente der Mathematik, der Philosophie, Logik, Metaphysik und in die Geschichte der Systeme, nicht durch einen Geistlichen, „sonsten ist es ebenso, als wenn ein Jurist einem Offizier die Kriegskunst lehren soll"; in der Geschichte Bevorzugung der neueren Zeit seit dem sechzehnten Jahrhundert, nach einem Überblick über die früheren Perioden, der wiederum das Altertum vor dem Mittelalter bevorzugen sollte.

Wie von dem Gymnasium verlangte der König auch von der Universität eine Verjüngung des Unterrichtsbetriebes, den Bruch mit dem Schlendrian, die Einführung zweckmäßigerer Lehrmethode, die Anleitung der Jugend zu selbständigem Denken und zu eigener Arbeit. Auch hier trat er mit ganzem Nachdruck für die Pflege der klassischen Sprachen ein. Er glaubte zu bemerken, daß das Studium des Griechischen und Lateinischen an den Universitäten nicht mehr so im Schwange sei, wie früher; an d'Alembert schrieb er geradezu, daß ohne seine Bemühungen die Erlernung der griechischen Sprache sich ganz verlieren würde. Es wollte ihm scheinen, „daß die guten Deutschen, von der tiefen Gelehrsamkeit angewidert, in

deren Besitz sie ehedem waren, jetzt mit möglichst geringem Kostenaufwand zu wissenschaftlichem Ruf gelangen wollen"; in falsch verstandener Nachahmung der Franzosen seien sie auf dem besten Wege, oberflächlich zu werden. Mängel anderer Art tadelt er an den Professoren der Philosophie. Die Monadenlehre und die prästabilierte Harmonie, auf die sie noch immer schwören, nennt er einen „Gallimathias", und ein andermal, etwas höflicher, den Roman eines Mannes von viel Genie; das ganze System des „doctissimus, sapientissimus Wolfius" gilt ihm als ebenso absurd und unverständlich wie die früheren Schulsysteme; er rät den deutschen Philosophen, gegen den einzigen Metaphysiker, der die Imagination dem Bonsens geopfert habe, gegen Locke, ihre nationalen Vorurteile aufzugeben. So hatte er schon 1754 persönlich den hallischen Professor Meier veranlaßt, Vorlesungen über Lockes Philosophie zu halten. Den Juristen ruft er zu: „Wir stehen nicht im Jahrhundert der Worte, sondern in dem der Dinge." Von den Medizinern, aus deren Wissenschaft er sich allerhand Kenntnisse angeeignet hatte, verlangt er, daß sie Hippokrates und Galen nur als Ausgangspunkte betrachten und sich an die Lehren der besten Neuen halten sollen. Den akademischen Geschichtslehrern empfiehlt er ungefähr denselben Gang des Unterrichtes und dieselbe Stoffverteilung, wie er beides schon für das Gymnasium gefordert hat: insbesondere eingehendere Behandlung der neueren Geschichte seit Karl V., weil von da ab alles interessant und denkwürdig werde; weiter soll der Lehrer die Entwicklung der Verfassungszustände und Rechtsordnungen vorführen, eine Geschichte der Ansichten und Meinungen geben und die Ursachen der großen Ereignisse darlegen. Viel mehr Wert als Überfüllung mit Jahreszahlen und unverdauten Einzelkenntnissen hat ihm auch beim Geschichtsunterricht Schärfung des Urteils, wozu hier noch der praktische Lehrzweck tritt: die Erweckung der Nacheiferung durch großes und gutes Beispiel.

In den Dienst des großen Erziehungswerkes, das ihm am Herzen lag, stellte der König endlich auch die Akademie

der Wissenschaften. Sie hat in seinem Sinne und auf seine Anregung im letzten Jahrzehnt seiner Regierung ihre Preisfragen vorzugsweise auf das Gebiet der Moralphilosophie gerichtet, um eine Verständigung über die Grundprobleme anzubahnen und diese zugleich zu populariſieren — auch ein Weg, die Menschen besser und toleranter zu machen, wie Friedrich es von der Aufklärung forderte.

Den Präsidentenstuhl ließ der König nach Maupertuis' Tode unbesetzt, da d'Alembert nicht kommen wollte. Die einst Maupertuis übertragene diktatorische Gewalt übte er jetzt selber aus, nicht ohne Rat und Zustimmung des Kurators in absentia d'Alembert, aber auch nicht ohne eine gewisse Vorsicht gegenüber den Vorschlägen dieses Beraters, wie sie sich ihm aus seinem Mißtrauen gegen die Philosophen der neuesten französischen Mode ergab. Hat doch auch die Berliner Akademie, vielleicht auf des Königs Geheiß, gegen den Atheismus des „Système de la nature" eine feierliche Erklärung veröffentlicht. Dem heimlichen Präsidenten in Paris wiederum wurden die Unterlagen für seine Vorschläge, soweit es sich um Einheimische handelte, doch erst von Berlin her, aus den Kreisen der Akademiker, an die Hand gegeben. Die Gegner der Akademie spotteten, daß die von d'Alembert empfohlenen und entsandten Franzosen von eben der Ware seien, welche die Pariser Kaufhäuser als „gut für den Norden" zu bezeichnen pflegten. Tatsache ist, daß nach 1763 die wahren Vertreter der Wissenschaft in der Akademie die Deutschen waren, und daß die französischen Akademiker, Hugenotten von der alten Kolonie wie die neuen Zuwanderer aus Frankreich und der französischen Schweiz, mit einziger Ausnahme des großen Astronomen La Grange als Gelehrte nichts bedeuteten. Die Zahl der deutschen Mitglieder aber war bei Friedrichs Tode auf fünf zusammengeschrumpft, fünf Naturforscher. Erst Hertzberg hat dann zwölf Deutsche auf einmal, die Vertreter der Berliner fridericianischen Aufklärung, die Epigonen Lessings, in die Akademie eingeführt. Daß sie zu Friedrichs Lebzeiten nicht völlig in Deutschland vereinsamt, auf das geistige Altenteil gekommen, der Vergessenheit an-

heimgefallen war, hatte die Akademie nur jenen Preisfragen zu danken gehabt, durch die sie mit der neuen deutschen Bildung doch einige Fühlung gewann, nicht bloß mit der Berliner Aufklärung, sondern auch mit den kommenden Männern, den Kant und Herder.

Über sein persönliches Verhältnis zu der neuen deutschen Bildung hat König Friedrich, ihren Trägern und Jüngern zum Ärgernis und Herzeleid, ein öffentliches Bekenntnis abgelegt. Ende November 1780 erschien die letzte seiner pädagogischen Abhandlungen, die Schrift „De la littérature allemande".

Der Verfasser entwickelt abermals seine Gedanken für eine Reform des Unterrichtes, im Sinne seiner „Lettre sur l'éducation" von 1769, deren Darlegungen hier ergänzt und zum Teil näher ausgeführt werden. Die Reformvorschläge werden begründet durch den Hinweis auf den gegenwärtigen Stand der deutschen Literatur, deren bisherige Leistungen dem Verfasser als so kläglich erscheinen, daß er den Kampf gegen die Ursachen ihrer Unterwertigkeit für eine dringende nationale Aufgabe hält.

Seit Friedrich am 6. Juli 1737 in einem seiner frühesten Briefe an Voltaire einen Blick auf die deutsche Literatur geworfen, hatte er von Zeit zu Zeit in einem müßigen Augenblick sich über ihre Fortschritte zu unterrichten versucht, am meisten immer durch seine dürftige Kenntnis der eigenen Muttersprache behindert: deutsche Texte zu lesen bereitete ihm Mühe, laut vorgelesen wurden sie ihm eher verständlich. In Leipzig hatte er während des siebenjährigen Krieges den gefeierten, hocherhabenen Patriarchen Gottsched gesprochen, der ihm bald sehr mißfiel, und den bescheidenen Gellert, dessen Fabeln er seitdem mit Anerkennung zu nennen pflegte. Sein Gesamturteil aber über die Deutschen als Dichter und Schriftsteller blieb das alte. Er schreibt an Voltaire im Juli 1775 nicht anders als im Juli 1737: „Zwei Dinge fehlen den Deutschen, die Sprache und der Geschmack". Daraus erklärt

er sich ihren Wortschwall, ihre Sprachmengerei, ihre Urteilslosigkeit über das, was schön, was mittelmäßig oder vollendet, was edel und erhaben ist: „Vorausgesetzt, daß viele R vorkommen, halten sie ihre Verse für harmonisch.“ Deutschland scheint ihm in der Literatur nicht weiter gekommen zu sein, als Frankreich unter Franz I. Den Geschichtschreiber Johannes Müller, der ihm 1781, von d'Alembert warm empfohlen, vorgestellt wurde, fand er „minutiös“ und bedauerte, daß dieser „Monsieur Mayer“ an der Nationalkrankheit der Deutschen, der λόγων διάῤῥοια, leide. Eine Anstellung in Preußen fand Müller ebensowenig wie vor ihm Winckelmann oder Lessing. Beiden hatte Quintus Icilius die Stätte in Berlin zu bereiten versucht, bei Hofe der eifrige Anwalt der deutschen Bildung. So brachen auch andere Männer aus des Königs Kreise für die deutschen Schriftsteller eine Lanze, vor allen Hertzberg und der Baron Grimm. Und schon begannen unter des alten Königs Augen junge Offiziere seiner Garde für den Dichter des Werther zu schwärmen, kündeten ihren Freunden in der Provinz das bevorstehende Erscheinen des Egmont als wichtige Neuigkeit an und priesen „ganz bezaubert“ die Stella als „durchgehends Goethisch, das ist warm und stark“.

Im Widerspruch gegen die an den König herantretenden lobenden und bewundernden Urteile über die junge deutsche Dichtung ist unser Literaturbrief entstanden. „Sie wundern sich,“ beginnt der Verfasser, „daß ich meine Stimme nicht mit der Ihren vereinige, um den Fortschritten Beifall zu zollen, welche die deutsche Literatur, nach Ihnen, täglich macht.“ Wie in dem Briefe an Voltaire von 1775 vermißt er eine gebildete Sprache und einen gebildeten Geschmack. Freilich die Klage, daß die deutsche Literatur sich in so viel Dialekte zersplittere, als das Reich Kreise zähle, sie verkannte die Tatsache, daß man eine gemeinsame Schriftsprache, so ungelenk und rauh sie sein mochte, längst besaß. Ebenso war es ein Mißgriff, daß Friedrich zur Erläuterung und Bekräftigung seiner Behauptungen über die deutsche Geschmacklosigkeit Beispiele heranzog, die um Jahrzehnte zurücklagen —

die den Zeiten entlehnt waren, da der junge Prinz lange Stellen aus der Asiatischen Banise, dem 1688 erschienenen Roman, auswendig gelernt hatte, wie er sie noch nach vielen Jahren dem Baron Grimm aus dem Gedächtnis deklamierte. Hertzberg, dem der Verfasser sein Manuskript vor der Drucklegung zeigte, hatte vergeblich vorgeschlagen, die Verse eines Unbekannten, die Friedrich als zehnjähriger Knabe in Wusterhausen gehört haben wollte und jetzt als Beispiel der Geschmacklosigkeit anführte, durch eine Gottschedsche Strophe zu ersetzen; denn so weit war man ja vorgeschritten, daß der „ansehnliche Altvater" dem öffentlichen Spott ausgesetzt werden durfte. Die Leser ausnahmslos überraschte und verblüffte es, Klopstock, Lessing, Wieland überhaupt nicht genannt zu hören; die Jungen und Jüngsten aber waren empört, daß der größte von allen, ihr Abgott, schroff, wegwerfend abgelehnt wurde: „Man kann Shakespeare die bizarren Verirrungen verzeihen, denn die Geburtsstunde der Künste ist nie der Zeitpunkt ihrer Reife; aber nun, siehe da, tritt noch ein Götz von Berlichingen auf die Bühne, die abscheuliche Nachahmung dieser schlechten englischen Stücke, und das Parterre klatscht und verlangt mit Enthusiasmus die Wiederholung dieser niedrigen Plattheiten."

Friedrich hat ein paar Jahre darauf Wieland ein großes Verdienst um die Bildung des deutschen Geschmacks zuerkannt und hat an den alten Gleim, den er 1785 durch eine Audienz erfreute, die Frage gerichtet, ob Wieland oder Klopstock der größere sei. Er soll von Lessing, wie Laveaux behauptet, gesagt haben: „Ich würde ihn schätzen, wenn er nicht die Emilia Galotti geschrieben hätte," ein Stück, in welchem der Prinz ein Dummkopf sei, der Kammerherr ein Meuchelmörder, die Gräfin eine Furie, die Mutter eine Schwätzerin, die Tochter beschränkt und der Vater extravagant. Was Shakespeare und Goethe anbetrifft, so darf das Urteil über sie unter allen schroffen Behauptungen unseres Literaturbriefes am wenigsten überraschen. Beide hatten damals noch eine starke Partei in Deutschland gegen sich. Noch 1787 sprach Formey in einer öffentlichen Sitzung der Berliner Akademie von gewissen

unverrückbaren und unzerstörbaren Vorurteilen des nationalen Geschmacks, denen, wie es scheine, auch Shakespeare trotz unbestreitbarer Schönheiten ausgesetzt bleibe. Und in Gleims Kreisen freute man sich, daß Friedrich wider „die Shakespearisch wütende Rotte" hart gesprochen habe. Vor dem Maßstab der Bühnengerechtigkeit, den Friedrich der französischen Tragödie mit ihren erstarrten drei Einheiten entnahm, konnte der Götz freilich nicht bestehen; verwarfen den in seiner Uferlosigkeit doch selbst erklärte Gegner der gallischen Aftermuse, des falschen Regelzwanges. „Shakespeare hat Euch ganz verdorben," schalt Herder angesichts des ersten Entwurfs, während Lessing nicht übel Lust hatte, im Ekel über das im Kielwasser des Götz hereinflutende theatralische Unwesen mit Goethen „trotz allem Genie, worauf er so pocht", anzubinden. Bald nahm niemand stärkeres Ärgernis als Goethe selber an den Nachfolgern seines Götz, an der wilden Maßlosigkeit des Ritter- und Räuberdramas. Wenn Friedrich aus der ganzen dramatischen Produktion der Sturm- und Drangperiode gerade das Goethesche Stück heraushob, so ist damit dieser Dichtung nur ihr Recht der zeitlichen und geistigen Erstgeburt gewahrt worden. Vielleicht aber wollte der König mit der schroffen Ablehnung des Götz auch dem genialischen Treiben jenes kleinen Fürstenhofes einen Stich versetzen, an dem man einen Poeten zum Minister gemacht hatte. Als der Rektor Meierotto ihm auf seine Frage nach Wielands Wohnsitz Weimar nannte, erwiderte er lachend: „Wo der Herzog mit seinem Goethe lebt." Erst bei der Begegnung im Januar 1786 lernte er diesen Herzog schätzen, als „den besten des Weimarer Hauses seit Bernhard".

Hätte er nur statt des von ihm als rühmliche Ausnahme angeführten „Postzuges", eines heute vergessenen Stückes von dem Wiener Ayrenhoff, Lessings Minna genannt, so könnte im übrigen sein abschätziges Urteil über die deutsche Komödie ohne weiteres bestehen bleiben. Noch jüngst hatte ihr Lessing in der Hamburgischen Dramaturgie das vernichtende Armutszeugnis ausgestellt: „Unsere höchst triviale Komödie." Und wie Lessing diese einzelne Gattung, so betrachtete Herder um

1770 unsere ganze Literatur als dürftig, damals als er in Straßburg unbarmherzig den „Vorhang zerriß", der dem jungen Goethe die Armut der deutschen Literatur verhüllte. Gerade das, was Friedrich an den Deutschen vornehmlich tadelte, empfand ja auch Goethe als ein Grundübel, indem er sich sagte, „daß der erste Schritt, um aus der wässerigen, weitschweifigen, nullen Epoche sich herauszuretten, nur durch Bestimmtheit, Präzision und Kürze getan werden könne". Nur daß Goethe, unterrichteter und deshalb gerechter als Friedrich, es anerkannte, daß einzelne Schriftsteller mit mehr oder weniger Erfolg „dem breiten Unheil" zu entgehen gesucht hatten.

Hätte Friedrich sich gründlicher und umfassender unterrichtet, hätte er alles Beste, was zu seinen Tagen bis 1780 in deutscher Sprache geschrieben war, gekannt, sein Urteil würde gleichwohl nicht anders gelautet haben. Lessings Anti-Goeze würde er als Pfaffengezänk angesehen haben, wie Hutten anfänglich Luthers Thesen, und der Hamburger Dramaturg, der die großen Franzosen von ihrem Throne stürzte, wäre ihm ohne Zweifel als ein Herostrat erschienen. Noch viel entschiedener aber als Lessing hatte sich das jüngere Geschlecht von der klassischen Literatur des Siècle de Louis XIV abgewendet, in der Friedrich sein Ideal und die er in Voltaire fortgesetzt sah. „Dieser Voltaire," sagt Goethe in der Schilderung seiner Straßburger Zeit, „war selbst bejahrt wie die Literatur, die er beinahe ein Jahrhundert hindurch belebt und beherrscht hatte". „Bejahrt und vornehm" war diese Literatur, war Voltaire, war auch Friedrich; so schied ihn von der neuen deutschen Bildung der Gegensatz zweier Generationen, zweier Kulturen.

In der Erregung, in die seine Schrift die Gemüter versetzte, unter dem lauten Schelten, das die Veröffentlichung begleitete, wurden die mancherlei treffenden Bemerkungen des Verfassers von den meisten überhört. Tatsächlich aber kam die deutsche Literatur in ihrer weiteren Entwicklung dem Standpunkt Friedrichs entgegen, als sie aus dem Sturm und Drang in den Klassizismus einlenkte. Die ein Jahr nach

des Königs Tode erschienene Iphigenie würde seinem Schönheitsideal mehr genügt haben als der Götz.

Auch der edle Patriotismus wurde nicht anerkannt, der ihn getrieben hatte, seine Stimme zu erheben, und der ihn hoffen hieß, daß dereinst die deutsche Literatur den vor ihr gekommenen Weltliteraturen ebenbürtig sein werde: „Wir werden unsere klassischen Autoren haben; jeder wird sie lesen wollen, um von ihnen zu gewinnen; unsere Nachbaren werden das Deutsche lernen; die Höfe werden es mit Vergnügen sprechen, und es wird dahin kommen, daß unsere Sprache, verfeinert und vervollkommnet, sich dank unserer guten Schriftsteller von einem Ende Europas zum anderen verbreitet. Diese schönen Tage unserer Literatur sind noch nicht gekommen, aber sie nahen sich. Ich künde sie Euch an, sie werden erscheinen, ich werde sie nicht schauen, mein Alter versagt mir diese Hoffnung. Ich bin wie Moses: ich schaue von ferne das gelobte Land, aber ich werde es nicht betreten."

Das war mehr als eine pathetische Deklamation. Auch hier spricht der alte König nur lang gehegte Gedanken öffentlich aus. Denn schon 1772 hatte er in einem Briefe an d'Alembert, nach einer wehmütigen Klage über die geringe Wirkung seiner Bemühungen um die Läuterung des Geschmacks seiner Landsleute, die Frage aufgeworfen, warum die Wissenschaften, die ja zu reisen pflegten, nach ihrem Besuch in Griechenland und Italien, in Frankreich und England, nicht auch einmal auf einige Zeit in Preußen ihren Sitz aufschlagen sollten: „Man muß sich mit dieser Hoffnung schmeicheln, und schon der Gedanke erfreut mich."

„Was ist rühmlicher für einen Deutschen, als rein deutsch sprechen und schreiben?" mit diesem Lob hat Friedrich im Jahre 1785 den Magister Heynatz, der seine deutsche Sprachlehre überreicht hatte, zu weiterem Bemühen ermuntert.

Wenn Friedrich in seinem Literaturbrief den Deutschen einen Augustus herbeiwünscht, der die Virgile erwecken möge, so hatte er früher doch gesagt, daß kein Fürst ein Zeitalter wie das augustische oder medizäische herbeizuführen vermöge,

daß die Natur die Genies hervorbringen und ihnen da ihren Platz anweisen müsse, wo sie sich entwickeln könnten. Und so ist es bei uns geschehen: „sie entfaltete die Blume nicht am Strahl der Fürstengunst" durfte Schiller der deutschen Muse nachrühmen, und auch was er hinzusetzt, entsprach nur der Wahrheit:

Von dem größten deutschen Sohne,
Von des großen Friedrichs Throne
Ging sie schutzlos, ungeehrt.

Doch die deutsche Muse hat dem großen Könige darum nicht gegrollt. Erschöpfend gekennzeichnet waren seine Beziehungen zu der deutschen Geisteskultur mit Schillers Flammenworten noch nicht. Nicht einmal die zu der deutschen Dichtkunst. Der in Friedrichs Literaturbrief unter allen deutschen Dichtern am unbilligsten angegriffene, der Dichter des nach Friedrichs Geschmack abscheulichen Götz, hat nachmals das klassische Zeugnis abgelegt, daß der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt durch Friedrich den Großen und die Taten des siebenjährigen Krieges in die deutsche Poesie gekommen ist; und hat nicht Schiller selber daran gedacht, eine Epoche aus Friedrichs Leben, seine Größe im Unglück, zum Gegenstand eines epischen Gedichtes zu wählen? Wiederum blieb in Herders dankbarer Erinnerung Friedrich lebendig als der Vorkämpfer der Humanität, „ein großer Feldherr in der Versammlung der Humanitätsfreunde". „Wir sind darüber einig," bekannte er sieben Jahre nach Friedrichs Tode, „daß wenn ein großer Name auf Europa mächtig gewirkt hat, es Friedrich gewesen." Aus des Königs nachgelassenen Schriften trug sich Herder eine reiche Auswahl von „Gedanken und Maximen" zusammen; er erkannte an, daß dem König in den unhumansten Situationen seines Lebens seine humane Gesinnung nie ganz fremd geworden sei, und sprach den Wunsch aus, daß alle Fürsten und Prinzen seine Werke lesen möchten, „und zwar so, als ob sie den großen König selbst hörten". Und endlich hat Kant das Zeitalter der Aufklärung das „Zeitalter Friedrichs" nennen wollen,

weil Friedrich die Freiheit gewährt habe, von der Vernunft öffentlich Gebrauch zu machen.

Die Aufklärung und ihre Träger sind viel gepriesen und viel gescholten worden. Die neue deutsche Bildung, der Herder und Goethe das Banner vorantrugen, hatte mit einer kräftigen Auflehnung gegen den um die Mitte des Jahrhunderts zur Vorherrschaft gelangten Rationalismus eingesetzt. In seiner „Philosophie der Geschichte" hatte Herder 1774 zu Gericht gesessen über die durch Voltaire vertretene Geschichtschreibung mit ihrer Geringschätzung des Mittelalters, über das „arme polizierte" Europa der Gegenwart, über das Jahrhundert der Einförmigkeit und Abstraktion, über Friedrich selber, dessen Uniform das Jahrhundert trage. Wenn nun nach Friedrichs Tode derselbe Herder an den alten Gleim geschrieben hat: „Sie sind aus Friedrichs Zeit, und ich will's auch sein und bleiben" — so hat er damit anerkannt, daß ein lebendiger Zusammenhang der Entwicklung vorhanden war, daß die einst von ihm bekämpfte Aufklärung seinem eigenen Bildungsideal doch den Boden bereitet hatte.

Herder hatte im Verlauf der Literaturfehde gemeint: er wünsche, der König schriebe nicht mehr, lebte aber noch einige Jahre für Deutschland. Friedrich hat die wenigen Jahre, die ihm noch blieben, bis an die letzte Stunde genutzt.

XXI

Auswärtige Politik der letzten Jahre

Das Bündnis mit Rußland, das der auswärtigen Politik Preußens seit 1764 den Stützpunkt bot, hat sich dem Könige noch einmal bewährt, als Kaiser Joseph II. 1778 nach dem Aussterben der bayrischen Linie des Hauses Wittelsbach den Plan seiner kaiserlichen Mutter von 1743, den Plan zur Erwerbung von Bayern wieder aufnahm.

Der Erbe der bayrischen Herrschaft, der kinderlose Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz aus dem Hause Sulzbach, verzichtete zugunsten des Kaisers zunächst auf den größten Teil von Niederbayern; weitere Abtretungen wurden vorbehalten. Gegen diese Abmachungen erhob seinen Einspruch der nächste Erbe der bayrischen und der pfälzischen Kur, Herzog Karl von Pfalz-Zweibrücken, unterstützt durch den König von Preußen. Friedrich war fest entschlossen, eine Verschiebung der Machtverhältnisse in Deutschland, wie sie die Ausführung des kaiserlichen Plans bewirkt haben würde, nicht zuzulassen. Auch der Kurfürst von Sachsen, der Ansprüche auf die Allodialhinterlassenschaft des erloschenen bayrischen Hauses hatte, erklärte sich gegen Österreich und schloß ein Bündnis mit Preußen für den Kriegsfall.

Nach monatelangen Verhandlungen erhoben Preußen und Sachsen Anfang Juli die Waffen. Joseph II. hatte bis zuletzt sich in der Vorstellung gewiegt, daß der König es auf den Krieg nicht ankommen lassen werde, und auf das sehnlichste hatte Maria Theresia, welche die Politik ihres Sohnes nicht billigte, den Kampf vermieden gewünscht. Noch nach Beginn

der Feindseligkeiten hat sie ohne Vorwissen Josephs einen Unterhändler nach Böhmen in das preußische Hauptquartier entsandt.

Die Verbündeten waren von zwei Seiten in Böhmen eingerückt. Dem durch die Oberlausitz vorgedrungenen, aus Preußen und Sachsen zusammengesetzten Heere unter dem Prinzen Heinrich stand General Laudon gegenüber, dem von Friedrich geführten schlesischen Heere der Kaiser in einer festungsartig verschanzten Stellung am Oberlauf der Elbe. Der strategische Entwurf des Königs sah eine Offensivbewegung nach Mähren vor, wo nach seiner uns bekannten Auffassung große Entscheidungen eher zu erreichen waren als in Böhmen. Voraussetzung war, daß das zweite Heer zuvor die Iserlinie gewann, hinter welche die Österreicher beim Erscheinen ihrer Gegner in panischer Bestürzung widerstandslos aus ihren Feldbefestigungen zurückgegangen waren. Wir wissen, daß Laudon, hätte ihm nicht der Kaiser den Mut gestärkt, den Rückzug noch fortgesetzt haben würde, und daß er es für unvermeidlich hielt, bei der ersten Angriffsbewegung der Preußen seine Stellung zu räumen. Aber trotz aller Mahnungen des Königs zum Vorgehen ist Prinz Heinrich, in methodischen Bedenklichkeiten jetzt mehr denn je befangen, nicht zu bewegen gewesen, einen ihm von dem Generalleutnant von Möllendorff vorgelegten Entwurf zur Umgehung Laudons auszuführen. Wie mit dem Boden verwachsen blieb er in seinem Lager bei Nimes stehen. Die Gunst des Augenblicks blieb unausgenützt, der ganze Feldzug wurde mit Unfruchtbarkeit geschlagen.

Die Kaiserin von Rußland hatte keine Hilfstruppen zu dem preußischen Heere stoßen lassen, sondern sich darauf beschränkt, eine Drohnote an den Wiener Hof zu richten. Unter russischer und französischer Vermittlung ist dann am 13. Mai 1779 zu Teschen der Friede zwischen den kriegführenden Mächten geschlossen worden, in welchem der Kaiser sich mit der Erwerbung eines bayrischen Grenzstrichs, des oberen Innviertels, zufrieden gab und Sachsen für seine Ansprüche eine ansehnliche Geldentschädigung erhielt.

Fünf Jahre jünger als der „böse Mann" in Sanssouci, wie sie den König nannte, ist die große Kaiserin fünf Jahre vor ihm von dem Schauplatz abgetreten, den ihrer beider Widerstreit vierzig Jahre hindurch erfüllt hatte. Sie starb in der Burg ihrer Väter zu Wien am 29. November 1780. Sie starb wie sie gelebt: voll Fürsorge für ihr Land bis zum letzten Tage, voll Liebe und Güte gegen ihre Kinder und ihre ganze Umgebung, voll Ergebung und Dankbarkeit gegen ihren Gott, gläubig, tapfer, ohne Furcht vor der Krankheit, ohne Furcht vor dem Tode. Als Friedrich die Botschaft von Maria Theresias Ableben erhielt, schrieb er an seinen Gesandten nach Wien: „Die ausgezeichneten Verdienste dieser großen Fürstin sind allgemein anerkannt. Ganz Europa bewunderte die hervorragenden Eigenschaften ihres Geistes und ihres Herzens. Es gab nur eine Stimme über den Rang, den sie unter den Souveränen einnahm. Man kann ohne Übertreibung wohl sagen, daß sie einhellig betrauert werden wird."

In das letzte Lebensjahr der alten Kaiserin fiel jener Besuch ihres Sohnes bei der Zarin Katharina, der sich in der Folge immer mehr als der entscheidende Wendepunkt in dem Verhältnis Rußlands zu den beiden deutschen Mächten herausstellte. Die Bundesgenossin Preußens ging in das österreichische Lager über.

Entscheidend für die Schwenkung Katharinas wurde die Erwägung, daß sie für ihre gegen die Türkei gerichtete Politik von Friedrich II. keine Unterstützung zu erwarten hatte. Er betrachtete die Pforte als seinen natürlichen Bundesgenossen gegen Österreich und hätte sie am liebsten in seinen Bund mit Rußland als dritten Teilnehmer hineingezogen — ein Gedanke, den die Zarin weit von sich wies. Dagegen überzeugte sie sich zu ihrer Befriedigung, daß sie den Widerstand Österreichs gegen ihre orientalische Politik, auf den sie im letzten Kriege gestoßen war, nicht mehr zu befürchten hatte. Joseph II. ging auf einen Entwurf zur Teilung der europäischen Türkei und der venezianischen Republik mit Lebhaftigkeit ein, immer mit dem Vorbehalt, damit auch die

Anwartschaft auf die jüngst vereitelte Erwerbung von Bayern und in letzter Linie auf die Wiedererwerbung von Schlesien zu gewinnen. Im Herbst 1784 trat er mit dem Plane hervor, Bayern samt dem Erzbistum Salzburg gegen die österreichischen Niederlande umzutauschen.

König Friedrich hatte nach dem Verlust seines russischen Bündnisses daran gedacht, wieder wie ehedem mit Frankreich oder mit England anzuknüpfen. Aber England schien bei seiner finanziellen Erschöpfung nach jenem langen Kriege, in welchem sich seine alten amerikanischen Kolonien ihre Unabhängigkeit erkämpft hatten, und bei dem Hader zwischen den parlamentarischen Fraktionen auf lange zur Untätigkeit verurteilt zu sein. In Frankreich aber war das Mißtrauen gegen die ehrgeizigen Entwürfe Josephs II. doch nicht stark genug, um die Lösung des seit 1756 bestehenden Bündnisses mit dem Wiener Hofe herbeizuführen. „Wir werden nicht eine einzige Macht finden," klagte Friedrich Anfang 1784 seinem Minister Finckenstein, „die uns auch nur den Schatten eines Bündnisses bietet, geschweige denn ein wirkliches Bündnis."

In dieser peinlichen Vereinsamung richtet er seinen Blick auf die deutschen Reichsfürsten.

Am 23. Juli 1785 wurde zu Berlin mit den Vertretern der Höfe von Dresden und Hannover die Urkunde des deutschen Fürstenbundes unterzeichnet, zu dem Zwecke, allen Reichsständen, auch den geistlichen, den Besitz ihrer Lande und ihrer Gerechtsame zu sichern. Ein Geheimartikel verpflichtete die drei Höfe, sich Versuchen zu Austausch oder Wegnahme von Reichslanden mit bewaffneter Hand zu widersetzen.

Durch den Beitritt des Erzbischofs von Mainz, der aber den geheimen Artikel nicht unterschrieb, gewann der Fürstenbund die Hälfte der Stimmen im Kurfürstenrat. Von anderen Reichsständen haben sich dem Hauptvertrage angeschlossen der an dem Ausgangspunkt der Verhandlungen unmittelbar beteiligte Pfalzgraf von Zweibrücken, der Landgraf von Hessen-Kassel, die Ernestiner von Gotha und Weimar und die mecklenburgischen Herzöge von Schwerin und Strelitz, die

Markgrafen von Ansbach und von Baden, die anhaltischen Fürsten von Bernburg, Dessau und Köthen, endlich der evangelische Bischof von Osnabrück.

Das Ergebnis des deutschen Fürstenbundes von 1785 war nicht die abermalige Rettung der territorialen Selbständigkeit Bayerns, denn Bayern war schon in dem Augenblick gerettet gewesen, als Frankreich zu Beginn des Jahres seine Zustimmung zu dem in Versailles vorgetragenen Tauschplan Josephs II. von der Entscheidung des Königs von Preußen abhängig machte. Das vornehmste Ergebnis des Fürstenbundes war ein moralischer Gewinn für Preußen, eine mächtige Steigerung des preußischen Ansehens im deutschen Reiche und in Europa, auf der dunklen Folie einer großen politischen Niederlage des Kaisers.

Die Niederlage des Kaisers war um so empfindlicher, als er, von den Bestrebungen Preußens unterrichtet, durch ein Rundschreiben an die kaiserlichen Gesandtschaften im Reich die Reichsstände aufgefordert hatte, zur Aufrechterhaltung der Reichsverfassung mit ihm, dem Reichsoberhaupte „eine förmliche und feierliche Verbindung" einzugehen. Einen derartigen Bund im Reich hatte das Haus Österreich ehedem in der Assoziation der vorderen Reichskreise von 1697 und 1702 und in dem schwäbischen Bunde der Zeiten Maximilians I., hatte das wittelsbachische Kaisertum Karls VII. in der Frankfurter Union von 1744 zur Verfügung gehabt; ein Bund im Reiche, der seine Spitze gegen den Kaiser gerichtet hätte, war seit dem Rheinbund von 1658 nicht erlebt worden. König Friedrich hat 1785 für seinen Fürstenbund ohne und gegen den Kaiser weit mehr Teilnehmer gefunden, als 1744 für jene Union unter Vortritt und zum Schutze des Kaisers. Was aber diesen neuen Fürstenbund von seinen Vorgängern wesentlich unterschied, war auf der einen Seite das Fehlen jeder konfessionellen Tendenz, wie sie vom schmalkaldischen Bunde an bis zu den Unionsbestrebungen von 1757 sich immer wieder geregt hatte, und sodann der innerdeutsche Charakter dieser Vereinigung; sie war nicht das Werk, Organ oder Anhängsel einer auswärtigen Macht, wie der Rhein-

bund Mazarins, wie der Heilbronner Bund Oxenstiernas im dreißigjährigen Kriege, wie bis zu gewissem Grade auch die Union der deutschen Protestanten von 1609 und durchaus der Fürstenbund von 1552 gegen den Sieger von Mühlberg.

Hertzberg, der immer gern seine besondere Meinung vertrat, hätte gewünscht, dem Bunde durch Heranziehung Hollands und Englands eine breitere Grundlage, das europäische Rückgrat zu geben. Der König aber wußte sehr wohl, weshalb er auf diese Erweiterung seines deutschen Allianzsystems verzichtete. Er erzielte durch diese Zurückhaltung den großen Vorteil, daß nun zwar keine der europäischen Großmächte mit ihm verbündet war, daß aber die zwei großen Westreiche, miteinander auch nach ihrem letzten Friedenschlusse noch gespannt, beide dem Werke Preußens, dem Fürstenbund, wohlwollend zur Seite standen und gleichsam dessen Reserve bildeten. Wie England aus den besonderen dynastischen Rücksichten seines Nebenlandes Hannover, so hieß Frankreich den Fürstenbund gut nach allen Überlieferungen seiner an der Erhaltung der reichsfürstlichen Libertät interessierten Politik. In früheren Zeiten, zumal vor und nach dem Dresdener Frieden von 1745, war es Friedrichs Bestreben gewesen, mit England und mit Frankreich womöglich gleich gut zu stehen. War 1756 seine Staatskunst an dem Versuch, die mittlere Linie zwischen beiden zu gewinnen, gescheitert, so hatte er jetzt mit größerem Glücke operiert. Aus dem gefahrvollen Zustande der politischen Vereinsamung, in welchem er sich nach der Lösung seiner Beziehungen zu Rußland sah, hatte er sich mit sicherer Hand einen Ausweg geöffnet. Er nahm jetzt an der Spitze des Fürstenbundes eine Stellung ein, in der er für die konservativen und defensiven Zwecke dieser Vereinigung, die Erhaltung der Verfassung und der Besitzverhältnisse im Reiche, auf die mittelbare Unterstützung sowohl von Frankreich wie von England rechnen durfte, während Rußland und Österreich in den nächsten Jahren immer mehr an Geltung in Europa verloren, je tiefer sich beide in die orientalischen Wirren verstrickten.

In dieser seiner konservativen und defensiven Tendenz lag die Stärke und die Schwäche des Fürstenbundes. Indem der Bund die politische Lage des Augenblicks beherrschte, war er doch seinem Wesen nach unfähig, dem Bedürfnisse der nationalen Zukunft zu genügen. Das Heil für Deutschland konnte nur von einer Reform, einer Umwälzung, einer Neuschöpfung kommen. Das wußte im Grunde niemand besser als das Haupt dieses auf den Grundsatz der Erhaltung gestifteten Bundes, als der König von Preußen, der vordem die Frage aufgeworfen hatte, wie lange wohl dieses „bizarre und überlebte" Gebilde, das man deutsches Reich nannte, noch zusammenhalten werde, und der als junger Fürst einen Augenblick daran gedacht hatte, das Reich „von Grund aus umzukehren". Nun hätte eine lebensfähige Neuschöpfung vor allem Stärkung der Zentralgewalt erfordert. Der imperialistische Ehrgeiz des damaligen Reichsoberhauptes, durch die neuen dynastisch-territorialen Bestrebungen des Hauses Österreich getragen, erstrebte solche Stärkung ebenso entschieden, wie ihr das Selbstgefühl und der Selbsterhaltungstrieb der jungen preußischen Großmacht entgegenarbeiteten. Preußen wollte seine Macht dem österreichischen Imperialismus noch weniger unterordnen, als die anderen deutschen Fürsten ihre Ohnmacht: so schworen alle auf das Prinzip der Erhaltung des Alten. Nur in diesem rein negativen Programm waren Preußen und seine deutschen Verbündeten von 1785 einig.

Von dem Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland, dem Kampf zur Verdrängung Österreichs aus Deutschland, war also Preußen in der Epoche des deutschen Fürstenbundes noch weit entfernt. Nur das Gleichgewicht zwischen seiner neuen Schöpfung und der alten österreichischen Macht wollte Friedrich der Große behaupten, das Gleichgewicht, das er durch die Eroberung von Schlesien hergestellt hatte und das Kaiser Joseph durch die Erwerbung von Bayern wieder aufgehoben haben würde.

Dieses beschränkte Ziel wurde durch die Politik von 1785 voll erreicht. Der unbestreitbare diplomatische Sieg Preußens,

dieser neue Erfolg nach dem von 1779 und nach so vielen früheren, hinter dem Geschlecht von 1785 bereits im historischen Halbdunkel zurückliegenden Meisterstücken des alten Helden, wirkte in der Gloriole einer nationalen Tat auf die Gemüter schier berückend. Sein „Übergewicht in allem", um Goethes Ausdruck zu wiederholen, war aufs neue erhärtet; „auf seiner Kraft ruhend" blieb Friedrich dem nachwachsenden Geschlechte nach dem Goetheschen Bilde „der Polarstern, um den sich Deutschland, Europa, ja die Welt zu drehen schien".

XXII

Ausgang und Ergebnisse

König Friedrich hat seine Herrschertätigkeit von ihren ersten Anfängen an bis nahe an den Ausgang mit einem historischen Rechenschaftsbericht begleitet.

Nach dem Breslauer Frieden von 1742 entstand ein in dieser ältesten Fassung bis auf wenige Bruchstücke verloren gegangener Versuch über den ersten Krieg. Nach dem Dresdener Frieden behandelte Friedrich die Vorgeschichte und den Verlauf den zweiten Krieges, arbeitete die Darstellung des ersten um, stellte beiden Arbeiten einen Abriß der brandenburgisch-preußischen Geschichte voran und gab dem Ganzen den gemeinsamen Titel „Histoire de Brandebourg", Teil 1 bis 3. Dem Jahr 1753 angehörige Vorbereitungen für eine Fortsetzung von 1746 ab führten zu keinem Ergebnis. Nach dem Hubertusburger Frieden schrieb Friedrich auf Grund der schon beim Schluß der einzelnen Feldzüge zusammengestellten Jahresübersichten die Geschichte des siebenjährigen Krieges, mit einer gedrängten Einleitung über die zehn vorangegangenen Friedensjahre. Die Erwerbung von Westpreußen gab ihm 1775 Anlaß zur Darstellung der Ereignisse seit 1763, und, einmal bei der Arbeit, entschloß er sich zu einer vollständigen Umformung der Geschichte der beiden ersten Kriege; für die ganze Reihe seiner historischen Denkwürdigkeiten seit 1740 wählte er jetzt den Titel Histoire de mon temps. Unmittelbar nach dem Teschener Frieden schrieb er dann die Geschichte seines letzten Krieges, stellte die Verbindung mit dem Früheren durch eine Übersicht über die Vorgänge von 1775 und 1778

her und gab den Memoiren von 1775 über die Zeit nach 1763 eine neue Gestalt. Und endlich brachte er im Herbst 1784 Bemerkungen „Über die Politik" zu Papier, die als Skizze für eine weitere Fortsetzung der Histoire de mon temps betrachtet werden dürfen.

Nur seine Darstellung der älteren Geschichte des Staates hat der Verfasser alsbald nach ihrer Niederschrift als Mémoires pour servir à l'histoire de la maison de Brandebourg „zum Nutzen unserer Jugend" der Öffentlichkeit übergeben. Und auch sie nur bis zum Tode des ersten Königs, seines von ihm so überaus scharf beurteilten Großvaters. Die Geschichte seiner eigenen Zeit bestimmte er nur für seine Nachfolger auf dem preußischen Throne. Sie ist ihrem Zweck und ihrem Inhalt nach von Friedrichs beiden politischen Testamenten von 1752 und 1768 nicht spezifisch unterschieden.

Gleichwohl ist dann unmittelbar nach des Verfassers Tod auf Betreiben des Ministers Hertzberg die Veröffentlichung der Histoire de mon temps durch den Nachfolger gestattet worden, zu einer Zeit, wo Preußen, ohne Bündnis mit einer europäischen Macht, aber an der Spitze des Fürstenbundes in achtunggebietender Stellung, auf keinen der großen Nachbaren besondere Rücksichten zu nehmen brauchte. Immerhin ergab sich damals die Notwendigkeit zu einigen in einer späteren Ausgabe ergänzten Auslassungen, aus Rücksicht auf noch lebende Persönlichkeiten, vor allem auf den Nachfolger selber.

Die 1788 und 1789 erschienene, noch keineswegs vollständige Sammlung des literarischen Nachlasses, der Œuvres de Frédéric II, zählte 25 Bände; mit Recht wurde gesagt, daß hier von einem Manne der Tat die Fruchtbarkeit der schreibseligsten Schriftsteller erreicht oder übertroffen worden sei.

Eine Erscheinung, die als ein Rätsel dastehen würde, hätte nicht Friedrich selber uns die Lösung gegeben: „Sobald ich ein paar Augenblicke übrig habe," schreibt er einmal, „ergreift mich der Schreibkitzel; ich kann diesem leichtsinnigen Vergnügen nicht widerstehen, das unterhält mich,

zerstreut mich und macht mich für später zu der Arbeit, die auf mir liegt, geeigneter."

Wir haben einen Einblick gewonnen in die harte Arbeit, die ein langes Leben hindurch und Tag für Tag ununterbrochen in Krieg und Frieden, in Diplomatie, Landesverwaltung und Staatswirtschaft, im Kabinett und auf dem Exerzierplatze von diesem Einzigen geleistet worden ist. Wir bewundern eine Schaffenskraft, der die Anspannung ein stetes Bedürfnis ist, der ein Wechsel der Anspannung bereits Erholung bedeutet und verschafft, die keine andere Erholung begehrt, als neben der Königsarbeit die Tätigkeit des Schriftstellers, die sie als wirkliche Arbeit nicht gelten läßt.

Mit dem doppelten Hinweis auf die Dienste, die ihm seine Poeterei für sein persönliches Wohlbehagen leiste, und auf die Selbstbescheidung, mit der sie sich vor der Öffentlichkeit verberge, hat Friedrich selber sie immer entschuldigt. Er scherzt, daß er, der vieux rimailleur tudesque, als guter Poet höchstens in Rußland gelten wird; er bekennt, daß jeder, der nicht französisch wie Racine schreiben kann, die Feder lieber aus der Hand legen soll; daß er selbst nur mittelmäßige Verse gemacht hat und daß unter Versen die mittelmäßigen und die schlechten gleich viel wert seien. Aber er bekennt zugleich, daß er sich eines ihm zur Gewohnheit gewordenen Vergnügens schwerlich berauben würde; daß diese Beschäftigung, wenigstens solange sie dauert, ihn glücklich macht. Sie hat ihm in schwerster Seelennot Ablenkung gegeben, sie zerstreut ihn auch, wenn die Gicht ihn plagt.

Anderseits haben die Schwierigkeiten, die der Kampf mit einer fremden Sprache bereitete, den Schriftsteller nicht abgeschreckt, diesen Kampf immer von neuem aufzunehmen. So ist er auch an die Neugestaltung älterer Abschnitte seiner historischen Denkwürdigkeiten zunächst unter dem formalen Gesichtspunkte herangegangen. „Ich lecke meine Kleinen," schreibt er 1775 bei Umarbeitung der Anfänge, „ich versuche sie zu glätten, ein Unterschied von dreißig Jahren macht es schwieriger, sich selbst zu genügen, und obgleich dieses Werk bestimmt ist, für immer in einem staubigen Archiv vergraben

zu bleiben, will ich doch nicht, daß es schlecht geschrieben sein soll." Zu groß war die Ehrfurcht, mit der er zu der Muse der Geschichte aufschaute, als daß er gewagt hätte, im Alltagskleide in ihr Heiligtum zu treten. Unübertrefflich schön hat er den unmittelbaren und persönlichen Gewinn gepriesen, den das Geschichtsstudium bietet: „In die Zeiten eindringen, die uns vorangegangen sind, die ganze Welt mit der vollen Anspannung unseres Geistes umfassen, das heißt wahrlich Eroberungen gegen die Unwissenheit und gegen den Irrtum machen; das heißt in allen Jahrhunderten gelebt haben und tatsächlich Bürger aller Orte und aller Länder werden." Nicht minder hoch aber stellte er den erzieherischen Wert der Geschichte, auf den er ihre Lehrer immer wieder hingewiesen hat, etwa in dem Sinne, in welchem Goethe das Beste an der Geschichte den Enthusiasmus genannt hat, den sie erwecke. Er hatte weiter eine sehr starke Anregung erhalten durch die neue Richtung in der Geschichtschreibung, die von Bolingbroke entwickelten, von Voltaire praktisch angewandten Grundsätze: daß Geschichte und Leben in Verbindung zu bringen seien; daß der Historiker auch die Geschichte des menschlichen Geistes und die Entwicklung des Kulturlebens in den Bereich seiner Betrachtung zu ziehen habe; daß ein Geschichtswerk nicht eine tote Notizensammlung sein dürfe, sich nicht bloß an die Gelehrten, sondern an alle Gebildeten wenden solle; daß die Geschichtschreibung eine Kunstform entwickeln müsse. Je ungenügender ihm auch auf diesem Gebiet die bisherigen Leistungen der Deutschen schienen, je weniger ihm ihr von Lessing, ganz in Übereinstimmung mit Friedrich, gerügter „Mangel an Geschicklichkeit, dem Stoffe eine Gestalt zu erteilen" entging, um so mehr strebte er an seinem Teile nach geistiger Durchdringung des Stoffes, nach Übersichtlichkeit der Anordnung und klarem und gefälligem Ausdruck, nach Leben und Anschaulichkeit der Darstellung. Das Reizmittel kleiner prickelnder Einzelzüge aber wollte er nur so weit angewendet wissen, als solche Zugaben wirklich charakteristisch seien für die Sinnesart der Fürsten und ihrer Höfe; an den Memoiren seines Höflings Pöllnitz mißfiel ihm, daß sie mit Kleinigkeiten

überladen seien. Wenn es bis auf den heutigen Tag ein Fehler vieler Historiker geblieben ist, daß sie über der Kritik des Richtigen die Kritik des Wichtigen vergessen, so hielt Friedrich auch als Geschichtschreiber stets den Blick auf das Ganze gerichtet. Er wolle nicht die Geschichte der Husaren schreiben, sagte er einmal, sondern die Geschichte der Eroberung Schlesiens. Aber er blieb auch die Antwort nicht schuldig, als Voltaire 1747 das „schreckliche und langweilige Detail" der Tagebücher über Belagerungen, Märsche, Kontermärsche, Trancheen als den Unterhaltungsstoff verabschiedeter Majore und Oberstleutnants ins Lächerliche zog und die Bemerkung daran knüpfte, der Krieg müsse wohl an sich eine sehr häßliche Sache sein, weil seine Einzelheiten so langweilig seien. Man müsse, erwiderte Friedrich, den Stoff unterscheiden von dem Ungeschick der Bearbeiter.

Nach dem Erscheinen der Histoire de mon temps hatte Schiller an der Darstellung die „Voltairische Manier" auszusetzen, die mit einem witzigen Einfall über erhebliche Details hinwegglitsche, und fand die Auffassung „doch nur individuell". Freund Körner lobte in einem Brief an Schiller, nach mancherlei Tadel, „die wirklich schöne Art", in der Friedrich von sich erzähle: „in dem Ton des wahrhaft großen Mannes, mit der Unparteilichkeit eines Fremden, ohne Anmaßung und ohne affektierte Bescheidenheit". Unter den Mitstreitern aus den beiden letzten Kriegen — Zeitgenossen der beiden ersten lebten nicht mehr — glaubten viele, Prinz Heinrich an ihrer Spitze, ihre eigenen Verdienste von dem königlichen Verfasser verkannt oder verdunkelt und stellten selbst oder durch andere, offen oder im stillen, ihre Gegenrechnung auf, zumeist mit mehr Zuversichtlichkeit als Berechtigung.

Friedrichs Geschichtserzählung ist beeinträchtigt worden durch eine souveräne Nachlässigkeit in Behandlung der Zahlen und Daten; durch das schlechte Gedächtnis des Verfassers, das seiner Umgebung auffiel und über das er sich selbst beklagt hat; durch gewisse Mängel seiner Unterlagen, denn der Verfasser hielt sich unter anderem an seine Bulletins vom Kriegsschauplatze, die nicht ohne Berechnung geschrieben

waren, und an die Berichte seiner Gesandten, die sich nicht immer zureichend unterrichtet hatten; weiter durch die fast unglaubliche Schnelligkeit des Arbeitens, ohne die er sein Tagespensum und sein Lebenswerk nie hätte leisten können. Friedrich hat endlich keineswegs ohne Haß und ohne Vorliebe geschrieben, und wie wäre dies überhaupt denkbar in einer zwischen den Kriegen, ja im ersten Entwurf zwischen den Schlachten, entstandenen Darstellung? Überall spürt man den Nachklang großer und schwerer Zeit; der Tiefdruck der Atmosphäre hält an, der Sturm hat sich für den Augenblick gelegt, ist aber noch nicht abgezogen. Durch Ironie wird die Leidenschaft zwar eingedämmt und gleichsam verdünnt, der Ton aber wiederum verschärft. Einem Grafen Brühl zeigt der Verfasser auf dem Papier ganz denselben Haß, mit dem er im Kriege die Brühlschen Besitzungen hatte verheeren lassen. Ihr Leben und ihre Bewegung, ihre Anschaulichkeit und packende Wirkung verdankt seine Darstellung gerade dieser ihrer Subjektivität.

Friedrich hat die Dinge dargestellt nicht überall so, wie sie objektiv gewesen sind, aber so, wie sie lebendig ihm vor Augen standen. An seiner inneren Wahrhaftigkeit, seiner Beteuerung, daß er die wahre Geschichte schreiben wolle, wird nicht gezweifelt werden dürfen. Und vieles kam ihm zu statten, um ihn andere Memoirenschriftsteller in dieser Hinsicht schlagen zu lassen. Er hatte keine Rücksichten auf Lebende zu nehmen. Er beabsichtigte, anders als Cäsar, nicht eine Wirkung auf die Lage des Augenblickes, die Meinung des Tages, die politischen Gegensätze auszuüben. Er konnte, was für Cäsar oder auch für Napoleon unmöglich gewesen wäre, seine Fehler als Feldherr und als Staatsmann eingestehen, und hat es getan. Vor allem aber: seine Rechenschaft über die Beweggründe seines Handelns in den entscheidenden Augenblicken, an den großen Wendepunkten seines Lebens hat sich doch schließlich als zuverlässig erwiesen. Er hat nicht verschweigen wollen, daß an seiner ersten Unternehmung der Ehrgeiz seinen Anteil gehabt hat. Er hat sich über den Unwert der preußischen Rechtsansprüche auf Pomerellen deutlich genug geäußert.

Er hat sein Vorgehen bei der Teilung Polens mit einer Offenheit besprochen, die einer unserer hervorragendsten Geschichtsforscher erschreckend genannt hat. Je mehr der urkundlichen Zeugnisse über diese Verhandlung an das Licht getreten, um so mehr sind Friedrichs Mitteilungen bestätigt worden. Und für die Vorgeschichte des siebenjährigen Krieges hat sich seine Darstellung alten und neuen Angriffen gegenüber sieghaft behauptet.

Friedrichs Wahrhaftigkeit hat sich nun auch darin gezeigt, daß er die Dinge beim rechten Namen zu nennen den Mut gewann, ohne sich den Selbsttäuschungen hinzugeben, die den Verfasser des Antimachiavell noch bis zu einem gewissen Grade gefangen gehalten hatten. Er hatte die Welt und sich selbst kennen gelernt. Er nennt es nur zu richtig ein durch die Erfahrung aller Zeiten festgestelltes und erhärtetes Prinzip, daß in Sachen der Politik nicht immer eine genaue Gerechtigkeit, sondern sehr oft die Konvenienz den Vorsitz im Rate führt und die Handlungen der Fürsten bestimmt, und deshalb hatte er sehr bald dem einst von ihm so scharf angegriffenen Machiavell eine Ehrenerklärung gegeben. Nicht Friedrich hat die Ära der Konvenienzpolitik heraufgeführt, wie von seinen Gegnern, ganz unhistorisch, wohl behauptet worden ist. Von dem „sublimen Recht der Konvenienz" sprach man schon vor seinem Regierungsantritt, und unendlich viel älter als der Sprachgebrauch ist die Sache. Die Konvenienzpolitik mit ihrem Bestreben, das Staatsgebiet zusammenzuballen und abzurunden, abseits gelegene Besitztümer, Vorlande, Außenposten abzustoßen und gegen Enklaven, Bindeglieder, Füllstücke umzutauschen, starke Grenzen, natürliche Grenzen zu gewinnen, was ist sie anderes gewesen als die gesunde Reaktion gegen die territorialen Ergebnisse des feudalen Staats- und Fürstenrechts, das, in Übertragung rein privatrechtlicher Anschauungen auf das öffentliche Leben, Land und Leute als Erbgut und Heiratsgut von einem Besitzer auf den andern, von einer Linie des erlauchten Stammbaums auf die andere übergehen ließ, heute bei einer Erbschaftsteilung auseinanderriß und morgen mit Stücken aus

anderer Erbschaftsmasse zusammenschweißte, bis der Wirrwarr der Landkarte immer bunter, die Unnatur der Besitzklitterung immer widersinniger wurde. Die Reaktion war um so berechtigter, als der augenblickliche Rechtszustand, gegen den sie sich richtete, doch im letzten Grunde ein usurpierter war, denn die Erblichkeit hatten im Feudalstaat die Inhaber der Lehnsämter und Lehnsgüter erst ertrotzt.

Das Recht der Konvenienz hatten zu Friedrich Wilhelms I. Zeiten die großen Staaten, auf ihre Macht pochend, dem schwächeren Preußen aufzwingen wollen. Solch unerträglichen Anspruch nicht zu dulden, war der stolze Vorsatz schon des Kronprinzen Friedrich, dann, vom ersten Augenblicke der Regierung an, des jungen Königs fester Entschluß gewesen. In seinen Memoiren, die diesen Gesichtspunkt scharf voranstellen, ist das eigentliche Thema die Darlegung, wie sein Preußen sich neben den alten Mächten und gegen sie zur Selbständigkeit emporgerungen, inmitten einer feindlichen Welt das eigene Interesse zu wahren und zu fördern verstanden hat. Nicht umsonst hatte ein erfahrener Mentor einst dem Kronprinzen gesagt, daß die modernen Maximen in der Politik den, welcher dem allgemeinen Brauche nicht folge, fast der Lächerlichkeit preisgäben, und daß ein Fürst, der sich auf Rechtlichkeit versteifen wollte, inmitten aller Schlingen und Fallstricke den schwersten Stand haben würde.

Friedrich war frühzeitig auf den Unterschied zwischen privater und öffentlicher Moral geführt worden, der sich aus dem eigensten Wesen des Staates ergibt: aus der Verpflichtung des Staates, seine Macht zu wahren, sich als Macht durchzusetzen und zu behaupten, aus der „natürlichen" Verpflichtung dazu, von der Ludwig XIV. einmal gesprochen hat. Kaunitz, um noch einen anderen der großen Realpolitiker zu hören, hat einst während der Irrungen wegen der Scheldeschiffahrt zu einem holländischen Diplomaten gerade herausgesagt, kein Vertrag binde länger, als das Verhältnis daure, unter dem er geschlossen sei. Friedrich hat die Eide der Minister als gleichwertig mit den Eiden der Liebenden erklärt. Wie er grundsätzlich sich zu der Frage nach der

Verbindlichkeit der Staatsverträge geäußert hat, wie er von dem Fürsten verlangt, daß er, dem Wohle der Untertanen sich opfernd, lieber einen Vertrag brechen, als das Staatswohl gefährden soll, wie er diese Forderung in der späteren Fassung der Denkwürdigkeiten über seinen ersten Krieg auf ganz bestimmte Fälle eingeschränkt hat, das haben wir in anderem Zusammenhang bereits gehört.

Unverkennbar dämpft der Verfasser der Histoire de mon temps den Ton, zumal in den später entstandenen Teilen, wenn die Leistungen der Politik und Diplomatie zu würdigen sind. In dem Vorwort zu der Darstellung des siebenjährigen Krieges wird „politischen Intriguen", wenn sie zu nichts führen, kein größerer Anspruch auf Beachtung zuerkannt, als den kleinen Reibereien, den „Trakasserien", in der Gesellschaft. Am Schluß der Memoiren über die Teilung Polens nennt Friedrich bei einem Ausblick in die Zukunft die politischen Berechnungen das Kinderspielzeug der Greise. Immerhin wird von der Politik, die mit „Geduld, Festigkeit und Geschicklichkeit" die Erwerbung von Westpreußen herbeiführte, mit einem gewissen befriedigten Selbstgefühl gesprochen; um so skeptischer blickt wieder die Schlußbetrachtung der Geschichte des Krieges von 1778 in die Zukunft. Über die Zunft der Diplomaten insgemein hat sich Friedrich bisweilen kaum minder verächtlich geäußert, als über die eine, ihm geradezu lächerlich erscheinende Spezies dieser Zunft, die rechtsgelehrten Bevollmächtigten am Reichstage, die Pedanten von Regensburg, und wenigstens zum Teil erklärt sich bei ihm aus dieser Geringschätzung die ganz auffällige Gleichgültigkeit, mit der er nur zu oft bei der Auswahl seiner eigenen diplomatischen Vertreter verfuhr. Die „hohlen und unsinnigen Hirngespinste der Diplomaten", d. h. alles, was nach Projektenmacherei aussah, waren ihm verdächtig; sein Minister Hertzberg mußte für einen künstlichen Vorschlag zu einem großen Ländertausch die Zurechtweisung hinnehmen: „Geht spazieren mit Euren unwürdigen Plänen, Ihr seid zum Minister für Kujone wie den Kurfürsten von Bayern geschaffen, aber nicht für mich."

Friedrichs Politik erscheint groß in dem hohen Flug ihrer

ersten kühnen Entwürfe und in der stolzen Sprache, mit der sie für Preußen den Einlaß in den Kreis der alten Mächte forderte. Groß vor allem in der Beherztheit, mit der sie jedesmal in der Stunde der Entscheidung den Entschluß gefunden hat. Sie erscheint groß in der Selbstbescheidung und Mäßigung, die sie sich trotz der ersten großen Erfolge nach dem Einblick in die Beschränktheit ihrer Mittel aufzuerlegen verstand; groß wieder in der Besonnenheit und Festigkeit, mit der sie nach manchen Bedenklichkeiten und längerem Zaudern eine verwickelte diplomatische Aktion, wie die von 1771, zum glücklichen Ende geführt hat; groß endlich in der vornehmen Geschlossenheit, mit der sie bei Anlässen wie dem von 1778 und 1785, ein würdiges, obgleich beschränktes Ziel im Auge, der Versuchung widerstand, durch begehrliches Ausgreifen im Geiste jener Hertzbergschen Projekte eine einfache und klare Lage zu verwirren und zu verdunkeln. Aber bei aller Großzügigkeit hat diese Politik in keinem Lebensabschnitt ihres königlichen Trägers verzichtet auf die kleinen, ja kleinlichen Künste der herkömmlichen Diplomatie, auf allerhand eigenartige Hausmittelchen, auf das, was Kaunitz „diensame Ministerialmittel" zu nennen pflegte. Ohne Frage waren des großen Friedrich diese kleinen Mittel nicht gerade würdig, und sie standen ihm nicht einmal ganz zu Gesichte; denn wie es einst dem jungen Prinzen schwer geworden war, die „verschwiegene Kunst des Verstellens" zu erlernen und dem Vater statt des trotzigen Gesichts ein freundliches zu zeigen, so hieß es noch von dem greisen Könige bei den fremden Diplomaten, daß er den Ausdruck seiner Züge nicht in seiner Gewalt habe. Friedrich ist in seinen letzten Regierungsjahren, um Frankreich von Österreich zu trennen, in seinen Mitteln nicht wählerischer gewesen, als ein Menschenalter zuvor der Wiener Hof in seinem Bestreben, Unkraut in den Weizen des damaligen französischen Bündnisses mit Preußen zu säen. Und er hat, als das Wiederaufsteigen des österreichischen Sterns am russischen Himmel ihn beunruhigte, es bei der Zarin an Umtrieben gegen seinen Nebenbuhler Joseph nicht fehlen lassen. Ja, er hat gelegentlich kleine Künste spielen lassen,

von denen er sich doch von vornherein Erfolg nicht versprochen haben würde, hätte er nicht auf die große Mehrzahl seiner fürstlichen Zeitgenossen, die große Katharina nicht ausgenommen, mit Unterschätzung ihrer geistigen Bedeutung herabgesehen.

Auch dafür bieten seine Memoiren zahlreiche Belege, ganz zu geschweigen von dem satirischen „Codicille" von 1770 oder jenem Briefe von 1782 an den Herzog von Braunschweig, wo er die Fürsten Europas mit ihren Schwächen und ihren Torheiten Revue passieren läßt. Beispiele wie der Fürst von Anhalt-Köthen, der an der Tafelrunde von Sanssouci über die Volkszahl seines angestammten Reiches nicht Auskunft zu erteilen vermochte, erregten die Spottlust des Königs von Preußen immer von neuem und ließen ihn die Tatsache übersehen, daß in Deutschland und in Europa ein neues Herrschergeschlecht herangewachsen war, welches sich in zahlreichen Vertretern von der Generation von 1740 sehr vorteilhaft unterschied; schon 1775 hatte Voltaire ganz treffend bemerkt, man könne jetzt fast unter allen Souveränen Europas den Wetteifer beobachten, sich durch große und nützliche Schöpfungen auszuzeichnen. Friedrichs aufgeklärter Absolutismus begann in Europa Schule zu machen, und bis zu gewissem Grade hat sein Spott über seine fürstlichen Mitbrüder sie angetrieben, dem großen Muster nachzueifern. Sie fürchteten sein spöttisches Gesicht: ridendo stimulat reges — das wollte einem Zeitgenossen als passende Umschrift für eine Medaille auf Friedrich erscheinen.

Wir erinnern uns, daß Friedrich einen großen Teil des Zufälligen und Unberechenbaren im Verlauf der Weltbegebenheiten auf die Rechnung der menschlichen Torheit zu setzen geneigt war; in diesem Sinne nennt er die Politik ein Spiel des Zufalls, weil Könige, Fürsten, Minister eben Menschen seien wie die anderen auch. Das Kapitel von den kleinen Ursachen und ihren großen Wirkungen nimmt in seiner Geschichtsbetrachtung einen breiten Raum ein. „Man muß nur alt werden," sagt er 1781, „und man wird aus der Erfahrung lernen, daß nichts unmöglich ist und daß der, welcher

die Impertinenz hat, am längsten zu leben, immer etwas Neues vorfindet . . . Ich habe Ludwig XIV., kaum im Grabe, mißachtet und vergessen gesehen; ich habe eine Poisson und eine Madame Lange als Königinnen von Frankreich gesehen; ich habe Feuer und Wasser sich vereinen, die Bourbonen mit den Habsburgern sich verbinden sehen; ich habe die Jesuiten vernichtet gesehen; ich habe die Philosophie die Wahrheit aus dem Schacht fördern sehen, ich habe Barbaren Voltaire die letzte Ruhe verweigern sehen; ich sehe rebellische Kinder gegen ihren Vater, den Papst sich auflehnen; ich sehe noch viele andere Dinge und schweige." „Das Los der menschlichen Dinge," schreibt er 1779 in dem Schlußheft seiner Zeitgeschichte, „ist dies: kleine Interessen entscheiden über die größten Angelegenheiten."

Aber in demselben Jahr hat Friedrich in einem Brief an d'Alembert das goldene Wort niedergelegt: „die Evidenz der wahrhaften Interessen der Staaten behält über die vorübergehenden Illusionen die Oberhand." Es gebe, setzt er hinzu, auch in der Politik Dinge von annähernd mathematischer Sicherheit; es hänge dann nur von der Zeit und den Umständen ab, daß solche Idee sich durchsetze und daß die Verblendung aufhöre.

Das war dasjenige Maß von Optimismus, dessen seine Geschichtsbetrachtung fähig war, da sie zu der Annahme einer göttlichen Weltregierung sich nicht zu erheben wagte.

Friedrichs äußeres Leben verlief seit dem siebenjährigen Kriege so regelmäßig und einförmig wie möglich. Sein Minister Schulenburg hat gesagt, daß man im voraus einen Kalender dafür aufstellen konnte, was er an dem oder jenem Tage tun würde: „Es schien sogar, daß sein Wille dem Physischen gebot, denn wenn er noch vor bestimmten Revuen und Reisen im Bette lag, war er, wenn der Tag erschien, besser und tat, was er sich vorgenommen hatte." Zum Winteraufenthalt, dem sogenannten Karneval, kam er wie

schon in den letzten Jahren vor dem Kriege, immer erst in den Weihnachtstagen nach Berlin und blieb den Januar hindurch dort; aber 1768 verließ er die Hauptstadt schon am 23. Januar, dem Vorabend seines Wiegenfestes, und machte bald diesen Reisetag zur Regel, um der offiziellen Geburtstagsfeier aus dem Wege zu gehen. Bei diesen Winterbesuchen in der Hauptstadt benützte der König, der sich sonst nur zu Pferde öffentlich zeigte, für die Fahrten zur Oper und für Besuchsfahrten noch die unförmliche achtspännige Staatskarosse, die vor einem halben Jahrhundert als Glanzleistung der Berliner Wagenbaukunst bewundert worden war, und wie ehedem schritten in zwei Reihen die Läufer mit ihren Stäben, Schärpen und Federhüten voraus; aber ihre Gangart war nicht eben eine beschleunigte, denn es waren Kriegsinvaliden, die in wohlverdientem Ruhestand jetzt den Läuferdienst verrichteten, und der greise Siegesheld ließ aus Rücksicht auf die morschen Knochen seiner wackeren Kriegskameraden seine altmodische Kutsche nur in feierlichstem Zuge sich fortbewegen.

Im April, zugleich mit der Übersiedlung aus dem Potsdamer Stadtschlosse nach Sanssouci, begann das militärische Jahr mit den Exerzitien der Potsdamer Garnison. Den 10. April, den Jahrestag seiner ersten Schlacht, feierte er jedes Jahr damit, daß er das erste Bataillon Garde antreten und zweimal mit Pelotons chargieren ließ und dann feierlich mit den Worten entließ: „So machten es eure Vorfahren bei Mollwitz." In der ersten Hälfte des Mai kam der König auf zwei bis drei Tage zur Besichtigung der märkischen Regimenter, um den 20. Mai auf drei bis vier Tage zur Parade nach Berlin. Daran schloß sich noch im Mai die Revuenreise nach Pommern, Anfang Juni die nach dem Magdeburgischen; nach 1772 fanden beide in umgekehrter Reihenfolge statt, da jetzt der König von Stargard aus regelmäßig die weitere Reise nach Westpreußen antrat. An einem Tage um die Mitte des Juni versammelte er in Potsdam die Minister des Generaldirektoriums zur Feststellung des Staatshaushalts für das in diesem Monat beginnende Rech-

nungsjahr. Es folgten die Wochen, die er als seine Ferien zu bezeichnen pflegte, die ganz stillen Sommertage in Sanssouci oder im Neuen Palais. Fast stets am 15. August wurde für den Rest des Monats nach Schlesien aufgebrochen. Im September wurde seit 1773 auf dem Wedding bei Berlin ein eintägiges Artilleriemanöver abgehalten, das den König veranlaßte, die vorangehende Nacht in unmittelbarer Nähe des Schießplatzes auf dem „Gesundbrunnen" zuzubringen. Mit dem drei- bis viertägigen Manöver bei Potsdam in der vorletzten Septemberwoche schloß der Felddienst ab. Erst im November wurde Sanssouci wieder mit dem Potsdamer Stadtschloß vertauscht.

Dem Potsdamer Herbstmanöver und den Revuen durften fremdherrliche Offiziere beiwohnen, die von Jahr zu Jahr in größerer Anzahl kamen, Franzosen, Russen, Engländer, Holländer, Sachsen, gelegentlich auch ein Spanier. Bei diesem Anlaß haben sich auf schlesischem Boden die Gegner aus dem amerikanischen Unabhängigkeitskriege, Lord Cornwallis und Marquis de Lafayette, getroffen. Friedrichs Manöver galten der Welt als die hohe Schule der Kriegskunst. Noch war der Glaube an die Überlegenheit der preußischen Taktik, trotz der geringen Erfolge des Feldzugs von 1778, nicht erschüttert. Friedrich hat seinen Nachfolgern empfohlen, an den bestehenden Einrichtungen so lange festzuhalten, als die Kriegskunst sich nicht verändern würde, d. h. so lange nicht Fortschritte in der Kriegführung, neue Erfahrungen in der Praxis zu Veränderungen Anlaß geben würden. Aus solchem Grunde hatte er selber in seinen Anfängen seine Reiterei sich gleichsam neugeschaffen und die Infanterie zu einer früher ungeahnten Beweglichkeit ausgebildet; in diesem Sinne hat er während und nach dem siebenjährigen Kriege, zuletzt noch 1782, die Artillerie vermehrt, sie erst zu einer selbständigen Waffe erhoben. Für seine letzte Zeit ist die Aufmerksamkeit kennzeichnend, die er dem zerstreuten Gefecht zuzuwenden begann. Unter Offizieren, die in Amerika mit dieser Kampfesart vertraut geworden waren, stellte er im letzten Regierungsjahre drei ständige Freiregimenter zu je zwei Bataillonen

auf, nachdem die Erfahrung des letzten Krieges die Unzuträglichkeiten gezeigt hatte, die mit einer erst bei Beginn des Kampfes bewirkten Anwerbung leichter Truppen verbunden waren.

Die alte Freude aber an seinem Heere gewann der König nicht wieder. Der Feldzug von 1778 hatte ihn noch unzufriedener gemacht. Er rechnete diese Episode gar nicht als Krieg: er spricht in einem Befehl aus dem Jahre 1782 von dem zwanzigjährigen Frieden, den das Heer jetzt gehabt habe. Immer wieder mahnte er, im Friedensdienst „die Kriegsgedanken nicht einschläfern zu lassen". Immer schwerer wurde es, seinen Anforderungen zu genügen. Bei der Revue von Neiße im Herbst 1784 blieb er fast den ganzen Tag für sich allein, ohne jemand anzureden; es hieß, daß er seinen Schreckensblick habe. Damals erging an den Inspekteur der schlesischen Infanterie, den sonst so hochgeschätzten Tauentzien, eine in die ungnädigsten Ausdrücke gekleidete Kabinettsordre, die an eine scharfe Kritik der einzelnen Truppenteile das Gesamtverdikt knüpfte, daß die Armee in Schlesien noch nie so schlecht gewesen sei, wie jetzt: „wenn ich Schuster oder Schneider zu Generalen machte, könnten die Regimenter nicht schlechter sein".

Durch die alljährlichen Reisen blieb der Einsiedler von Potsdam mit der Außenwelt in lebendiger Berührung. Wo er erwartet wurde, waren groß und klein, Untertanen und Fremde gleichmäßig in Bewegung, um seinen Anblick nicht zu versäumen. Ein junger Hamburger Patriziersohn, Piter Poel, der 1783 in Potsdam einer Musterung zuschaute, hat uns den überwältigenden Eindruck geschildert, welchen der Anblick des Greises auf ihn machte, „dessen Name alles Denkwürdige eines halben Jahrhunderts bezeichnete und dessen Taten, Leiden und Gefahren, dessen königliche und menschliche Worte, dessen angestrengte Arbeiten und heitere Tisch- und Abendgespräche überall, von meiner Kindheit an, ein unerschöpflicher Stoff der Unterhaltung gewesen waren"; tief ergriffen schaute er jetzt vor sich „die schon durch so viele Abbildungen bekannten Züge und den durchdringenden Blick";

aber das Bild schien „kaum mehr der Gegenwart anzugehören, so sichtbar waren die Spuren der Hinfälligkeit in dem zusammengesunkenen Körper und der schlaffen Bewegung der Glieder".

Wie war nun die Stimmung, welche die Fremden in Preußen vorfanden? War der alte König bei seinen Untertanen populär?

Als der Schweizer Zimmermann, der bekannte Arzt, 1771 nach Berlin kam, sagte er sich, so viel Böses niemals und nirgends gegen Friedrich den Großen gehört zu haben, wie in Berlin — eine Wahrnehmung, die ihn mit einem Seitenblick auf die Zustände in der Heimat zu der Bemerkung veranlaßte, er habe in Berlin tausendmal mehr Freiheit gefunden, als in der Schweiz und zumal in Bern: „alle Menschen von jedem Stande konnten sagen, was ihnen beliebte, und keinem wird dafür ein Haar gekrümmt." Eine ganz veränderte Stimmung fand acht Jahre später — der bayrische Erbfolgekrieg lag dazwischen — der Mainzer Georg Forster in Berlin vor. Ihm war es ärgerlich, „daß alles, bis auf die gescheitesten, einsichtsvollsten Leute, den König vergöttert und so närrisch anbetet, daß selbst was schlecht, falsch, unbillig oder wunderlich an ihm ist, schlechterdings als vortrefflich und übermenschlich genannt werden muß". Der Zimmermannsche und der Forstersche Bericht, nebeneinandergehalten, bestätigen die Angaben Friedrich Nicolais über die Wandlungen im Urteil der Berliner über Friedrich. Nach dem „unbeschreiblichen Enthusiasmus", der sich während des siebenjährigen Krieges „sowohl der Untertanen als selbst weit entfernter Ausländer" bemächtigt hatte, trat in den ersten Friedensjahren, unter dem Druck einer wirtschaftlichen Notlage ein entschiedener Rückschlag ein: „man hielt den König," sagt Nicolai, „fast allgemein für einen bloßen Soldaten, dessen Pläne nur auf Krieg gerichtet wären." Dieses Vorurteil sei endlich gewichen, zumal seitdem in der Teuerung und Hungersnot zu Beginn der siebziger Jahre sich die Umsicht und der Nutzen seiner Wirtschaftspolitik offenbart habe: „Aufmerksame Beobachter fingen an einzusehen, welche große

Wirkungen ununterbrochene Tätigkeit, die nur auf wenige aber wohlgeordnete Zwecke sich einschränkt, verbunden mit Ordnung und mit unermüdetem Ausdauern hervorbringen kann."

Forster hatte in Berlin in Nicolais Kreise verkehrt, in der Gemeinde der Aufklärer. Wäre er nicht bloß mit den freisinnigen Theologen, sondern etwa auch mit dem positiver gerichteten Konsistorialrat Büsching in Berührung gekommen, er würde auch minder lobende Urteile über Friedrich gehört haben. Wie die erklärten Gegner der Berliner Aufklärung dachten, wissen wir aus den Briefen des „Magus im Norden", des Königsberger Akzisesekretärs Hamann. Dem war Berlin das verhaßte „Babel"; er schalt, daß alles ein Leisten, ein Schuh sein solle, Fabriken und Heerdienst, Literatur und Kritik, und von der brandenburgischen Herrschaft über Preußen meinte er: „Es war dem Herzogtum keine solche Schande, von Polen abzuhangen, als es dem Königreich ein Unglück ist, abzuhangen von der Politik der Chaldäer im deutschen Reiche." Minder fanatisch, aber hinreichend offenherzig äußerte sich Wieland: „König Friedrich ist zwar ein großer Mann, aber vor dem Glück, unter seinem Stocke sive Zepter zu leben, bewahre uns der liebe Herrgott."

Begeben wir uns aus dem engeren Kreise der Gebildeten in die Mitte des Volks. Der Breslauer Garve hat zutreffend bemerkt, der König habe sehr wohl gewußt, daß viele seiner Maßnahmen zum Besten des Landes nicht den Beifall des Publikums hatten, sondern bald Mißvergnügen, bald Tadel erregten, wie die Einschränkung des Handels zugunsten der Fabriken und selbst die Kolonieanlagen; aber er sei imstande gewesen, sich durch die bloße feste Überzeugung von der Nützlichkeit oder Rechtmäßigkeit einer Handlung für den ausbleibenden Ruhm und selbst für den Tadel schadlos zu halten. Nach so mancher Neuerung, durch die er seit 1763 die öffentliche Meinung gegen sich herausgefordert hatte, nach dem neuen Akzisetarif, der Berufung der französischen Zöllner, der Besteuerung des Transithandels und dem Tabaksmonopol, trug endlich 1781 die Einführung der Kaffeeregie die stärkste

Erregung in die Gemüter. Und nun spielt sich vor unseren Augen jener kennzeichnende Auftritt ab. Der alte König reitet, nur von einem Reitknecht begleitet, durch die Jägerstraße und sieht schon von weitem, wie am Werderschen Markt das Volk sich drängt. „Sie haben etwas auf Eure Majestät angeschlagen," berichtet der vorausgeschickte Heiduck, und jetzt nähergekommen gewahrt der König im Bilde sich selbst, kläglich auf einem Fußschemel hockend, eine Kaffeemühle zwischen den Knien, mit der Rechten mahlend, mit der Linken gierig nach den herausfallenden Bohnen greifend. „Hängt es doch niedriger, daß die Leute sich nicht den Hals ausrecken," ruft er mit entsprechender Handbewegung. Ungeheurer Jubel bricht aus, die Karikatur wird in tausend Fetzen zerrissen, unter lautem Hochrufen reitet der König langsam von dannen.

Friedrichs Popularität in den niederen Volksschichten war unzerstörbar, sie trotzte auch dem Ärger über die fiskalische Kaffeeriecherei. Wir hören, wie im Dezember 1779 nach dem objektiv durchaus fehlgreifenden Machtspruch zugunsten des Wassermüllers Arnold und nach der Entlassung des Großkanzlers Fürst die vornehme Gesellschaft bei dem gestürzten Minister in langer Wagenreihe auffuhr, die Berliner Bürger aber ihre Häuser festlich erleuchteten und die Bauern vom Lande unter des Königs Fenster sich versammelten. Daß noch ein jeder, der unter der Bittschriftenlinde am Potsdamer Stadtschloß seinen Brief emporhielt, sicher war, ihn entgegengenommen zu sehen, das gab dem Volke ein unbegrenztes Vertrauen zu der Gerechtigkeitsliebe des Königs, ob immer den Verwaltungsbehörden und den Gerichten die Prüfung dieser nur zu oft unbegründeten Querelen manche Unbequemlichkeit und viel Zeitverlust verursachte. Unbemerkt in die unmittelbare Nähe des Monarchen zu kommen, war nicht eben schwer. In Sanssouci zog nur für die Nacht ein Unteroffizier mit sechs Grenadieren zur Wache auf; bei Tage war der König hier ohne jede Bedeckung und duldete nicht einmal, daß die Türen verschlossen wurden. Einer seiner Tischgäste war sehr erstaunt, als er eines Tages eine große

Menge Landleute auf der Terrasse beim Schlosse traf, wohl an sechzig; sie wollten eine Bittschrift überreichen, niemand hielt sie zurück.

Ausländer, die zum ersten Male in Berlin weilten, waren höchst überrascht, wenn der König aus Potsdam herüberkam, und sie nun die nergelnden, absprechenden, schmähsüchtigen Berliner gar nicht wiedererkannten. „Sie können sich nicht vorstellen," schreibt 1777 der eben eingetroffene englische Gesandte Elliot in einem vertraulichen Brief an einen Verwandten, „wie das Volk sich freute, ihn zu Pferde zu sehen; alles Klubgeschwätz von einem Lande, das unter dem Gewicht seiner Lasten stöhne, und von einer Nation, die mit eiserner Rute regiert werde, verschwand vor dem aufrichtigen Zuruf aller Schichten der Bevölkerung, die sich verbanden, ihre Begeisterung für ihren großen Monarchen zu bezeigen." Ritt der König nach einer Truppenbesichtigung vom Tempelhofer Felde in die Stadt ein, unaufhörlich den Hut abnehmend, dann war „das ganze Rondell und die Wilhelmsstraße gedrückt voll Menschen, alle Fenster voll, alle Häupter entblößt"; und doch „war nichts geschehen", so sagt einer aus der Schar dieser ehrfurchtsvollen Tausende, „nur ein dreiundsiebzigjähriger alter Mann, schlecht gekleidet, staubbedeckt, kehrte von seinem mühsamen Tagewerk zurück; aber jedermann wußte, daß dieser Alte auch für ihn arbeite, daß er sein ganzes Leben an diese Arbeit gesetzt und sie seit 45 Jahren auch nicht einen Tag versäumt hatte".

Hören wir nochmals einen Fremden, den Franzosen de Laveaux, der längere Zeit in Berlin gelebt hat: „Sein Brauch, alle Eingaben der Untertanen zu lesen, mußte dem König unendliche Mühe und Überdruß verursachen, aber er unterrichtete sich dadurch über alles, was vorging, und hielt alle seine Minister und Beamten in einer viel stärkeren Furcht, als sie der blinde Despotismus, der aus Laune Köpfe springen läßt, einflößen kann. Wenn ein Minister einen zu hohen Ton gegen einen Bauern anschlug, setzte der Bauer den Hut auf den Kopf und sagte: Ich gehe zum König! und diese Freiheit, dem Könige alles zu sagen, erleichterte scheinbar die

Last, die man für diesen König trug." Dazu kam, daß die Spenden aus jenem großen Dispositionsfonds, den Friedrich für außerordentliche Ausgaben bereit hatte, unmittelbar als Wohltaten aus der eigenen Hand des Königs empfunden wurden. Die weise Verteilung seiner Wohltaten, sagt derselbe Berichterstatter, „sicherte ihm Segnungen und Liebe in allen Provinzen seines Staates, in allen Verhältnissen, in allen Städten, in allen Dörfern und Weilern. Alles, was in Preußen atmete, hing sozusagen unmittelbar von ihm ab".

Wir begleiten den alten König auf seiner letzten Dienstreise am 18. August 1785 nach Hirschberg. Viele Tausende erwarten ihn seit Stunden, aus der ganzen Gegend zusammengeströmt. Ein Augenzeuge erzählt: „Man las auf allen Gesichtern, daß man etwas Großes mit Freuden erwarte. Endlich kam er, der Einzige, und aller Augen waren mit dem sprechendsten Ausdruck von Ehrfurcht und Liebe auf ihn gerichtet. Ich kann die Empfindungen nicht beschreiben, die sich meiner und gewiß eines jeden bemächtigten, als ich ihn sah, den Greis, in der schwachen Hand den Hut, im großen Auge freundlichen Vaterblick auf die unzählige Menge, die seinen Wagen umgab und stromweise begleitete. . . . Alle, die das Glück traf, ihn zu sprechen, waren über die väterliche Milde des großen Königs außerordentlich gerührt. Der ganze Tag war für die Stadt ein Festtag, und man sprach von nichts, als daß der König so freundlich gewesen wäre und auf die Menge so mit Wohlgefallen geblickt hätte." Hier war es, wo er den Dank einer Abordnung Greiffenberger Bürger für ein Gnadengeschenk zum Wiederaufbau ihrer abgebrannten Häuser „sichtlich gerührt" mit den Worten ablehnte: „Sie haben nicht Ursach, sich deswegen bei mir zu bedanken, es ist meine Schuldigkeit, dafür bin ich da."

Friedrich besaß die große Kunst und in den meisten Fällen auch den guten Willen, in jedem Gespräch sich der Sphäre des Angeredeten anzupassen, mochte er nun einen General oder Diplomaten, einen Gelehrten oder Künstler, einen Kaufmann oder Handwerker, einen Pächter oder Bauer vor sich sehen. Lord Conway, der 1774 wohl einem menschen-

scheuen Einsiedler oder gar einem finsteren Menschenfeind gegenüberzutreten erwartet hatte, war erstaunt über die Leichtigkeit und Freiheit, mit der der preußische König das Gespräch über die verschiedenartigsten Gegenstände dahingleiten ließ; es war „das gerade Gegenteil" von dem, was der Engländer sich vorgestellt hatte. Andere Diplomaten, die an den preußischen Hof gingen, warnte man, vor des alten Königs einnehmendem Wesen und seiner „fast unwiderstehlichen Beredsamkeit" auf der Hut zu sein. Auch Helvetius lernte 1785 einen Charmeur in ihm kennen: „bestechend wie Voltaire — wenn er gefallen will". Nicht umsonst und nicht bloß wegen seiner politischen Erfolge nannte man ihn den „alten Zauberer". „Seines eigenen Ruhmes gewiß," schreibt ein Engländer 1776, „und der Gemüter kundig, auf die er Eindruck machen will, weiß er, daß ein Lächeln von ihm mehr wirkt, als wenn er all seine Schätze ausgäbe." „Wenn man ihn zum ersten Male sah," bezeugt Laveaux, „und bei der mit einem so großen Manne verknüpften Idee einige Unruhe empfand, so war man nach der ersten Frage, die er stellte, beruhigt." Er hatte die Gabe, es jedermann leicht zu machen (de mettre tout le monde à son aise), versichern der Literat Laveaux und der Diplomat Edelsheim mit den gleichen Worten. Der Rektor Meierotto hatte dieselbe Empfindung: jede Schüchternheit habe verschwinden müssen, bei der guten Laune und Lebhaftigkeit des Königs. Johannes v. Müller war nach der Audienz, in der er so wenig gefiel, enthusiasmiert, Zimmermann nach dem ersten Empfang „zu Tränen gerührt". Der Leutnant Massenbach war alsbald durch die „ungemein sanfte und Vertrauen erweckende" Stimme bezaubert; von dem Mienenspiel des Siebzigjährigen sagt er: „Ich habe noch nie einen Menschen gesehen, auf dessen Gesicht alle Gedanken der Seele sich ebenso schnell ausdrückten als Gedanken aufeinander folgen. Das war eine Mobilität, die mich in Erstaunen setzte, dieser königliche Ernst, und dann wieder diese königliche Milde. Den Ausdruck, der in dem Auge dieses Königs lag, hat kein Maler erreicht, er war unerreichbar."

Friedrich sprach lieber, als er hörte — darin stimmen

alle Berichte überein — und liebte kurze und bestimmte Antworten. Mit der Etikette nahm er es dabei nicht genau; Zimmermann wurde nach seiner Audienz von dem gleichzeitig empfangenen Generalstabsarzt Schmucker darauf aufmerksam gemacht, daß er unerhörterweise vor Seiner Majestät gestikuliert habe. Friedrich liebte es, sagt der Akademiker Thiébault, bei diesen Unterredungen den König anscheinend zu vergessen, allerdings immer mit dem geheimen Vorbehalt, daß der ihm Gegenüberstehende den König nicht vergessen werde. Als 1781 in Schmiedeberg die schlesischen Kaufleute seine Vorschläge zur Hebung ihres Leinenhandels als undurchführbar bezeichneten, erwiderte er: „Nu nu, es sind nur so Ideen, die ich habe, Sie müssen das freilich besser verstehen, ich komme zu Ihnen in die Schule." Auf ihre Bitte um Verbesserung der Landstraßen antwortete er lächelnd: „Ich werde Ihre Befehle respektieren, ich bin darum da."

Fremde wie Laveaux fanden, daß in Preußen das Volk in gewisser Beziehung sich größerer Freiheit erfreue, als in anderen, an sich minder despotisch regierten Staaten, wo man gleichwohl die Minister, die Sekretäre, die Kammerdiener, die Mätressen und die Kammerfrauen der Mätressen zu fürchten habe: in Berlin fürchte das Volk nur den König, und so bestehe zwischen allen Einwohnern von Berlin eine bürgerliche Gleichheit, die den gesellschaftlichen Verkehr hier sehr angenehm mache; ohne den anmaßlichen Dünkel des Beamtentums suche der Minister sein Ansehen vielmehr durch Verbindlichkeit und Leutseligkeit zu erhöhen. Der Minister wisse im Grunde nur zu gut, wie wenig er eigentlich gelte.

Wir dürfen hinzusetzen, daß die Minister, ja die Beamten insgemein dies nicht bloß wußten, sondern auch peinlich empfanden. Hier treten wir in das Lager der entschieden Mißvergnügten ein.

Der junge König war mit seinen alten Ministern nicht immer fein säuberlich umgegangen; wie hätte der alte König den jungen Beamtennachwuchs schonen sollen. Wenn ehedem Voltaire ihm Artigkeiten sagte, so vergaß er unter allen anderen Ruhmestiteln nicht den des Herrschers, der ohne Mini-

ster regiere, und in der Tat spielten in Preußen die Minister ausnahmslos eine sehr bescheidene Rolle im Vergleich zu den hohen Würdenträgern der anderen Staaten. Der König hatte sich für die Behandlung aller seiner Diener eine eigene Pädagogik zurechtgelegt. Getreu seinem Grundsatz, die Menschen, die er für seine Zwecke brauchte, beständig zwischen Furcht und Hoffnung zu halten, war er mit seiner Anerkennung, mit Auszeichnungen und Belohnungen sparsam, und glaubte unterscheiden zu können, wer viel oder weniger Tadel, wer viel oder weniger Lob vertrug. Der einzige schwarze Adlerorden, der in der letzten Hälfte seiner Regierung auf das gesamte Ministerkollegium entfiel, hat den Zweck gehabt, den also Ausgezeichneten für einen ungerecht gegen ihn gehegten Verdacht zu entschädigen. Als Regel galt, daß ein jeder nur Titel und Charakter eines ernstlich von ihm bekleideten Amtes führen sollte. In Polen gebe man jedem Schuhflicker einen Charakter, das sei aber hier nicht der Gebrauch. Ein Buchhändler, der Kommerzienrat zu werden wünschte, erhielt den Bescheid: „Buchhändler, das ist ein honetter Titel." Zuverlässigkeit im Dienst, so erklärt Friedrich einmal, sei der beste „Charakter" für einen Beamten. Den Anspruch eines Auditeurs auf Beförderung nach dem Dienstalter lehnte er mit dem Marginal ab: „Ich habe einen Haufen alte Maulesels im Stall, die lange den Dienst machen, aber nicht daß sie Stallmeisters werden."

Die Abneigung gegen das Geschlecht der Federfuchser, als die ihm wie seinem Vater die Zivilbeamten insgesamt gelten, hat ihn sein ganzes Leben hindurch begleitet. Ausgaben für Bureaubedürfnisse war er geneigt als weggeworfenes Geld zu betrachten, und das „enge und feine Geschmiere" der zierlichen Kanzleihände — „wovon ich die Hälfte erst erraten müssen" — war seinem Auge ein Greuel. Das Verletzendste für die Beamten war des Königs tief eingewurzeltes Mißtrauen gegen ihre Integrität. Die schlimmen Erfahrungen, die er in seinen letzten Jahren mit zwei hochgestellten Staatsdienern, Brenckenhoff und Görne, gemacht hat, schienen einem wiederholt geäußerten Argwohn recht zu geben. Und doch

sind die von ihm erhobenen Anklagen in ihrer Allgemeinheit gewiß sehr ungerecht gewesen. Trat nun etwa noch der erschwerende Umstand hinzu, daß eine Zivilbehörde das sakrosankte Gebiet des Militärstatus verletzte oder zu verletzen schien, so konnte sich der alte König zu Maßlosigkeiten hinreißen lassen, wie zu dem Bescheid an die westpreußische Kammer vom 13. September 1774, als sie wegen der in Marienwerder vorhandenen Wohnungsnot die Verlegung der Garnison beantragt hatte: „Ihr seid alle Narrens. Meinet Ihr, daß ich um einen Kriegsrat, der eigentlich ein Dieb ist, der mit den Beamten und Defraudanten unter einer Decke sticht, meinet Ihr, daß ich um solche Schlingels einen einzigen Dragoner umquartieren sollte, so betrügt Ihr Euch sehr. Unter 100 Kriegsräten kann man immer mit gutem Gewissen 99 hängen lassen, denn wann ein ehrlicher Mann unter sie ist, so ist es viel. Ich wünschte, daß der Herr Vorhoff — der Kammerdirektor — unter der kleinen Zahl begriffen sei, aber ich wollte nicht davor schwören. Ein wenig modester gegen das Militarium!"

Neben solchen Schmähungen nehmen sich andere höchsteigenhändige Rüffel, wie sie sich zahllos in den Akten finden, noch harmlos aus. Der grobe Stilus der Kabinettsorders, die Erbschaft der Kanzlei Friedrich Wilhelms I., erhielt durch die Postscripta regia eine erhebliche Verschärfung. Minister und Präsidenten, Direktoren und Räte, Verwaltungsbeamte, Richter und Diplomaten, da war keiner, der nicht gelegentlich sein Teil abbekam. „Ach, was hätten die Ministres nötig noch in die Schule zu gehen, da würde der Rektor Zeitvertreib haben," lesen wir am Rande eines Berichtes vom Generaldirektorium, und ein andermal stellte der alte König die hier in die Klippschule verwiesenen Exzellenzen mit den verdorbenen Existenzen der Universität in gleiche Linie, indem er ihre Finanzkontrolle mit dem Donnerworte tadelt: „Da habe ich keine Ministres dafür nötig und darf ich nur liederlichen Studenten das Geld anvertrauen." Der Kammerpräsident in Kleve erhält zu Weihnachten 1780 das Zeugnis: „Ich muß schlecht von Euch sein informieret worden, oder

Ihr seid ein Esel, daß Ihr die Provinz nicht kennet, oder ein Windbeutel, der sich um nichts kümmert; man kann keinen dümmeren Bericht machen, als den Ihr mir da schicket." In demselben Jahre erging über die westpreußische Kammer abermals ein Gesamtverdikt: „Ihr seid Erzschäkers, die das Brot nicht wert sind, das man Euch gibt, und verdient alle, weggejagt zu werden. Wartet nur, daß ich nach Preußen komme." Eine Rüge für Präsident und Räte der Magdeburger Kammer, daß sie Zeit und Geld verlieren, „um sich mit Lumpereien abzugeben", schließt mit dem Zeterruf: „O tempora, o mores!" Es mag überraschen, daß unter so brüskem Regiment gleichwohl einmal ein preußischer Beamter sich dem Monarchen gegenüber einen Scherz erlaubt, wie der junge kurmärkische Landrat v. Podewils, der im Herbst 1779 für seinen vom Könige angezweifelten Bericht über das Auftreten von Heuschrecken einige Originalexemplare als lebendige Belege nach Sanssouci schickt, die beim Öffnen ihres mit Luftlöchern versehenen Verließes die philosophische Stille der klassischen Stätte stören und nun das strenge Gebot veranlassen, daß niemand vor zurückgelegtem fünfunddreißigsten Lebensjahre zum Landrat ernannt werden soll, denn „Kinder und junge Naseweise wollen Seine Majestät schlechterdings nicht zu Landräten haben".

Wir gewinnen einen Einblick in die Verstimmung und Verbitterung, die offenbar weite Kreise des Beamtentums ergriffen hatten, wenn wir lesen, wie einer der tätigsten der hohen Provinzialbeamten, der Oberpräsident Domhardt, in einem vertraulichen Briefe einem endlich zurückgelegten Projekte des Königs den Stoßseufzer nachsendet: „Dieser Choc ist also vorüber, und ich hoffe, man werde weiterhin so wenig sich selbst als uns mit dergleichen widersinnigen Gedanken nicht mehr beunruhigen." Oder wenn derselbe Domhardt sich vorsichtig erkundigt, ob eine seiner Ideen den Anschauungen des Thronfolgers entsprechen würde, und wieder ein anderes Mal einem seiner Söhne schreibt: „Der Himmel lasse uns nur erst eine andere Epoche erleben!" Von dem Nachfolger erhoffte Domhardt für sich und seine Familie

„Grandeur personnelle“. Nicht anders erwartete Hertzberg für die auswärtige Politik von dem Thronwechsel die „große Revolution“, eine entscheidende Wendung, großartigen neuen Aufschwung. Hertzbergs ausgedehnter Briefwechsel mit den preußischen Vertretern im Auslande liefert für seine kritische Stimmung die Belege in Fülle. Der Fronde im preußischen Heere, der heimlichen Opposition, die sich um den Prinzen Heinrich scharte, ist schon gedacht worden.

Am 17. Mai 1778 war Goethe mit seinem Herzog in Berlin Gast an der Tafel dieses Prinzen. „Das Wesen der Großen, Mittleren und Kleinen durcheinander“ widerte ihn an. Der König stand schon im Felde, Goethe schaute nur in seine Umwelt, aber er gewann ein lebendiges Bild: „Dem alten Fritz bin ich recht nah worden, da hab' ich sein Wesen gesehen, sein Gold, Silber, Marmor, Affen, Papageien und zerrissene Vorhänge, und hab über den großen Menschen seine eigenen Lumpenhunde räsonnieren hören.“

Im diplomatischen Korps erzählte man sich, daß der König, so oft er bei der Rückkehr vom Berliner Karneval sein Zimmer im Potsdamer Stadtschloß betrete, einen tiefen Seufzer der Erleichterung ausstoße; der Berliner Aufenthalt sei für ihn schlimmer als ein Feldzug, während er in seiner Potsdamer Einsiedelei, gleichsam hundert Meilen von Berlin entfernt, sich aller Schrecken und alles peinlichen Zwanges ledig fühle. Dort hauste er also den größten Teil des Jahres, inmitten seiner verzogenen Windspiele, als „alter Anachoret“ oder, wieder nach seinem eigenen Ausdruck, als „Vogelscheuche“, in seiner „bis zum Zynismus“ vernachlässigten Kleidung, dem blauen Rock mit ganz einfachen roten Aufschlägen und Kragen, der sogenannten Uniform von der Armee, „vorn mit einer enormen Quantität spanischen Tabaks garniert“, in den vergilbten, ehemals schwarzen Wasserstiefeln.

Immer stiller und einsamer war es um ihn geworden;

er war schließlich „nur noch von Erinnerungen umgeben". Er tröstete sich mit der Erwägung, daß man wahre Freunde nur unter seinen Altersgenossen habe, und daß dies unschätzbare Gut des Weisen verloren sei, wenn man seinen Lebenslauf bis in die zweite und dritte Generation ausdehne. Orte, die ihn an teure Tote erinnerten, mied er geflissentlich.

Als im Januar 1771 d'Argens während eines Besuchs seiner französischen Heimat starb, nannte ihn sein königlicher Freund seinen Quartiermeister, der „im Lande der leeren Träume" für ihn Wohnung bestellen wolle. Kurz zuvor war derjenige von den alten Rheinsberger Gefährten gestorben, der bis zuletzt in der unmittelbaren Umgebung des Gebieters geblieben war, der pockennarbige, schließlich von Hüftweh schwer geplagte Wylich, in vierzigjähriger Freundschaft bewährt. Im Herbst 1773 ging Seydlitz dahin, wenige Wochen nachdem der König ihn zu Ohlau an seinem Siechenbette besucht hatte. Im nächsten Jahre folgte Fouqué, im Mai 1775 starben binnen drei Tagen Kruſemarck und der tagtägliche Gesellschafter Quintus Icilius. Alle schien überleben zu wollen der alte Pöllnitz, der schon am Hofe Friedrich Wilhelms I. die lustige Person und, gefährlich genug, auch den Geschichtenträger gespielt hatte; er war in das vierundachtzigste Lebensjahr eingetreten und trotz wiederholter Erkrankung Charons Nachen immer wieder entwischt, weil er, wie der König spottete, das Fahrgeld nicht bezahlen konnte; jetzt, am 23. Juni 1775, schloß auch er sein bewegtes Leben, „von niemand betrauert als von seinen Gläubigern". Um so aufrichtiger beklagte Friedrich den Tod des ehrwürdigen Lord George Keith, der während des bayrischen Erbfolgekrieges neunzigjährig in Potsdam starb. Ihm folgte noch in demselben Jahre 1778 der französierte Pommer Krockow, auf dessen Namen der König einen eigenartig gemischten Punsch getauft hatte, und 1781 der halb erblindete Buddenbrock, noch einer von den alten Rheinsbergern, der langjährige Generaladjutant. Und endlich mußte Friedrich auch den seit zwanzig Jahren liebgewonnenen schriftlichen Verkehr mit d'Alembert missen, der am 30. September 1783 in Paris

starb. Sein Briefwechsel mit dem gelehrten Marquis Condorcet, der nunmehr sein Berater in den Angelegenheiten der Berliner Akademie wurde, gewann einen intimen Charakter nicht.

Längst war auch der alte Kabinettssekretär dahingegangen, der getreue Eichel, Friedrichs verschwiegener Schatten; die Fluten des großen Krieges hatte er noch verrinnen sehen, dann aber nur noch fünf Jahre und nur noch mit einem schwachen Rest von Lebenskräften seines Amtes walten können. Als vielvermögend, wie Eichel, hatte lange Zeit auch Henri de Catt gegolten, der Vorleser, dem seit den mährischen Feldquartieren von 1758 die Gnadensonne strahlte. Aber Catt hatte seit 1780 den Schmerz, sich zurückgesetzt und aus der täglichen Gesellschaft des Herren verbannt zu sehen, doch wohl, weil er in so vielen Jahren nicht gelernt hatte, wie der Kabinettsrat Stellter sich ausdrückte, „den großen Unterschied zwischen den Konversations- und den Arbeitsstunden" zu erkennen und anzuerkennen.

Männer wie Eichel und Catt hatten nie zu der Tafelrunde gehört. Gerade beim Mahle entbehrte eine von Hause aus so gesellige Natur wie Friedrich die alten Gefährten am schwersten. Ersatz zu schaffen war nicht leicht. Der im Jahre 1768 gemachte Versuch, einen von früher in freundlichem Andenken stehenden Fremden, den schwedischen Diplomaten Rudenschöld gegen einen Ehrensold, lediglich zu Friedrichs Gesellschaft, nach Preußen zu ziehen, führte zu keinem Ergebnis. Ein kurzes Phänomen für Potsdam wurde, eine Bekanntschaft aus dem Feldzuge von 1758, jener romantische Sonderling aus Mähren, der alte Graf Hoditz, dessen Zauberschloß Roßwalde, den „Palast Armidens" Friedrich besucht und besungen hatte; wiederholt dringend eingeladen, kam Hoditz doch erst 1776, als er sich am Bettelstab sah, und der Mann, der „fast wie Voltaire sprach", nahm nun auch Voltaires Platz bei Tisch zu Sanssouci ein. Aber schon 1788 erlag der alte Lebemann seinem Steinleiden.

Auf einer Reise durch Frankreich und Deutschland begriffen, ließ sich im Jahre 1779 der achtundzwanzigjährige

Marchese Girolamo Lucchesini dem König von Preußen vorstellen. Er gefiel und kam auf Friedrichs Einladung bald wieder, um als Kammerherr Dienste zu nehmen. Seit dem Mai 1780 verging kaum ein Tag, ohne daß der junge Italiener dem Könige Gesellschaft geleistet hätte. Mit einem Landsmanne, dem etwas querköpfigen Grafen Pinto, einem Piemontesen, mit dem Oberstallmeister Grafen Schwerin, dem Jugendkameraden, einem der „Plastrons" für die Pfeile des königlichens Witzes, und mit dem Generalleutnant Grafen Görtz bildete Lucchesini jetzt den Stamm der Tafelrunde zu Sanssouci oder im Potsdamer Schloß.

Sein Tagebuch aus der Zeit vom 8. Mai 1780 bis 25. Juni 1782 ist die einzige Quelle, die wir über Friedrichs Tischgespräche besitzen. Selbst wenn außer den drei oder vier ständigen Tischgenossen niemand eingeladen war, pflegte die Unterhaltung höchst angeregt und munter zu sein. „Pranzo lieto" bezeugt Lucchesini in seinem lakonischen Notizenstil oft genug, auch wenn er nichts inhaltlich Bemerkenswertes aufzubewahren hat. Er verzeichnet Mahlzeiten im kleinsten Kreis, die fünf bis sechs Stunden währen. „Es läßt sich nicht beschreiben," versichert er, „mit welcher Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit die Tischgenossen behandelt werden; jeder Zwang ist verbannt, es herrscht nur der Unterschied des Geistes und des Wissens." Die Hauptkosten der Unterhaltung trug, wie sich versteht, der Wirt; oft riß er das Gespräch ausschließlich an sich, so daß manche seiner Tischreden zu gesprochenen Abhandlungen wurden. Die Soupers, die zu Voltaires Zeiten die Tagesordnung beschlossen und den Höhepunkt der Geselligkeit bezeichneten, fanden jetzt nicht mehr statt, denn der König hatte sich während der sieben Kriegsjahre der Abendmahlzeit entwöhnt. Aber nach dem Konzert, gegen sechs oder sieben Uhr, erwartete er seine kleine Gesellschaft meist noch einmal, wenn er nicht vorzog, Lucchesini allein rufen zu lassen. Man unterhielt sich eine Stunde oder länger, wie bei Tisch „enzyklopädisch", über literarische, philosophische, ästhetische, politische und zumal auch wirtschaftliche Fragen; gern auch erzählte der König von

seinen Erlebnissen, seinen Schlachten und diplomatischen Schachzügen. Seine Neider haben von dem letzten der Gesellschafter Friedrichs des Großen gesagt: „Er hat Esprit genug, um zu bewundern, und nicht so viel, um Nebenbuhler zu sein". Unbefangenere Beobachter haben Luccheſini das Zeugnis gegeben, er habe es ohne die geringsten Schmeichelkünste dadurch getroffen, daß er aufmerksam zuhörte und bei seiner vielseitigen Bildung stets Rede und Antwort zu stehen vermochte; durch seinen Geist wie durch seinen Charakter habe er sich nicht bloß dem Könige, sondern jedermann empfohlen. Ein Zwischenfall, dessen das Tagebuch gedenkt, läßt ersehen, wie der junge Fremdling seine Stellung zu nehmen verstand. Nach einer abfälligen Äußerung über die italienischen Marquis, die, schnell hingeworfen, von Friedrich nicht böse gemeint war, aber doch verletzen mußte, verstummte Luccheſini und brach während der ganzen Tafel sein Schweigen nicht. Als er abends wieder erschien, war der König „comis, blandus, humanus": „sprach über die Unmöglichkeit, augenblickliche Einfälle zu unterdrücken".

Das mußte sich die Umgebung schon gefallen lassen, daß der alte Herr aus dem reichen Schatze seines Gedächtnisses dieselben Anekdoten wieder und wieder zum besten gab, „besonders wenn Fremde hinzukamen, die noch nicht eingeweiht waren" — so berichtet sein Kämmerer und langjähriger Hausgenosse Schöning. Und Luccheſinis Tagebuch gibt in der Tat mehr als einen Beleg dafür, daß Friedrich damals in seinen letzten Jahren noch immer die lustigen Histörchen erzählte, durch die er im siebenjährigen Krieg seinen Vorleser Catt zum Lachen gebracht hatte.

Zu den Gesellschaftern, die der König von Zeit zu Zeit sich zu längerem oder kürzerem Besuch nach Potsdam einlud, gehörten die beiden Kabinettsminister Finkenstein und Hertzberg, der verabschiedete Minister von der Horst und wiederum ein Italiener, der Dompropst Bastiani. Der Schneidersſohn aus Venedig, zwei Jahre jünger als Friedrich, ein Mann von riesenhafter Körpergröße und glatter französischer Bildung, war nach seinem Austritt aus dem Franziskanerorden 1744

Hausgeistlicher des Breslauer Fürstbischofs Sinzendorff geworden; der Koadjutor Schaffgotsch hatte ihn bei Hofe eingeführt, und der König hatte ihn schon 1747 zu einer Vertrauenssendung an den Papst benutzt. Nach der Kapitulation von Breslau 1757 als Gefangener in das Stockhaus nach Wien geschleppt, war er nach seiner Freilassung von Friedrich mit dem Worte begrüßt worden, sein Name werde in dem Martyrologium borussicum bewahrt bleiben. Von Bastiani hieß es, daß der Geist des vollendeten Hofmannes siebenfach auf ihm ruhe. Berühmt waren seine schlagfertigen Antworten. Als der König seinen geistlichen Tischgenossen bat, ihn, den Ketzer, dereinst durch die Himmelstür unter dem Priestermantel mit einzuschmuggeln, erklärte Bastiani seine Bereitwilligkeit unter der Voraussetzung, daß man dort auf die Konterbande nicht so scharf achthaben werde, wie in Preußen. Ein anderes Mal soll er sich der Sarkasmen des Gebieters mit dem Ausruf erwehrt haben: „Allmächtiger Adler, decke mich mit deinen Flügeln, aber verschone mich mit deinem Schnabel." Noch ein anderer dieser weltmännisch gebildeten Prälaten war wiederholt in Potsdam Gast, Graf Ignaz Krasicki, Fürstbischof von Ermland, der Dichter unter den geistlichen Oberhirten.

Von Generalen war Möllendorff aus Berlin bisweilen zu Gaste, auch Dalwig aus Ratibor, der bei Torgau an der Spitze der Spaenschen Kürassiere seinen Ruhm begründet hatte; aber der mürrische, launenhafte, stets zum Widerspruch geneigte Mann war dem König mehr respektabel als sympathisch. Anders Generalleutnant v. Prittwitz, Kunersdorfer Angedenkens, der allemal, wenn er von Berlin herüberkam, neuen Gesprächsstoff und zumal die Chronik der Berliner Damenwelt mitbrachte: „je ne ris qu'avec Prittwitz", soll der alte König gesagt haben. Ein Jugendfreund, mit dem der junge Fürst einst viel gelacht, erschien in Chasot noch einmal auf der Bildfläche. Der glänzende Reiterführer von Hohenfriedberg hatte nach seinem Austritt aus dem preußischen Dienst seine Soldatenlaufbahn als Stadtkommandant von Lübeck sehr friedsam fortgesetzt. Von dort aus ist er

nach dem bayrischen Erbfolgekrieg in zwei Wintern zu mehrwöchigem Besuch nach Potsdam gekommen; man erging sich in Erinnerungen an fröhliche und an große Tage und kam dabei immer wieder auf Chasots kleine Lübecker Welt zurück: „Chasot," schreibt der König am 2. Februar 1784, „spricht nur von Esserei, von Champagner, Rheinwein, Madeira, Ungar, von der Pracht der Herren Kaufleute der Lübecker Börse, von dem großen Strom Trave, von dem Hafen der Stadt und von seinem Garten, für den er mir eine genaue Aufzählung aller Bäume, Sträucher, Pflanzen, Gemüse und Kräuter, die ihn verschönen, gegeben hat." Wenn das so weiter gehe, so versprach Friedrich sich, demnächst dem großen La Quintinie mit einem Buch über die Gartenkunst Schach bieten und in einer Schrift über die Nomenklatur der Pflanzen mit Linné wetteifern zu können.

Fremde Diplomaten und Offiziere wurden zu des Königs kleiner Tafel grundsätzlich nicht zugelassen. Eine Ausnahme wurde im Sommer 1780 mit einem österreichischen General gemacht, dem Fürsten Ligne, dem geistreichen Wallonen, den Friedrich zehn Jahre zuvor bei der mährischen Begegnung mit Joseph II. kennen gelernt hatte. „Der König übertraf tatsächlich sich selbst," vermerkt Luccheſini am 11. Juli 1780 in seinem Tagebuche, und der Gast war ganz hingerissen von dem, was Friedrich sagte, und noch mehr von der Art, wie er es sagte, von der „Magie seiner Unterhaltung": er adle alles durch sein Gespräch, selbst das Geringfügigste: „alles das Prickelnde, was da in bunter Abwechslung gesagt wurde, kam aus seinem Munde in einem überaus sanften Tonfall der Stimme, ziemlich leise, ganz so ansprechend wie die Bewegungen seiner Lippen, auf denen eine unbeschreibliche Anmut lag".

Abendtafel wurde nur noch angesagt, wenn Gäste, die besonders geehrt werden sollten, eingetroffen waren. So pflegten im Herbst die Schwestern des Königs, die Herzogin Philippine Charlotte von Braunschweig und die Prinzessin Amalie, auf einige Zeit zu Besuch nach Potsdam zu kommen; der Bruder bewirtete sie im Neuen Palais und nahm dann

selber dort Wohnung. Seine Gemahlin, die Königin Elisabeth Christine, sah er nach wie vor nur in Berlin, wenn sich der Hof versammelte. Einmal, im Dezember 1771, hat die schwedische Schwester, die stolze, heißblütige Königin-Witwe Ulrike nach fast dreißigjähriger Abwesenheit die preußische Heimat wieder aufgesucht. Durch ihre Ankunft wurde nach Friedrichs Ausdruck die ganze königliche Familie „neu belebt", er selbst fühlte sich „um zehn Jahre verjüngt". Ulrike blieb sieben Monate. Leider hatte der Besuch einen störenden Nachklang, denn kaum hatte die Königin ihre Verwandten verlassen, so kam die Kunde von dem für die preußische Politik so unbequemen Staatsstreich des jungen Königs Gustav, und als Friedrich nun der Schwester mit einem Krieg gegen ihren Sohn drohte, antwortete ihm Ulrike, noch auf der Rückreise, aus Stralsund: „Sie werden Ihre eigene Schwester diesen Platz verteidigen sehen; ich werde überall sein, wo Ihre Kugeln einschlagen. Sie werden den Platz einnehmen, daran zweifle ich nicht, aber es wird geschehen um den Preis meines Blutes, und noch bei meinem letzten Atemzuge werde ich Ihrer würdig sein."

Mit lebhafter Teilnahme hatte der König die Zukunft seines Hauses und des Landes, die drei Kinder des 1758 verstorbenen Prinzen von Preußen, heranwachsen sehen, die Prinzen Friedrich Wilhelm und Heinrich und die Prinzessin Wilhelmine. Als die Prinzessin sich 1767 dem Prinzen Wilhelm V. von Oranien vermählte, begann der König einen Briefwechsel, in welchem er sich zwanzig Jahre hindurch der Nichte wahrhaft als einen Vater gezeigt hat. Nicht minder lieb hatte er den jungen Prinzen Heinrich gewonnen; der plötzliche Tod des Neunzehnjährigen, am 26. Mai 1767, hat ihn tief erschüttert. Er selbst bestimmte den Bibeltext für die Leichenrede: „Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, und eure Wege sind nicht meine Wege." „Mein Kind hatte mir das Herz entwandt," schreibt er vierzehn Tage später, „durch eine Menge guter Eigenschaften, denen kein Fehler gegenüberstand. Ich sah in ihm einen Prinzen, der den Ruhm des Hauses aufrechterhalten würde. Wenn ich denke,

daß dieses Kind das beste Herz der Welt hatte, angeborenes Wohlwollen besaß und für mich Freundschaft empfand, so treten mir unwillkürlich Tränen in die Augen und ich muß den Verlust des Staates und meinen eigenen tief beklagen. Ich bin niemals Vater gewesen, aber ich bin überzeugt, daß kein Vater seinen einzigen Sohn anders betrauern kann, als ich dieses liebenswürdige Kind."

Wer könnte verkennen, daß solche Worte und mehr noch des Königs später in der Akademie verlesener Nachruf auf den jungen Prinzen mittelbar eine Kritik des älteren Bruders, des Thronfolgers, enthielten? Sein Urteil über diesen Neffen blieb kühl und absprechend, ob immer der Beherztheit des Prinzen im böhmischen Feldzug von 1778 einmal öffentlich ein Lob gespendet wurde. Als 1769 die Ehe Friedrich Wilhelms mit seiner Cousine Elisabeth von Braunschweig bei beiderseitiger Verschuldung getrennt werden mußte, hat der König das Verhalten des Prinzen auf das schärfste verurteilt. Damals war er ernstlich besorgt um die Zukunft seines Hauses, wie denn auch in Wien bereits auf das Erlöschen des brandenburgischen Mannesstammes gerechnet und gehofft wurde. Bald hatte sich dann das Bild geändert. Nicht nur, daß dem jüngsten Bruder des Königs, dem Johanniter-Herrenmeister Ferdinand, in rascher Folge die lange ersehnten Prinzen geboren wurden; der König erlebte auch zu seiner größten Freude, daß dem Thronfolger aus seiner zweiten Ehe mit Friederike Luise von Hessen-Darmstadt vier Söhne erblühten, und man erzählte sich, daß er dem ältesten der Brüder, dem kleinen Friedrich Wilhelm, nach einem erfreulichen Beweise knabenhaften Eigensinnes wohlgefällig zugerufen habe: „Dir werden sie Schlesien nicht wieder abnehmen."

Kennzeichnend für des Königs geringe Meinung von seinem Neffen und Thronerben ist die Tatsache, daß er während eines schweren Gichtanfalles im Winter von 1776 ernstlich daran gedacht hat, für den Fall seines Ablebens seinem Bruder Heinrich einen Anteil an der Regierung zu sichern, ihn „gewissermaßen als Tutor zu bestellen". Dazu ist es nicht gekommen, und es würde schwer gewesen sein, eine

Form für solche Tutel und noch schwerer, eine Bürgschaft für ihre Dauer ausfindig zu machen. Überdies führte der Verlauf des Krieges von 1778 zu neuer schwerer Verstimmung zwischen den Brüdern. Zwar ihr Briefwechsel wurde bald wieder auf den alten verbindlichen und scherzenden Ton gestimmt, aber der Prinz blieb auf das tiefste erbittert und schalt vor seinen Vertrauten auf den König heftiger denn je. Gast in Potsdam ist er nach dem bayrischen Kriege nur noch zweimal gewesen.

Wollte der alte König einen Besuch, den er sich geladen hatte, verabschieden, so deutete er dies mit Vorliebe durch die Wendung an, er habe sagen hören, daß man abreisen wolle.

Das Gleichmaß der Tage hatte für ihn nichts Erdrückendes. Es kamen Zeiten, zu denen es hieß: „Ich arbeite, promeniere und sehe niemand." Es war stille um ihn, aber er fühlte sich nicht einsam. Vor allem, weil eine freundliche Gefolgschaft ihm treu geblieben war, die er früh gesucht und gefunden hatte: die Wissenschaften und die Künste, von denen der Greis bekannte, daß er sie seit seiner Jugend geliebt habe und daß es auf dieser Welt kein wahres Vergnügen gebe ohne sie.

Seine genaue Tageseinteilung, in der jede Minute die eigene Bestimmung hatte, ließ ihn bei angespanntester Regententätigkeit für die liebgewonnenen Nebenbeschäftigungen stets reichliche Zeit erübrigen.

In seiner Bildergalerie neben Sanssouci weilte er oft stundenlang. Die Ankäufe von Meisterwerken wurden noch fortgesetzt, unter Bevorzugung der Italiener und der Niederländer. Immer sagte sich dabei der erlauchte Sammler, daß man seinen Liebhabereien nicht minder Schranken setzen müsse als seinen Leidenschaften. Einem König August stehe frei, 30000 Dukaten für ein Bild zu zahlen und dafür in Sachsen 100000 Taler Kopfsteuer auszuschreiben, das aber sei seine Methode nicht. Seinen Hofmaler Vanloo, den Nachfolger Pesnes, konnte er zu seinem Bedauern nicht länger als bis 1769 an Berlin fesseln. Das Bildhaueratelier leiteten unter

Friedrichs Augen nach dem großen Kriege Sigisbert Michel und seit 1774 Tassaert, der Schöpfer der Standbilder von Keith und Seydlitz. Die Boumann, Vater und Sohn, und Gontard schmückten die Residenzen mit Monumentalbauten, den Schlössern, Tempeln, Toren in und bei Potsdam, dem Akademiegebäude, dem Palast des Prinzen Heinrich, den Türmen auf dem Gendarmenmarkt und der Bibliothek in Berlin; auch ließ der König, um in der Hauptstadt einer beginnenden Wohnungsnot zu steuern, in den vornehmsten Straßen die Privathäuser auf seine Kosten in drei- oder gar vierstöckige umbauen und mit Rokokofassaden versehen. Freilich blieb derweil die Akademie der Künste auf dem Niveau einer mittelmäßigen Zeichenschule; ihr ist der große König nur insofern ein Förderer geworden, als er ganz zuletzt, am 25. Januar 1786, dem Minister Heinitz die Aufsicht über die Akademie übertrug, der dann alsbald mit fruchtbaren Reformen begann.

Der Dienst, den Friedrich von jeder Kunst für sich verlangte, war Erhebung in eine Feiertagsstimmung, in die leichte Sphäre der Harmonie und Gefälligkeit. Zu den realistischen Gebilden Chodowieckis fand er kein Verhältnis; diese kleinbürgerlichen Stoffe waren für ihn unbedeutend. „Alle Dinge in der Welt," sagt er einmal, „haben ihre Grenze, so auch die Künste, die unserem Vergnügen dienen; dehnen wir sie über ihre Sphäre aus, so denaturieren wir sie, statt sie zu vervollkommnen."

So beharrte auch sein musikalischer Geschmack einseitig bei dem einmal erworbenen innerlichen Besitz. Im Jahre 1777, als Gluck, Haydn und Mozart bereits ihren Siegeslauf begonnen hatten, meinte er nach der Wiederaufführung einer alten Oper von Hasse: „Die guten Sachen bleiben sich immer gleich, und obschon man sie oft gehört hat, hört man sie gern wieder; überdies ist die neue Musik in einen Charivari entartet, der das Ohr verletzt, statt ihm zu schmeicheln, und der edle Gesang ist den Zeitgenossen nicht mehr bekannt."

Wie ein ähnlich absprechendes Zeugnis der modernen

französischen Literatur ausgestellt wurde, haben wir schon gehört. Wohl las Friedrich noch immer viel, aber zumeist seine alten Bekannten; mit den Neuen Bekanntschaft zu machen, schien ihm „nicht der Mühe wert". Alexanders Leben von Curtius und Diodors Weltchronik, Rollins Geschichte des Altertums und Voltaires historische Arbeiten sind die letzten Werke gewesen, die sein letzter Lektor ihm im Zusammenhang vorgelesen hat.

„Ich unterhalte mich mit den Toten, denen ich bald folgen werde," sagte er gern. Und wie oft im Lauf der Jahrzehnte hat er mit einem seiner „ältesten Freunde", mit Cicero, das Lob der lieben literarischen Studien verkündet, „die da die Jugend bilden und das Alter erquicken, im Glück das Glück erhöhen und im Unglück uns Zuflucht und Trost bieten, uns zu Hause erfreuen und bei Fremden nicht stören, mit uns reisen, übernachten und Hütten bauen." Jetzt hatte er in der Tat an sich erfahren, daß, wenn alle übrigen Vergnügungen im Alter aufhören, diese stille Freude ein unverlierbares Gut sei. Mit Recht durfte Herder nachmals sagen, daß für Friedrich die Literatur „die Hauptquelle der inneren, höheren Freude und Ermunterung" gewesen sei.

Auch zum Schreibtisch zog es ihn immer von neuem, wie ihm denn seit je das Schreiben nicht weniger ein Bedürfnis gewesen war als das Lesen. Und an Betrachtungsstoff fehlte es nicht, mochte er nun vorwärts oder hinter sich schauen.

Blickte er in die Zukunft, so war es zunächst die Persönlichkeit seines Nachfolgers, die ihn mit Sorge erfüllte. „Wenn nach meinem Tode," schreibt er 1782 in einer Betrachtung über die europäische Lage, „mein Herr Neffe in Schlaffheit einschläft, wenn er sorglos dahinlebt, wenn er, verschwenderisch wie er ist, die Gelder des Staates vergeudet und nicht alle seine Seelenkräfte anfacht, so sehe ich voraus, daß Herr Joseph ihm ein Bein stellen wird und daß heute in dreißig Jahren weder von Preußen noch dem Hause Brandenburg mehr die Rede sein wird." Er wußte, daß wenn die Großmacht Preußen sich behaupten wollte, sie in ewigem Gefechte

ihren Weg gehen mußte. Er wußte, daß seine Monarchie zur Zeit mehr als durch ihre wirkliche Macht sich durch ihre Reputation behaupte. „Die Reputation," so lautet eines der stolzesten Worte seines Lebens, „ist ein Ding ohne Vergleichswert und gilt mehr als die Macht." Hätte er eine wirkliche Macht hinter sich, soll er gesagt haben, stünde er an der Spitze des französischen Volks, so sollte kein Kanonenschuß in Europa ohne seine Erlaubnis abgegeben werden dürfen. Und nicht ohne tiefen Sinn und einen schwermütigen Beiklang war der scherzhafte Vorschlag für neue Ordensinsignien, den er 1781 seinen Tischgenossen entwickelte; für das Haus Österreich der donnernde Jupiter, für England der Piratenkapitän Merkur, für Frankreich der Stern der Venus, „und für uns ein Affe, denn wir äffen die Großmächte nach, ohne es zu sein".

Dabei war es immer Österreich mit seinem donnernden Jupiter Joseph, das er als den dräuenden Feind betrachtete, Österreich, die unheimliche Macht, die, wie er sagte, trotz aller Landverluste immer furchtbar blieb. Ein Zusammenstoß Preußens mit Frankreich lag außerhalb seiner Berechnung. Wenn er den Franzosen eine „Revolution" vorausgesagt hat, so hatte er damit doch nur den Staatsbankrott, nicht einen Volksaufstand im Sinn. Die Ära der Rebellionen schien ihm für Europa vorüber. So hat auch Voltaire gemeint, daß man unter Ludwig XVI. eine Fronde nicht zu befürchten habe, und daß die Theorien der Philosophen die Ruhe der Staaten niemals stören würden.

Das abschreckende Beispiel der französischen Finanzen erhöhte Friedrichs Besorgnisse für die Zukunft des eigenen, nur mit Hilfe peinlichster Sparsamkeit groß gewordenen Staates. Seine eigenhändige Denkschrift vom 20. Oktober 1784 „Über die Verwaltung der Finanzen für die preußische Regierung" richtet an den Thronerben die eindringliche Warnung: „In der Verwaltung der Finanzen muß man seine Grillen, seine Passionen, seine Liebhabereien zügeln; denn erstens gehören die Einkünfte des Staates nicht dem Souverän, dies Geld hat nur eine rechtmäßige Anwendung: die für das Wohl

und die Erleichterung der Untertanen. Jeder Fürst, der dieses Einkommen in Vergnügungen oder unangebrachten Freigebigkeiten verschwendet, ist in seinem Treiben weniger Herrscher als Straßenräuber, weil er dieses Geld, das reine Blut der Untertanen, zu unnützen und oft lächerlichen Ausgaben verwendet." Er wirft den Fürsten vor, daß sie insgemein den Fehler der Verschwendungsucht und der Abneigung gegen finanzielle Kalkuls, daß sie die Dummheit haben, sich gewohnheitsmäßig und gleichgültig durch ihre Beamten bestehlen zu lassen: „Entweder muß man die Regierung der Staaten nicht anstreben, oder man muß den edlen Vorsatz fassen, sich der Aufgabe würdig zu machen, indem man sich alle Kenntnisse, die den Fürsten ausmachen, erwirbt, und indem man sich durch einen edlen Ehrgeiz ermutigen läßt, keine der Arbeiten und Sorgen von sich zu weisen, welche die Regierung erfordert. Man wird z. B. sagen: ‚Die Rechnungen langweilen mich.' Ich erwidere: ‚Das Wohl des Staates erfordert, daß ich sie nachsehe, und in diesem Falle darf keine Mühe mich verdrießen!'" Der Zerrüttung der französischen Finanzen gedenkend, erklärt er, daß ein Königreich wie Frankreich immerhin unermeßliche Hilfsmittel behalte; aber in einem armen Lande, wie Preußen in allen seinen Provinzen es sei, werde der Ruin binnen kurzem vollständig und unheilbar sein.

So wenig wie die Ordnung im Staatshaushalt, schien ihm in seinem Preußen für die Zukunft die religiöse Duldsamkeit gesichert, die er zum Regierungsgrundsatz erhoben hatte. Er wollte nicht dafür gut sagen, daß nicht nach seinem Tode „irgend ein Priester" für die Wut seines Fanatismus freien Spielraum bekommen werde — an eine bestimmte Persönlichkeit, etwa einen Wöllner, den er gelegentlich einen „intriganten und betrügerischen Pfaffen" genannt, hat er dabei nicht gedacht. Er blickte mit Befremden und Verachtung auf die Auswüchse in dem Freimaurerorden, dem er früher seine Gunst zugewandt hatte, und beklagte, daß jetzt in den Logen eine religiöse Sekte aufkomme, die, was viel sagen wolle, absurder sei, als alle bisher dagewesenen:

das Rosenkreuzertum mit seinem krassen Aberglauben und seinen Geisterbeschwörungen.

Er selbst dachte noch wie vor vierzig Jahren, als er es ausgesprochen hatte, daß hier zu Lande jeder nach seiner Fasson selig werden solle. „Ich lasse jeden Gott anbeten, wie er es richtig hält", schreibt er 1782 beim Jahresschluß, „und ich glaube, daß jeder das Recht hat, nach dem unbekannten Lande des Paradieses oder der Hölle den Weg einzuschlagen, dem er den Vorzug gibt; ich begnüge mich mit der Freiheit, daß ich auch meinerseits dem Betrieb der Vernunft und meiner Fasson zu denken folgen darf."

„Das unbekannte Land des Paradieses oder der Hölle" — er war im Innersten doch der Überzeugung, daß niemand es betreten werde. Daß ein „Wiedersehen im Tale Josaphat" nicht zu erhoffen sei. Wie er eine vom Körper getrennte Seele nicht annehmen wollte, so erklärte er auch, von einer unsterblichen Seele keine Vorstellung zu haben. Die Unsterblichkeit ist ihm ein verzaubertes Schloß, das man von ferne schaut und in das niemand Einlaß erhält. Er beruft sich auf einen Philosophen seiner Bekanntschaft, „einen in seinen Ansichten ziemlich entschiedenen Mann" — er meint sich selber —, der einen hinreichenden Grad der Wahrscheinlichkeit für sich zu haben glaube, um zu der Gewißheit zu gelangen, „daß post mortem nihil est". Tiefes Vergessen, ein andauernd Ruhen, das ist alles, was er sich von Atropos' Schere versprechen will.

Wenn aber Friedrich hie und da die Möglichkeit zuläßt, daß unser Geist seine irdische Hülle überleben wird, dann will er sich getrost den Armen und dem Erbarmen des allgütigen Gottes anvertrauen, weil er nicht glauben kann, daß der Schöpfer sein Geschöpf mißhandeln könnte.

Ohne grübelnde Sorge wegen eines Zukünftigen, ohne Reue wegen des Zurückliegenden, ging er auf, bis zuletzt, in der Ausnützung des Augenblickes. Im skeptischen Verzicht auf die Erforschung des Undurchdringlichen hatte er gelebt, so wollte er auch sterben — ohne im Tal des Todes nach

Stützen zu greifen, die er auf der Höhe des Lebensweges von sich gewiesen hatte.

Er hat in seinen letzten Wochen geäußert, den Tod fürchte er nicht, nur ärgere er sich über den Tod und möchte ihn mit der Faust wegschlagen. Philosophischer, mit glücklicher Selbstironie hatte er einige Jahre früher an d'Alembert geschrieben: „Wenn man nicht das ist, was man ehedem Hypochonder nannte und was man jetzt mit ungleich mehr Eleganz vaporeux nennt, so muß man dem Zeitpunkt, der unseren Dummheiten und unseren Qualen ein Ende bereitet, fröhlichen Sinnes entgegensehen und sich freuen, daß der Tod uns von den Leidenschaften, die uns peinigen, befreit. Nach reiflicher Überlegung dieses wichtigen Gegenstandes denke ich, meine gute Laune zu bewahren, solange meine elende und gebrechliche Maschine dauert. Weit davon entfernt, mich über mein nahes Ende zu beklagen, muß ich mich vielmehr beim Publikum entschuldigen, daß ich die Impertinenz gehabt habe, so lange zu leben, es gelangweilt und ermüdet zu haben und ihm drei Viertel des Jahrhunderts zur Last gewesen zu sein, was über den Spaß geht." Die Jugend möge am Leben hängen, so philosophiert der Greis ein andermal, weil ihr alles lache, weil ihre Unerfahrenheit ihr alles schön male und weil sie auf den Schwingen des Glückes zum Gipfel ihrer Wünsche getragen zu werden glaube: „Wie bald zerstreut die Wahrheit solche Einbildungen! Sie enttäuscht den Glücklichen durch seine eigenen Erfahrungen und zeigt ihm statt dieser geträumten Glückseligkeiten das Nichtige der menschlichen Eitelkeiten."

Ein poetischer Rückblick auf sein Leben und sein Streben führt ihn auf dasselbe Bekenntnis:

Beim Aufstieg zu dem Thron dem Ehrgeiz untertan,
Sprach um Unsterblichkeit den Ruhm ich gläubig an,
Da doch in seinem Staub das Volk, stumpf und verblendet,
Den Tadel wie das Lob nur nach dem Zufall spendet.
In Sorgen und in Mühn verzehrte ich mein Leben,
Blieb in Bellonas Dienst Uranien ergeben.
Rastlos ließ ich den Geist von Plan zu Plane schweifen,
Um in der Dunkelheit der Zukunft Bild zu greifen:

Der nahen Sorgen Schar gesellte ich die fernen.
Die Herrscherkunst wollt' ich mit Fleiß und Acht erlernen,
Um durch den Menschengeist, durch ein verdoppelt Ringen,
Durch kluge Rechnerei das Schicksal zu bezwingen.
Was aber ist der Mensch und was des Menschen Dichten?
Ein Nichts wird alsobald der Kurzsicht Plan vernichten.

In der Stimmung dieser Verse, in der Erkenntnis des Mißverhältnisses zwischen Erstrebtem und Erreichtem, in dem Gefühl der eigenen Unzulänglichkeit hat er gern den Ratschlag des „heiligen Epikur" im Munde geführt, daß der Weise sich von den Staatsgeschäften fernhalten solle; denn alle die, welche damit je zu tun gehabt hätten, sie wüßten, daß unter 100 Geschäften, die durch ihre Hände gingen, 94 ärgerlich seien. Und je größere Angelegenheiten man zu versehen habe, um so mehr sei man den Wechselfällen des Glücks, gewaltsamen Erschütterungen ausgesetzt. So sei ihm völlig klar, daß er, wenn er nur sein individuelles Glück hätte im Auge haben wollen, es als Privatmann hätte suchen müssen, in einem Stande, der ihm die Annehmlichkeiten des Lebens ausreichend ohne Überfluß verschafft haben würde.

Aber wenn vor Jahren einmal die Rede davon gewesen war, daß Maria Theresia an Abdankung denke, so hatte er sehr richtig gesagt, daß solche Anwandlungen, wie sie auch ihm nicht fremd waren, nur einem „passageren Degout" zuzuschreiben seien. Er wußte, daß der Tüchtige und Tätige die Unlust, die Mattigkeit, die elegische Stimmung, die Trauer über die Unerreichbarkeit der Ideale immer wieder überwinden wird. Er hielt sich an seinen alten Erfahrungssatz: „Man ist in der Welt nur glücklich, indem man sich beschäftigt." Er sagte sich weiter, daß für den Herrscher, der schaffen muß, die Bedächtigkeit und Selbstgenügsamkeit, die Resignation und Grämlichkeit des zunehmenden Alters eine Gefahr in sich schließt. Indem er sich inmitten seiner großen Kulturaufgaben nach einem langen Kriege zu dem Grundsatz bekennt, man müsse das Vergangene vergessen, da es bleibe wie es sei, und nur an die Zukunft denken, meint er, das sei freilich einigermaßen „die Rede eines jungen Menschen": „aber bedenkt, daß die Staaten unsterblich sind, und daß

die, welche an ihrer Spitze stehen, nicht altern dürfen, solange sie regieren". Er gibt zu, „daß alle, die aufrichtig für das Wohl der Gesellschaft arbeiten, den Traum eines Ehrenmannes träumen", aber er setzt tapfer hinzu: „Das hindert mich nicht, in dem kleinen Kreise, da hinein der Zufall mich gestellt hat, mit dieser Arbeit fortzufahren, um die, welche in diesem Kreise wohnen, glücklich zu machen, und die Praxis der Dinge, die mir täglich durch die Hände gehen, klärt mich über ihre Bedürfnisse auf." „Die Menschen glücklich zu machen," das war das Ideal, wie es vor einem halben Jahrhundert der Verfasser des Antimachiavell in frischer Begeisterung aufgestellt hatte; „sie glücklich machen, soweit es die menschliche Natur zuläßt und die schwachen Kräfte, die ich aufwenden kann, es erlauben," das ist der ins Alter gerettete Rest des jugendlichen Idealismus nach den Abstrichen des Lebens.

Friedrich hat solche Grundsätze nicht bloß im Munde geführt. Er ist in der Tat sein ganzes Herrscherleben hindurch redlich bemüht gewesen, nach seiner besten Überzeugung Gutes zu schaffen, Wohltaten auszustreuen. Er erntete auch manchen Dank für sein Bemühen, aufrichtigen Dank, bisweilen in wahrhaft rührender Weise, wie wir es eben mit ihm in Hirschberg erlebt haben. Aber er brachte sich doch wieder um den besten Teil seines Lohnes, durch die Menschenverachtung, die sich je länger je mehr in ihm festgesetzt hatte.

Ihre Keime hatten von je in ihm gelegen: sein Hang zum Spott, sein scharfer Blick für die Eigenheiten, Schwächen, Lächerlichkeiten der Menschen, das frühzeitig erwachte Gefühl der geistigen Überlegenheit über seine Umgebung. Dann waren hinzugetreten die lange Übung des unumschränkten Befehlens, die Gewohnheit, die Menschen als Werkzeuge zu betrachten, die mannigfachen Erfahrungen und Enttäuschungen beim Gebrauch dieser Werkzeuge, die Einblicke, die er als Regent, als Feldherr, als Diplomat, die er in seinem eigenen Hause und an seinem eigenen Tische in die dunkeln Tiefen des Lebens, in die schlechten Instinkte des menschlichen Herzens getan hatte. Nach dem Abfall seines einzigen Bundesgenossen wählte er in den sorgenvollen Herbsttagen von 1761

„Die Schlechtigkeit der Menschen" zum Thema einer poetischen Epistel. Im bewußten Gegensatz zu Rousseau und in unbewußter Übereinstimmung mit Kant betrachtete er jetzt den Menschen als im Grunde böse und begegnete den Einwürfen der Optimisten mit seinem überlegenen: „Vous ne connaissez pas cette maudite race." Er kennt den „Sauerteig von Wildheit" im Menschenherzen, der nur zu oft wieder aufsteigt, wenn man ihn zerstört zu haben glaubt. Der Mensch ist ihm eine „espèce assez méchante", gegen die man überall der Zwangsmaßregeln bedarf, soll eine tiefwurzelnde Bosheit nicht alle Schranken der Rechtlichkeit und selbst der Wohlanständigkeit umstoßen; er spottet bitter: „in Anbetracht der Schmählichkeit und der Verbrechen unserer Gattung dürften wir mit größerer Wahrscheinlichkeit von bösen Geistern, wenn es solche gäbe, abstammen, als von einem Wesen, dessen eigentliche Natur das Gute sein soll". Je älter er wurde, je mehr schwand sein Vertrauen zu den Menschen; alle diese schroffsten Äußerungen gehören seinen letzten Jahren an. Es wird erzählt, daß Friedrich 1785 bei seinem letzten Besuch in Breslau, in einem philosophischen Gespräch mit Garve über diesen Gegenstand, die Menge Canaille genannt habe; Garve habe eingewandt: „Als Eure Majestät gestern in die Stadt kamen und alles Volk zusammenlief, um seinen großen König zu sehen, das war nicht Canaille!"; der König aber habe schnell geantwortet: „Setze Er einen alten Affen aufs Pferd und lasse Er ihn durch die Straßen reiten, so wird das Volk ebenso zusammenlaufen."

Und doch konnte diesem Menschenverächter in Augenblicken der inneren Bewegung noch das Auge feucht werden, so daß den Seinen hinter der ehernen Herrschermaske sich plötzlich der echte Mensch offenbarte. „Sein Auge," so beobachtete der Fürst von Ligne, „durch angestrengte Arbeit im Kabinett und die Mühsale des Krieges stechend geworden, verklärte sich in Milde, wenn er einen edlen Zug, etwas Erhebendes oder Rührendes vernahm und erzählte."

Schon ein Zeitgenosse ist der irrigen Vorstellung der

Fernerstehenden entgegengetreten, als ob Friedrich bei seinem Hang zur Einsamkeit und bei seiner Menschenverachtung zuletzt in Melancholie verfallen sei. Die welche damals ein zuständiges Urteil hatten, stimmen darin überein, daß er „seinen angeborenen Hang zur Freude" nicht verloren hat; daß es ihm wider die Natur war, mürrisch und verdrießlich zu sein; daß er denen, die um ihn waren, nicht durch Unmut oder Klagen lästig wurde; daß er sich die Fähigkeit bewahrte, alle Dinge rosenfarben zu erblicken. In seinen vertraulichen Briefen haben wir den Spiegel dieser frohen Laune. Ciceros Briefe ad familiares, hatte ihm einst Voltaire mit einer seiner graziösen Schmeicheleien geschrieben, kämen denen von Frédéric le Grand nicht gleich: Friedrich sei fröhlicher als Cicero, wie er auch der bessere General sei, obgleich Cicero auf demselben Schlachtfeld wie Alexander der Große geschlagen habe. „Sein Frohsinn kam von seiner Überlegenheit," hat Katharina II. verständnisvoll gesagt.

Friedrich selbst schätzte diese seine glückliche Naturanlage als seinen besten Trost in körperlichen Leiden und seelischen Erregungen, die freilich wiederum bei diesem lebendigen Temperament um so stärker auf ihn wirkten. Er beglückwünschte sich, daß er sich immer gleich blieb, auch alt seine alte Frohnatur nicht verleugnete. „Ich bin alt, zerschlagen, gichtbrüchig, überjährig, aber immer froh und guten Humors," schreibt er als Sechziger. „Mein Freund, guten Humor!" ruft er als Fünfundsechziger dem kränkelnden d'Alembert zu; „das ist das einzige Linderungsmittel, um die Bürde des Lebens zu tragen." Dabei beharrt er. „Man muß versuchen, das Leben fröhlich zu beenden" . . . „Da ich die Gicht nur in den Füßen und nicht im Kopfe habe, so hindert sie mich nicht, einige Reste meiner alten Fröhlichkeit festzuhalten." Sein Wahlspruch, „eine Lektion für uns Greise", bleiben die Verse Chaulieus:

Je sème encore de quelques fleurs
Le peu de chemin qui me reste.

Bis in den Herbst von 1785 hat Friedrichs Jahreseinteilung durch seinen Gesundheitszustand eine Störung nicht erlitten. Seine Gichtanfälle — 1776 zählte er den achtzehnten — stellten zumeist sich nur im Winter ein, und wenn sie nur alle drei Jahre kamen, glaubte er sich nicht beklagen zu dürfen. Selbst außerordentliche Anstrengungen griffen seinen Körper nicht erheblich an. Am 13. Juni 1780 kam er nach vierzehntägiger mühevoller Inspektionsreise um halb zehn früh nach Sanssouci zurück, nachdem er um 3 Uhr in der Nacht von Küstrin abgefahren war, also 14 deutsche Meilen in sechs Stunden zurückgelegt hatte; er saß dann dreieinhalb Stunden bei Tisch und war „frisch und guter Laune, als ob er noch nichts hinter sich hätte". Als ihm im folgenden Jahre der Arzt die Fahrt nach Westpreußen verbieten wollte, erhielt er die Antwort: „Doktor, Er treibt sein Geschäft, ich das meinige, ich will bis zu meinem letzten Moment meine Pflicht als König tun." Fünf Jahre vorher hatte er einmal erklärt: „Meine Methode, mich nicht zu menagieren, bleibt immer dieselbe. Je mehr man sich verwöhnt, desto empfindlicher und schwächer wird der Körper. Mein Metier verlangt Arbeit und Tätigkeit, mein Körper und Geist müssen sich ihrer Pflicht anbequemen. Es ist nicht nötig, daß ich lebe, aber wohl daß ich handle. Dabei habe ich mich immer sehr wohl befunden."

Seit Neujahr 1785 machten sich Verdauungsbeschwerden, die Folge fortgesetzter Verstöße gegen die Diät, störender bemerkbar. Im Frühjahr stellte sich die Gicht wieder ein; der seit vierzig Jahren regelmäßig gebrauchte Egerbrunnen war in diesem Juni von nachteiliger Wirkung auf den Magen. So schwach er sich fühlte, reiste der König doch nach Schlesien zu den Truppenübungen; in der Erfüllung seines Berufes als „König-Connetable" hat er den Todeskeim in sich aufgenommen. Nachdem er dem strömenden Regen des vorletzten Revuetags, des 24. August, sechs Stunden lang, ohne seinen Pelz anzulegen, getrotzt hatte, mußte er nach der Paradetafel fiebernd das Bett aufsuchen; gleichwohl erschien er am nächsten Tage wieder unter seinen Truppen. Vier

Wochen später hatte er in Potsdam einen Schlaganfall; dem dortigen Herbstmanöver konnte er nicht beiwohnen.

Der Winter im Potsdamer Stadtschloß verlief qualvoll. Die Anzeichen der Wassersucht traten immer deutlicher zutage. Sobald die Witterung im April milder wurde, mußte dem Kranken nachmittags ein Sessel auf die Freitreppe des Schlosses gesetzt werden, wo die warme Frühlingssonne ihn bestrahlte; „ich habe immer das Licht geliebt", hörte man ihn sagen.

Bald litt es ihn nicht mehr in der Stadt. Auf einem Umwege von mehreren Meilen ließ er sich am 17. April, nach einer Rundfahrt durch die Dörfer rings um den breiten Schwielowsee, nach Sanssouci bringen. Dort empfing er noch an demselben Tage den Grafen Mirabeau, den letzten vornehmen Fremden, der Audienz von ihm erhielt.

Je kürzer die ihm zugemessene Frist wurde, um so rastloser spannte er seine Tätigkeit an. Sonst waren die Kabinettsbeamten früh um sechs oder sieben Uhr angetreten, jetzt bestellte er sie bereits zu der vierten Morgenstunde. „Mein Zustand," eröffnete er ihnen, „zwingt mich, Ihnen diese Mühe zu machen, die für Sie nicht lange dauern wird. Mein Leben ist auf der Neige; die Zeit, die ich noch habe, muß ich benutzen, sie gehört nicht mir, sondern dem Staate." Eines Morgens, am 29. Mai, ist einer der Kabinettsräte inmitten der Arbeit vor den Augen des Königs vom Schlage getroffen zusammengesunken; der König ließ einen anderen rufen und fuhr in seinem Tagewerk fort. Mit Genugtuung sah er doch jetzt, da die Nacht für ihn hereinbrach, wie die große lange Kulturarbeit, an die er sein Leben gesetzt hatte und die er als sein „Kinderspielzeug im Alter" zu bezeichnen pflegte, bald da bald dort ihrem Ziele sich näherte. Schon 1783 hatte er verfügt, daß es in Pommern auf den Rittergütern mit den Staatszuschüssen für Meliorationszwecke ein Ende haben könne; im Magdeburgischen trat im Sommer 1785 der Zeitpunkt ein, wo „neue Etablissements" nicht mehr erforderlich schienen; jetzt im Sommer 1786 meinte er, daß man auch in den pommerschen Städten mit „soliden

Ameliorationes" aufhören könne. Aber noch wenige Tage vor seinem Tode hat er wieder angefragt, ob nicht doch vielleicht für Pommern „noch einige nützliche Sachen" ausfindig gemacht werden könnten, für die er dann auf das nächste Jahr Geld anweisen wollte.

Der König fand in Sanssouci für sein Leiden die Linderung nicht, die er noch gehofft hatte. Die Nächte spendeten immer weniger Schlaf; das Lager aufzusuchen, verbot die Atemnot, der Kranke blieb in seinem Lehnsessel. „Ich stehe nie auf, denn ich gehe nie zu Bette," sagte er bei der ersten Begrüßung dem aus Hannover herbeigerufenen berühmten Arzte, dem Ritter v. Zimmermann. Hilfe war nicht mehr möglich. Das Befinden wechselte. Es galt als ein übles Zeichen, wenn man die Wagen mit den täglichen Gesellschaftern sofort wieder nach Potsdam zurückrollen sah; denn alsdann hatte der König die gemeinsame Tafel absagen lassen. Am 4. Juli ließ er sich noch einmal auf den Condé, seinen langen Schimmel, setzen und ritt drei Viertelstunden durch den Garten von Sanssouci, sogar im Galopp. Die Wirkung war sehr übel; der Reiter kam ganz entkräftet zurück und mußte sich erbrechen. Am 10. Juli sagte er dem Doktor Zimmermann, daß er ihn in Potsdam nicht aufhalten dürfe, um die Kranken in Hannover der ärztlichen Hilfe nicht länger zu berauben. Als Zimmermann sich am nächsten Morgen beurlaubte, zog der König seinen großen weichen, abgetragenen Hut mit der vergilbten Feder und neigte „mit unbeschreiblicher Würde, Huld und Freundlichkeit" sein Haupt zum Scheidegruß: „Vergessen Sie den guten alten Mann nicht, den Sie hier gesehen haben."

Zwei Tage zuvor war Hertzberg als Sommergast seines Gebieters in Sanssouci eingetroffen. Seine Briefe an seinen Kollegen Finckenstein geben uns für die nächsten Wochen bulletinartig, fast Tag für Tag, einen getreuen Bericht von dem Verlauf der letzten Krankheit.

Am 21. Juli glaubte unser Berichterstatter wahrzunehmen, daß der Kranke sich von Tag zu Tag erhole, aber gegen Ende des Monats zeigte sich eine neue Wendung zum

Schlechteren, herbeigeführt durch Verdauungsbeschwerden. Am 20. Juli abends mußte der Vorleser in Voltaires Geschichte Ludwigs XV. beim Jahre 1757 innehalten, weil die Schmerzen allzu gewaltsam auftraten; die Lektüre ist nach diesem Tage nicht wieder aufgenommen worden.

Gerade in diesen Tagen, da die Auflösung schnelle Fortschritte machte, wurde in den Berliner Buchläden ein Pamphlet voll der niedrigsten Schmähungen gegen den König und seine Umgebung frei öffentlich verkauft. Hertzberg wünschte das Verbot der Schrift; der König, dem man sie zugeschickt hatte, sagte ihm: „Man muß das verachten."

Als Friedrich sich in den nächsten Tagen wieder wohler fühlte, verlangte er von seinem Berliner Arzt Selle „mit seiner gewohnten Furchtlosigkeit", er solle das angesammelte Wasser durch Einschnitte an den Beinen entfernen. Der Arzt konnte sich dazu nicht entschließen, da er ein Hinzutreten des Brandes fürchtete; die Natur half sich am 4. August selber durch eine rosenartige Entzündung des linken Schienbeines mit reichlicher Absonderung von Feuchtigkeit. Der Kranke fühlte sich erleichtert. Sein Appetit blieb vortrefflich; er stellte sich selbst täglich die Speisenfolge zusammen und aß reichlich, schwere und leichte Gerichte unterschiedlos. Es war ein Zeichen neuer Lebenslust, daß er von diesem Tage an die ganze nächste Woche hindurch seine kleine Gesellschaft wieder zweimal täglich, morgens gegen elf Uhr und abends gegen sechs, um sich versammelte. Auch Hoym, der schlesische Provinzialminister, wurde in diesen Tagen noch zum Vortrag empfangen. Am 12. äußerte der König, daß er sich wie neugeboren fühle, sank aber bald in Schlummer. „Er tut seine ganze Arbeit," schreibt Hertzberg, „aber doch mit Widerstreben, mit Eile und indem er sich dazu zwingt, so daß er nicht alles mit voller Aufmerksamkeit liest." Am Morgen des 13. erzählte er dem Minister nach einer durch Fiebererscheinungen gestörten Nacht den ganzen Inhalt der aus Wien eingelaufenen Depeschen. Die drei Adjutanten, die er als seine Vertreter zur Teilnahme an den schlesischen Manövern abordnete — der Soldatenwitz hatte die nicht

überall gern Gesehenen die heiligen drei Könige getauft — versah er am selben Tage mündlich mit den eingehendsten Weisungen. An diesem Abend schlief er um sieben Uhr in Gegenwart seiner Gäste ein, schickte sie um acht fort und schlief von zehn Uhr ab zwölf Stunden ununterbrochen, ließ dann den Stadtkommandanten und die seit sechs Stunden harrenden Sekretäre vor und diktierte kurze Antworten auf die diplomatischen Berichte. Die Gesellschafter wurden an diesem 14. nicht mehr gerufen.

Am 15. August begann der König die Arbeit mit seinen Kabinettsbeamten wieder früh um fünf. Fieber war nicht vorhanden, dem ihn behandelnden Chirurgen schien der Zustand befriedigend. Aber die Unterschriften, die er noch erteilte, zeigen in ihren verschobenen Zügen unverkennbar die Schwäche des Schreibenden.

Am 16., einem Mittwoch, erschienen die Sekretäre, die Adjutanten, der Stadtkommandant früh zu der einem jeden vorgeschriebenen Zeit; auch heute, wie vorgestern, mußten sie warten. Die Stunden vergingen, endlich ward der General Rohdich gerufen. Der König hatte sich in einem klaren Augenblicke seiner erinnert, er wollte ihm die Parole geben, er fand seine Sprache nicht; er sah Rohdich mit einem klagenden Blicke an, das Haupt sank seitwärts in die Kissen zurück. Der General war zu Tränen gerührt und zog sein Tuch vor die Augen, der König schlummerte wieder. Die Truppen, die vor dem Tore exerzierten, erwarteten jeden Augenblick die Nachricht von seinem Abscheiden.

Um drei Uhr nachmittags kam, durch einen Eilboten des Prinzen von Preußen herbeigeholt, der Doktor Selle. Das Bewußtsein war jetzt etwas lichter, der König erkannte die Anwesenden, aber er erinnerte sich nicht der heute noch nicht erledigten Regierungsgeschäfte. Das Gesicht war leicht gerötet, die Augen hatten ihr altes Feuer noch nicht ganz verloren, und die Füße vermochten um Verlauf dieses Abends noch einige Schritte zu machen. Ein sanfter Schlummer brachte gegen sieben Uhr gelinden Schweiß, aber die Beine bis zum Knie aufwärts begannen zu erkalten. Seit neun

Uhr lag ein kurzer Husten auf der Brust, von lauten Röcheltönen unterbrochen. Dazwischen noch einige Worte, einige Gebärden. Als die Wanduhr über seinem Haupte elf schlägt, horcht der König auf und fragt: „Was ist die Glocke? Um vier Uhr will ich aufstehen." Das Bewußtsein ist ihm noch nicht ganz geschwunden; er fragt nach seinem Windspiel und befiehlt, das fröstelnde Tier mit einem Kissen zuzudecken. Er wehrte nicht, daß sein Kammerhusar Strützky, der den fort und fort in eine gepreßte Stellung Zusammensinkenden fast alle zwei Minuten aufrichten mußte, sich endlich neben dem Stuhle auf das Knie ließ, ihn umschlang und mit beiden Händen stützte: so verharrte der treue Diener noch an drei Stunden. Nach einem neuen heftigen Hustenanfall, der den Schleim löste, seufzte der Sterbende: „La montagne est passée, nous irons mieux". In dem Nebenzimmer weilte Selle mit Hertzberg, Görtz und Schwerin; als der Arzt eine Stunde nach Mitternacht noch einmal das Krankenzimmer betrat, zitterte der Puls und wich zurück, das Auge war matt und feucht. Der Husten ward seltener und schwächer, das Röcheln stärker. Zwanzig Minuten nach zwei ein leises Zucken des Mundes, der Tod war gekommen.

Hertzberg drückte dem großen König die Augen zu und führte dann den alsbald aus Potsdam herbeigerufenen Nachfolger zu der Leiche. Als am Morgen der junge Prinz Friedrich Wilhelm, der nunmehrige Kronprinz, nach Sanssouci kam, sah er den Toten im Konzertsaal auf seinem Feldbett liegen, einen kleinen Hut auf dem Kopfe, der mit einer Serviette um das Kinn befestigt war, mit einem alten blauen Seidenmantel und darunter einem Pelzhemd angetan, die Füße in großen Gichtstiefeln. Zwei Diener kehrten mit grünen Zweigen die Fliegen von dem Antlitz ab.

Und wenn nun seine Offiziere an diese eilig hergerichtete Bahre herantraten und seine Grenadiere, dann gemahnte es sie ernst und weihevoll an die großen Zeiten der gemeinsamen Kämpfe: also in seinen Mantel gehüllt, hatte er so manche Nacht auf seinem Strohlager mitten unter ihnen geruht. Und die hellen Tränen rannen über ihre Wangen.

Dem einen aber von den Getreuen, dem in seine schweizerische Heimat zurückgekehrten General Lentulus, sollte noch vor Jahresschluß der Wunsch in Erfüllung gehen, den er damals aussprach; seinem Heldenkönig bald als Arrieregarde folgen zu dürfen, wie Zieten zu Anfang des Jahres die Avantgarde gebildet hatte.

Bei der Eidesleistung der Berliner Garnison für Friedrich Wilhelm II., noch am Todestage selbst, richtete General Möllendorff an die Offiziere tief erschüttert, weinend, die schlichten Worte: „Sie haben den größten der Könige, den ersten der Helden verloren, und ich verliere meinen Herrn und, wenn ich es sagen darf, meinen Freund."

Nicht auf der Terrasse von Sanssouci, wie er selbst es bestimmt hatte, ist Friedrich zur letzten Ruhe gebettet worden, sondern in der Potsdamer Garnisonkirche an der Seite seines Vaters. Dorthin wurde der Sarg am Abend des 18. August übergeführt, nachdem die Leiche den Tag über im Stadtschloß öffentlich in Parade ausgestellt worden war. Am 6. September fand das feierliche Leichenbegängnis statt, ganz in den Formen, in denen sich einst die Totenfeier für Friedrich Wilhelm I. bewegt hatte.

Wohl noch nie hatte einen Sterblichen eine solche Fülle von Nachrufen zu Grabe geleitet, wie sie uns in der weitschichtigen, alsbald nach Friedrichs Tode aus dem Boden geschossenen Literatur vorliegt. Leichenpredigten und Gedächtnisreden, Kantaten, Oden und Epitaphe, zusammenfassende Lebensbeschreibungen und Beiträge zu einzelnen Augenblicken seiner Geschichte, Essais und Fragmente und endlich jene zahlreichen Sammlungen gut oder schlecht beglaubigter Anekdoten. Für den Geschichtsforscher sachlich nicht allzu ergiebig, ist diese Literatur als Ganzes ein vollwichtiges Zeugnis dafür, in welchem Maße Friedrichs Heldenleben den Zeitgenossen Betrachtungsstoff, ihrer Phantasie Beschäftigung geboten hatte. Seine Persönlichkeit war ihnen nun einmal „die größte Merkwürdigkeit des Jahrhunderts".

Aus der breiten Masse der Nachrufe ragt der eine empor:

Willst du aber die Meinung beherrschen, beherrsche durch Tat sie,
Nicht durch Geheiß und Verbot. Der wackere Mann, der beständ'ge,
Der den Seinen und sich zu nützen versteht und groß dem Zufall gebietet,
Der den Augenblick kennt, dem unverschleiert die Zukunft
In der stillen Zelle des hohen Denkers erscheinet,
Der wo alle wanken noch steht —
Der beherrschet sein Volk, er gebietet der Menge der Menschen.
Einen solchen habt ihr gesehen vor kurzem hinaufwärts
Zu den Göttern getragen, woher er kam. Ihm schauten
Alle Völker der Welt mit traurigen Blicken nach.

Goethe hat diese flüchtig auf das Papier geworfenen Verse nicht vollendet und nicht veröffentlicht. Wie weit und bis in welche Niederungen Friedrichs Ruhm gedrungen war, dafür traten dem Dichter auf seiner italienischen Reise die Beweise leibhaftig entgegen, von dem päpstlichen Offizier aus Perugia, der da wissen wollte, daß der Preußenkönig insgeheim katholisch gewesen sei, bis zu den sizilianischen Kleinstädtern, deren Teilnahme an diesem Großen so lebhaft war, daß Goethe ihnen seinen Tod verhehlen mußte, um seinen Wirten „nicht durch eine so unselige Nachricht verhaßt zu werden".

Aber Friedrichs Weltruhm und die volkstümliche Verbreitung seines Bildnisses „auf Pfeifenköpfen und Tassen", an der später Goethes eigene Popularität ihren Maßstab fand, sie hatten ihre Kehrseite.

Mirabeau schrieb am Abend des Todestages aus Berlin, dieser Tag habe ein bemerkenswertes Schauspiel geboten: „Alles ist düster, nichts traurig; alles ist beschäftigt, nichts bekümmert. Kein Gesicht, das nicht Erleichterung und Hoffnung ankündigt; nicht ein Bedauern, nicht ein Seufzer, nicht ein Lob. Dahinaus also laufen so viel gewonnene Schlachten, so viel Ruhm, eine Regierung von fast einem halben Jahrhundert voll so vielen Großtaten. Alle Welt wünschte ihr Ende, alle Welt beglückwünscht sich dazu."

Wir haben das Mißvergnügen der vornehmen Gesellschaftsschichten, innerhalb deren Mirabeau in Berlin verkehrte und seine einseitigen Beobachtungen machte, kennen gelernt. Die

„große Revolution", auf die Hertzberg und andere mit ihm gehofft hatten, war gekommen. Ein englischer Diplomat hatte schon vor Jahren gesagt: es werde fast dieselbe Geschicklichkeit erfordern, für Preußen die errungene, weit über die natürlichen Verhältnisse hinausreichende Stellung zu behaupten, als sie begründet zu haben. Die Männer aber, die jetzt an der Bahre des großen Königs standen, der Nachfolger und seine Berater, haben sich die Frage nicht vorgelegt, ob ihre Kräfte hinreichen würden, die Arbeit des hundertarmigen Titanen fortzuführen. Genug, daß die Zukunft jetzt ihnen gehörte.

Nicht gegen das Regierungssystem Friedrichs als Ganzes, nur gegen die Anwendung des Systems in Einzelheiten und gegen seine Auswüchse haben sich die Reformanläufe der nächsten Jahre gerichtet. Wie wenig man mit dem Alten schroff brechen, grundsätzlich etwas Neues schaffen, ganze Arbeit leisten wollte, das beweist nichts schlagender als die damals ausgegebene Losung: Rückkehr zu der Staatsordnung Friedrich Wilhelms I.! Die „glücklichen Zeiten" dieses Herrschers, von denen doch niemand mehr eine greifbare Vorstellung hatte, waren in aller Munde. Grundsätzlicher Widerspruch gegen das System und zwar vorzugsweise gegen seine volkswirtschaftliche Seite, gegen den Merkantilismus, wurde nur von einer Seite, von einem Fremden erhoben. Nachdem zuerst 1773 der Abbé Raynal in seiner Histoire politique et philosophique des deux Indes die Monopole und die Regieverwaltung Friedrichs auf das schärfste verurteilt hatte, richtete jetzt Mirabeau seinen offenen Brief an Friedrich Wilhelm II., mit der stürmischen Aufforderung, zum Freihandel überzugehen, alle indirekten Steuern durch eine einzige Grundsteuer im Sinne der agrarischen Schulweisheit der Physiokraten zu ersetzen, das stehende Heer durch eine Bürgerwehr abzulösen, alle Adelsvorrechte und alle Monopole abzuschaffen. Mirabeaus großes Sammelwerk „De la monarchie prussienne", die ganz auf die Modetheorien des Verfassers zugespitzte, geistreiche Verarbeitung allerhand eiligst zusammengeraffter, höchst lückenhafter Nachrichten über die Verwaltung, Volks-

wirtschaft und Statistik des preußischen Staates, hat dann dem System Friedrichs des Großen durch acht Bände hindurch den Prozeß gemacht; ging es nach Mirabeau, so blieb von dem alten Preußen kein Stein auf dem anderen.

Derweil hatte Friedrichs Nachfolger seine Flickarbeit, seine restaurierende Tätigkeit begonnen. Man beseitigte die besonders unpopulären Einrichtungen, die französische Akziseverwaltung, die Kaffeeregie, das Tabaksmonopol. Man suchte die durch die Kabinettsregierung herbeigeführte Verbildung der Zentralverwaltung durch kleine Abhilfen zurückzubilden. Man glaubte, den auf den Untertanen lastenden Druck da und dort erleichtern, die straff gespannten Bande lockern zu können, und geriet dabei, zumal im Staatshaushalt, sehr bald auf eine abschüssige Bahn. Weitergehende Reformgedanken fanden keinen Raum. Wöllners einst dem Prinzen von Preußen entwickelte Vorschläge zur Hebung des Bauernstandes und zur Beschränkung der Adelsvorrechte blieben unausgeführt, ja unerörtert.

Ein grundsätzlicher Bruch mit den Überlieferungen der vorangegangenen Regierung vollzog sich nur auf dem einen Gebiete, das außerhalb des unmittelbaren Zusammenhanges der großen Verwaltungsmaschine lag, in der Kirchenpolitik. Hier erhob Wöllner gegen König Friedrich die Anklage, daß er in seinen Landen „den Hauptgrund zur Freidenkerei und zur Verachtung der christlichen Religion" gelegt habe, und ließ zur Verteidigung des Religionsediktes von 1788 die wundersame Mär in Umlauf setzen, Friedrich habe zuletzt seine Reue ausgesprochen und bekannt: „Gern gebe er seine schönste Bataille dafür zurück, daß er die Liebe zur Religion und die Moralität wieder so allgemein machen könnte, wie er sie bei seinem Regierungsantritt gefunden habe." Wöllners Urteil über Friedrichs Stellung zur Religion haben viele andere und Bessere geteilt, vor allen der Freiherr vom Stein. Aber ein gläubiger Christ, wie der General Leopold v. Gerlach hat sich auf das Zeugnis seines Vaters dafür berufen, daß Friedrich Wilhelms II. auswendige Religiosität, verbunden

mit einem sittenlosen Wandel, der Kirche mehr Schaden getan habe, als Friedrichs Irreligiosität.

Drei Jahre nach Friedrichs Tod schrieb Katharina II. angesichts der literarischen Angriffe gegen sein Andenken: „Es ist ohne Frage seltsam, mit welcher Subtilität man dem Ruhm und dem Namen Friedrichs II. zu schaden sucht, und das druckt und veröffentlicht sich in Berlin; dieser große Mann ist indes nicht ersetzt." Goethe drückte sich noch kräftiger aus, über die Hunde, die an des „größten Königs" Grube ihr Unwesen trieben.

Friedrich Wilhelm II. hat den Namen des „Vielgeliebten", mit dem man ihn begrüßt hatte, nicht lange behauptet. Bei dem Thronwechsel von 1797 wünschte man sich, die Zeiten Friedrichs des Großen wieder anbrechen zu sehen, wie man elf Jahre zuvor die Zeit des ersten Friedrich Wilhelm zurückgesehnt hatte. Nun spottete einer von Friedrichs Verkleinerern, sein ehemaliger Flügeladjutant Berenhorst: ein Sukzessor, wie Friedrich Wilhelm II. gehöre wesentlich zu Friedrichs glücklichen Gestirnen: zu dem jetzigen Unkenruf der Skribler und Rhetoren von der übermenschlichen Größe Friedrichs sei eine Hauptursache dieser Nachfolger, „den man sehnlich herbeiwünschte, von dem man sich viel, gar zu viel versprach, und der so wenig leistete".

Nicht im Namen Friedrich Wilhelms I., nicht im Zeichen der Vergangenheit hätte gegen Friedrichs Werk der Angriff eröffnet werden dürfen. Die Gegner, mit denen sich die alte Monarchie auseinandersetzen mußte, waren die jungen Mächte der Zukunft, die Ideen, die, auf französischem Erdreich ausgesät und aufgesproßt in der Revolution von 1789 ihr Haupt erhoben und sich in Frankreich alsbald wenigstens teilweise durchsetzten. Es war ein Kampf großer, tiefliegender, schroff auseinanderstrebender Grundsätze, die in letzter Linie sich auf den einfachen Gegensatz von individueller Freiheit und staatlichem Zwang zurückführten. Das System des preußischen Staates, wie es Friedrich der Große zur schärfsten Anspannung, zur größten Vollendung gebracht hatte, ging auf Zentralisation in einer höchsten Spitze hinaus, auf Unterordnung des ein-

zelnen, der Gemeinden, der ständischen Körperschaften unter die Staatsbehörden, Unterordnung dieser Behörden unter den Souverän: wie zuvor das ständische Mitregiment durch die Bureaukratie, so war jetzt bis zu gewissem Grade die Bureaukratie durch die Kabinettsregierung mediatisiert worden; der Absolutismus war aufs äußerste gesteigert, auf die beiden Augen des Monarchen gestellt worden. Die französische Revolution gab fünf Jahre nach Friedrichs Tod in der Verfassung von 1791 den Gemeinden Selbstverwaltung, Befreiung von der Bevormundung der Staatsbehörden, den Behörden eine befestigte Stellung neben dem Staatsoberhaupt, einer Volksvertretung Selbständigkeit neben der Staatsregierung. Und wie die politische und administrative Sphäre war nach dem alten System auch das wirtschaftliche Leben nicht bloß der Aufsicht, sondern der unmittelbaren Leitung der Staatsgewalt unterworfen; in dem Merkantilismus hatte sich der Absolutismus seine wirtschaftliche Erscheinungsform gegeben. Die neue Theorie forderte ungehemmten Blutumlauf in dem wirtschaftlichen Organismus, weiten Spielraum für alle Kräfte, freien Wettbewerb der Individuen. Eben derselbe Individualismus verwarf die soziale Schichtung des alten Staatswesens, die Ordnung und Unterordnung der mit den Geburtsständen im wesentlichen sich noch deckenden Berufsstände, diese soziale Schichtung, die Friedrich, wie wir gesehen haben, auf das sorgfältigste gepflegt hatte. Sollte die alte, ständisch abgestufte Gesellschaftsordnung auch in Preußen fallen und einer einheitlichen staatsbürgerlichen Gesamtmasse Platz machen, dann fiel notwendig mit ihr auch die überlieferte Form der Steuerverfassung und der Wehrverfassung, wie sie kunstvoll und eng jener Scheidung der Stände und der mit ihr zusammenhängenden Scheidung von Stadt und Land angepaßt war.

Die Auseinandersetzung zwischen dem alten und neuen System, 1807 in Preußen begonnen, hat das ganze neunzehnte Jahrhundert durchzogen; denn mehr als hundert Jahre sind nach Friedrichs Tode dahingegangen, ehe ein so wesentlicher Teil des Reformprogramms von 1807, wie die Landgemeindeordnung, zur Ausführung gelangt war.

Das Ideal der Regierungskunst Friedrichs des Großen mußte in dem Maße erblassen, als das nachkommende Geschlecht sich das Wort des älteren Mirabeau aneignete, daß „die Wut zu regieren die verderblichste Krankheit der modernen Regierungen sei" — dieses Wort, das der junge Wilhelm von Humboldt 1792 seinem Versuch über die Grenzen der Staatswirksamkeit als Motto voranstellte. Der Zusammenbruch des alten Preußens am Tage von Jena und Auerstedt war diesseits und jenseits der preußischen Grenzen für viele der Beweis, daß das Fridericianische System völlig verfehlt gewesen sei. Ein französischer Schriftsteller hat sich damals gewundert, daß man Friedrich noch immer den Großen nenne. Als dann der Freiherr vom Stein den Staat neu aufzubauen begann, da konnte es nicht anders sein, als daß er, der alles Heil von „dem lebendigen, fest strebenden, schaffenden Geist" der Staatsbürger, von ihrer kräftigen Initiative und ihrem Selbstgefühl erwartete, daß Stein ein System verurteilte und beklagte, in welchem alles auf die Selbstregierung eines einzelnen berechnet gewesen sei, alle Kräfte den bewegenden Stoß von oben erwartet hätten. Gleichzeitig erhob in jenen Tagen der Fremdherrschaft Ernst Moritz Arndt seine leidenschaftlichen Anklagen gegen den undeutschen König, den Franzen-Affen, den Feind und Zerstörer der deutschen Verfassung, dessen Größe Deutschland zum Verderben und dessen Gedächtnis Deutschland zum Fluch geworden sei. Ein anderes Angriffsfeld wählte sich demnächst das Restaurationszeitalter. In ihrem prinzipiellen Gegensatz gegen die naturrechtliche Doktrin und gegen den in ihr wurzelnden aufgeklärten Absolutismus betrachtete Hallers „Restauration der Staatswissenschaften" das Fridericianische preußische Landrecht als den auffallendsten Beweis von dem unglücklichen Einfluß, den die unphilosophischen Irrtümer auch auf die Fürsten und ihre Umgebungen gehabt hätten.

Uns ist der Absolutismus einfach eine historische Erscheinung, der gegenüber wir lediglich fragen, was sie politisch geleistet hat. Und dann lautet die Antwort, daß der Absolutismus in Preußen wie anderwärts staatsbildende Kraft

in hervorragendem Maße bewährt und gerade bei uns eine in besonderem Maße pünktliche, einsichtige und zuverlässige Verwaltung geschaffen hat. Daß in seiner strengen und harten Schule das preußische Volk erst erzogen, ja erst geformt worden ist. Daß unter dem absoluten Regiment das brandenburgisch-preußische Heer zuerst gebändigt und dann zu einem unvergleichlichen Werkzeug ausgebildet worden ist, der landsässige Adel sich zuerst an Gehorsam gewöhnt und dann als treu und hingebend erprobt hat. Daß der Bauernstand zwar nicht aus seiner Abhängigkeit gelöst, aber in seinem Besitz gesichert, durch den Waffendienst allmählich zu Gemeinsinn erweckt und durch die persönliche Fürsorge des Monarchen mit Vertrauen zu dem Gerechtigkeitssinn der Landesherrschaft erfüllt, das Bürgertum zu Sparsamkeit, Fleiß und Unternehmungsgeist angeleitet worden ist. Daß erst der Absolutismus den Boden bereitet hat, dem dann zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts die Saat der Selbstverwaltung anvertraut werden konnte.

Daß das System des Absolutismus auch in Preußen bei den größten Leistungen offenbare Schwächen gehabt hat, ist unserer Betrachtung nicht entgangen. Wir verkennen nicht, daß in diesem System reiche Kräfte gebunden blieben, durch die allzu straffe Spannung erstickt wurden. Daß das System, zumal in seiner wirtschaftlichen Ausgestaltung, einseitig den Verhältnissen und Bedürfnissen der mittleren Provinzen, der geschlossenen Kernlande angepaßt war. Daß durch die Eigenart des Systems manche Aufgaben, welche die Reformpolitik des Königtums an sich gern gelöst hätte, gehemmt, ja unmöglich gemacht wurden. Daß die Überhöhung des Absolutismus, wie sie in der Kabinettsregierung erfolgte, bis zu gewissem Grade eine Desorganisation herbeiführte. Daß das System allzusehr auf die Persönlichkeit des Trägers zugeschnitten war. Der letzte Punkt trifft den Kern des Problems. Aber hat denn der große Mann nicht das mit ihm geborene Recht, seiner Wesensart die Form anzupassen, die Dinge sich zu unterwerfen, statt sich den Dingen? Jede gewaltige Energie braucht weiten Spielraum um sich durchzusetzen, sich zu erschließen und auszugeben.

Wer diese diktatorische Gewalt beklagen will, mit der noch jede große welthistorische Persönlichkeit die Schranken der Alltäglichkeit durchbrochen hat, dem ist für ein großes Geheimnis des geschichtlichen Lebens der Sinn verschlossen, der verkennt den stärksten Hebel des allgemeinen Fortschritts.

Einer unserer hervorragendsten Geschichtschreiber, Niebuhr, hat gesagt: „Es hat immer Menschen gegeben, welche an allem, was groß und schön war, Flecken aufsuchten oder sie anhefteten, und diese haben sich immer vor der Nachwelt verächtlich gemacht." Friedrich hat seine eigene Sache geführt in seiner Verteidigung Ludwigs XIV. gegen die Angriffe der Enzyklopädisten: „Die Fehler dieses Fürsten sind bekannt, und diese sogenannten Philosophen haben nicht einmal den kleinen Vorzug, sie zuerst aufgedeckt zu haben. Ein Fürst, der nur acht Tage regiert, wird ohne Zweifel Fehler begehen; um wieviel mehr ein Monarch, der sechzig Jahre seines Lebens auf dem Thron zugebracht hat." Es ist nicht abzusehen, wie Friedrich für seine Zeit die großen Leistungen, die er vollbracht hat, mit anderen Mitteln, als denen seines Systems hätte erzielen sollen. „Unsere Nation," sagte er, für seine Zeit mit vollem Recht, „hat das Auge des Herrn nötig, um aufgemuntert zu werden." Und auch Stein hat anerkannt, daß Friedrich, im Gegensatz zu Joseph II., von willkürlichem Umformen des Vorgefundenen weit entfernt gewesen sei. Wenn nach der eigenen Bemerkung Friedrichs für die historische Größe eines Menschen alles von dem Zeitpunkt abhängt, zu dem er auf die Welt kommt, so hat in seinem Falle der richtige Augenblick den richtigen Mann gefunden.

Versuchen wir nun, wieder nicht mit den Augen irgend eines vorangegangenen Geschlechts, sondern mit möglichst unbefangenem Blick das festzustellen, was sich, abgesehen von der Bedeutung Friedrichs des Großen für seine Zeit, bis heute als das dauernde Ergebnis seiner Lebensarbeit bezeichnen läßt; versuchen wir, was schon 1808 die Gerechtesten und Ruhigsten, wie Schleiermacher, als Aufgabe und Pflicht bezeichneten, das „Wesentliche und Bleibende" an seinem Werke von dem „Zufälligen" zu scheiden.

Friedrich hat die Erwerbung von Schlesien als die Epoche der Größe seiner Dynastie bezeichnet. Er hat noch jung sich rühmen dürfen, mehr als irgend ein anderer beigetragen zu haben zum Wachstum seines Hauses. Dieser Ruhm ist ihm geblieben. Er hat seinen Staat den entscheidenden Schritt tun lassen, ihn in den geschlossenen Kreis der alten Großmächte hineingeführt. Jeder spätere Zuwachs an Macht ist ein gradueller, nicht wieder ein spezifischer gewesen.

Mit dieser preußischen Großmacht war nun weiter die Voraussetzung und der feste Kern geschaffen zu dem deutschen Nationalstaat der Zukunft. Die neue europäische Großmacht Preußen war eine ausschließlich deutsche Großmacht, die deutsche Großmacht, die bisher in Europa gefehlt hatte; denn Österreich, mit undeutschem Besitz überladen, konnte, obgleich mit der Krone des Deutschen Reiches geschmückt, als deutsche Großmacht nicht gelten. Bis dahin war, wie ein preußischer Patriot von 1808, Süvern in seinen Königsberger Vorlesungen, gesagt hat, „die Mitte Europas leer, durch Preußen bekam sie Gehalt und Fülle und Konsistenz". Noch war die Einheit Deutschlands nicht begründet, aber ein großer innerdeutscher Einigungsprozeß hatte sich vollzogen. Der brandenburgisch-preußische Teil von Deutschland war ein so überwiegendes Bruchstück des Ganzen, daß dieser auf keinen einzelnen Volksstamm beschränkte, an keine landschaftliche Grenze gebundene Staat bereits ein Kleindeutschland, ein Neudeutschland darstellte. Derweil Österreichs territorialer Schwerpunkt sich aus Deutschland hinausschob, war Preußen immer mehr nach Deutschland hineingewachsen. Nicht ein großes nationales Zukunftsbild im Auge, nicht als bewußte Träger einer deutschen Mission, sondern immer von brandenburgisch-preußischen Gesichtspunkten ausgehend, hatten gleichwohl die Hohenzollern mit jeder ihrer Erwerbungen nicht bloß dem eigenen Vorteile, sondern auch der gemeinen Sache, dem Vorteile Deutschlands gedient: schon damals galt, daß Deutschland gewann, was Preußen erwarb, mochte es sich um das alte Ordensland und das schwedische Pommern, oder um Westpreußen und, wir dürfen es hinzufügen, um Schlesien handeln.

Noch war die Losung in Preußen nicht ausgegeben, zur Zeit und Stunde Deutschland unter preußischer Spitze zusammenzufassen; vielmehr hatte Friedrich seinen Nachfolgern den Rat erteilt, den Staat vor allem auf eine noch höhere Stufe der Macht zu erheben und dann erst an Glanz und Schimmer, an einen Titel, an die Kaiserkrone zu denken. Denn auch nach der Erwerbung von Schlesien und Westpreußen galt noch immer das Wort Friedrich Wilhelms I., daß der preußische Staat entweder zu klein oder zu groß sei. Wollte er inmitten der alten Mächte, inmitten so vieler Nachbarn seine hart erkämpfte Stellung und Geltung behaupten, so mußte der junge Staat wachsen, sich dehnen, sich abrunden.

Friedrich hat seinen Staat zu einer europäischen Großmacht, zu der deutschen Großmacht erhoben: er hat seinem Volke auch das für eine Großmacht unentbehrliche Selbstgefühl gegeben, hat von seinem eigenen starken Selbstgefühl den Seinen abgegeben. Das gewahrte Goethe an seinem Freunde Philipp Hackert, der als Preuße von Geburt „seinen Teil von der Glorie des großen Königs sich zueignete", nun aber auch durch „Tüchtigkeit, Strenge, Schärfe, Tätigkeit und Ausdauern" den Besten seines preußischen Volks ähnelte. Wer hatte vor Friedrichs Zeiten von einem preußischen Volke gesprochen? Die Märker hatten zu Anfang des Jahrhunderts gesträubt, den Namen eines fremden Stammes, den nach Bismarcks Ausdruck „damals ziemlich verschollenen" Namen der Preußen anzunehmen, und die Dynastie selber bezeichnete sich in den ersten hundert Jahren nach Annahme des preußischen Königstitels noch immer als das „Haus Brandenburg". Friedrich hatte von seinen Untertanen, vorab von seinen Offizieren und Soldaten verlangt, daß sie sich Preußen nennen sollten. Bald bedurfte es eines Gebotes nicht mehr. Die gemeinsamen Kämpfe und gemeinsamen Siege der unter dem preußischen Zepter vereinigten deutschen Stämme, die Siege der preußischen Waffen unter den schwarz-weißen Fahnen, hatten den preußischen Namen in allen Teilen der Monarchie jetzt volkstümlich gemacht. Man fühlte sich als ein Volk und fühlte sich als ein ruhmvolles Volk. Niemand hat dem

beredteren Ausdruck gegeben als Arndt, trotz seines Verdammungsurteils über das Werk Friedrich des Großen. Indem er in seinem „Geist der Zeit" feststellt, daß die meisten Deutschen, „Bürger kleiner Staaten", „Teilnehmer kleiner Verhältnisse, Geschäfte und Ansichten", Großes nicht zu verlieren gehabt und somit die Herrschaft der Fremden kaum als ein Unglück empfunden hätten, fährt er fort: „Anderes widerfuhr den Preußen. Sie hatten einen unsterblichen Namen, einen großen Ruhm verloren. Sie konnten ohne Ehre nicht mehr glücklich sein. Alle fühlten das Unglück, aber bitterer fühlten sie die Schande, sie trauerten, aber zürnten noch mehr." So konnte die Erinnerung an Friedrich bei der Jahrhundertfeier seines Geburtstags in trübster Zeit einem Fichte, einem Blücher die flammenden Worte eingeben, welche die Herzen der Hörer zu „starker und ernster Begeisterung" hinrissen. Und so hat Clausewitz eben damals, Anfang 1812, es ausgesprochen, wie von einem Staat mit dieser Vergangenheit ganz Europa erwarten müsse, „daß er sich noch einmal gegen eine völlige Unterdrückung und Vernichtung erheben und durch einen Kampf auf Leben und Tod Friedrichs Namen sich würdig zeigen werde".

In konzentrierter Kraft und Schärfe hat das preußische Selbstgefühl in dem Organ fortgelebt, durch das der große König dieses Selbstgefühl geschaffen hatte, in dem preußischen Heere. Was damals von den Preußen insgesamt gesagt wurde, galt von dem preußischen Offizier und Soldaten insbesondere: ein jeder eignete seinen Teil von der Glorie dieses Königs sich an, der sein pro gloria et patria in die preußischen Fahnen geschrieben, der mit seinem Heer in zwölf Kriegsjahren gegen eine Welt von Feinden das Feld behauptet und in härtester Bedrängnis bewährt hatte, daß er „mehr als ein großer Feldherr", daß er ein Held war. Und wußte nicht jeder im Heere bis zum jüngsten Rekruten, daß der Soldatenstand im Staate der erste war, weil er von dem Könige, der selber den Soldatenrock trug, vor allen anderen Ständen geschätzt wurde. Bereits durch Friedrich Wilhelm I. seinem Volke eingeflößt, ist der militärische Geist in Preußen

durch die überwältigenden Erfolge des Friedericianischen Heeres so erstarkt, daß er dem Staate bis auf den heutigen Tag gleichsam ein character indelebilis geblieben ist.

Mit Recht ist betont worden, daß die neue preußische Armee, wie sie Scharnhorst und Boyen gebildet haben, noch die unverkennbaren Grundzüge des Friedericianischen Zeitalters trug. So hat sich auch die Reform der Verwaltung, die Umgestaltung der Behörden im neunzehnten Jahrhundert ohne schroffen Bruch mit der Vergangenheit, ohne schroffe Preisgabe der Überlieferungen Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs II. vollzogen, und noch heute treten uns in der preußischen Verwaltung auf Schritt und Tritt Spuren jenes alten Systemes entgegen, die der Zeiten Flucht, die Wandlungen von 1807 und 1848 überdauert haben. Die Zähigkeit der alten Lebenskräfte, diese Widerstandsfähigkeit des im Heer und im Beamtentum eingewurzelten Geistes hat einst den Freiherrn vom Stein in einer Stunde zorniger Erregung zu der seitdem in mancherlei Variationen wiederholten Anklage gegen die Brandenburger hingerissen, daß sie doch eigentlich nur zu Korporals und Kalkulatoren gemacht seien. Wenn nun Friedrich die um die Mark Brandenburg sich ankristallisierenden Provinzen an der Elbe und der Oder als den festen und für die innere Politik maßgebenden Kern seiner Monarchie betrachtet hatte, so erinnern manche Erscheinungen in unserem Staats- und Gesellschaftsleben auch daran noch heute deutlich.

Auch in seiner Wirtschaftspolitik ist uns noch heute Friedrich mehr als eine tote historische Einnerung. In dem Maße, als gegen die lange behauptete Alleinherrschaft einer nationalökonomischen Doktrin sich während des letzten Menschenalters eine Reaktion geltend machte, erschloß sich, dank eindringender urkundlicher Studien, das Verständnis für die Ziele und Leistungen der von jener Doktrin verurteilten Friedericianischen Wirtschaftspolitik. Und die Praxis der Gegenwart hat an mehr als einem Punkte, wie in der inneren Kolonisation, an die Vorgänge des achtzehnten Jahrhunderts angeknüpft. Bei Erörterung agrarischer Tagesfragen ist Friedrich im Parteikampf geradezu als Zeuge angerufen worden. Sein Indu-

strieschutz darf nicht nach der mehr zufälligen Tatsache beurteilt werden, daß gerade seine Lieblingsschöpfung, die Berliner Seidenmanufaktur, unter veränderten Absatzverhältnissen ihre Tätigkeit wieder eingestellt hat; sein großes Verdienst bleibt, durch seine Bemühungen einen leistungsfähigen Großbetrieb und einen technisch ausgebildeten gewerblichen Arbeiterstand herangezogen und damit auch hier die festen Grundlagen für die spätere Entwicklung geschaffen zu haben.

Uns viel bewußter reicht in die Gegenwart hinein die Nachwirkung seiner im engeren Sinne geistigen Erbschaft: die der Nachwelt zum Gemeingut gewordene Erinnerung an die leuchtende Tatsache, daß Preußens größter König sich persönlich in den Dienst der Wissenschaft gestellt, den Künsten seine Huldigung dargebracht und den Grundsatz der Gewissensfreiheit als das Palladium seines Staates hingestellt hat, einen Grundsatz, der, wo er sich im Verlauf unserer Geschichte je gefährdet glaubte, an kein Tribunal wirksamer hat appellieren können, als an Friedrichs geharnischten Geist.

Das persönliche Verhältnis, das seine Nachfolger zu diesem Könige gesucht und gefunden haben, ist ein verschiedenes gewesen. Der Herrscher, der dem Genius Friedrichs voll warmer Bewunderung, Friedrichs Philosophie mit entschiedenem Widerspruch gegenüberstand, Friedrich Wilhelm IV. hat in entscheidender Stunde den Hinweis auf das Beispiel des Fridericianischen Heldentums und Wagemuts mit dem Eingeständnis abgelehnt: Er sei kein großer Regent. Nicht Heldengröße läßt sich im Erbgange vermachen; das eine Stück aber aus dem Vermächtnis des Heldenkönigs wird bindend bleiben für alle Erben seiner Krone ohne Unterschied: sein Beispiel der Treue und der Pflichterfüllung, sein Wort, daß der Fürst des Staates erster Diener sein soll.

Wenn einst die heute noch unmittelbar wahrnehmbaren Nachwirkungen der Lebensarbeit des großen Königs sich im Laufe der Zeiten mehr und mehr verflüchtigt haben werden, dann wird noch das Bild seiner ausgeprägten Persönlichkeit, wie sie in ungezählten Urkunden sich offenbart hat, die Teilnahme der kommenden Geschlechter fesseln: diese kraftvolle

und widerspruchsvolle Mischung der Temperamente, diese einzige Verbindung von Tatkraft und Besonnenheit, Feuer und Mäßigung, Entschlossenheit und Überlegung, jäher Impulsivität und zäher Ausdauer, von Schärfe und Weichheit, Leichtherzigkeit und Sentimentalität, Spott und Frömmigkeit, von tiefer Verschlagenheit und herber Wahrhaftigkeit, von Talent und Charakter, Genialität und Selbstzucht. Den Dämon in seiner Brust behielt er in seiner Gewalt und wußte doch in derselben Brust in der härtesten Not unauslöschliche Gluten moralischen Widerstandes anzufachen, aus der Tiefe seiner Seele unüberwindliche Hilfsmächte zu Schutz und Trutz aufzubieten. Eine ästhetisch angelegte, genußfähige, dem eigenen Geständnis nach epikureisch gerichtete Natur, das echte Kind des schöngeistigen Jahrhunderts, trat aus sich heraus und nahm Heldengestalt an und bewährte das antike Wort, daß das die edelsten Seelen sind, die bei voller Empfänglichkeit für den Genuß und klarer Vorstellung von bevorstehenden Mühsalen und Opfern sich doch nicht verleiten lassen, den Gefahren aus dem Wege zu gehen. Und also ist es dann geschehen, daß dieses achtzehnte Jahrhundert, das politisch und militärisch als ein Zeitalter der Erschlaffung begonnen hatte, einen Lebenslauf heraufführte, von dem ein Zuschauer gesagt hat, daß künftige Geschlechter seine Geschichte eher für ein Heldengedicht, als für eine wahre Erzählung wirklich geschehener Dinge halten würden.

„Die Stärke der Staaten beruht auf den großen Männern, welche die Natur ihnen zur rechten Stunde geboren werden läßt" — in diesen Worten hat Friedrich seine Auffassung von der Bedeutung der Persönlichkeit für die Geschichte niedergelegt. Seine eigene Geschichte bestätigt seinen Ausspruch.

Druck der
Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger
Stuttgart und Berlin

Reinhold Koser

Geschichte Friedrichs des Großen

Vierte Auflage

(in Vorbereitung)

Drei Bände

Der erste Band erscheint voraussichtlich im Januar 1912

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger
Stuttgart und Berlin

Generalfeldmarschall Graf von Blumenthal, Tagebücher aus den Jahren 1866 und 1870/1871

Herausgegeben von Albrecht Graf von Blumenthal. Mit zwei Porträts und einem Brief Kaiser Friedrichs in Faksimile-Druck Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.50

Heinrich Friedjung, Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland 1859—1866

2 Bände. 8. Auflage. Mit 9 Karten
Geh. M. 24.—, Halbfrzbd. M. 28.—

— **Der Krimkrieg und die österreichische Politik** Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

— **Österreich von 1848 bis 1860.** In 2 Bänden

Band 1. **Die Jahre der Revolution und der Reform 1848 bis 1851.** 3. Auflage Geh. M. 11.50, Halbfrzbd. 14.—
(Band 2, 1. Hälfte in Vorbereitung)

Erich Marcks, Bismarck. Eine Biographie

Band 1. **Bismarcks Jugend. 1815—1848**
13.—15. Auflage. Mit zwei Bildnissen
Geh. M. 7.50, Lnbd. M. 9.50
Halbpergbd. M. 10.—, Halbfrzbd. M. 10.—

Veit Valentin, Fürst Karl Leiningen und das deutsche Einheitsproblem

Mit einem Bildnis des Fürsten Leiningen
Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—, Halbfrzbd. M. 6.—

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

H&SS
A
5786

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 13 12 22 07 006 0